3.88

CONCORDIA UNIVERSITY
PT2374.A11921 C001 V003
SAMTLICHE WERKE LEIPZIG
3 4211 000084600

Gottfried Keller

Sämtliche Werke

Achter Teil

Gottfried Keller

Sämtliche Werke in vierzehn Teilen

Herausgegeben von Conrad Höfer

Achter Teil

Der grüne Heinrich. IV

Leipzig / Hesse & Becker Verlag

34447
PZ
2374
.A1
1921
v.3

Der grüne Heinrich

Roman

von

Gottfried Keller

IV

STUDENTS LIBRARY
CONCORDIA TEACHERS COLLEGE
RIVER FOREST, ILLINOIS

Leipzig / Hesse & Becker Verlag

833.88
K29
v.3

STUDENTS LIBRARY
CONCORDIA TEACHERS COLLEGE
RIVER FOREST, ILLINOIS

14,318

Inhalt

	Seite
Erstes Kapitel: Der borghesische Fechter	7
Zweites Kapitel: Vom freien Willen	16
Drittes Kapitel: Lebensarten	24
Viertes Kapitel: Das Flötenwunder	42
Fünftes Kapitel: Die Geheimnisse der Arbeit	62
Sechstes Kapitel: Heimatsträume	84
Siebentes Kapitel: Weiterträumen	97
Achtes Kapitel: Der wandernde Schädel	110
Neuntes Kapitel: Das Grafenschloß	121
Zehntes Kapitel: Glückswandel	136
Elftes Kapitel: Dortchen Schönfund	150
Zwölftes Kapitel: Der gefrorne Christ	164
Dreizehntes Kapitel: Das eiserne Bild	185
Vierzehntes Kapitel: Die Rückkehr und eine Ave Cäsar	213
Fünfzehntes Kapitel: Der Lauf der Welt	227
Sechzehntes Kapitel: Der Tisch Gottes	237
Nachwort	252

Erstes Kapitel

Der borghesische Fechter

Auf dem niedrigen Ofen meines Arbeitszimmers stand eine fast drei Fuß hohe Gipsfigur des borghesischen Fechters. Der Abguß war vorzüglich, obschon etwas angebräunt; denn er stammte von einem früheren Insassen her und ging von einem Nachfolger zum andern. Jeder übernahm den rüstigen Kämpfer gegen eine Entschädigung an die Wirtsleute, die so von der Arbeit des wackern Agasias nach zweitausend Jahren noch einen periodischen Nutzen zu ziehen wußten.

Als meine Augen von der Türe, hinter welcher Erikson und Reinhold mit ihren Frauen verschwunden waren, hinwegglitten, fielen sie auf den daneben stehenden Fechter und blieben an dem schönen Bildwerke haften. Ich trat ihm näher wie einem willkommenen Hausgenossen in einsamer Stunde und schaute ihn zum ersten Male vielleicht recht an. Rasch räumte ich Bilder und Staffeleien weg, rückte sie an die Wände, trug die Figur in die Mitte des Zimmers auf ein Tischchen und stellte sie ins Licht. Ein helleres Licht ging aber trotz dem geräucherten Zustande von dem Bilde aus, in welchem das Leben im goldenen Zirkel von Verteidigung und Angriff sich selbst erhielt. Von der erhobenen Faust des linken Armes über die Schultern weg bis zur gesenkten des rechten, von der Stirn bis zur Zehe, dem Nacken bis zur Ferse wallte von Muskel zu Muskel, von Form zu Form die Bewegung, der Schritt aus der Not zum Siege oder zum rühmlichen Untergange. Und welche Formen in ihrer Ver-

schiedenheit! Alle diese Organe glichen einer kleinen Republik von Wehrmännern, welche von einem Willen beseelt vorandrangen, um ihren Verband gegen die Zerstörung zu schützen.

Unversehens suchte ich einen reinen Bogen Papier, spitzte einen Kohlenstengel sorgfältig zu und begann mich in den Umrissen dieses und jenes Gliedes zu versuchen, dann, als hiemit nicht viel herauskommen wollte, den linken Arm bis in die Achselhöhle und die von da fortlaufende Bewegung bis in die linke Weichengegend hastiger in ganzer Form rasch zu packen; aber die Hand war ungeübt hiefür, und erst als die Kohle sich etwas abgestumpft hatte, wollte der Strich von selbst leibhafter werden und ein gewisses Leben in die Finger fahren. Aber nun war das Auge nicht gewöhnt, angesichts der menschlichen Gestalt der Hand rasch genug vorzuleuchten; ich mußte aufstehen und die Begrenzungen und Übergänge genauer untersuchen und, weil ich doch schon zu alt war, in einsichtsloser Art fortzufahren, über die Dinge und ihren Zusammenhang nachdenken.

So brachte ich in ein paar Tagen die ganze Figur leidlich zustande, drehte sie und bezwang sie auch von den übrigen Seiten. Da fiel mir plötzlich ein, sie in Gedanken aufzurichten und den Fechter in ruhender Stellung zu zeichnen, gleichsam als Probe der erworbenen Kenntnis. An dem anatomisch gut gearbeiteten Vorbilde hatte ich wohl gesehen, was als Knochen oder Muskel, Sehne oder Gefäß sich darstellte; als es nun aber galt, alles dies in seine veränderte Lage und Form zu bringen, mangelte mir jeder bestimmte Einblick in den Zusammenhang dessen, was unter der Haut ist und vor sich geht, und da es sich nicht um eine unklare freche Skizzierung handeln konnte, die hier keinen Zweck gehabt hätte, so sah ich mich genötigt, den Stift wegzulegen.

Das begab sich in einem Augenblicke, wo ich schon so manches Jahr der Kunst beflissen gewesen und einem ersten Abschluß zusteuern sollte. Ich hätte diesen Erfolg genau

vorausſehen können, eh ich den Stift angeſetzt, und wie ich nun, die Hände im Schoß, über meine Torheit nachſann, wunderte ich mich darüber, daß ich einſt nicht die Darſtellung des Menſchen zum Berufe gewählt hatte anſtatt ſeines bloßen landſchaftlichen Wohn- und Schauplatzes. Und als ich über dieſe unheimliche Zufälligkeit weiter nachdachte, verwunderte ich mich aufs neue, wie es überhaupt möglich geweſen ſei, daß ich, noch in den Kinderſchuhen ſtehend, meinen unberatenen Willen ſo leicht habe durchſetzen können in einer das ganze lange Leben beſtimmenden Sache. Ich war noch nicht über die Jugendidee hinaus, daß eine ſolche Selbſtbeſtimmung im zarteſten Alter das Rühmlichſte ſei, was es geben könne; allein es begann mir jetzt doch unerwartet die Einſicht aufzugehen, das Ringen mit einem ſtreng bedächtigen Vater, der über die Schwelle des Hauſes hinauszublicken vermag, ſei ein beſſeres Stahlbad für die jugendliche Werdekraft als unbewehrte Mutterliebe. Zum erſten Male meines Erinnerns ward ich dieſes Gefühles der Vaterloſigkeit deutlicher inne, und es wallte mir augenblicklich heiß bis unter die Haarwurzeln hinauf, als ich mir raſch vergegenwärtigte, wie ich durch das Leben des Vaters der frühen Freiheit beraubt, vielleicht gewaltſamer Zucht unterworfen, aber dafür auch auf geſicherte Wege geführt worden wäre. Indem ich bei dieſer Vorſtellung von Sehnſucht und Widerſpruch, von einem mir unbekannten, aber ſüßen Gefühle des Gehorſams und trotziger Freiheitsluſt gleichzeitig erglühte, ſuchte ich die mir faſt gänzlich verwiſchte Geſtalt heraufzuführen, vermochte es aber im Wogen der Gedanken zuletzt nur durch das Auge der Mutter, wie ſie den Abgeſchiedenen im Traume geſehen.

Im Verlaufe der Zeit hatte ſie nämlich wiederholt, aber immer nur nach jahrelangen Unterbrechungen, vom Vater geträumt, vielleicht zwei oder drei Male, gleichſam zum Wahrzeichen, wie ſelten ſolche geheimnisvolle Lichtblicke tiefſten Glückes uns vergönnt ſind. Jedesmal aber hatte ſie am Morgen das Begebnis, das nach langem Ausbleiben ſo un-

erwartet gekommen, mit dankbarer Freude erzählt und die Art und Weise der Erscheinung beschrieben.

So war es ihr einst im Schlafe, als ergehe sie sich an einem Sonntage mit dem verstorbenen Gatten im Freien, wie ehmals; aber sie fand ihn doch nicht sich zur Seite, sondern sah ihn plötzlich aus der Ferne herkommen auf einer unabsehbaren Feldstraße. Er war sonntäglich fein gekleidet, trug aber ein schweres Felleisen auf dem Rücken; in der Nähe angelangt, stand er still, nahm den Hut vom Kopfe und wischte den Schweiß von der Stirne; dann winkte er liebevoll gegen die Mutter und sagte mit wohltönender Stimme: „Es ist weit, weit zu gehen!“ worauf er an seinem Stabe rüstig weiterwanderte, bis er ihren Augen entschwand. Dieses Gesicht, welches ihr statt eines Ausruhenden einen mit belastetem Rücken in unendliche Fernen Dahinziehenden gezeigt, hatte die Mutter bei näherem Nachdenken traurig gemacht, da sie ohne Aberglauben oder Traumdeuterei doch die Empfindung oder Vorstellung von einer großen Mühsal erlitt, in welcher sich der Abgeschiedene bewege.

Mir hingegen erweckte jetzt das Gedenken dieses unverdrossenen Wanderns des freundlichen Geistes durch die unbekannte Ewigkeit eher das vorbildliche Anschauen eines nicht zu brechenden Lebensmutes, des rastlosen Verfolgens eines Zieles. Ich sah den Mann selbst dahinschreiten und mir zuwinken, und als das Bild allmählich sich von der Tafel der Erinnerung löste und verschwand, sagte ich mir entschlossen: Was kann es helfen! Du darfst nicht länger säumen und mußt die fehlende Kenntnis nachholen!

Ich nahm mir also vor, mich unverweilt an das Studium der Anatomie zu machen, soweit dieselbe wenigstens zu Verständnis und Darstellung der menschlichen Gestalt unentbehrlich ist; und da die öffentliche Kunstschule zwar etwelche unvollkommene Gelegenheit hiefür bot, ich aber nicht zu ihren Angehörigen zählte, so suchte ich sofort einen jener Studierenden auf, die mir in dem unsinnigen Duellhandel mit Ferdinand Lys beigestanden. Es war ein der Medizin

Beflissener, dem Ende seiner Studienzeit entgegengehend und fast nur noch in den Krankensälen, sowie an den Operationstischen tätig. Sogleich bereit, mir seine anatomischen Atlanten und Bücher zu leihen und mich vorderhand in ein Hörzimmer der Knochenlehre zu führen, riet er mir jedoch nach einigem Besinnen, mit ihm die soeben beginnenden Vorträge über Anthropologie zu besuchen, die von einem vortrefflichen Lehrer gehalten würden. Er selbst, bemerkte er, gehe hin, nicht um der längst zurückgelegten Lehrstufe willen, sondern wegen der ausgezeichneten Form und des geistigen Gehaltes jener Vorlesungen, welche an sich ein lehrreicher Genuß seien. Übrigens, wie der Anatom ein rückwärtsgehender, sozusagen abtragender Bildhauer zu nennen sei, so gehe der bildende Künstler am besten auf dem entgegengesetzten Wege nicht nur von dem Knochengerüste, sondern von der allgemeinen Anschauung des Organischen und seines Werdens aus, und habe er den Einzug der Sinne in das Gezelt der ehrlichen Menschenhaut mit angesehen, so werde er zwar hiedurch kein Michelangelo werden, wenn es nicht sonst in ihm stecke, aber es könne andere, jetzt verloren gegangene Fakultäten vergangener Zeiten ersetzen.

Ich sah den kundigen Landsmann nun erst recht an und glaubte kaum, daß der Sprecher der gleiche sei, der mir vor Wochen so bereitwillig ein Loch in die Haut eines Menschen wollte stechen helfen. Wenn junge Leute, die sich bei leichtsinnigem Treiben befreundet, nachher ernstere Eigenschaften aneinander entdecken, so gereicht ihnen das immer zur Genugtuung, welche gern einem entschiedenen Einflusse stattgibt. Ich zögerte daher nicht, dem Ratgeber zu folgen, und betrat mit ihm das weitläufige Universitätsgebäude, auf dessen Treppen und Flüren die eigentliche Staatsjugend der verschiedensten Länder durcheinanderströmte. In dem betreffenden Hörsaale waren die Bänke noch leer. Die kahle Wand, die schwarze Tafel an derselben, die zerschnittenen und bekleckten Tische, alles erinnerte mich beinahe beklemmend an die Schulstube, die ich seit so vielen Jahren schon nicht mehr

gesehen. Das unterbrochene Lernen fiel mir aufs Herz und machte mir zumut, als ob ich, auf einer dieser Bänke sitzend, plötzlich aufgerufen und beschämt werden könnte; denn ich dachte nicht daran, daß hier jeder in vollkommener Freiheit lebe für eine Spanne Zeit, keiner auf den andern sehe und jedem der Tag seiner Abrechnung noch in der Zukunft schlummere. Doch allmählich füllte sich der Saal, und mit Verwunderung überschaute ich die gedrängte Versammlung. Neben einer Menge junger Leute meines Alters, welche rücksichtslos ihre Plätze einnahmen und behaupteten, erschienen manche in vorgerückteren Jahren, gut oder schlecht gekleidet, die schon stiller und bescheidener unterzukommen suchten; und sogar einige alte Herren mit weißem Haar, selbst rühmliche Lehrer, nahmen entlegene Seitenplätze ein, um zu suchen, was es noch zu lernen gebe. Da ahnte ich freilich meine Beschränktheit, in der ich gewähnt, daß gerade in den Räumen der Wissenschaft das Lernen für irgend jemanden eine Schande sei.

So mochten über hundert Zuhörer versammelt sein, welche des Vortragenden harrten, als derselbe unversehens in die Türe trat, rasch nach seinem Känzelchen eilte und dort mit anständiger Anrede begann, das Bild unserer Leiblichkeit und ihrer Lebensbedingungen zu entwerfen, wie es der damaligen Wissenschaft entsprach, die wie gewöhnlich den bisher denkbar höchsten Stand soeben erstiegen hatte. Allein dergleichen Prunk kehrte er keineswegs hervor, sondern führte seine Hörer mit ruhig und klar ohne irgendeinen Anstoß dahinfließender Rede durch das wohlgeordnete Gebiet, ohne Übereilung sowie ohne unnützen Aufenthalt, ohne das Überraschende oder etwa notgedrungen Witzige mit Reklamen der Gebärde oder des Wortes anzukündigen und zu begleiten.

Auf mich wirkte schon die erste Stunde so, daß ich den Zweck, der mich hergeführt, und alles vergaß und allein gespannt war auf die zuströmende Erfahrung. Hauptsächlich beschäftigte mich alsobald die wunderbar scheinende Zweckmäßigkeit der Einzelheiten des tierischen Organismus; jede

neue Tatsache schien mir ein Beweis zu sein von der Scharfsinnigkeit und Geschicklichkeit Gottes, und obgleich ich mir mein Leben lang die Welt nur als vorgedacht und erschaffen vorgestellt hatte, so dünkte mich nun bei diesem ersten Einblicke, als ob ich bisher eigentlich gar nichts gewußt hätte von der Erschaffung der Kreatur, dagegen jetzt mit der tiefsten Überzeugung wider jedermann das Dasein und die Weisheit des Schöpfers behaupten könne und wolle. Aber nachdem der Lehrer die Trefflichkeit und Unentbehrlichkeit der Dinge auf das schönste geschildert, ließ er sie unvermerkt in sich selbst ruhen und so ineinander übergehen, daß die ausschweifenden Schöpfergedanken ebenso unvermerkt zurückkehrten und in den geschlossenen Kreis der Tatsachen gebannt wurden. Und wo ein Teil noch unerklärlich war und in die Dämmerung zurücktrat, da holte der Redner ein helles Licht aus dem Erklärten und ließ es in jene Dunkelheit glänzen, so daß der Gegenstand wenigstens unberührt und jungfräulich seiner Zeit harrte, wie eine ferne Küste im Frühlichte. Selbst da, wo er entsagen zu müssen glaubte, tat er dies mit der überzeugenden Hinweisung, daß doch alles mit rechten Dingen zuginge und in der Grenze des menschlichen Wahrnehmungsvermögens keineswegs eine Grenze der Folgerichtigkeit und Sicherheit der Naturgesetze läge. Hiebei brauchte er keinerlei gewaltsame Reden und vermied gewisse theologische Ausdrücke so sorgfältig wie den Widerspruch dagegen. Die Voreingenommenen merkten auch von allem nichts und schrieben unverdrossen nieder, was ihnen zweckdienlich schien für Eigenliebe und aufzustellende Meinungen, während die Unbefangenen alle Hintergedanken fahren ließen und bei des Lehrers klugen Wendungen mit frohem Sinne die Achtung vor dem reinen Erkennen lernten.

Auch in mir traten die willkürlichen Voraussetzungen und Nutzanwendungen bald in den Hintergrund, ohne daß ich wußte, wie es geschah, als ich mich den Einwirkungen der einfachen oder reichen Tatsachen hingab; das Suchen nach Wahrheit ist ja immer ohne Arg, unverfänglich und schuld-

los; nur in dem Augenblicke, wo es aufhört, fängt die Lüge an bei Christ und Heide. Ich versäumte keine Stunde in dem Hörsaal. Wie ein Alp fiel es mir vom Herzen, als ich nun doch noch etwas zu lernen anfing; das Glück des Wissens gehört auch dadurch zum wahren Glücke, daß es einfach und rückhaltlos und, ob es früh oder spät eintritt, immer ganz das ist, was es sein kann; es weiset vorwärts und nicht zurück und läßt über dem unabänderlichen Leben des Gesetzes die eigene Zerbrechlichkeit vergessen.

Ich wurde von Wohlwollen gegen den beredten Lehrer erfüllt, von dem ich nicht gekannt war; denn es ist wohl nicht die schlimmste Eigenschaft des Menschen, wenn er für geistige Guttaten dankbarer ist als für leibliche, und zwar in dem Maße, daß die Dankbarkeit wächst, je weniger selbst die geistige Wohltat irgendeinen unmittelbaren äußerlichen Nutzen mit sich bringt. Nur wenn leibliches Wohltun so beschaffen ist, daß es Zeugnis gibt von einer geistigen Kraft, welche dem Empfänger wiederum zu einer moralischen Erfahrung wird, erreicht seine Dankbarkeit eine schönere Höhe, die ihn selber veredelt. Die Überzeugung, daß reine Tugend und Güte irgendwo sind, ist ja die beste, die uns werden kann, und selbst die Seele des Lasterhaften reibt sich vor Vergnügen ihre unsichtbaren dunklen Hände, wenn sie wahrnimmt, daß andere für sie gut und tugendhaft sind.

Indem die Lehre von unserer Menschennatur sich zusehends abrundete, bemerkte ich nicht ohne Verwunderung, wie die Dinge neben ihrer sachlichen Form in meiner Einbildung zugleich eine phantastisch typische Gestalt annahmen, welche zwar die Kraft des Vorstellens in den Hauptzügen erhöhte, hingegen das genauere Erkennen des Einzelkleinen gefährdete. Das rührte von der Gewöhnung des malerischen Bildwesens her, die sich jetzt einmischte, wo das Gedankenwesen herrschen sollte, während dieses sich wiederum an die Stelle drängte, die jenem gebührte. So sah ich den Kreislauf des Blutes gleich in Gestalt eines prächtigen Purpurstromes, an welchem wie ein bleiches Schemen das weißgraue Nervenwesen

saß, eine gespenstische Gestalt, die, in den Mantel ihrer Gewebe gehüllt, begierig trank und schlürfte und die Kraft gewann, sich proteusartig in alle Sinne zu verwandeln. Oder ich sah die Millionen sphärischer Körper, welche ebenso ungezählt und dem bloßen Auge ebenso unsichtbar wie die Heerscharen der Himmelskörper, das Blut bilden, durch tausend Kanäle dahinstürmen und auf ihren Fluten unaufhörlich die Blitze des Nervenlebens einherfahren in Zeiträumen, die im Auge der Weltordnung ebensolange oder so kurz sind wie diejenigen, welche die Sterne zu ihrer Wanderschaft und Geschicksерfüllung bedürfen. Auch die Wiederholung der ungeheuren Vielzahl und Zusammengesetztheit der ganzen kosmischen Natur in jedem einzelnen hinfälligen Schädelrunde dehnte sich mir zu der ungeheuerlichen Vorstellung aus, als ob ein monadenkleines Forscherlein tief im Gehirne sitzen und ebenso leicht sein Fernrohr durch freie Räume richten könnte, wie der Astronom das seine durch den Weltäther, trotz aller scheinbaren Dichtigkeit der Materie im erstern Rundgebiete; ja vielleicht sei das Oszillieren der Nervenmassen des Gehirns nichts anderes als das wirkliche Wandern der Gedanken- oder Begriffskörperchen durch die Räume der Hemisphären, und was dergleichen Späße mehr waren.

Doch der Ernst des Lehrers und die ebenmäßige Ruhe seiner Rede überwanden schließlich solche Störungen und stellten eine Aufmerksamkeit her, die bis zum Schlusse andauerte, hier aber einer gewissen Betroffenheit Platz machte. Denn nachdem er die Lehre von der Sinnesentwicklung mit der Entstehung des menschlichen Bewußtseins abgeschlossen, endigte er, aus seiner Zurückhaltung heraustretend, mit der unverhohlenen Bestreitung der Existenz eines sogenannten freien Willens. Er tat es mit wenigen gemäßigten Worten, die, wenn auch sanft und friedlich, doch keineswegs triumphierend oder selbstzufrieden tönten; vielmehr klang ein so herbes Entsagen deutlich hindurch, daß ich mich sofort dagegen auflehnte, da die Jugend nie gewillt ist, etwas für gut und köstlich Geltendes so leicht dahinzugeben.

Zweites Kapitel

Vom freien Willen

Je höher der Mann in meiner Achtung stand, um so eifriger machte ich mir zu schaffen, die geliebte Freiheit des Willens, welche ich von jeher zu besitzen und tapfer auszuüben glaubte, wiederherzustellen. Unter den wenigen Gegenständen, die sich aus jenen Tagen erhalten, gibt es noch ein kleines Schreibbuch. Es enthält einige hastige Aufzeichnungen, und ich lese die mit Bleistift beschriebenen Seiten jetzt mit bescheideneren Gefühlen, aber nicht ohne Rührung wieder:

„Die Verneinung des Professors ist es an sich nicht, die mich abstößt oder erschreckt. Es gibt eine Redensart, daß man nicht nur niederreißen, sondern auch wissen müsse aufzubauen, welche Phrase von gemütlichen und oberflächlichen Leuten allerwegs angebracht wird, wo ihnen eine sichtende Tätigkeit unbequem entgegentritt. Diese Redensart ist da am Platze, wo obenhin abgesprochen oder aus törichter Neigung verneint wird; sonst aber ist sie ohne Verstand. Denn man reißt nicht stets nieder, um wieder aufzubauen; im Gegenteil, man reißt recht mit Fleiß nieder, um freien Raum für Licht und Luft zu gewinnen, welche überall sich von selbst einfinden, wo ein sperrender Gegenstand weggenommen ist. Wenn man den Dingen ins Gesicht schaut und sie mit Aufrichtigkeit behandelt, so ist nichts negativ, sondern alles ist positiv, um diesen Pfefferkuchenausdruck zu gebrauchen.

Wenn die Freiheit des Willens nun bei den untern Stufen unsers Geschlechtes und verwahrlosten Einzelnen auch nicht vorhanden war, so mußte sie sich doch einfinden und entwickeln, sobald die Frage nach ihr sich einfand, und wenn Voltaires Trumpf: Gäbe es keinen Gott, so müßte man einen erfinden! eher eine Blasphemie als eine ‚positive' gute Rede war, so verhält es sich nicht also mit der Willensfreiheit, und hier dürfte man nach Menschenpflicht und -recht

sagen: Lasset uns diese Freiheit schaffen und in die Welt bringen!

Die Schule des freien Willens kann man am füglichsten mit einer Reitbahn vergleichen. Der Boden derselben ist das Leben dieser Welt, über welches auf gute Manier hinwegzukommen es sich handelt, und er kann zugleich den festen Grund der Materie vorstellen. Das wohlgeartete und geschulte Pferd ist das besondere, immer noch materielle Organ, der Reiter darauf der gute menschliche Wille, welcher jenes zu beherrschen und zum freien Willen zu werden trachtet, um auf edlere Weise über jenen derben Grund hinwegzukommen; der Stallmeister endlich mit seinen hohen Stiefeln und seiner Peitsche ist das moralische Gesetz, das aber einzig und allein auf die Natur und Gestalt des Pferdes gegründet ist und ohne dieses gar nicht vorhanden wäre. Das Pferd aber würde ein Unding sein, wenn nicht der Boden existierte, auf welchem es traben kann, so daß also sämtliche Glieder dieses Kreises durcheinander bedingt sind und keines sein Dasein ohne das andere hat, ausgenommen den Boden der Materie, welcher daliegt, ob jemand darüber reite oder nicht. Nichtsdestoweniger gibt es gute und schlechte Reitschüler, und zwar nicht allein nach der körperlichen Befähigung, sondern vorzüglich auch infolge des entschlossenen Zusammennehmens. Den Beweis liefert das erste beste Reiterregiment, das uns über den Weg reitet. Die Scharen der Gemeinen, welche keine Wahl hatten, mehr oder weniger aufmerksam zu lernen, und nur durch eine eiserne Disziplin in den Sattel gewöhnt wurden, sind alle beinahe gleich zuverlässige Reiter; keiner zeichnet sich besonders aus und keiner bleibt zurück, und um das Bild eines ordentlichen Schlendrians des Lebens zu vollenden, kommen ihnen die zusammengedrängten und in die Reihe gewöhnten Pferde auf halbem Wege entgegen; und was etwa der Reiter versäumen sollte, tut sein Organ, das Pferd, von selbst. Erst wo dieser Zwang und Schlendrian, das bitter Notwendige der Masse aufhört, beim löblichen Offizierskorps, gibt es sogenannte

gute Reiter, schlechtere und vorzügliche Reiter; denn diese haben es in ihrer Gewalt, über das geforderte Maß hinaus mehr oder weniger zu leisten. Das Ausgezeichnete und Kühne, was der Gemeine erst im Drange der Schlacht, in unausweichlicher Gefahr und Not unwillkürlich und unbewußt tut, die großen Sätze und Sprünge übt der Offizier alle Tage zu seinem Vergnügen, aus freiem Willen und sozusagen theoretisch; doch fern ist es von ihm, daß er deswegen allmächtig sei und nicht trotz allem Mute und aller Kraft einmal abgeworfen oder von seinem allzu widerspenstigen Tiere bewogen werden könne, durch ein anderes Sträßlein zu reiten, als er gewollt hat.

Wird aber der Steuermann, um auf ein anderes Bild zu kommen, zufälliger Stürme wegen, die ihn verschlagen können, der Abhängigkeit wegen von günstigen Winden, wegen schlechtbestellten Fahrzeuges und unvermuteter Klippen, wegen verhüllter Leitsterne und verdunkelter Sonne sagen: ‚Es gibt keine Steuermannskunst!‘ und es aufgeben, nach bestem Vermögen sein vorgesteckes Ziel zu erreichen?

Nein, gerade die Unerbittlichkeit, aber auch die Folgerichtigkeit der tausend ineinandergreifenden Bedingungen müssen uns reizen, das Steuer nicht fahren zu lassen und wenigstens die Ehre eines tüchtigen Schwimmers zu erkämpfen, welcher in möglichst gerader Richtung über einen stark ziehenden Strom schwimmt. Nur zwei werden nicht hinübergelangen: derjenige, der sich nicht die Kraft zutraut, und der andere, der vorgibt, er brauche gar nicht zu schwimmen, er wolle fliegen und nur noch warten, bis es ihm recht gefalle.

Ja, ein verantwortlichkeitsschwangeres Wesen treibt in den Dingen und kräuselt den Spiegel der ruhigen Seele: die Frage nach einem gesetzmäßigen freien Willen ist zugleich in ihrem Entstehen die Ursache und Erfüllung desselben, und wer einmal diese Frage getan, hat die Verantwortung für eine sittliche Bejahung auf sich genommen!“

Ich erinnere mich, daß es im Monat August und in

abgelegener Gegend eines öffentlichen Parkes war, als ich diese Worte schrieb. Von ihrem Gewichte nicht gerade niedergedrückt, wandelte ich nach vollbrachter Tat gemächlich weiter und gelangte an eine Hecke wilder Rosensträuche, zwischen denen die ausgespannten Netze vieler Spinnen hingen. Es war eine Art kleiner gelber Kreuzspinnen, die hier eine Kolonie zu bilden schienen und alle in wacher Tätigkeit schwebten. Die eine saß still in der Mitte ihres Kunstwerks und lauerte aufmerksam auf einen Fang; die andere klomm geruhig an den Fäden umher, um hie und da einen Schaden auszubessern, während die dritte mit Unfrieden einen bösen Nachbar beobachtete. Denn an der Grenzmark eines jeden Netzes, im Blattwerke verborgen, saßen gleichfarbige, aber ganz dünnleibige Spinnen, welche keine eigenen Netze bauten, sondern sich darauf beschränkten, den Erwerb der fleißigen Künstlerinnen für sich zu packen. Ein leichter Wind bewegte das Gesträuche und mit demselben die luftige Stadt dieser Ansiedler, so daß der allgemeine Weltlauf auch hier in aller Stille Leidenschaft und Unruhe hervorbrachte.

Ich haschte eine Fliege und warf sie auf ein Gewebe, dessen Inhaberin reglos im Mittelpunkte hing. Sogleich stürzte sie über das unglückliche Tier her, drehte und wendete es einigemal zwischen den Pfoten, schnürte ihm mit vorläufigen Stricken Flügel und Beine zusammen, überzog es dann mit dichterem Gespinste, indem sie abermals den Raub mit größter Fertigkeit zwischen den Hinterfüßen drehte gleich dem Braten am Spieße, und stellte so ein handliches Paket her, das sie bequem nach ihrem Sitze schleppte. Aber schon war die parasitische Raubspinne von ihrem Lauerposten mit kurzen Rucken halbwegs herangenaht, bereit, dem rechtmäßigen Jäger die Beute zu entreißen, und kaum ersah dieser den Feind, als er den Weidsack an das Gitter seines Burgsitzes hing und sich wie der Blitz gegen den Angreifer wendete. Mit funkelnden Augen und ausgestreckten Vorderfüßen gingen sie sich entgegen, versuchten sich wie förmliche Fechter und rannten sich an. Die Spinne, die im wohlerworbenen Rechte

war, schlug die andere nach entschlossenem Kampfe in die Flucht und kehrte zu ihrer Beute zurück; die war jedoch inzwischen von einem zweiten von entgegengesetzter Seite herbeigekommenen Räuber weggeholt worden, der soeben mit der Fliege nach seinem Schlupfwinkel abzog. Da dieser glücklichere Geselle bereits im Besitze war, so trieb er nun seinerseits die ihn verfolgende rechtmäßige Besitzerin von sich ab und entzog sich ihrer Gewalt, indem er schleunigst das Netz verließ. Aufgeregt ging jene umher, brachte das Gewebe, wo es durch die Ereignisse beschädigt war, in Ordnung und setzte sich endlich wieder in den Mittelpunkt.

Da brachte ich eine neue Fliege herbei; die Spinne packte sie, wie die frühere; allein schon machte sich der erste Wegelagerer wieder herbei, dem der Hunger keine Wahl lassen mochte; und nun, statt das neue Opfer kunstgerecht einzuwickeln, nahm sie es kurzweg zwischen die Freßzangen und trug es, wie der Bär das Lamm, nicht nach dem Mittelsitze, sondern aus dem Netze heraus nach einem Refugium. Sie erreichte es nicht; denn der Feind rannte ihr den Weg ab, so daß sie eine andere Zuflucht suchen mußte, weil sie ihren Fang nicht fahren lassen und deshalb den Kampf nicht aufnehmen konnte. So entwickelte sich ein noch ärgeres Irrsal für das geplagte Tierchen, indem zu gleicher Zeit der Wind stärker wurde und das Netz so heftig schaukeln machte, daß eine Hauptstütze desselben zerriß, nämlich einer der stärkeren Fäden, an welchen es aufgehangen war. Darüber ging die Fliege verloren, der Gegner machte sich auch aus dem Staube, und nur die Spinne blieb auf dem Platze, um ihre Pflicht zu tun. Wie während des Sturmes ein Matrose im Takelwerk seines Schiffes hängt, so kletterte sie mit zitternden Gliedern an dem schwankenden Netze auf und nieder und suchte zu retten, was zu retten war, unbekümmert um die Windstöße, welche sie samt ihrem Werke umherwarfen. Erst als ich einen Zweig brach und das ganze Gebäude plötzlich hinwegstreifte, floh sie vor der höheren Gewalt in das Gebüsche. Nun wird sie für heute genug haben! dachte ich

und ging weiter. Als ich aber eine Viertelstunde später an demselben Ort vorüberkam, hatte die Spinne schon ein neues Werk begonnen und bereits die Radialtaue gespannt. Jetzt zog sie die feineren Querfäden, zwar nicht mehr so gleichmäßig und zierlich wie die zerstörten; es gab lockere oder zu enge Stellen, hier fehlte eine Linie, dort zog sie eine solche zweimal, kurz, sie betrug sich wie einer, über den Schweres und Hartes ergangen ist und der sich bekümmert und mit zerstreuten Sinnen wieder an die Arbeit gemacht hat. Ja freilich, es war unverkennbar, die kleine Kreatur sagte sich: Es hilft nichts! Ich muß in Gottes Namen wieder anfangen!

Hierüber erstaunte ich nicht wenig; denn eine solche Entschlußfähigkeit in dem winzigen Gehirnchen erhob sich beinahe zu der menschlichen Willensfreiheit, die ich behauptete, oder sie zog diese zu sich herunter in den Bereich des blinden Naturgesetzes, des leidenschaftlichen Antriebes. Um diesem zu entrinnen, erhöhte ich sofort meine sittlichen Ansprüche, da es beim Bau von Luftschlössern auf ein Mehr oder Weniger an Unkosten ja niemals ankommt. Ob auch Luftschlösser sich verwirklichen, oder ob sie mindestens dazu dienen, eine goldene Mittelstraße zu schützen, wie das römische Kastrum einst den Heerweg, wird wohl das Geheimnis einer Erfahrung sein, welches erworbene Bescheidenheit nicht immer preisgibt.

So war ich also mit dem glänzenden Schwerte der Willensfreiheit bewaffnet, ohne aber ein Fechter zu sein. Daß ich erst beabsichtigt hatte, einige anatomische Einsicht behufs der Darstellung der menschlichen Gestalt zu holen, wußte ich fast nicht mehr und unterließ jedes weitere Vorgehen in dieser Richtung.

Ohne zu wissen, wie es geschehen, war ich schon im gleichen Sommer in ein vorbereitendes Kollegium über Rechtswissenschaft geraten und hatte nur wenige Stunden versäumt, da mir bald unerträglich dünkte, das nicht zu kennen, wovon ich vor kurzem nichts gewußt und was niemand von

mir verlangte. Von neuen Bekanntschaften, die ich dabei gemacht und die jetzt in die Ferien gereist, hatte ich Bücher geliehen und das eine oder andere auch selbst erworben. Darin las ich nun tage- und nächtelang, als ob eine Prüfung vor der Türe stände, und als im Herbste die Säle sich wieder auftaten, fand ich mich bei dem ersten Lehrer des römischen Rechtes als Hörer ein, keineswegs in der Absicht, etwa ein Jurist zu werden, sondern lediglich um zu erfahren, was es mit diesen Dingen auf sich habe, und die Textur derselben zu sehen. Meines Bleibens war hier freilich nur so lange, bis ich ein vernünftigeres Gelüste nach der Geschichte des römischen Staates und Volkes überhaupt empfand, und von hier aus lag es nahe, die Hand auch nach den griechischen Geschichten auszustrecken, welche ich in ihrer ersten dürftigen Schulgestalt mitten im Kurs einst mußte fahren lassen, als ich aus der Schule geschickt worden. Ich verhielt mich jetzt sehr still und ruhig und ließ die Herrlichkeiten mit frohem Behagen auf mich wirken, niemals ohne mir die schönen Landschaften, die Inseln und Vorgebirge zu vergegenwärtigen, wenn ihre wohllautenden Namen genannt wurden.

Unversehens aber stieß ich auf die Bände deutscher Rechtsaltertümer, Weistümer, Sagen und Mythologie, welche damals in der Blüte ihres Ruhmes standen; hier führten alle Pfade wieder in die Urzeit der eigenen Heimat zurück, und ich lernte mit neuer Verwunderung die wachsende Freude an Recht und Geschichte derselben kennen. Zu jener Zeit begann auch schon am Horizonte der Brunhildenkultus als Sehnsucht nach der Germanenjugend aufzutauchen und den Schatten der wackeren Hausfrau Thusnelde zu verdrängen, wie die dämonische Medea dem überreizten Sinne besser gefällt als die menschliche Iphigenia. Insbesondere manchem schwächlichen Ritterlein schien für das Herzensbedürfnis die unverstandene gewaltige Heldenjungfrau gerade gut genug, und sie wurde in ihren Wolkenschleiern nachträglich vielfach angeliebelt. Immerhin aber warf das glänzende Luftbild helle Lichtstreifen über die Landschaften der Vorzeit und rief das

Gegenpostulat der Siegfriedsgestalt wach, die im Schatten der Wälder verborgen schlief.

So phantasiegeborne Anschauungen verzogen sich jedoch bald vor Gedanken nüchterner Art, als ich mich mehr an das Betrachten der Geschichte gewöhnte und ich wie ein neuer Sancho Pansa beinahe mit ein paar platten Sprüchwörtern ausreichte, um die Ergebnisse zusammenzufassen. Ich sah, daß jede geschichtliche Erscheinung genau die Dauer hat, welche ihre Gründlichkeit und lebendige Innerlichkeit verdient und der Art ihres Entstehens entspricht. Ich sah, wie die Dauer jedes Erfolges nur die Abrechnung der verwendeten Mittel und die Prüfung des Verständnisses ist, und wie gegen die ununterbrochene Ursachenreihe auch in der Geschichte weder Hoffen noch Fürchten, weder Jammern noch Toben, weder Übermut noch Verzagtheit etwas hilft, sondern Bewegung und Rückschlag ihren wohlgemessenen Rhythmus haben. Ich versuchte daher achtzugeben auf dieses Verhältnis in der Geschichte und verglich den Charakter der Ereignisse und Zustände mit ihrer Dauer und dem Wechsel ihrer Folge: Welche Art von länger anhaltenden Zuständen zum Beispiel ein plötzliches oder aber ein allgemaches Ende nehmen, oder welche Art von unerwarteten, rasch einfallenden Ereignissen dennoch einen dauernden Erfolg haben? Welche Bewegungsarten einen schnellen oder langsamen Rückschlag hervorrufen, welche von ihnen scheinbar täuschen und in die Irre führen, und welche den erwarteten Gang offen gehen? In welchem Verhältnisse überhaupt die Summe des moralischen Inhaltes zu dem Rhythmus der Jahrhunderte, der Jahre, der Wochen und der einzelnen Tage in der Geschichte stehe? Hiedurch dachte ich mich zu befähigen, schon im Beginn einer Bewegung je nach ihren Mitteln und nach ihrer Natur die Hoffnung oder Furcht zu beschränken, die auf sie zu setzen war, wie es einem besonnenen freien Weltbürger geziemte. „Denn wie man's treibt, so geht's!" meinte ich, sei auch in der Geschichte glücklicherweise kein Gemeinplatz, sondern eine eiserne Wahrheit. Für das gegen-

wärtige Leben sei daher die Erkenntnis nützlich: alles, was wir an unsern Gegnern tadelnswert und verwerflich finden, das müssen wir selber vermeiden und nur das an sich Rechte tun, nicht allein aus Neigung, sondern recht aus Zweckmäßigkeit und geschichtlichem Bewußtsein.

Mein liebster Aufenthalt waren nun die Stätten, wo gelehrt wurde, und ich trieb mich als eine Art von Halbstudent um, der da alles zu vernehmen und zu sehen begehrte, gleich einem jungen Herrensohn, der zu seiner allgemeinen Ausbildung auf der hohen Schule weilt, sonst es aber gerade nicht nötig hat. Wo von Physikern, Chemikern, Zoologen oder Anatomen merkwürdige Demonstrationen angekündigt und von Redemeistern besonders berühmte Kapitel abgehandelt wurden, befand ich mich stets im Strome der Neugierigen, welche sich hinzudrängten. Und nach bestandenem Abenteuer war ich inmitten der Studentenhaufen zu sehen, wenn sie vor Tisch ihre burschikosen Frühschoppen tranken. Denn erst jetzt handelte ich dem Rate des Eichmeisters zuwider, vor Abend niemals ins Wirtshaus zu gehen, weil es mich trieb, über das Erfahrene sprechen zu hören und mich selbst auszusprechen. Zuweilen gedieh ich im Eifer sogar zum lauten Wortführer, fast genau wie zu jener Zeit, als ich meine Sparbüchse verschwendete, ein Großsprecher unter den Knaben war und einem tragischen Unheil entgegenging.

Drittes Kapitel

Lebensarten

Es gab allerdings wieder eine Sparbüchse, welche ihrer Verwendung harrte. Am Tage nach meiner Abreise vor nunmehr länger als drei Jahren hatte die Mutter sogleich ihre Wirtschaft geändert und beinahe vollständig in die Kunst verwandelt, von nichts zu leben. Sie erfand ein eigentüm-

liches Gericht, eine Art schwarzer Suppe, welches sie jahraus, jahrein, einen Tag wie den andern um die Mittagszeit kochte, auf einem Feuerchen, welches gleichermaßen fast von nichts brannte und eine Ladung Holz eine Ewigkeit dauern ließ. Sie deckte an den Werktagen nicht mehr den Tisch, da sie nun ganz allein aß, nicht um die Mühe, sondern die Kosten der Wäsche zu sparen, und setzte ihr Schüsselchen auf ein einfaches Strohmättchen, das immer sauber blieb, und indem sie ihren abgeschliffenen Dreiviertelslöffel in die Suppe tauchte, rief sie pünktlich den lieben Gott an, denselben für alle Leute um das tägliche Brot bittend, besonders aber für ihren Sohn. Nur an den Sonn- und Festtagen deckte sie den Tisch mit reinlichem Weißlinnen und setzte ein Stückchen Rindfleisch darauf, welches sie am Sonnabend eingekauft. Diesen Einkauf selber machte sie weniger aus Bedürfnis — denn sie hätte sich für ihre Person auch am Sonntage noch mit der spartanischen Suppe begnügt, wenn es hätte sein müssen — als vielmehr einen Zusammenhang mit der Welt und die Gelegenheit zu haben, wenigstens einmal die Woche auf dem alten Markte zu erscheinen und den Weltlauf zu sehen.

So marschierte sie denn still und eifrig, ein Körbchen am Arme, erst nach den Fleischbänken; und während sie dort klug und bescheiden hinter dem Gedränge der großen Hausfrauen und Mägde stand, die lärmend und verwegen ihre Körbe füllen ließen, stellte sie kritische Betrachtungen über das Behaben der Weiber an und ärgerte sich sonderlich über die munteren leichtsinnigen Dienstmägde, welche sich von den lustigen Metzgerknechten also betören ließen, daß diese während des Scherzes und Gelächters unvermerkt eine ungeheure Menge Knochen und Luftröhrenfragmente in die Wagschale warfen, so daß es die Frau Elisabeth Lee fast nicht mit ansehen konnte. Wenn sie die Herrin solcher Mädchen gewesen wäre, so hätten diese ihre Verliebtheit an den Fleischbänken teuer büßen und jedenfalls die Knorpeln und Röhren der trügerischen Gesellen selbst essen müssen. Allein es

ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und diejenige, welche von allen anwesenden Frauen vielleicht die gestrengste gewesen wäre, hatte dermalen nicht mehr Macht, als über ihr eigenes Pfündlein Fleisch, das sie mit Umsicht und Ausdauer einkaufte.

Sobald sie es im Körbchen hatte, richtete sie ihren Gang nach dem Gemüsemarkt am Wasser und erlabte ihre Augen an dem Grün der Kräuter, den bunten Farben der Früchte, an allem, was aus Gärten und Feldern herbeigeschafft war. Sie wandelte von Korb zu Korb und über die schwanken Bretter von Schiff zu Schiff, das aufgehäufte Wachstum übersehend und an dessen Schönheit und Billigkeit die Wohlfahrt des Staates und dessen innewohnende Gerechtigkeit ermessend, und zugleich tauchten in ihrer Erinnerung die grünen Landstriche und die Gärten ihrer Jugend auf, in welchen sie einst selbst so gedeihlich gepflanzt hatte, daß sie zehnmal mehr wegzuschenken imstande war, als sie jetzt bedächtig einkaufen mußte. Hätte sie noch große Vorräte für einen zahlreichen Haushalt zu ordnen gehabt, so würde das ein Ersatz gewesen sein für das Säen und Pflanzen; aber auch der war ihr genommen und die Handvoll grüner Bohnen, Spinatblättchen oder gelber Rübchen, welche sie endlich in ihr Körbchen tat, nachdem sie manchen scharfen Zuspruch wegen Überteuerung ausgeteilt, für sie nur ein notdürftiges Symbol der Vergangenheit, samt dem Büschelchen Petersilie oder Schnittlauch, das sie als Dreingabe erkämpfte.

Das weiße Stadtbrot, das bislang in ihrem Hause gegolten, hatte sie auch abgeschafft und bezog alle acht Tage ein billigeres rauhes Brot, welches sie so sparsam aß, daß es zuletzt steinhart wurde; aber zufrieden dasselbe bewältigend, schwelgte sie ordentlich in ihrer freiwilligen Askese.

Um die gleiche Zeit wurde sie karg und herb gegen jedermann, im gesellschaftlichen Verkehr vorsichtig und zurückhaltend, um alle Ausgaben zu vermeiden; sie bewirtete niemanden, oder wenn es geschah, so knapp und ängstlich, daß sie bald für geizig und ungefällig gegolten, hätte sie nicht

durch eine verdoppelte Bereitwilligkeit mit dem, was sie durch die Mühe ihrer Hände, ohne andere Kosten, bewirken konnte, jene herbe Sparsamkeit aufgewogen.

Überall, wo sie mit Rat und Tat beistehen konnte, war sie immer wach und rüstig bei der Hand, keine Ausdauer scheuend, und da sie für sich bald fertig war, so verwendete sie eine schöne Zeit zu solchen Dienstleistungen, bald in diesem, bald in jenem Hause, wo Krankheit oder Tod die Menschen bedrängten.

Aber überallhin brachte sie ihre genaue Einteilungskunst mit, so daß die behäbigeren Leute, während sie dankbar sich die unermüdliche Hilfe gefallen ließen, doch hinter ihrem Rücken sagten, es wäre doch eigentlich eine Sünde von der Frau Lee, daß sie gar so ängstlich, so spröde sei und dem lieben Gott nichts überlassen könne oder wolle. Sie hingegen überließ freilich der Vorsehung Gottes alles, was sie nicht verstand, vorerst die Verwicklungen der moralischen Welt, mit denen sie nicht viel zu tun hatte, weil sie sich nicht in Gefahr begab. Nichtsdestoweniger war Gott auch der Grundpfeiler in der Ernährungsfrage; aber diese schien ihr so wichtig, daß sie niemals zauderte, sich zuerst selber zu wehren, so daß es den Anschein gewann, als ob sie nur auf sich allein vertraute.

Mit eherner Treue hielt sie an ihrer Weise fest; weder durch Sonnenblicke der Fröhlichkeit noch durch düsteres Unbehagen, weder im Scherz noch im Ernste ließ sie sich verleiten, auch die kleinste unnötige Ausgabe zu machen. Sie legte Groschen zu Groschen, und wo diese einmal lagen, waren sie so sicher aufgehoben, wie im Kasten des eingefleischten Geizes. Mit der Ausdauer des Geizes sammelte sie Geld, aber nicht zur Augenlust; denn das Gesammelte beschaute sie niemals und überzählte es nie, wenigstens nicht zum zweitenmal, und noch weniger stellte sie sich vor, was alles dafür herbeizuschaffen und zu genießen sei.

Ich indessen war seit geraumer Zeit mit den Mitteln an ein Ende gekommen, die zu meiner Ausbildung bestimmt

gewesen. Schon saß ich in einem ordentlichen Gewebe von Schuldbeziehungen gefangen und war ohne alle Schwierigkeit hineingeraten, und zwar durch den studentischen Verkehr, der sich von der Lebensart der Kunstjünger wesentlich unterscheidet. Diese sind von Anfang an auf die Benutzung des Tageslichtes durch unausgesetzte Handübung angewiesen; das bringt allein schon einen andern wirtschaftlichen Zustand mit sich, welcher den guten alten Handwerkssitten verwandt ist. Während meines Umganges mit dem reichen Lys und dem an sorgloses Leben auch gewöhnten Erikson war ich meiner bescheidenen Verhältnisse nie innegeworden. Wir sahen uns immer nur des Abends, und da lebten sie in der Regel nicht anders, als ich und ähnliche wenig bemittelte Leute auch leben durften; von einem gegenseitigen Anreize zu schädlichen Ausgaben war nicht die Rede, und was gute Laune oder ein Fest etwa an Ausnahmen herbeiführten, störte niemals in nachhaltiger Weise das Gleichgewicht.

Der Student dagegen lebt einstweilen und bis zum Tage des Gerichtes in jedem Sinne unter dem Panier der Freiheit. Er beansprucht, selber in jugendlichem Vertrauen schwärmend, ein außerordentliches Vertrauen; Unfleiß und Geldmangel gereichen ihm nicht zum Nachteil, vielmehr werden beide durch besondere Lieder gefeiert, sogar das Vertun der letzten Habe, das Hänseln der Gläubiger in alten und neuen rituellen Gesängen gepriesen. Ist alles dies bei der heutigen besseren Sitte auch mehr euphemistisch gemeint, so ist es doch immer noch das Wahrzeichen von Freiheiten, die eine gewisse allgemeine Redlichkeit zur Voraussetzung haben.

Da ich mich eines Morgens ohne Vorbedacht und Willen von einigen Schulden beästigt sah, stellte ich nachträgliche Betrachtungen über das Vorkommnis an und setzte mich mit demselben ungefähr folgendermaßen auseinander:

Hätte ich einen Sohn mit guten Lehren zu versehen, so würde ich zu ihm sagen: „Mein Sohn, wenn du ohne Not und sozusagen zu deinem Vergnügen Schulden machst, so bist du in meinen Augen nicht sowohl ein Leichtsinniger als

vielmehr eine niedrige Seele, die ich im Verdachte eines schmutzigen Eigennutzes habe, einer Selbstsucht, die andere unter dem Deckmantel traulicher Hilfsbedürftigkeit absichtlich um das ihrige bringt. Wenn aber ein solcher von dir borgen will, so weise ihn ab; denn es ist besser, du lachst über ihn, als er über dich! Wenn du hingegen in Not gerätst, so borge, soviel es genau genommen sein muß, und ebenso diene deinen Freunden, ohne zu rechnen, und alsdann trachte, für deine Schulden aufzukommen, Verluste verschmerzen oder zu dem Deinigen gelangen zu können, ohne zu wanken und ohne schimpflichen Zank. Denn nicht nur der Schuldner, der seine Verpflichtungen einhält, sondern auch der Gläubiger, der ohne Zank dennoch zu dem Seinigen kommt, beweist, daß er ein wohlbestellter Mann ist, welcher Ehrgefühl um sich verbreitet. Bitte keinen zweimal, der dir nicht borgen will, und laß dich ebensowenig drängen; denke immer, daß dein guter Ruf an die Bezahlung von Schulden geknüpft, oder vielmehr denke das nicht einmal, denke an gar nichts, als daß so und soviel zu bezahlen sei im Leben oder im Tode. Kann dir aber ein anderer das gegebene Versprechen nicht halten, so richte nicht gleich über ihn, sondern überlaß lieber das Urteil der Zeit. Vielleicht bist du noch einmal froh, wenn er dir als Sparbüchse gedient hat. Nach dem Maße aber, in welchem du dich in Verpflichtungen begibst und die in dir selbst liegenden Kräfte dabei schätzest, wird es sich zeigen, was du wert bist. Du wirst die Abhängigkeit unsers Daseins menschlich fühlen gelernt haben und das Gut der Unabhängigkeit auf eine edlere Weise zu brauchen wissen, als der nichts geben und nichts schuldig sein will. Bedarfst du in der Not das Vorbild und Ideal eines Schuldenmachers, so denke an den spanischen Cid, welcher den Juden eine Kiste voll Sand versetzte und ihnen sagte, es sei gutes Silber darin! Sein Wort war allerdings so gut wie Silber; und doch welche Verdrießlichkeit, wenn ein Neugieriger oder Mißtrauischer vor der Zeit die Kiste geöffnet hätte! Dennoch wäre es derselbe Cid gewesen, dessen Leiche

34447

am Schwert rückte, als ein Jude sie am Barte zupfen wollte."

Diese großen Worte, mit denen ich mir den Rat eines weisen Vaters ersetzte, regten mein Gewissen doch so kräftig an, daß ich Anstalt traf, die Tore des Erwerbes aufzutun. Ohne längeres Säumen machte ich mich an den Entwurf eines Landschaftsbildes von bescheidenem Umfang, dessen Verkauf nicht von vornherein unwahrscheinlich war. Zugrunde lag ein ansehnliches Studienblatt aus der Heimat, welches einen gerodeten Bergwald darstellte. Von diesem zog sich ein stehengebliebener Saum von Eichbäumen einen höheren Grat entlang und stieg auf demselben ins Tal herunter an einen schäumenden Waldbach, wie ein Zug schreitender Riesen, die sich unten sammeln und Rat halten. Als ich mit dem Entwurfe fertig war, fühlte ich das Bedürfnis, die Ansicht eines Kunstgenossen einzuholen, um nichts zu unterlassen, was ein Gelingen herbeiführen konnte. Denn der Ernst der Sache wurde mir mit jedem Striche fühlbarer.

Glücklicherweise begegnete ich zu dieser Zeit einem eben im Flor stehenden Landschafter, mit dem ich in Erikssons Gesellschaft ein paarmal zusammengetroffen und auf einem gewöhnlichen Bekanntschaftsfuße stand. Der Mann besaß eine sichere und wirksame Technik; er brachte sozusagen keinen Pinselstrich zu viel oder zu wenig an, und jeder leuchtete mit ungebrochener Kraft; also waren auch seine Bilder überall gern gesehen, und er kam mit solchem Fleiße der Nachfrage entgegen, daß er schon begann, Mangel an Gegenständen zu empfinden, und mehr Gemälde lieferte, als er Ideen dazu im Vorrat besaß. Er wiederholte sich öfter und war sogar um einzelne Wolken- oder Erdformen verlegen, da er alle schon ein oder mehrere Male irgendwie gebraucht hatte, obschon er noch nicht vierzig Jahre alt war. Denn er besaß eine stattliche Frau und eine Schar Kinder, die ernährt sein wollten, und da er bei dieser Bemühung einmal im glücklichen Schusse war, so gedachte er gleich auch wohlhabend

zu werden. Wenn man für die alten Tage sorgen will, pflegte er zu sagen, so muß man das in den jungen Tagen tun. Auch sei es ihm unmöglich, die einzelnen seiner Kinder in der Armut zu denken; darum müsse er sie alle dagegen schützen und zugleich hiedurch bewirken, daß sie einstmals für ihre Kinder ebenso gesinnt seien; so nähmen die Dinge auf lange hin ihren guten Verlauf, einzig infolge eines entschlossen angewandten Grundsatzes.

Er fragte mich, was ich treibe, und ich benutzte die Gelegenheit, ihn um seinen Rat zu ersuchen. Bereitwillig kam er zu mir und sah etwas überrascht meine Arbeit oder vielmehr die ihr zugrund liegende Naturstudie. Die Bäume, als die aus einem ehemaligen Hochwalde ausgeschnittenen Überbleibsel, zeigten alle so eigentümlich malerische Formen, wie man sie nicht leicht vorfindet oder zum zweiten Male antrifft, und die lichte Ordnung, in welcher sie sich besonders über die Höhe hin bewegten, war nicht weniger originell. Da überdies die Eichen seither vermutlich auch niedergelegt und in ihrer Entlegenheit von einem anderen Zeichner kaum wiedergegeben worden, so erhielt der Gegenstand der Studie wie des entworfenen Bildes ohne mein Verdienst den Charakter einer wertvollen Seltenheit. Dieser Umstand mochte den erfahrenen Landschafter anregen, sich lebhaft mit dem Entwurfe zu beschäftigen. Er begann erst mit Worten die zu große Fülle desselben, die sich selbst im Wege stand, zu sichten, das Überflüssige oder Hindernde auszusondern und das Wesentliche zusammenzurücken. Dann ergriff er, von Eifer hingerissen, Stift und Papier, und brachte, fortwährend sprechend, mit fester Hand seine Meinung so trefflich in sichtbare Gestalt, daß binnen einer halben Stunde eine Meisterskizze fertig war, die in jeder Sammlung guter Handzeichnungen ihren bestimmten Rang einnehmen konnte. Ich sah freilich mit geheimem Bedauern mehr als ein sinniges und frommes Motiv, das ich nicht hatte opfern wollen, verschwinden, bemerkte aber auch mit Wohlgefallen, wie gerade dadurch eine neue stärkere Wirkung des übrigen zum

LIBRARY
Concordia Teachers College
RIVER FOREST, ILL.

Vorschein gelangte und auch eine glückliche Ausführung erleichtert werden mußte. Ich freute mich, den Mann zu guter Stunde gefunden zu haben, und sah mich schon an der Arbeit. Allerdings mußte ich einen frischen Entwurf herstellen, da der Meister nach beendigter Beratung sein Blatt ruhig zusammenfaltete, in die Tasche steckte und mich freundlich meiner dankbaren Gesinnung überließ.

Bei der Ausführung des Bildes suchte ich nun mein Bestes zu tun und hielt mich fleißig und hoffnungsvoll an die Arbeit, bei welcher ich so gut als möglich der Kritik des Meisters folgte. Es wollte mir zwar nachträglich vorkommen, als ob in der Komposition etwas allzu stark aufgeräumt worden sei für meine bescheidene Farbengebung, bei der ich, da es sich endlich um ein ordentliches Vollenden handelte, mit den ersten Regeln zu kämpfen hatte. Dennoch war ich nach Verfluß einer Anzahl Wochen nicht unzufrieden mit dem Erzeugnis, wie es sich innerhalb meiner vier Wände darstellte; ich ließ es mit einem einfachen, unvergoldeten Rahmen versehen, der den Ernst künstlerischer Gesinnung, die nicht nach Prunkmitteln hascht, ausdrücken sollte und auch meinen Verhältnissen entsprach, und sandte das Bild in die Ausstellungsräume, wo das Neueste wöchentlich aufgehangen und der Verkauf vermittelt wurde.

So war nun der Zeitpunkt da, von welchem ich vor der ländlichen Vormundschaftsbehörde so zuversichtlich gesprochen hatte, der Beginn eines rühmlichen Erwerbes. Als ich am nächsten Sonntage die Säle betrat, in denen eine geputzte Menge sich drängte, gedachte ich deutlich jener stolzen Worte, aber jetzt mit kleinem Mute, da schon zu viel von der Sache abhing. Sobald ich das unscheinbare Bild von weitem bemerkte, getraute ich mich nicht, in der Nähe zu weilen, weil ich mir plötzlich wie ein armes Kind vorkam, das sein aus einem Flöcklein Baumwolle und etwas Flittergold verfertigtes Schäfchen am Weihnachtsmarkte mit den vier steifen Beinchen auf einen trockenen Stein gesetzt hat und ängstlich harrt, ob von den tausend Vorübergehenden einer seinen Blick

darauf werfe. Das war nicht Hochmut, sondern das Gefühl, daß ich es als einen glücklichen Zufall preisen müßte, wenn sich ein geneigter Käufer für mein Weihnachtslämmchen fände.

Aber auch von einem solchen Zufall konnte schon keine Rede mehr sein; denn als ich in den nächsten Saal ging, sah ich meine Landschaft, von meinem Ratgeber ausgestellt, mit allem Glanze seines Könnens gemalt, von der Wand leuchten, umgeben von einem Rahmen, der allein mehr kostete, als ich für mein Bild zu fordern wagte. Ein daran hängender Zettel verkündete den bereits erfolgten Ankauf des gelungenen Werkes.

Eine Gruppe von Künstlern unterhielt sich vor demselben. „Woher mag nur das famose Motiv sein?" sagte einer, „er hat schon lange nicht so was Neues gehabt!"

„Dort vorn," erwiderte ein anderer, der soeben herzugetreten, „dort hängt das Motiv noch einmal, offenbar von einem Neuling, der noch nicht recht zu untermalen und noch weniger zu lasieren versteht!"

„Dann hat er's dem gestohlen, der Spitzbube!" lachten die übrigen und gingen hin, mein Schicksal zu betrachten. Ich blieb vor der siegreichen Arbeit stehen und dachte seufzend: Wer's kann, der macht's! Wie ich aber das Bild länger studierte, glaubte ich zu entdecken, daß die von dem Maler getroffenen Abänderungen wohl für seinen technischen Standpunkt gut und nützlich, dagegen für meine platonische Art eher schädlich gewesen seien. Denn da mir der energische Glanz seines Pinsels nicht zu Gebote stand, so wäre die tiefere Innerlichkeit meines ersten Entwurfes, die nachwirkende Unmittelbarkeit der reichen Naturstudie mit ihrer Formenfülle für den Liebhaber ein etwelcher Ersatz gewesen.

Als ich im Weggehen einen Augenblick vor meinem verlassenen Bilde weilte, überzeugte ich mich, daß es statt besser zu werden durch den Ratschlag des Meisters förmlich verarmt, zum Beweis, daß auch in diesen Dingen der Fink nichts von der Drossel lernt.

Nach der bestehenden Ordnung mußte ich mein Werk acht Tage auf der Ausstellung lassen, während welcher keine Seele nach seinem Preise fragte. Dann holte ich es weg und lehnte es einstweilen an die Wand. Dann ging ich in das nebenliegende Schlafzimmerchen hinein und setzte mich auf meinen dortstehenden Reisekoffer, was meine Gewohnheit war, wenn ich etwas Kritisches zu überlegen hatte, weil der Koffer ein Stück heimatlichen Gerätes war. So verlief der Ausgang meines ersten Versuches, ein Stück Brot zu erwerben.

Was ist Erwerb und was ist Arbeit? fragte ich mich; hier führt ein bloßes Wollen, ein glücklicher Einfall ohne Mühe zu reichlichem Gewinne, dort eine geordnete, nachhaltige Mühe, welche mehr wirklicher Arbeit gleicht, aber ohne innere Wahrheit, ohne notwendigen Zweck, ohne Idee. Hier heißt Arbeit, lohnt sich und wird zur Tugend, was dort Müßiggang, Nutzlosigkeit und Torheit ist. Hier nützt und hilft etwas stückweise, ohne wahr zu sein; dort ist etwas wahr und natürlich, ohne zu helfen, und immer ist der Erfolg der König, der den Ritterschlag erteilt. — Ein Spekulant gerät auf die Idee der Revalenta arabica (so nennt er es wenigstens) und bebaut dieselbe mit aller Umsicht und Ausdauer; sie gewinnt eine ungeheure Ausdehnung und gelingt glänzend; tausend Menschen werden in Bewegung gesetzt und Hunderttausende, vielleicht Millionen gewonnen, obgleich jedermann sagt: Es ist ein Schwindel! Und doch nennt man sonst Schwindel und Betrug, was ohne Arbeit und Mühe Gewinn schaffen soll. Niemand aber wird sagen können, daß das Revalentageschäft ohne Arbeit betrieben werde; es herrschen da gewiß so gute Ordnung, Fleiß und Betriebsamkeit, Um- und Übersicht, wie in dem ehrbarsten Handelshause oder Staatsgeschäfte; auf den Einfall des Spekulanten gegründet ist eine umfassende Tätigkeit, eine wirkliche Arbeit entstanden.

Die Beschaffung des Mehles, die Anfertigung der Büchsen, das Verpacken und Versenden erhält viele Arbeiter;

ebensoviele werden beschäftigt durch die zahllosen marktschreierischen Ankündigungen, mit der größten Mühe und Umsicht betrieben. Keine Stadt der verschiedenen Kontinente gibt es, in welcher nicht Setzer und Drucker mit der Herstellung der Inserate und Reklamen Nahrung finden, kein Dorf, in welchem nicht ein Wiederverkäufer eine kleine Steuer darauf erhebt. Diese läuft in tausend Aderchen zusammen und wird in hundert Bankhäusern von ehrwürdigen Buchhaltern, lakonischen Kassierern weitergeleitet bis an die Quelle der Idee zurück. Dort sitzen die Urheber in ihrem Kontor mit ernster Miene in tiefsinniger Tätigkeit; denn sie haben nicht nur das tägliche Geschäft zu überwachen und fortzuführen, sie haben schon auch ihre Handelspolitik zu studieren, um dem Bohnenmehl neue Bahnen zu eröffnen, es in diesem, in jenem Weltteile vor drohender Konkurrenz zu schützen.

Doch nicht immer waltet die tiefe Geschäftsstille, die unverbrüchliche Strenge der Arbeit in diesen Räumen; es gibt Tage der Erholung, der Freude, der sittlichen Belohnung, welche den heiligen Ernst lieblich unterbrechen. Das Zutrauen der Mitbürger hat das Haupt des Hauses mit magistratischen Würden geehrt, und es findet eine anständige Bewirtung aller Schutzbefohlenen statt. Oder es wird die Hochzeit der ältesten Tochter gefeiert, ein Ehrentag für alle, die es angeht; denn es hat sich die durchaus ebenbürtige Verbindung mit der angesehensten Familie des Stadtviertels vollzogen; die Reichtümer sind auf beiden Seiten so gleichmäßig abgewogen, daß keine vernünftige Störung des ehelichen Glückes denkbar ist. Schon am Vorabend wurden Wagenladungen von Palmen und Myrtenbäumen ins Haus gebracht und die Blumenkränze aufgehangen; am Morgen füllt sich die Gasse mit Neugierigen, und das Volk weicht ehrerbietig vor den Kutschen zurück, die in endloser Reihe auffahren, wegfahren und wieder zurückkehren, bis das Festmahl unter schmetternden Fanfaren seinen Anfang nimmt. Bald aber tritt lautlose Stille ein, als der Brautvater an

das Glas schlägt und mit bescheidener Rührung, ohne das Schicksal herauszufordern, seinen Lebensgang schildert und das höhere Walten preist, das ihn, den Unwürdigen, so weit geführt habe, wie jetzt allen Augen sichtbar sei. Mit nacktem Wanderstabe, der noch im stillen Kämmerlein aufbewahrt werde, sei er einst in diese werte Stadt gekommen und habe Schritt für Schritt mit Not und Sorge, aber unverdrossenem Fleiße gekämpft und öfters fast den Mut verloren; allein die edle Gattin, die Mutter seiner Kinder zur Seite, habe er sich immer wieder aufgerichtet und seine Blicke auf das eine, das Große geheftet, was da not getan! Einsame lange Nächte hindurch habe er mit dem schöpferischen Gedanken gerungen, dessen Früchte nun einer Welt zum Segen gereichen und allerdings nebenbei auch sein redliches Streben gelohnt, einen bescheidenen Wohlstand bereitet haben usw.

So wird aber Revalenta arabica gemacht in noch vielen Dingen, nur mit dem Unterschiede, daß es nicht immer unschädliches Bohnenmehl ist, aber mit der nämlichen rätselhaften Vermischung von Arbeit und Täuschung, innerer Hohlheit und äußerem Erfolg, Unsinn und weisem Betriebe, bis der Herbstwind der Zeit alles hinwegfegt und auf dem Blachfelde nichts übrig läßt, als hier einen Vermögensrest, dort ein verfallendes Haus, dessen Erben nicht mehr zu sagen wissen, wie es vordem entstanden, oder es nicht zu sagen lieben.

Will ich nun, grübelte ich weiter, ein Beispiel wirkungsreicher Arbeit, die zugleich ein wahres und vernünftiges Leben ist, betrachten, so ist es das Leben und Wirken Friedrich Schillers. Dieser, aus dem Kreise hinausfliehend, zu welchem Familie und Landherr ihn bestimmt, alles im Stiche lassend, was ihn nach ihrem Willen beglücken sollte, stellte sich in früher Jugend auf eigene Faust, nur das tuend, was er nicht lassen konnte, und schaffte sich sogar durch eine Ausschweifung, eine überschwengliche und wilde Räubergeschichte, Luft und Licht; aber sobald er dies gewonnen, veredelte er

sich unablässig von innen heraus, und sein Leben wurde nichts anderes als die Erfüllung seines innersten Wesens, die folgerechte kristallinische Arbeit des Idealen, das in ihm und seiner Zeit lag. Und dieses einfach fleißige Dasein verschaffte ihm endlich alles, was seinem persönlichen Wesen genügte. Denn da er, mit Respekt zu melden, ein gelehrter Stubensitzer war, so lag es eben nicht in ihm, ein reicher und glänzender Weltmann zu sein. Eine kleine Abweichung in seinem leiblichen und geistigen Wesen, die eben nicht Schillerisch war, und er wäre es auch geworden. Aber nach seinem Tode erst, kann man sagen, begann sein ehrliches, klares und wahres Arbeitsleben seine Wirkung und seine Erwerbsfähigkeit zu äußern, und wenn man ganz absieht von der geistigen Erbschaft, die er hinterlassen, so muß man erstaunen über die materielle Bewegung, über den bloß leiblichen Nutzen, den er durch das treue Hervorkehren seiner Ideale hinterließ. So weit die deutsche Sprache reicht, sind in den Städten nicht viele Häuser, in welchen seine Werke nicht stehen, und auf den Dörfern sind sie wenigstens in einem oder zwei Häusern zu finden. Je weiter aber die Bildung der Nation sich verbreitet, desto größer wird diese Vervielfältigung werden und zuletzt in die niederste Hütte dringen. Hundert Gewinnhungrige lauern nur auf das Erlöschen des Privilegiums, um die edle Lebensarbeit Schillers so massenhaft und wohlfeil zu verbreiten wie die Bibel, und der umfangreiche Nutzverkehr, der während der ersten Hälfte eines Jahrhunderts stattgefunden, wird während der zweiten Hälfte um das Doppelte wachsen. Welch eine Menge von Papiermachern, Druckersleuten, Verkäufern, Angestellten, Laufburschen, Lederhändlern, Buchbindern verdienten und werden ihr Brot noch verdienen. Dies ist, im Gegensatze zu der Revalenta arabica manches Treibens, auch eine Bewegung und doch nur die rohe Schale eines süßen Kernes, eines unvergänglichen nationalen Gutes.

Das war ein einheitliches organisches Dasein; Leben und Denken, Arbeit und Geist dieselbe Bewegung. Aber es gibt

doch auch ein getrenntes, gewissermaßen unorganisches Leben von gleicher Ehrlichkeit und Friedensfülle, das ist, wenn einer täglich ein bescheidenes dunkles Werk verrichtet, um die stille Sicherheit für ein freies Denken zu gewinnen, Spinoza, der optische Gläser schleift. Aber schon bei Rousseau, der Noten schreibt, verzerrt sich das gleiche Verhältnis ins Widerwärtige, da er weder Frieden noch Stille darin sucht, vielmehr sich wie die anderen quält, er mag sein, wo er will.

Was ist nun zu tun? Wo liegt das Gesetz der Arbeit und die Erwerbsehre, und wo decken sie sich?

Dergestalt spintisierte ich über etwas, worin ich zunächst gar keine Wahl hatte; denn die Not und der Ernst des Lebens standen zum erstenmal wirklich vor der Türe. Das fiel mir auch endlich ein; ich gedachte auch jener Spinne, die ihr zerstörtes Netz von neuem herstellte, und sagte mir, indem ich mich erhob: Es hilft nichts, ich muß wieder anfangen! Ich sah mich unter meinen Habseligkeiten um und suchte nach Gegenständen, welche zu einer zierlich bunten Behandlung in anspruchslosen kleinen Schildereien geeignet schienen. Nichts Minderes führte ich plötzlich im Sinne, als eine derartige Praktik aufzutun, welche sich, wie ich wähnte, jederzeit beiseite legen ließ. Es handelte sich nicht um jene höhere Schönmalerei, wie sie der Motive stibitzende Meister handhabte, ich aber nicht bewältigen konnte, sondern um ein Herabsteigen auf eine tiefere Stufe, wo der Glanz der gemalten Teebretter und Dosendeckel beginnt. Freilich nicht ganz so tief wollte ich gehen; ich dachte immerhin einen gewissen Wert zu verarbeiten, dabei aber auf die Unkunde und den roheren Geschmack des untern Marktes Rücksicht zu nehmen mit allerhand billigen Effekten. Aber so eifrig, ja ängstlich ich auch in meinen Mappen suchte, so dünkte mich doch alles, was ich in die Hand bekam, jedes Studienblatt, jeder kleine Entwurf zu gut dafür, es war zu schade darum. Wollte ich meine früheren Arbeitsfreuden nicht gewaltsam selbst verderben, so mußte ich noch tiefer gehen und eigene Erfindungen machen, an denen nichts verloren ging.

Indem ich dieses genauer bedachte, trat mein Vorhaben in ein sehr ungünstiges Licht; ich ließ mutlos das Blatt sinken, das ich eben hielt, und setzte mich wieder auf den Reisekoffer. Das sollte also das Ende so langer Lehrjahre und die Erfüllung so großer Hoffnungen und zuverlässiger Worte sein! Der Selbstausschluß vom Gebiete gebildeter Kunst und ein unrühmliches Verschwinden in der Dunkelheit, wo arme Teufel mit Nichtswürdigkeiten das Leben fristen! Ich bedachte nicht einmal, daß ich ja mit einer ernsthaften Arbeit auftreten gewollt, ein diebischer Routinier mich aber des Erfolges beraubt hatte; ich suchte nur den Punkt meiner Fehlbarkeit, weil ich zu hochfahrend war, mich für einen Pechvogel zu halten, und endigte, ohne klar zu sein, mit einem Seufzer nach Aufschub, den ich mir schon früher gewährt und nutzlos vertan hatte, soweit es den nächsten notwendigen Zweck betraf.

Da saß ich nun, den Kopf abermals in die Hände begraben, und schweifte mit den Gedanken umher, bis sie in der Heimat anlangten und mir von dort aus die neue Sorge zusandten, daß die Mutter meine Lage ahnen und sich darüber bekümmern könnte. Ich hatte ihr sonst regelmäßig und in einem heitern Tone geschrieben, ihr allerlei von den fremden Sitten und Gebräuchen erzählt, die ich sah, und manche Schwänke und Schnurren eingeflochten, um sie aus der Ferne zum Lachen zu bringen und wohl auch mit meiner Fröhlichkeit groß zu tun. Sie antwortete mit treulichen Berichten über den Weltlauf zu Hause, und jeden Spaß vergalt sie mit einer Hochzeit oder einem Todesfall, mit dem Schiffbruch einer Haushaltung oder dem verdächtigen Glücke einer anderen. Auch der Oheim war gestorben, und die Kinder hatten sich zerstreut im verworrenen Getümmel der Heerstraße und zogen schon ihre Kinderkärrchen hinter sich her, gleich den Juden in der Wüste. Seit einiger Zeit waren jedoch meine Briefe seltener und einsilbiger geworden; die Mutter schien sich zu scheuen, nach dem Grunde zu fragen, wofür ich ihr dankbar war, da ich doch nichts Rechtes zu

melden wußte. Seit einigen Monaten hatte ich gar nicht mehr geschrieben, und sie hielt sich auch still. Als ich jetzt so in der Stille saß, klopfte es sachte an der Türe des äußern Zimmers; ein Kind kam herein und brachte mir einen Brief, der Schrift und Siegel der Mutter zeigte.

Sie wollte die Ungewißheit oder vielmehr die Furcht nicht länger ertragen, daß es nicht nach Wunsch und Hoffnung mit mir stehe; sie verlangte daher Aufschluß über meine Umstände und Aussichten, besorgte, daß ich bereits Schulden habe, weil sie von keinem Erwerb wisse und das kleine Erbe doch lange aufgebraucht sei. Für den Fall der Not habe sie einige Ersparnisse am Überflüssigen gemacht, die jetzt bereit lägen, ihren Dienst zu tun, wenn ich nur offen berichten wolle.

Das Kind, welches den Brief gebracht, stand noch da, als ich ihn schnell gelesen; ich hatte es beim Zeichnen des Jesuskindes in jener christlich-mythologischen oder geologischen Landschaft als Modell benutzt, um ihm die nötigsten Verhältnisse abzusehen, und da das Bild durch mein Herumsuchen zufällig in den Vordergrund geraten, so stand das Knäbchen vor demselben und sagte: „Das bin ich!“ indem es den Finger auf das Himmelskind legte. Durch diese anmutige Fügung erhielt der Vorgang einen übernatürlichen Anklang; der kleine Träger der guten Botschaft erschien gewissermaßen als ein Abgesandter der göttlichen Vorsehung selbst, und so wenig ich an ein Wunder, etwa in Gestalt eines allgütigen Scherzes derselben, glaubte, gefiel mir das kleine Abenteuer doch über die Maßen wohl und machte mir den mütterlichen Brief doppelt erquicklich. Es ist nicht anders zu sagen, genau betrachtet mußte die gleiche Figur, mit der ich in dem Entwurf jenes Bildes eine tiefsinnige Ironie zu begehen der Meinung war, jetzt meine Angelegenheiten wenigstens mit einer artigen Parabel verzieren helfen, sie mit einem Bezug auf das Unendliche veredeln.

Alles schien jetzt gut und jede Erfüllung wieder möglich, ja wahrscheinlich zu sein; keinen Augenblick zögerte ich, das

Opfer anzunehmen, und schrieb meine Antwort etwas kleinlaut und doch offen und wohlgemut. Dabei ermangelte ich nicht, meiner wunderlichen Universitätsstudien zu erwähnen und dieselben als eine für die Gegenwart allerdings nachteilige, für die Zukunft aber doch irgendwie Nutzen bringende Störung darzustellen; und schließlich landete ich wieder an dem Kap der guten Hoffnungen und Verheißungen.

Als die Mutter diesen Brief empfing und ihn gelesen hatte, schloß sie die Stubentüre zu und ihren alten Schreibtisch auf und brachte aus dessen Fächern zum erstenmal den Schatz ihrer Ersparnisse ans Licht. Sie fügte die Taler zu Rollen und diese zu einem unförmlichen Pakete, umwand es mehrmals mit starkem Papier und dieses mit Schnüren, beträufelte es überall mit Siegellack und drückte das Petschaft darauf, alles sehr unkaufmännisch mit überflüssiger Mühe, denn es war schon lange fest genug; aber es war doch jedenfalls fest. Dann schob sie das schwere Paket in eine taftene Handtasche oder Ridikül, legte es auf den Arm und eilte auf Seitenwegen zur Post; denn sie wünschte nicht, gesehen zu werden, weil sie nicht gesonnen war zu antworten, wenn jemand sie befragt hätte, wo sie mit dem Gelde hinwolle. Mühselig und mit zitternder Hand streifte sie das seidene Säcklein von dem Geldkloben, reichte ihn durch das Schiebfensterchen und gab ihn mit einem Gefühl der Erleichterung aus der Hand. Der Beamte besah die Adresse, dann die Frau, machte seine umständlichen Verrichtungen, gab ihr den Empfangschein, und sie begab sich, ohne sich umzuschauen, hinweg, als ob sie so viel Geld jemandem genommen anstatt gegeben hätte. Der linke Arm, auf dem sie die Last getragen, war steif und ermüdet, und so kehrte sie etwas angegriffen in ihre Behausung zurück, stillschweigend durch ein Gedränge von Leuten, welche keinen Gulden für ihre Kinder hergeben, ohne damit zu prahlen, zu lärmen, oder darüber zu jammern und zu klagen. Zu jener Zeit, als mein Oheim lebte und noch predigte, hatte er einmal gesagt: „Gott weiß wohl, welche Leute bescheiden und still

sind, und welche nicht, und er zwickt die letztern gelegentlich ein wenig, ohne daß sie wissen, woher es kommt, und ich habe ihn im Verdacht, daß das ihm alsdann einen kleinen Spaß macht!"

Zu Hause fand die Mutter die Klappe des Schreibtisches noch geöffnet und die Schubläbchen aufgezogen, die nun leer waren; sie schloß dieselben und öffnete beiläufig dasjenige, in welchem für ihr tägliches Bedürfnis ein unbeträchtliches Häuflein Münze in einem Schälchen lag und verkündigte, daß zunächst nun jede Wahl verschwunden war zwischen Gütlichtun und weiterem Darben, und daß die gute Frau jetzt mit dem besten Willen sich keine guten Tage mehr hätte machen können. Allein das wurde von ihr weder bemerkt, noch kam es in Frage. Sie stieß auch dies Lädchen sogleich wieder zu, versorgte Schreibzeug und Siegellack, verschloß den Schrank und setzte sich auf das alte Sorgenstühlchen ohne Lehnen, um von ihren Taten auszuruhen, aufrecht wie ein Tännlein.

So sehe ich sie jetzt noch, obgleich ich nicht dabei war, dank der Kenntnis ihrer Gewohnheiten, ähnlich wie der Altertumskundige mit seinen Hilfsmitteln und Anhaltspunkten die Ansicht eines zerstörten Denkmales wiederherstellt.

Viertes Kapitel

Das Flötenwunder

Das Geldpaket wurde mir nicht, wie der Brief, von dem Hauswirtskinde, sondern von dem Postboten selbst aufs Zimmer gebracht. Sein gewichtiges Treppensteigen, das so lange ausgeblieben, belebte die Leute sofort mit einer vorläufigen Genugtuung über das ungebrochene Vertrauen, das sie mir geschenkt; mit dankbarer Gesinnung empfingen sie dann ihr ziemlich aufgelaufenes Guthaben, nachdem ich das Geld nicht ohne Mühe von den vielen Hüllen und Schnüren befreit und

den neuen Brief rasch durchflogen hatte, der von unsicherer, ihren Gegenstand nicht übersehender Sorge geschrieben war.

Auch der Schneider, der Schuhmacher und die übrigen Lieferanten unterschrieben ihre Rechnungen mit freundlicher Zufriedenheit und empfahlen sich für weitere Kundschaft. Das machte mir alles so viel Vergnügen, als ob es mein eigenes Verdienst wäre und ich die lieben Zahlungsmittel selbst erworben hätte. Fast bedauerte ich, daß nicht noch mehr zu bezahlen und die Herrlichkeit so bald zu Ende war; doch wurde der Übermut gedämpft, als ich noch am gleichen Tage auch bar Geliehenes an gute Bekannte zurückzahlte und dieselben das Geld mit vollkommener Gleichgültigkeit beiseite legten. Hieran sah ich, daß ich in ihren Augen nicht etwas besonders Merkwürdiges getan hatte, und zog die Hörnlein der Selbstzufriedenheit wieder ein. Dennoch war ich leichten Mutes, betrachtete die Zahlungsfähigkeit der Mutter gewissermaßen als meine eigene und feierte am Abend ein kleines Befreiungsfest, mit dessen Aufwand, so bescheiden er war, das Mütterchen sich einen halben Monat lang erhalten konnte. Ich sang sogar in rascherem Takte, als seit manchen Tagen geschehen, ein Lied voll Sorgenverachtung mit, wie wenn ich aller Übel der Welt ledig wäre.

Allein gleich am Morgen gewahrte ich, daß noch ein Ende der Kette vorhanden in Gestalt des Häufleins Taler, welches von meinem Schatze übrig geblieben war. Denn als ich denselben jetzt genauer berechnete und abzählte und die letzte schon angebrochene Papierhülse vollends auseinanderschlug, zeigte es sich, daß ich höchstens ein Vierteljahr daran zu leben hatte. Ich wunderte mich nicht wenig, wie die Sorge so behende wieder hereingeschlüpft, und vermutete zuletzt, sie sei gar nicht von der Stelle gegangen, gleich der Frau des Swinegels, die im Wettlaufe mit dem Hasen ruhig in der Furche saß und rief: „Ich bin all hier!“

Doch zögerte ich nicht, einen neuen Auslauf nach dem Erwerbe zu unternehmen; mit Überlegung schlug ich, wie ich glaubte, einen klugen Mittelweg ein, indem ich ein paar

kleinere Landschaften ohne Anspruch auf geistreichen Stil oder Phantasie, dagegen mit sorgfältiger Rücksicht auf Gefälligkeit zu malen begann, immerhin aber eine gewähltere Naturwahrheit zugrunde legte und nicht mit Gewalt das einmal zierlich Gewachsene ins Plumpe, das Geformte ins Formlose verwandelte. Auf diesem Wege vermeinte ich einen glücklicheren Erfolg nicht verfehlen zu können, während mir unter der Hand das angestrebte Gefällige der Ausführung nur zu einer gewissen reinlichen Bescheidenheit geriet, die Form aber für den roheren Blick sofort wieder einen verdächtigen Anschein von Stil gewann. Das war freilich wieder nicht zweckmäßig; denn die gleichen Menschen, welche die Angelegenheiten ihres täglichen Lebens nur mit großen Worten und erhabenen Wendungen behandeln, sind es ja, die sogleich die Nase zurückziehen, wenn sie in der Kunst etwas wittern, das wie Stil oder Form aussieht.

Neben der Vorsicht, die ich an die Arbeit verwandte, beschäftigte mich noch das Abwägen der fliehenden Zeit mit der täglichen Abnahme meines Barvorrates; dies alles mit einem geruhigen Maß von Furcht und Hoffnung durchwirkt, läßt mir jene kleine Spanne Zeit samt ihren kleinen Verhältnissen als ein Stück wohlverbrachten friedlichen Daseins erscheinen, gleichmäßig erfüllt von bescheidenem Anspruch, redlicher Tätigkeit und tröstlicher Erwartung des unbekannten Erfolges. Fehlt einem solchen Zustande einstweilen das tägliche Brot nicht, während das kommende Bedürfnis doch die Seelenkräfte wach erhält, so wäre er lebenslang leicht zu ertragen. Das erkennt man erst, wenn die Hoffnungen gebrochen sind und man den früheren Zustand, wo sie noch ungewiß waren, wieder herbeiwünscht.

Als ich beide Zwillingsbilder fertig hatte, war es mit dem zufriedenen Leben vorbei, und ich mußte auf den Handel ausgehen. Sie der öffentlichen Ausstellung anzuvertrauen, konnte ich mich nach jenem plagiatorischen Unglück nicht schon wieder entschließen, was allerdings ein Zeichen des Anfänger- oder Dilettantentums war; denn eine volle Begabung kann

dergleichen leicht verschmerzen und braucht sich nicht darum zu kümmern, wie das Schattenvolk sich um das Eigentum von Ideen und Erfindungen zankt.

Ich begab mich nun zu einem angesehenen Händler, Beherrscher der Auktionen und Aufkäufer von Künstlernachlässen, welcher auch ganz neue Bilder kaufte, wenn sie vor seiner Kennerschaft Gnade fanden oder seine Gewinnlust sonst durch irgendeinen geheimnisvollen Vorzug reizten. In einem schönen Hause war das Erdgeschoß mit sogenannten alten Meistern und neueren Gemälden angefüllt, und hinter den Fenstern waren stets einige zu sehen, aber niemals etwas, für das der Mann keinen Namen hatte. War es eine gewisse Geziertheit oder war es Schüchternheit, ich ging zuerst ohne meine Landschaften hin, um sie dem Händler anzubieten in der Form, daß ich anfragte, ob ich dieselben herbringen lassen oder seinen Besuch zur Besichtigung erwarten dürfe. Mein Eintreten in die Handelsgalerie blieb gänzlich unbeachtet, da der Inhaber mit einem Häuflein Herren und Kenner dicht vor einem kleinen Rähmchen stand, dessen Inhalt sie mit zusammengesteckten Köpfen und Vergrößerungsgläsern beguckten, während er seine Lehrsätze über die Rarität vortrug. Plötzlich führte er, die Lupe in der Hand, den Trupp in ein anstoßendes Zimmer, um dort vor einem ähnlichen Gegenstande vergleichende Studien vorzunehmen, und ich blieb ein Weilchen allein in dem Raume. Endlich kehrten die Herren in aufgelöster Ordnung, in lebhaftem Gespräche begriffen, zurück, indem sie eine große Heilswahrheit zu vereinbaren und zu redigieren schienen; es handelte sich offenbar weniger um ein Geschäft als um eine jener Liebhaberkonferenzen, durch die solche Bildermänner ihrem Hasardspiel einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben pflegen. Indessen bemerkte der Kaufherr meine Anwesenheit und fragte nach meinem Begehren.

Ich brachte das Anliegen ziemlich betreten vor, im Gefühl, daß ich etwas erbitte, was kein Mensch mir zu gewähren schuldig sei, und hatte es auch kaum getan, als der

Mann, ohne nur zu fragen, wer ich sei, kurz und trocken sagte, er kaufe die Sachen nicht, und sich wegkehrte.

Hiemit war mein Geschäft abgetan; ich hatte keine Veranlassung, auch nur eine Minute länger da zu bleiben, und befand mich eine Viertelstunde später wieder zu Hause bei den zwei Bildchen.

Ich unternahm an diesem Tage nichts weiteres, durch ein unheimliches Gefühl von Ärger und Sorge beklemmt. Ich konnte mir nicht klar machen, daß das Verhalten des Händlers dasjenige der meisten Leute war, die alles, was sie nicht von sich aus wünschen und suchen, durch die immergrüne Hecke der abschlägigen Antwort von sich abhalten und es darauf ankommen lassen, was zu ihrem Nutzen sich allenfalls dennoch hindurchdrücken wolle und könne.

Am nächsten Tage machte ich mich abermals auf den Weg, nahm aber klüglich die in ein Tuch gewickelten Bilder mit, damit sie wenigstens angesehen wurden. Ich suchte einen Händler von minderem Range auf, bei dem die Verkehrssummen schon beträchtlich niedriger standen als bei dem vorigen, obschon er mit den Gegenständen besser umzugehen, sie sogar selber zu reinigen, auszubessern und neu zu firnissen verstand. Ich traf ihn in einem ziemlich dunkeln Lokale inmitten seiner Töpfchen und Gläser, wie er eben die Löcher einer alten bemalten Leinwand ausflickte. Er hörte mich aufmerksam an und stellte meine Landschaften selbst in ein möglichst günstiges Licht, und nachdem er die Hände an der Schürze abgewischt, schob er sein Samtkäppchen über den kahlen Vorderkopf zurück, stützte die Hände gegen die Hüfte und sagte sogleich, ohne sich lange zu besinnen: „Die Sachen sind nicht übel, aber sie sind nach alten Kupferstichen gemacht und zwar nach guten!"

Erstaunt und verdrießlich erwiderte ich: „Nein, diese Bäume habe ich selbst alle nach der Natur gezeichnet und sie stehen wahrscheinlich jetzt noch; auch das übrige existiert beinahe alles, wie es hier ist, nur liegt's etwas mehr auseinander!"

„In diesem Falle kann ich die Bilder erst recht nicht brauchen!“ versetzte er, indem er die betrachtende Stellung aufgab und das Käppchen wieder zurechtrückte; „man wählt nach der Natur keine Motive, die wie aus alten Kupferstichen aussehen! Man muß mit der Zeit leben und vorwärts schreiten!“

Da hatte ich die ganze Stilfrage in einer Nuß. Ich packte meine Bilder zusammen und warf im Abgehen einen wehmütigen Blick auf die Sammlung roher Zufälligkeiten und gemalter Düngerhaufen, welche als Zeitgemäßes oder eigentlich eher die Zukunft Ahnendes die Wände bedeckten, da es die Arbeiten armer Teufel waren, die aus Ungeschick mit billigem Pinsel und im Dunkeln das schufen, was seither anspruchsvoll ans Licht getreten ist. Ich stand allerdings selber höchst kümmerlich auf der Gasse, kehrte jedoch mit dem Stolze eines verarmten Hidalgo dem Hause den Rücken und wanderte weiter. Unentschlossen, ob ich nicht lieber nach meiner Wohnung zurück wolle, durchirrte ich mehrere Straßen und geriet vor den Kaufladen eines israelitischen Schneiders, der zugleich mit neuen Kleidern und mit neuen Bildern handelte. Manche Künstler ließen sich von ihm bekleiden, und er mochte dadurch, indem er an Zahlungsstatt zuweilen eine Malerei zu übernehmen oder zu pfänden genötigt war, zu einem kleinen Galeriebesitzer geworden sein, der schon mehr als einen guten Schnitt gemacht hatte, wenn er entweder die Arbeiten bedrängter Kunstjünger erworben, die nachher zu Ruf gekommen, oder wenn er, ohne es zu wissen, von andern Unkundigen ein wertvolles Stück erwischte. Vor demjenigen Teil seines Geschäftslokales, worin die Bilder aufgestellt waren, sah ich einen Augenblick durch das Fenster, und da der Raum wenigstens von reinlicher Ordnung und Sorgfalt zu zeugen schien, so lockte mich das, einzutreten und mein Angebot abermals vorzubringen. Der Handelsmann zeigte sich gleich bereitwillig, die Sachen anzusehen, betrachtete sie mit lüsterner Neugierde, ließ sich alles Wie, Was und Wo erklären und fragte zuletzt, ob

ich die Dinger wirklich selbst gemacht habe und ob sie gut gemalt seien? Das war gar nicht so naiv, wie es aussah; denn er blickte mich in der Zeit genau an, um aus meinen Mienen den Grad eines berechtigten oder eiteln Selbstvertrauens zu lesen, wie er einen andern, der ihm einen goldenen Ring antrug, zunächst fragte, ob derselbe auch echt sei; im letzteren Fall erkannte er das Gold schon vorher und wollte durch die Frage erfahren, mit welchem Menschen er zu tun habe; in meinem Falle dagegen wußte er den Menschen im voraus zu beurteilen, durch dessen Verhalten aber wollte er erfahren, wie er das Handelsobjekt anzufassen habe. Als ich zögernd erwiderte, ich hätte die Bilder so gut gemacht, als es nur möglich gewesen, ohne daß es mir anstehe, sie zu loben; auch werden sie wohl nicht sehr vortrefflich sein, sonst würde ich nicht damit hier stehen; immerhin aber seien sie des bescheidenen Preises wert, den ich verlange, — schien ihm das nicht übel zu gefallen, und er wurde freundlich und gesprächig, indem er dazwischen die Bilder ab und zu ebenso unentschlossen als wohlwollend betrachtete. Ich begann die gute Hoffnung zu schöpfen, daß sich jetzt etwas ereignen würde; allein es erfolgte nichts weiter als das plötzliche Anerbieten, die Bilder in Kommission zu übernehmen, in seinem Lokale auszustellen und so vorteilhaft als tunlich zu verkaufen. Hiebei blieb es denn auch; denn zu etwas weiterem hätte sich der Mann nicht verstanden, und sein Vorschlag war nicht unbillig, sein Verhalten aber menschlich, da es mir Hoffnung ließ und ich mit leichterem Herzen meine Wohnung aufsuchen konnte, als wenn ich die Bilder wieder hätte hintragen müssen.

So blieb mir für einmal die Welt des Erwerbes wie durch eine Mauer verschlossen, an welcher ich keine Türe fand, nicht ein Schlupfloch, durch welches eine Katze gekrochen wäre. Ich hatte freilich auf den drei Gängen gewiß nicht hundert Worte verloren, allein auch ein hundertundeintes hätte nicht geholfen; wäre Erikson noch dagewesen, so würde er mir die Bilder mit wenig Worten verkauft

haben, indem er hinging und sagte: „Was fällt Euch ein? Ihr müßt sie nehmen!“ Oder Ferdinand Lys hätte sie mich ausstellen lassen und mit seinem Ansehen als reicher Mann einem andern Reichen empfohlen, und ich wäre wie hundert andere auf einen leidlich breiten Weg geraten und auf ihm geblieben. Aber beide Freunde hatten sich von der Kunst selbst abgewendet und lebten, wo ich nicht wußte, gleich Abgeschiedenen, die dem Zurückgebliebenen fernher zuzuwinken schienen: Geh du dort auch weg!

Sonst besaß ich, was man gute Bekanntschaften nennt, in der Künstlerwelt nicht mehr, weil ich fast ausschließlich mit Studierenden und angehenden Gelehrten umging und als ein geselliger Hospitant ihre Spruch- und Lebensarten teilte. In demselben Maße büßte ich erst den äußern, dann auch halbwegs den inneren Habitus eines Kunstjüngers ein. Während Wahl und Pflicht mich an das körperliche Schaffen banden, gewöhnte sich der Geist an das Leben in seiner eigenen Bewegung; das langsame, kaum mehr von Hoffnung beseelte Hervorbringen eines einzigen Gedankens durch die Hände schien voll unnützer Mühsal zu sein, wenn in der gleichen Zeit tausend Vorstellungen auf den Flügeln des unsichtbaren Wortes vorüberzogen. Diese verkehrte Empfindung beschlich mich um so unbewachter, als meine Teilnahme an wissenschaftlichen Dingen sich auf Hören und Lesen, auf bloßes Empfangen und Genießen beschränkte und ich die Arbeit wissenschaftlichen Hervorbringens nicht aus Erfahrung kannte. So drehte ich mich gleich einem Schatten umher, der durch zwei verschiedene Lichtquellen doppelte Umrisse und einen verfließenden Kern erhält.

Mit dieser Beschaffenheit trat ich nun abermals in den unfreien Zustand des Borgens über, als der letzte Taler wirklich ausgegeben war. Der Anfang fiel mir diesmal, als eine untröstliche Wiederholung, schwerer, der Fortgang aber machte sich wie in dumpfem Traume von selbst, bis die Zeit wieder erfüllt war und das Erwachen folgte mit der Not des Bezahlens und des Weiterlebens.

Erst jetzt entschloß ich mich, die Zuflucht nochmals zur Mutter zu nehmen, wie es ja ein Kennzeichen des Menschengeschlechtes ist, daß das Junge, solange es immer angeht, zum Alten zurückkehrt. Jugend, welche sich reiner Absichten und eines guten Willens bewußt ist, weist mit ihrem allgemeinen Weltvertrauen auf ihre lange Zukunft hin, freilich vergessend, daß sie dieselbe leichtlich, ja wahrscheinlich allein erlebt und schließlich die Bitterkeit des Volkswortes nach rückwärts und vorwärts kosten muß, daß eine Mutter eher sieben Kinder erhält, als sieben Kinder die Mutter.

Die neuen Ersparnisse, die sie ohne Zweifel gemacht hatte, konnten nicht so viel betragen, als ich jetzt bedurfte; ich wollte daher gründlich zu Werke gehen und schlug ihr in einem Briefe, worin ich mich noch leichter stellte, als mir zumut war, die Erhebung eines Anleihens auf das Haus vor. Das sei, meinte ich, eine unverfängliche ruhige Sache, welche nach gefundenem Glücksanfang durch meinen Fleiß ebenso ruhig wieder ausgeglichen werde und höchstens einige Zinsen koste.

Die Mutter erschrak heftig über diesen Brief, an dessen Statt sie mich selber jeden Tag sehnlich erwartete, wenn auch nicht mit rühmlichem Glücke, so doch in zufriedenem Zustande. Sie sah alles wieder in unbekannte Ferne gerückt. Ersparnisse besaß sie diesmal nur wenige, da sie an unsern Mietern Verluste erlitten; denn der gute Eichmeister war seinen beruflichen Trinkproben erlegen und mit Hinterlassung von Schulden gestorben, und der unzufriedene Beamte hatte in einem Anfalle von Entrüstung über fortwährendes Hintansetzen eine kleine Sportelnkasse geleert und war nach Amerika gegangen, um dort gerechtere Vorgesetzte zu suchen. Dabei hatte er auch meine Mutter mit einem Jahreszinse im Stiche gelassen, so daß mein Unheil sich mit diesen Unglücksfällen in unheimlicher Weise vermengte. Dazu kam die Vereinsamung durch den Tod der Nahestehenden; nach dem Oheim war auch Annas Vater, der Schulmeister, sowie der und jener gute alte Freund gestorben, und noch andere waren

aus der Welt gegangen, wie denn zuweilen, wenn die Jahre vorrücken, viele auf einmal gehen, die ihre Zeit erreicht haben. Sie hätte zwar alle diese Toten nicht befragt, was zu tun sei; allein die Einsamkeit vergrößerte ihren Schrecken, und um nur wieder in Bewegung zu kommen und das Lebendige zu spüren, erfüllte sie mein Begehren. Sie suchte einen Geschäftsmann auf, der die verlangte Summe mit allen möglichen Umständen und Formen beschaffte, wobei sie als schüchterne Gesuchstellerin dazustehen hatte. Dann besorgte sie auf erhaltenen Rat mit sauren Gängen noch eine Handelsanweisung, die sie an mich abzusenden endlich froh war. In ihrem Briefe beschränkte sie sich auf eine Beschreibung dieser Mühen, anstatt sich in Ermahnungen und Klagen zu ergehen.

Nun hatte ich, als ich meinen Brief geschrieben, im letzten Augenblicke und in der Furcht, zu viel zu verlangen, die Höhe der berechneten Summe fast auf die Hälfte heruntergesetzt und gedacht, es müsse auch so gehen. Der Betrag des Wechsels reichte daher kaum zur Bezahlung der Schulden aus, und auch so war ich genötigt, wenn ich nur auf kurze Frist etwas übrig behalten wollte, für freundschaftlich Geliehenes da oder dort, wo kein Bedürfnis drängte, um Stundung zu bitten. An dem zögernden Gewähren merkte ich, daß die Bitte unerwartet kam, und so zwang mich die Beschämung, sie zurückzuziehen. Nur einer, der mein Erröten sah, wies das Geld zurück, obschon er in Bälde abzureisen willens war. Ich solle es ihm wiedergeben, wenn es mir leichter falle, er könne es jetzt entbehren und werde schon gelegentlich von sich hören lassen.

Durch diese Nachsicht sah ich mich auf eine Reihe von Wochen noch geborgen. Aber der ganze Vorgang erweckte mir ein ernsteres Nachdenken über meine Lage und über mich selbst nach der inneren Seite hin. Plötzlich kaufte ich einige Bücher Schreibpapier und begann, um mir mein Werden und Wesen einmal recht anschaulich zu machen, eine Darstellung meines bisherigen Lebens und Erfahrens. Kaum war ich aber recht an der Arbeit, so vergaß ich voll-

kommen meinen kritischen Zweck und überließ mich der bloß beschaulichen Erinnerung an alles, was mir ehedem Lust oder Unlust erweckt hatte; jede Sorge der Gegenwart entschlief, während ich schrieb vom Morgen bis zum Abend und einen Tag wie den andern, aber nicht wie ein Sorgenschreiber, sondern wie einer, der während schöner Frühlingswochen in seinem Gartensaale sitzt, ein Glas alten Landweines zur Rechten und einen Strauß junger Feldblumen zur Linken. Ich hatte in der trüben Dämmerung, die mich schon geraume Zeit umgab, das Gefühl bekommen, als ob ich eigentlich keine Jugend erlebt hätte; und nun entwickelte sich unter meiner Hand eine Bewegung jungen Lebens, die trotz aller Bescheidenheit der Zustände und Verhältnisse mich gefangennahm, beschäftigte und bald mit glückseligen, bald mit reumütigen Empfindungen erfüllte.

So gelangte ich bis zu der Stunde, da ich als Rekrut auf dem Felde stand und die schöne Judith auswandern sah, ohne mich regen zu dürfen. Hier legte ich die Feder weg, weil das seither Erlebte mir noch gegenwärtig war. Die vielen beschriebenen Blätter brachte ich unverweilt zu einem Buchbinder, um sie mittelst grüner Leinwand in meine Leibfarbe kleiden zu lassen und das Buch in die Lade zu legen. Nach einigen Tagen ging ich vor Tisch hin, es zu holen. Da hatte der Handwerker mich mißverstanden und den Einband so fein und zierlich gemacht, wie es mir nicht eingefallen war, ihn zu bestellen. Statt Leinwand hatte er Seidenstoff genommen, den Schnitt vergoldet und metallene Spangen zum Verschließen angebracht. Ich trug die Barschaft, die ich noch besaß, bei mir; sie hätte noch für mehrere Tage ausreichen sollen, jetzt mußte ich sie bis auf den letzten Pfennig hinlegen, um den Buchbinder zu bezahlen, was ich ohne weitere Besinnung tat, und anstatt zum Mittagessen zu gehen, konnte ich mich mit dem unnützesten Werke der Welt in der Hand nach Hause verfügen. Zum erstenmal in meinem Leben saß ich nicht zu Tisch, wohl fühlend, daß es mit dem Borgen und Bezahlen vorbei sei. In einigen Tagen wäre

das merkwürdige Ereignis allerdings doch eingetreten; dennoch überraschte es mich jetzt mit sehr stiller, aber unerbittlicher Gewalt. Ich verbrachte die zweite Hälfte des Tages auf meinem Zimmer und legte mich abends, früher als gewöhnlich, ungegessen zu Bett. Dort erinnerte ich mich plötzlich der weisen Tischreden der Mutter, wenn ich als kleiner Junge das Essen getadelt hatte und sie mir dann vorhielt, wie ich einst vielleicht froh sein würde, nur solches Essen zu haben. Die nächste Empfindung war ein Gefühl der Achtung vor der ordentlichen Folgerichtigkeit der Dinge, wie alles so schön eintreffe; und in der Tat ist nichts so geeignet, den notwendigen Weltlauf gründlich einzuprägen, als wenn der Mensch hungert, weil er nichts gegessen hat, und nichts zu essen hat, weil er nichts besitzt, und dies, weil er nichts erworben hat. An diesen einfachen und unscheinbaren Gedankengang reihen sich von selbst alle weiteren Folgen und Untersuchungen, und indem ich nun völlige Muße hatte und von keiner irdischen Nahrung beschwert war, überdachte ich von neuem mein Leben, trotz des grünseidenen Buches, das auf dem Tische lag, und gedachte meiner Sünden, welche jedoch, da der Hunger mich unmittelbar zum Mitleid mit mir selber stimmte, sich ziemlich glimpflich darstellten.

Hierüber schlief ich friedfertig ein. Zu gewöhnlicher Zeit erwachte ich, auch zum erstenmal ohne zu wissen, was ich am heutigen Tage essen würde. Ich hatte seit einiger Zeit das Frühstück abgeschafft, da ich es überflüssig gefunden; nun wäre ich froh gewesen, es noch zu bekommen, allein die Wirtsleute durften nicht erfahren, daß ich hungerte, sowie es mir jetzt klar wurde, daß das erste Erfordernis meiner neuen Lage die strengste Geheimhaltung sei. Weil ich als ein Überbleibsel schon abgezogener Jugendvölker lebte, besaß ich in diesem Augenblicke nicht einen einzigen Vertrauten, dem man eine so auffällige Tatsache eröffnen konnte. Denn wer, ohne ein Bettler zu sein, eines Tages mitten in der Gesellschaft faktisch nicht mehr essen kann, macht ein Auf-

sehen, wie ein Hund, dem man den Suppenlöffel an den Schwanz gebunden hat. Statt mich hinter meinen gemalten Wäldern still verborgen halten zu können, war ich daher gezwungen, um die Mittagszeit auszugehen. Es lag die hellste Frühlingssonne auf den Straßen; alles eilte vergnüglich durcheinander, jeder nach seinem Tischorte. Ich ging gefaßt hindurch, ohne mir etwas ansehen zu lassen, und bemerkte hiebei, daß die Begierde zunächst nicht sowohl nach einer guten Mahlzeit, als nach einem der frischen bräunlichen Brote ging, die ich vor den Bäckerläden liegen sah, so schnell richtete sich der Wunsch des Bedürfnisses nur auf dieses einfachste und allgemeinste Nahrungsmittel, das uralte Wort vom täglichen Brote zu Ehren bringend.

Aber nun galt es wieder, im Vorübergehen das gierige Auge nicht eine Sekunde daran haften zu lassen, damit die Herrschaft des geistigen Menschen aufrechterhalten blieb, und so ging ich auch, anstatt unentschlossen zu schlendern, raschen Schrittes in eine öffentliche Gemäldesammlung, um dort die Zeit anständig mit Betrachtung der Meisterwerke zu verbringen, deren Urheber in ihren Lebtagen auch dies und jenes hatten erfahren müssen. Es gelang mir, die nagenden Naturkräfte während einiger Stunden zu bändigen und den zwischen ihnen und mir schwebenden Streithandel zu vergessen. Als die Säle geschlossen wurden, ging ich sogleich aus der Stadt und lagerte mich am Flusse in einem frischbelaubten Gehölze, wo ich in leidlicher Ruhe verborgen blieb, bis es dunkel war. Seit zwei langen Tagen an den unheimlichen Zustand schon etwas gewöhnt, beschlich mich eine traurige Geduld, welcher derselbe allenfalls erträglich schien, wenn es nur nicht ärger käme. Ich hörte, wie alle Vögel allmählich ihr Zwitschern einstellten und die Nachtruhe der Kreatur eintrat, während das Geräusch der fröhlichen Stadt herübersummte. Als aber in der Nähe plötzlich das Geschrei eines Vogels ertönte, der von einem Marder oder Wiesel erwürgt wurde, raffte ich mich auf und ging nach Hause.

Ähnlich verlief der dritte Tag, nur daß ich jetzt in allen

Gliedern müde wurde, langsamer dahinschlenderte und auch in meinen zerstreuten Gedanken zusehends herunterkam. Eine fast gleichgültige Neugierde, wie es eigentlich werden solle, behielt die Oberhand, bis am vorgerückten Nachmittage, als ich ziemlich weit von Hause in einem offenen Garten saß, der Hunger so heftig und peinlich sich erneuerte, daß ich vollständig das Gefühl hatte, wie wenn ich in menschenleerer Wüste von einem Tiger oder Löwen angefallen wäre. Eine Art Todesgefahr war jetzt augenscheinlich; aber sie bezwang gerade in dieser höchsten Not meinen neu bestärkten Vorsatz nicht, keine Hilfe anzusprechen. Ich marschierte so ordentlich, als es gehen wollte, nach meiner Wohnung und legte mich zum dritten Male ungegessen zu Bette; glücklicherweise mit dem Gedanken, daß das kein anderes und kein schmählicheres Abenteuer sei, als wenn ich mich etwa im Gebirge verirrt hätte und dort drei Tage ohne Nahrung zubringen müßte. Ohne diesen Trost würde ich eine sehr schlimme Nacht verlebt haben, während ich wenigstens gegen Morgen in einen schlafähnlichen Zustand geriet, aus welchem ich erst erwachte, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Freilich fühlte ich mich jetzt ernstlich schwach und unwohl und wußte nicht, was zu tun sei.

Erst jetzt wurde ich recht ärgerlich und etwas weinerlich und gedachte der Mutter, nicht viel anders als ein verlaufenes Kind. Wie ich aber dieser Geberin meines Lebens gedachte, fiel mir auch ihr höchster Schutzpatron und Oberproviantmeister, der liebe Gott, wieder ein, der mir zwar immer gegenwärtig war, jedoch nicht als Kleinverwalter. Und da in der Christenheit das objektlose Gebet damals noch nicht eingeführt war, so hatte ich mich auf der glatten See des Lebens aller solchen Anrufungen längst entwöhnt. Diejenige, nach welcher sich unmittelbar der unkluge Römer eingefunden, war meines Erinnerns die letzte gewesen.

In diesem Augenblicke der Not aber sammelten sich meine paar Lebensgeister und hielten Ratsversammlung gleich den Bürgern einer belagerten Stadt, deren Anführer darnieder-

liegt. Sie beschlossen, zu einer außerordentlichen verjährten Maßregel zurückzukehren und sich unmittelbar an die göttliche Vorsehung zu wenden. Ich hörte aufmerksam zu und störte sie nicht, und so sah ich denn auf dem dämmernden Grund meiner Seele etwas wie ein Gebet sich entwickeln, wovon ich nicht erkennen konnte, ob es ein Krebslein oder ein Fröschlein werden wollte. Mögen sie's in Gottes Namen probieren, dachte ich, es wird jedenfalls nicht schaden, etwas Böses ist es nie gewesen! Also ließ ich das zustande gekommene Seufzerwesen unbehindert zum Himmel fahren, ohne daß ich mich seiner Gestalt genauer zu erinnern vermöchte.

Ein paar Minuten hielt ich die Augen geschlossen. Du wirst doch aufstehen müssen! sagte ich mir und nahm mich zusammen. Wie ich nun so vor mich hinblickte, sah ich aus einer Ecke des Zimmers einen kleinen Glanz herüberleuchten, wie von einem goldenen Fingerring, nahe dem Boden. Es blinkte ganz seltsam und lieblich, da sonst dergleichen Licht keines im Zimmer war. So stand ich auf, die Erscheinung zu untersuchen, und fand, daß der Glanz von der metallenen Klappe meiner Flöte herrührte, die seit Monaten ungebraucht in jener Ecke lehnte gleich einem vergessenen Wanderstabe. Ein einziger Sonnenstrahl traf das Stückchen Metall durch die schmale Ritze, welche zwischen den verschlossenen Fenstervorhängen offen gelassen war; allein woher, da das Fenster nach Westen ging und um diese Zeit dort keine Sonne stand? Es zeigte sich, daß der Strahl von der goldenen Spitze eines Blitzableiters zurückgeworfen war, die auf einem ziemlich entfernten Hausdache in der Sonne funkelte, und so seinen Weg gerade durch die Vorhangspalte fand. Indessen hob ich die Flöte empor und beschaute sie. „Die brauchst du auch nicht mehr!" dachte ich, „wenn du sie verkaufst, so kannst du wieder einmal essen!" Diese Erleuchtung kam wie vom Himmel gleich dem Sonnenstrahl. Ich kleidete mich an, trank ein großes Glas Wasser, an welchem ich keinen Mangel litt, und begann die Flöte auseinanderzunehmen

und die Stücke vom Staube sorgfältig zu reinigen. Dann rieb ich sie mit einem Restchen Firnis und wollenen Läppchen tüchtig ab, salbte sie auch inwendig mit weißem Mohnöl, in Ermangelung von Mandelöl, das man sonst nimmt, damit das Instrument auch tönte, wenn es etwa geprüft wurde. Dann suchte ich das alte Flötenkästchen hervor und legte die Querpfeife so feierlich hinein, als ob ihr die wunderbarsten Kräfte inwohnten, und nun machte ich mich ohne längeres Säumen und so rasch mich die matten Beine trugen, auf den Weg, einen Käufer für die alte Jugendfreundin zu suchen.

Es dauerte nicht lange, so stieß ich in einer Seitengasse auf den kleinen dunkeln Laden eines Trödlers, hinter dessen Fenster ich neben etwas altem Porzellangeschirr eine Klarinette stehen sah; an dem andern Fenster hingen ein paar vergilbte Kupferstiche, in einem Rähmchen das verblichene Miniaturbildnis einer Militärperson in verschollener Uniform, sowie eine Taschenuhr, auf deren Zifferblatt eine Schäferszene gemalt war. Hier ging ich hinein und fand inmitten seines Trödels ein seltsames ältliches Männchen, kurz und wohlbeleibt, in einen langen Hausrock gemummt und darüber noch eine weiße Frauenschürze vorgebunden. Auf dem rundlichen Kopfe trug er eine wunderliche Schirmmütze, die wie die Muschel des Papiernautilus gebaut war. Diese Figur stand eben über einem kleinen Kochherd gebückt und rührte in einem Topfe, als ich eintrat. Das Trödelmännchen sah auf und fragte mich nicht unfreundlich, was ich wünsche, worauf ich mit leiser Stimme sagte, ich hätte eine Flöte zu verkaufen. Neugierig öffnete er das Kästchen, gab es aber sogleich zurück und sagte: „Richten Sie einmal das Ding zusammen, so weiß ich ja nicht, was es ist!" Als ich die drei Bestandteile gehörig zusammengesetzt hatte, nahm er das Instrument in die Hand und betrachtete es von allen Seiten, sah auch darüber weg, ob es nicht etwa krumm oder verzogen sei.

„Warum wollen Sie's denn verkaufen?" fragte er, und

ich meinte, weil ich's nicht mehr haben wolle. „Aber tönt sie auch, die Flöt'? Dort hab' ich schon lang ein Klarinett stehen, das keinen Laut von sich gibt, da bin ich mit angeschmiert worden. Blasen Sie mal!"

Ich blies eine Tonleiter, er wollte aber ein ganzes Stücklein hören; ich fing also, obschon mir nicht musizierlich zumut war, mit schwachem Atem die Arie aus der Freischützoper an:

Und ob die Wolke sie verhülle,
Die Sonne bleibt am Himmelszelt.
Es waltet dort ein heil'ger Wille,
Nicht blindem Zufall dient die Welt.

Es war das erste Musikstück, das ich vor Jahren einst gelernt hatte und das mir daher jetzt am ehesten einfiel. Nicht nur aus Schwäche, sondern auch in einem wehmütigen Gefühl meiner Lage und der Erinnerung an jene sorglosen Zeiten fiel der Vortrag ein wenig tremulierend oder zitterhaft aus und ich gelangte nur bis zum zehnten oder zwölften Takte. Allein das Männchen verlangte die Fortsetzung, und ich blies aus Furcht, der Handel könnte sich zerschlagen, in erbärmlicher Demütigung weiter, indessen der Trödler kein Auge von mir wandte. Ich kehrte mich ab und schaute mit bitter nassen Augen durch das Fenster.

Da blickte gleich einem Sonnenaufgang das schönste Mädchengesicht herein, heiter wie der Frühlingstag, lachte holdselig und klopfte mit fein beschuhter Hand an die Scheibe. Es war ein offenbar vornehmes Frauenzimmer, und der Trödelgreis beeilte sich eifrig, das Fenster so weit zu öffnen, als es wegen der hinter demselben befindlichen Trödelware anging.

„Na, Mannerl, was haben's denn da für ein Konzert?" sagte sie im vertraulichen Landesdialekt, den sie nur aus Freundlichkeit zu brauchen schien; dann aber, eh das überraschte Männlein eine Antwort fand, fragte sie nach gewissen chinesischen Tassen, die er zu liefern versprochen habe. Ich

hatte mich inzwischen auf eine Kiste gesetzt und schaute, ausruhend von dem mühseligen Spiele, das liebliche Frauenwesen an, das nach rasch beendigter Rücksprache noch einen unbefangenen Blick in den Raum warf und dessen Glanz auch über meine traurige Person hinlaufen ließ.

„Schaffen's, daß ich die alten Tasserl bekomm', und jetzt können's mit der Musik fortfahren!" rief sie noch und verschwand mit anmutigem Gruße vom Fenster. Der Alte war von der unverhofften Erscheinung ganz aufgeregt; der Maienglanz dieses Gesichts hatte ihn unzweifelhaft erwärmt und in die beste Stimmung versetzt.

„Die Flöten geht ja ganz ordentlich," sagte er zu mir; „was wollen's denn dafür haben?"

Als ich nicht wußte, was ich fordern sollte, holte er einen und einen halben Gulden hervor, in zwei funkelneuen Stücken. „Sein's zufrieden damit?" sagte er, „machen's kein' Umständ', das ist ein schönes Geld!" Ich war zufrieden und dankte sogar in der Eile aufrichtig nach Maßgabe meines Rettungsgefühles, was in seinem Verkehre nicht oft vorkommen mochte. Er klopfte mir gemütlich auf die Achsel und ließ sich zeigen, wie die Flöte auseinanderzunehmen und in das Futteral zu legen sei. Das Kästchen stellte er sodann geöffnet hinter das Fenster.

Auf der Straße besah ich die beiden Münzen genauer, um mich nochmals zu versichern, daß ich wirklich die Macht in der Hand halte, den Hunger zu stillen. Der helle Silberglanz, der Glanz der vorhin gesehenen, noch nachwirkenden zwei Augen und der Sonnenstrahl, der am Morgen kurz nach dem Gebete mir die vergessene Flöte gezeigt hatte, schienen mir alle aus der nämlichen Quelle zu kommen und eine transzendente Wirkung zu sein. Mit dankbarer Rührung, aller Lebenssorge ledig, wartete ich die Mittagsstunde ab, überzeugt, daß der liebe Gott doch unmittelbar geholfen habe. Es wird deswegen ja doch mit rechten Dingen zugehen, dachte ich in meiner so hart angefochtenen Eigenliebe, und

ich kann mir dies still bescheidene Wunder wohl gefallen lassen und darf Gott rechtmäßig danken. Schon der Symmetrie wegen fügte ich dem heutigen Morgengebetchen jetzt ein kurzes Dankgebet bei, ohne den großen Weltherrn mit vielen oder lauten Worten belästigen zu wollen.

Nun aber säumte ich nicht länger, das gewohnte Speisehaus aufzusuchen, das ich seit einem Jahre nicht mehr betreten zu haben glaubte, so lang dünkten mich die drei Tage. Ich aß einen Teller kräftiger Suppe, ein Stück Ochsenfleisch mit gutem Gemüse und eine landesübliche Mehlspeise. Dazu ließ ich mir einen Krug Bier geben, das herrlich schäumte, und alles schmeckte mir so trefflich, wie wenn ich am feinsten Gastmahle gesessen hätte. Ein unverheirateter Arzt, der auch dort zu speisen pflegte, bemerkte freundlich, er habe vorhin geglaubt, ich sei krank, so übel sehe ich aus; allein da ich so frischen Appetit habe, so scheine es doch nicht gefährlich zu sein. Ich entnahm hieraus, daß ich mich wenigstens einer guten Gesundheit erfreute, woran ich bisher nicht gedacht hatte, und hiefür war ich der Vorsehung auch dankbar; denn einem kränklichen oder schwächlichen Gesellen hätte die Strapaze schlimmer ablaufen können.

Nach Tisch begab ich mich in ein Kaffeehaus, um dort bei einer Tasse schwarzen Trankes auszuruhen und dabei die Zeitungen zu lesen und zu sehen, was in der Welt vorging. Denn auch darin war ich die drei Tage wie in der Wüste gewesen, daß ich mit niemand gesprochen und keinerlei Neuigkeit vernommen hatte. Ich fand auch allerlei Nachrichten und Weltbegebenheiten, die sich in der Zeit angesammelt; über dem behaglichen Lesen kehrten aber zusehends meine Leibes- und Verstandeskräfte zurück, und als ich den Bericht las, wie in einer Stadtkirche das Volk zusammenlaufe, weil ein Marienbild dort die Augen bewegen solle, kam ich betroffen auf mein stilles Privatwunder zu denken und sagte mir nach einigem Besinnen, in ganz verändertem Seelentenor, als ich vor dem Essen gehabt: Bist du denn besser als diese Bildanbeter? Da kann man wohl sagen, wenn

der Teufel hungrig ist, so frißt er Fliegen, und der Heinrich Lee schnappt nach einem Wunder!

Und doch zögerte ich, mich der wohltuenden Empfindung einer unmittelbaren Vorsorge und Erhörung, eines persönlichen Zusammenhanges mit der Weltsicherheit zu entledigen.

Schließlich, um dieses Vorteils nicht verlustig zu gehen und doch das Vernunftgesetz zu retten, erklärte ich mir den Vorgang so, daß die anererbte Gewohnheit des Gebets an die Stelle einer energischen Zusammenfassung der Gedankenkräfte getreten sei, durch die damit verbundene Herzenserleichterung jene Kräfte frei und sie fähig gemacht habe, das einfache Rettungsmittel, das bereit lag, zu erkennen oder ein solches zu suchen; daß aber eben dieser Prozeß göttlicher Natur sei und Gott in diesem Sinne ein für allemal die Appellation des Gebetes den Menschen delegiert habe, ohne im einzelnen Fall einzugreifen, auch ohne sich für den jedesmaligen unbedingten Erfolg zu verbürgen. Vielmehr habe er die Anordnung getroffen, daß, um den Mißbrauch seines Namens zu verhüten, Selbstvertrauen und Tatkraft, solange sie irgend ausreichen, Gebeteswert haben und vom Erfolge gesegnet sein sollen.

Noch heute lache ich weder über die Geringfügigkeit jener Not, noch über den vorübergehenden Wunderglauben, noch über die pedantische Abrechnung, die demselben folgte. Ich würde die Erfahrung, einmal im Leben den starken Hunger gespürt zu haben, das Wunder des lieblichen Sonnenblickes nach dem Gebete und die kritische Auflösung desselben nach erfolgter Leibesstärkung nicht hergeben; denn Leiden, Irrtum und Widerstandskraft erhalten das Leben lebendig, wie mich dünkt.

Fünftes Kapitel

Die Geheimnisse der Arbeit

Das Geldchen, das ich für die Flöte erhalten, reichte auch für einen zweiten Tag aus, da ich es klüglich eingeteilt hatte. Ich erwachte also diesmal ohne die Sorge, heute hungern zu müssen, und das war wiederum ein kleines, zum erstenmal erlebtes Vergnügen, da diese Sorge mir früher unbekannt gewesen und ich erst jetzt den Unterschied empfand. Dies neue Gefühl, mich gegen den Untergang mangels Nahrung gesichert zu wissen, gefiel mir so gut, daß ich mich schnell nach weiteren Habseligkeiten umsah, die ich der Flöte nachsenden könne; ich entdeckte aber durchaus nichts Entbehrliches mehr, als den bescheidenen Bücherschatz, der sich über meinen wissenschaftlichen Grenzüberschreitungen aufgestapelt und verwunderlicherweise noch vollständig beisammen war. Ich öffnete einige Bände und las stehend Seite auf Seite, bis es elf Uhr schlug und Mittag heranrückte. Da tat ich mit einem Seufzer das letzte Buch zu und sagte: „Fort damit! Es ist jetzt nicht die Zeit solchen Überflusses, später wollen wir wieder Bücher sammeln!"

Ich holte rasch einen Mann, der den ganzen Pack mit einem Stricke zusammenband, auf den Rücken schwang und mir auf dem Wege zu einem Antiquarius damit folgte. In einer halben Stunde war ich aller Gelehrsamkeit entledigt und trug dafür die Mittel in der Tasche, das Leben während einiger Wochen zu fristen.

Das dünkte mich schon eine unendliche Zeit; allein auch sie ging vorüber, ohne daß meine Lage sich änderte. Ich mußte also auf eine neue Frist denken, um die Wendung zum Bessern und den Glückesanfang abzuwarten. Die einen Menschen verhalten sich unablässig höchst zweckmäßig, rührig und ausdauernd, ohne einen festen Grund unter den Füßen und ein deutliches Ziel vor Augen zu haben, während es andern unmöglich ist, ohne Grund und Ziel sich zweckmäßig

und absichtlich zu verhalten, weil sie eben aus Zweckmäßigkeit nicht aus nichts etwas machen können und wollen. Diese halten es dann für die größte Zweckmäßigkeit, sich nicht am Nichtssagenden aufzureiben, sondern Wind und Wellen über sich ergehen zu lassen, jeden Augenblick bereit, das leitende Tau zu ergreifen, wenn sie nur erst sehen, daß es irgendwo befestigt ist. Sind sie dann am Lande, so wissen sie, daß sie wieder Meister sind, indessen jene immer auf ihren kleinen Balken und Brettchen herumschwimmen und aus lauter Ungeduld vom Ufer wegzappeln. Ich war nun allerdings keine große Figur in der Geisterwelt, um ein so vornehmes Mittel, wie die Geduld ist, gebrauchen zu dürfen; allein ich hatte damals kein anderes zur Hand, und im Notfall bindet der Bauer den Schuh mit Seide.

Das letzte, was ich außer meinen unverkäuflichen Bildern und Entwürfen besaß, waren die mit meinen Naturstudien angefüllten Mappen. Sie enthielten fast den ganzen Fleiß meiner Jugend und stellten ein kleines Vermögen dar, weil sie lauter reale Dinge aufwiesen. Ich nahm zwei der besseren Blätter, von ansehnlichem Format, welche ich schon im Freien als Ganzes abgeschlossen und in zufällig glücklicher Weise leicht gefärbt hatte. Dieselben wählte ich, um wegen der größeren Wirkung sicher zu gehen, da ich keinen der oberen Kunsthändler, sondern das freundliche Trödelmännchen heimzusuchen gedachte und von vornherein nicht einen wirklichen Wert zu erhaschen hoffte. Vor seinem Geschäfts- und Wohnwinkel angekommen, sah ich erst durch das Fenster und bemerkte die alten Gegenstände dahinter, die Klarinette wie die Kupferstiche und Bildchen, dagegen nicht mehr das Flötenkästchen. Dadurch ermutigt trat ich bei dem Alten ein, der mich sogleich erkannte und fragte, was ich Neues bringe? Er war günstig gelaunt und ließ mich wissen, daß er jene Flöte längst verkauft habe. Als ich die Blätter entrollt und auf seinem Tisch so gut als möglich ausgebreitet, fragte er zuvörderst, gleich dem israelitischen Bild- und Kleiderhändler, ob ich sie selbst gemacht, und ich zögerte mit der Antwort;

denn noch war ich zu hochmütig für das Geständnis, daß die Not mich mit meiner eigenen Arbeit in seine Spelunke treibe. Er schmeichelte mir jedoch ohne Verzug die Wahrheit ab, deren ich mich nicht zu schämen brauche, vielmehr zu rühmen hätte; denn die Sachen schienen ihm in der Tat nicht übel und er wolle es damit wagen und ein Erkleckliches daran wenden. Er gab mir auch so viel dafür, daß ich ein paar Tage davon leben konnte, und mir schien das ein nicht zu verachtender Gewinn, obgleich ich seinerzeit lust- und fleißerfüllte Wochen über den Gebilden zugebracht hatte. Jetzt wog ich das winzige Sümmchen nicht gegen den Wert derselben, sondern gegen die Not des Augenblickes ab, und da erschien mir der ärmliche Handelsgreis mit seiner kleinen Kasse noch als ein schätzenswerter Gönner; denn er hätte mich ja auch abweisen können. Und das wenige, was er mit gutem Willen und drolligen Gebärden gab, war so viel, als wenn reiche Bilderhändler größere Summen für eine unsichere Laune ihres zweifelnden Urteils hingeben.

Aber noch in meiner Anwesenheit befestigte der Kauz die unglücklichen Blätter an seinem Fenster, und ich machte, daß ich fortkam. Auf der Straße warf ich einen flüchtigen Blick auf das Fenster und sah die sonnigen Waldeinsamkeiten aus der Heimat wehmütig an diesem dunkeln Pranger der Armut stehen.

Nichtsdestoweniger ging ich in zwei Tagen abermals mit einem Blatte zu dem Manne, der mich munter und freundschaftlich empfing. Die zwei ersten Zeichnungen waren nicht mehr zu sehen; das Männchen, oder Herr Joseph Schmalhöfer, wie er eigentlich laut seinem kleinen alten Ladenschilde hieß, wollte aber keineswegs sagen, wo sie geblieben seien, sondern verlangte zu sehen, was ich gebracht habe. Wir wurden bald des Handels einig; ich machte zwar eine kleine Anstrengung, einen barmherzigeren Kaufpreis zu erwischen, war aber bald froh, daß der Alte nur kauflustig blieb und mich aufmunterte, ihm ferner zu bringen, was ich fertig machte, immer hübsch bescheiden und sparsam zu sein, wobei

aus dem kleinen Anfang gewiß etwas Tüchtiges erwachsen würde. Er klopfte mir wieder vertraulich auf die Achsel und lud mich ein, nicht so trübselig und einsilbig dreinzuschauen.

Der ganze Inhalt meiner Mappen wanderte nun nach und nach in die Hände des immer kaufbereiten Hökers. Er hing die Sachen nicht mehr ans Fenster, sondern legte sie sorgfältig zwischen zwei Pappdeckel, die er mit einem langen Lederriemen zusammenschnallte. Ich bemerkte wohl, daß sich die Blätter, große und kleine, farbige wie Bleistiftzeichnungen, zuweilen längere Zeit ansammelten, bis der Behälter plötzlich wieder dünn und leer war; allein niemals verriet er mit einem Worte, wohin meine Jugendschätze verschwanden. Sonst aber blieb sich der Alte immer gleich; ich fand, solang ich ein Blatt zu verkaufen hatte, eine sichere Zuflucht bei ihm, und endlich war ich froh, auch ohne Handelsverkehr etwa ein Stündchen mit Geplauder bei ihm zu verbringen und seinem Treiben zuzusehen. Wollte ich dann weggehen, so forderte er mich auf, nicht ins Wirtshaus zu laufen und das Geldchen zu vertun, sondern an seinem Tische mitzuhalten, und erzwang es am Ende auch. Übrigens war der allein lebende alte Gnom ein guter Koch und hatte stets ein leckeres Gericht im Hafen auf dem Herde oder im Ofen seines düstern Gewölbes. Bald briet er eine Ente, bald eine Gans, bald schmorte er ein kräftiges Gemüse mit Schöpsenfleisch oder er verwandelte billige Flußfische durch seine Kunst in treffliche Fastenspeise. Als er mich eines Tages zu seiner Mahlzeit eingefangen hatte, sperrte er plötzlich das Fenster auf, wegen der Wärme, wie er sagte, im Grunde aber, um meinen Bettelstolz zu zähmen und mich den Vorübergehenden zu zeigen. Das merkte ich an seinen schlauen Äuglein und scherzhaften Worten, womit er die Anzeichen von Verlegenheit und Unwillen bekriegte, die ich sehen ließ. Ich ging ihm auch nicht mehr in die Falle und betrachtete meine Bedürftigkeit als mein Eigentum, über das er auf diese Art nicht zu verfügen habe. Seltsamerweise fragte er mich nie, wie oder warum ich arm geworden sei, obgleich er mir Na-

men und Herkunft längst abgehört. Den Grund seines Verhaltens fand ich in der Vorsicht, jede Erörterung zu vermeiden, um nicht zu etwas menschlicheren Kaufsangeboten moralisch genötigt zu werden. Aus gleicher Ursache beurteilte er auch nie mehr, was ich ihm brachte, als gut oder zufriedenstellend, und mit immer gleicher Beharrlichkeit verschwieg er, wohin er die Sachen verkaufe.

Ich fragte auch nicht mehr danach. Wie ich nun gestimmt war, gab ich gern alles hin für das kärgliche Brot, das die Welt mir gewährte, und empfand dabei die Genugtuung, es verschwenderisch zu bezahlen. Das konnte ich mir um so eher einbilden, als das Wenige, das ich erhielt, der erste Gewinn war, den ich eigener Arbeit verdankte; denn nur der Gewinn aus Arbeit ist völlig vorwurfsfrei und dem Gewissen entsprechend, und alles, was man dafür einhandelt, hat man sozusagen selbst geschaffen und gezogen, Brot und Wein wie Kleid und Schmuck.

So erhielt ich mich ungefähr ein halbes Jahr, so wenig mir der Alte für die mannigfachen Studienblätter und Skizzen gab; denn sie wollten fast kein Ende nehmen, was freilich eines Tages dennoch geschah. Ich war aber nicht bereit, sofort wieder zu hungern. Daher löste ich meine großen gefärbten oder grauen Kartons von den Blendrahmen, zerschnitt jeden sorgfältig in eine Anzahl gleich großer Blätter, die ich in einen Umschlag aufeinanderlegte, und trug diese merkwürdigen, immer noch stattlichen Hefte eines nach dem andern zu dem Herrn Joseph Schmalhöfer. Er beschaute sie mit großer Verwunderung; sie sahen auch wunderbar genug aus. Die große kecke Zeichnung, die ohne Ende durch alle die Fragmente ging, die starken Federstriche und breiten Tuschen erschienen auf den kleineren Bruchstücken doppelt groß und gaben ihnen als Teilen eines unbekannten Ganzen einen geheimnisvollen fabelhaften Anstrich, so daß der Alte sich nicht zu helfen wußte und wiederholt fragte, ob das auch etwas Rechtes sei? Ich machte ihm aber weis, das müßte so sein, die Blätter könnten zusammengesetzt werden und

machten alsdann ein großes Bild; sie hätten indessen auch einzeln für sich ihre Bedeutung, und es sei auf jedem etwas zu sehen, kurz, ich drehte ihm zum Spaß eine Nase und dachte mir dabei, wenn sie ihm auch auf dem Halse blieben, so sei das nur eine kleine Einbuße an dem Gewinne, den er von mir gezogen. Das Trödelgreischen rieb sich verlegen das Bein, welches mit einer juckenden Flechte behaftet war, ließ aber die sibyllinischen Bücher nicht fahren, sondern verkaufte sie eines Tages alle miteinander, ohne daß ich erfuhr, wohin sie gekommen.

Als ich den Ertrag dieses letzten Verkaufes aufgebraucht hatte, war mein Latein für einmal wieder zu Ende. Versuchsweise ging ich zu dem Bild- und Kleiderhändler, um nach den zwei Ölbildern zu sehen. Sie hingen an der alten Stelle, und ich bot sie dem Manne zu Eigentum an auch für den bescheidensten Preis, den er ansetzen würde. Er war jedoch nicht geneigt, irgend etwas Bares dafür auszulegen, und ermunterte mich zur Geduld, wobei ich ja ein besseres Geschäft machen werde. Ich war das auch zufrieden und hatte somit immer noch eine kleine Hoffnung in der Welt hängen und einen schwebenden Handel. Von da ging ich weiter und kehrte bei meinem Schmalhöfer an, ihm einen guten Tag zu wünschen. Er blickte mir sofort auf die leeren Hände; ich sagte jedoch, ich hätte nichts mehr zu veräußern.

„Nur munter, Freundchen!" rief er und nahm mich bei der Hand; „wir wollen sogleich eine Arbeit beginnen, die sich sehen lassen wird! Jetzt sind wir gerade auf dem rechten Punkt, da darf nicht gefeiert werden!" Und er führte und schob mich in ein noch dunkleres Verlies, das hinter dem Laden lag und sein Licht nur durch eine schmale Schießscharte empfing, die in der feuchten schimmligen Mauer sich auftat. Nachdem ich mich einigermaßen an die Dunkelheit gewöhnt, erblickte ich das Gewölbe angefüllt mit einer Anzahl hölzerner Stäbe und Stangen, ganz neu, rund und glatt gehobelt, von allen Größen lastweise an den Wänden stehend. Auf einer uralten Feueresse, dem Denkmal irgendeines La-

boranten, der vielleicht vor hundert Jahren hier sein Wesen getrieben, stand ein Eimer voll weißer Leimfarbe inmitten mehrerer Töpfe mit anderen Farben, jeder mit einem mäßigen Streicherpinsel versehen.

„In vierzehn Tagen," lispelte und schrie der Alte abwechselnd, „wird die Braut des Thronfolgers in unsere Residenz einziehen! Die ganze Stadt wird geschmückt und verziert werden, Tausende und Abertausende von Fenstern, Türen und Gucklöchern werden mit Fahnen in unsern und den Landesfarben der Braut besteckt; Fahnen von jeder Größe werden die nächsten zwei Wochen die gesuchteste Ware sein! Schon ein paarmal hab' ich die Unternehmung bestanden und ein gut Stück Geld verdient. Wer der erste, schnellste und billigste ist, hat den Zulauf. Drum frisch drauhin, keine Zeit ist zu verlieren! Habe mich schon vorgesehen und Stöcke machen lassen, weitere Lieferungen sind bestellt, das Zuschneiden des Tuches und das Nähen wird ebenfalls beginnen. Ihr aber, Freundchen, seid wie vom Himmel ausersehen, die Stangen anzustreichen!

„Bst! nicht gemuckst! Hier für diese großen gebe ich einen Kreuzer das Stück, für diese kleineren einen halben; von diesen ganz kleinen aber, welche für die Mauslöcher und Blinzelfensterchen der armen Reichsleute und Untertanen bestimmt sind, müssen vier Stücke auf den Kreuzer gehen! Jetzt aber merkt auf, wie das zu machen ist, alles will gelernt sein!"

Er hatte schon mehrere Stänglein halb und ganz vorgearbeitet; nachdem der Stecken mit der weißen Grundfarbe bestrichen, welche für beide Königreiche dieselbe war, wurde er mit einer Spirallinie von der andern Farbe umwunden. Der Alte legte eine der grundierten Stangen in die Schießscharte, hielt sie mit der linken Hand wagrecht, und indem er, den Pinsel eintauchend, mich aufmerksam machte, wie dieser weder zu voll noch zu leer sein dürfe, damit eine sichere und saubere Linie in einem Zuge entstände, begann er, die Stange langsam zu drehen und von oben an die himmelblaue

Spirale zu ziehen, womöglich ohne zu zittern oder eine unvollkommene Stelle nachholen zu müssen. Er zitterte aber doch, auch geriet ihm der weiße Zwischenraum und die Breite der blauen Linie nicht gleichmäßig, so daß er das mißlungene Werk wegwarf und rief: „Item! auf diese Art wird's gemacht! Euere Sache ist es nun, das Ding besser anzugreifen; denn wozu seid Ihr jung?"

Ohne mich einen Augenblick zu besinnen, ergriff ich einen Stab, legte ihn auf und versuchte neugierig die seltsame Arbeit, und bald ging sie gut vonstatten. Eifrig fuhr ich fort, bis um die Mittagszeit; als ich aus dem Finsterloche hervortrat, fand ich den Alten zwischen drei oder vier Nähterinnen hausend, denen er das Fahnenzeug zumaß und hundert Lehren erteilte, wie sie zwar nicht liederlich, doch auch nicht zu gut nähen sollten, sondern so, daß die Arbeit rüstig vorrücke und die Fahnen dennoch zusammenhielten, wenn sie im Winde flatterten, ohne daß sie hinwiederum eine Ewigkeit zu dauern brauchten. Die Weiber lachten, und ich lachte auch, als ich hindurchging und das Männchen mir nachrief, in einer Stunde unfehlbar wieder da zu sein. Das geschah, und ich brachte die folgenden Tage bis ans Ende mit der neuen Beschäftigung zu.

Draußen glänzte anhaltend der lieblichste Spätsommer; Sonnenschein lag auf der Stadt und dem ganzen Lande, und das Volk trieb sich bewegter als sonst im Freien herum. Der Laden des Meister Joseph war fortwährend angefüllt mit Leuten, welche Fahnen holten oder bestellten, mit zuschneidenden und nähenden Mädchen, mit Tischlern, die frische Stangen brachten; der Alte regierte und lärmte in bester Laune dazwischen herum, nahm Geld ein, zählte Fahnen, und ab und zu kam er in das Finsterloch herein, wo ich mutterseelenallein in dem blassen Lichtstrahl der Mauerritze stand, den weißen Stab drehte und die ewige Spirale zog.

Er klopfte mir dann etwas sachte auf die Schulter und flüsterte mir ins Ohr: „So recht, mein Sohn! Dies ist die wahre Lebenslinie; wenn du die recht akkurat und rasch

ziehen lernst, so hast du vieles erreicht!" In der Tat fand ich in dieser einfachen Beschäftigung allmählich einen solchen Reiz, daß mir die in dem Loch zugebrachten Tage wie Stunden vergingen. Es war die unterste Ordnung von Arbeit, wo dieselbe ohne Nachdenken und Berufsehre und ohne jeglichen andern Anspruch, als denjenigen auf augenblickliche Lebensfristung, vor sich geht; wo der auf der Straße daherziehende Wanderer die Schaufel ergreift, sich in die Reihe stellt und an selbiger Straße mitschaufelt, solange es ihm gefällt und das Bedürfnis ihn treibt.

Unablässig zog ich das gewundene Band, rasch und doch vorsichtig, ohne einen Klecks zu machen, einen Stab ausschießen zu müssen oder einen Augenblick durch Unschlüssigkeit oder Träumerei zu verlieren, und während sich die bemalten Stäbe unaufhörlich häuften und weggingen, während ebenso beständig neue ankamen, wußte ich doch jeden Augenblick, was ich geleistet, und jeder Stecken hatte seinen bestimmten Wert. Ich brachte es so weit, daß der ganz verblüffte Joseph mir schon am dritten Abend nicht weniger als zwei Kronentaler als Tagelohn auszahlen mußte, mehr, als er mir für die beste Zeichnung gegeben hatte. Erst sperrte er sich dagegen und schrie, er habe sich verrechnet, es sei nicht die Meinung gewesen, daß ich so viel an dem Zeug verdienen solle!

Ich dagegen verstand keinen Spaß und beharrte auf der Abrede mit der Behauptung, die erworbene Fertigkeit ginge ihn nichts an und er solle froh sein, wenn er, dank derselben, so viele Fahnen liefern könne: genug, ich fühlte mich hier ganz auf einem sicheren Grunde und schüchterte das Männchen dermaßen ein, daß es sich schleunig zufrieden gab und mich aufforderte, nur so fortzufahren, die Sache sei bestens im Gange.

Er hatte auch einen gewaltigen Zulauf und versorgte einen guten Teil der Stadt mit seinen Huldigungspanieren. Ich aber drehte unverdrossen den Stab und durchwanderte mit meinen Gedanken auf der unablässig sich abwickelnden blauen

Linie eine Welt der Erinnerung und der Ausschau in die Zukunft. Ich hatte nicht im Sinne, zugrunde zu gehen, und konnte doch nicht den Ausgang sehen, der ja unzweifelhaft vorhanden war, da der Glaube an eine göttliche Weltordnung mir nach wie vor im Blute wohnte, wenn ich mich auch in acht nahm, abermals die Angel nach einem kleinen Gebetswunder auszuwerfen. Zuletzt begnügte ich mich mit dem Bewußtsein der unmittelbaren Sicherheit, daß ich für diesen und eine Reihe von Tagen ja zu leben habe. Ein ledernes Geldbeutelchen, das ich mir nach Art der Fuhr- und Schiffleute angeschafft, hervorziehend, überzeugte ich mich, wie der bescheidene Schatz von Silberstücken, der wohlverschnürt darin ruhte, sich zusehends vermehrte.

Bis jetzt hatte ich das Geld immer offen in der Westentasche getragen; als ein angehender Geldhamster nahm ich mir nun vor, nie mehr ohne Beutel zu wirtschaften, und setzte eifrig meine ruhmlose und zufriedene Arbeit fort. Am Abend suchte ich dann irgendein entlegenes Gasthaus, setzte mich unter unbekanntes Volk und verzehrte mein spärliches Nachtmahl, welches ich, in meinem Beutel herumklaubend, bedächtig und vorsichtig bezahlte, als einer, der weiß, woher es kommt.

Endlich war indessen der Einzugstag herangerückt. Noch in der letzten Stunde kamen einzelne ärmere oder knauserige Leute, ein Fähnchen oder zwei nach reiflichem Entschlusse zu holen, und feilschten um den Preis; dann wurde der Laden still und leer, der Alte zählte seine Einnahme, und vollauf damit beschäftigt, forderte er mich auf, hinauszugehen, den festlichen Einzug der künftigen Herrscherin mit anzuschauen und mir gütlich zu tun.

„Sie machen sich wohl nichts daraus, wie?" fügte er hinzu, als er sah, daß ich keine besondere Lust bezeigte; „sehen Sie, so wird man gesetzt und klug! Schon weiser geworden in der kurzen Zeit, bei der alten Feuerese! So muß es kommen! Aber geht dennoch ein bißchen hinaus, Lieber, und

wäre es nur, um die schöne Luft und die Sonne zu genießen!"

Das fand ich billig und ratsam; ich durchstrich die Stadt, die sich mit einem Schlage ganz in Farben, Gold und grünes Laub gehüllt hatte, daß es von allen Enden flatterte und schimmerte. Durch die Straßen wogte eine ungezählte Menschenmenge, glänzende Reiterzüge, Fußvolk, Zünfte, Korporationen und Brüderschaften mit allen möglichen seltsamen Fahnen bewegten sich dem Tore zu, und außerhalb desselben, das ich mit durchschritt, ergoß sich dieses Freudenheer nach dem Weichbilde hin auf das freie Feld, in eine Volksmenge hinein, die es schon besetzt hielt, da Bauerschaften, ländliche Schulen, Schützen aus weitem Umkreise herangezogen waren. Dazwischen drängte sich ebenso zahlreich das zuschauende Publikum, mit welchem ich mich schieben ließ.

Plötzlich ertönte Geschützdonner, Glockengeläute über der weitgedehnten Stadt; Musikchöre, Trommelschlag und der betäubende Zuruf des Volkes verkündeten, daß die erwartete Fürstin herannahe. Ich sah im Glanze der Nachmittagssonne die Schwerter der voranrasselnden Reiter blinken und darauf in einem Blumenwagen das junge Frauenwesen vorüberschwebten über den Köpfen der wogenden Menge, wie in einem Schiffe, das über ein rauschendes Meer gleitet, da ich weder Pferde noch Räder sehen konnte. Erst erfreute mich das ungeheuere Geräusch, dann aber belästigte es mich als etwas Fremdes und erweckte meine republikanische Eifersucht gegen die Macht eines monarchischen Lebens, mit dem ich nichts zu schaffen hatte, an welchem ich nichts mehren und nichts mindern konnte.

„Freilich hast du geschafft und gemehrt!" rief in mir die Stimme des politischen Gewissens, „du hast seit Wochen davon gelebt und trägst sogar den Sündenlohn noch in der Tasche!"

„So hab' ich wenigstens nicht auf diese Untertanen geschossen," erwiderte die Selbstbeschönigung, „wie so oft die Schweizergarden im Fürstendienste getan haben; und in die-

sem Augenblicke stehen noch vollzählige Regimenter am Fuße von Thronen, die schlechter sind, als der hier gefeiert wird!"

Die Vorstellung der Schweizerregimenter in fremden Diensten brachte wieder eine andere Phantasie hervor; ich sah im Geiste die mehreren Tausende der von mir gesprenkelten Fahnenstecken gleich einem unabsehbaren Zaune aufgestellt und mich als den Feldhauptmann der hölzernen Armee mitten vor derselben stehend, den ledernen Geldbeutel in der Hand. Der Vergleich dieses Ehrenpostens mit demjenigen eines weiland schweizerischen Marschalls im französischen oder hispanischen Heere schien zu meinen Gunsten auszufallen, da wenigstens kein Tropfen Blut daran klebte. Mein Bewußtsein erheiterte sich wieder, sprach sich frei, und ich marschierte an der Spitze des Gewalthaufens meiner unsichtbaren Stangengeister durch die langsam zurückflutenden Massen nach der Stadt zurück.

Gemächlich wandelte ich nun durch die geschmückten Straßen und besah mir alle Zierwerke und Veranstaltungen genauer; dann ging ich mit dem sinkenden Abend wieder hinaus, wo alle Trinkstätten und Tanzgärten angefüllt waren. Ich hielt mich aber nirgends auf, bis ich mit aufgehendem Monde zu einer mit hundertjährigen Silberpappeln bewachsenen Flußinsel kam, in deren Mitte ein volkstümliches Zech- und Tanzgebäude hell erleuchtet war und von Geigen, Pauken und Trompeten tönte. Da suchte ich ein einsames Plätzchen unter den Bäumen und möglichst nah am Wasser, dessen fließende Wellen im Mondlichte glänzten. Andere hatten jedoch den gleichen Geschmack, und so ging ich vergeblich an manchen Tischen vorbei; zuletzt mußte ich mich entschließen, an einem Platz zu nehmen, an welchem schon Leute saßen, einige junge Frauenzimmer mit ihren Freunden oder Verwandten. Das Halbdunkel der hohen Bäume war durch eine bunte Papierlaterne etwas erhellt, aber nicht genug, daß das mondbeschienene Wasser um seine freundliche Wirkung gekommen wäre und das Gestirn matter durch die Äste gefunkelt hätte.

Als ich, leicht den Hut rückend, mich niederließ, versicherten mich zwei der Mädchen, die zunächst saßen, mit schalkhaftem Lächeln, es sei für einen guten Bekannten und Arbeitsgenossen Raum genug vorhanden, und erst jetzt erkannte ich in ihnen zwei der Fahnennähterinnen aus Schmalhöfers Laden. Sie hatten sich gar anmutig herausgeputzt, und ich war überrascht, so hübsche Geschöpfe in ihnen zu finden, die ich während der ganzen Zeit kaum angesehen und gegrüßt, wenn ich durch den Laden in das finstre Loch ging oder aus demselben kam. Die ältere von ihnen stellte mich der Gesellschaft, welche aus jungen Arbeitsleuten verschiedener Profession zu bestehen schien, als Standesgenossen vor; denn sie hatten auch von dem Alten meinen Namen erfahren. Man hielt mich offenbar für einen wackeren Tünchergesellen; die jungen Männer boten mir treuherzig ihre Bierkrüge dar, ich tat Bescheid, versah mich selbst mit einem Kruge, und froh, nach langer Einsamkeit unter Menschen zu sein, überließ ich mich der einfachen Geselligkeit, ohne meinen etwas höheren Rang zu verraten, was mir auch übel angestanden hätte.

Der kleine Kreis bestand aus drei Liebespaaren, an der Art kenntlich, wie sie sich unbefangen umfaßt hielten. Zwischen Hoffnung und Furcht schwebend, dauernd verbunden oder wieder getrennt zu werden, verloren sie keine Zeit, sich ihrer Gegenwart zu versichern. Ein viertes Mädchen schien überzählig zu sein; denn es saß ohne Galan zunächst an meiner Seite, vielleicht wegen zu großer Jugend, da es höchstens siebzehn Jahre alt sein mochte. Ich hatte die glänzenden Augen der Kleinen im Trödlerladen schon bemerkt, weil sie immer aufgeblickt, wenn man durchging. Jetzt sah ich auch ihre außerordentlich feine Gestalt, in einen ziemlich feinen weißen Sonntagsschal gehüllt; auf dem Tische lag die zierlichste kleine Hand, deren zarte Fingerspitzen freilich von unzähligen Nadelstichen eine rauhere Haut bekommen hatten, und rechnete man hiezu das weiche braune Haar, das unter dem luftigen Hütchen hervorquoll, sowie das Licht des jungen Busens, wenn das helle Tuch sich einen Augenblick

lüftete, so erschien hier im Schatten der Armut ein Schatz von Reizen verborgen, wie ihn mancher Reichtum vergeblich wünschte. Selbst die Bläße des Gesichtes, deren ich mich zu erinnern glaubte, diente jetzt einem Lichtspiele zur Unterlage, indem bald der rötliche Schimmer der im Luftzuge schwankenden Papierlaterne, bald der silberbläuliche Abglanz des Flusses darüber flog und zusammen mit dem Lächeln ihres Mundes, wenn sie sprach, ein geheimnisvolles Leben und Weben bildete. Zum Überflusse hieß sie noch Hulda.

Ich fragte sie, ob sie wirklich so heiße, oder ob sie den Namen bloß angenommen habe, wie das bei Frauenzimmern des arbeitenden und dienenden Standes, dem wir angehörten, zuweilen vorkomme?

„Nein," erwiderte sie, „ich habe den Namen nebst vier andern von meinen Eltern bei der Taufe erhalten. Es sind arme Schustersleute gewesen, die bei meiner Taufe weder einen Schmaus auszurichten noch solche Paten herbeizuziehen vermochten, von denen irgendein Angebinde zu hoffen war. Weil sie nun dennoch einen gewissen vornehmen Tick besaßen, so statteten sie mich dafür mit fünf Namen aus. Ich habe sie aber alle abgeschafft bis auf den kürzesten; denn da unsereins immer zu den Behörden laufen muß, um seine Beschreibung in Ordnung zu erhalten, so wurde ich von den Beamten jedesmal angefahren, ob meine Namen bald zu Ende seien, oder ob sie vielleicht einen neuen Bogen anbrechen müßten, um sie alle aufzuschreiben."

„Und Sie haben doch den schönsten von den fünf Namen behalten?" sagte ich, von dem Ernste belustigt, mit welchem sie die Geschichte erzählte.

„Nein, nur den kürzesten! Die andern waren alle länger und prachtvoller! — Aber Sie tragen ja zu viel Geld bei sich herum, das muß man nicht tun!"

Ich hatte meinen wohlgerundeten Geldbeutel auf den Tisch gestellt, um einen neuen Krug Bier zu zahlen, den man mir brachte, da ich durstig gewesen und mit dem ersten schon fertig geworden.

„Das ist mein Verdienst von den Fahnenstangen," sagte ich, „ich werd's schon versorgen, wenn ich's nicht brauche!"

„Himmel! So viel haben Sie bei dem Alten verdient? Und ich hab's auf kaum vierzehn Gulden gebracht!"

„Ich hab' es vom Stück, da kann man sich an den Laden legen und dem Patron die Nase lang machen!"

„Hört, Leute, der hat's vom Stück!" rief sie den andern zu, „der verdient ein Geld! Wo stehen Sie eigentlich in Arbeit, oder sind Sie für sich?"

„Ich bin augenblicklich ohne Meister und denke es zu bleiben, solang es geht."

„Es wird gewiß gehen, denn fleißig sind Sie ja von früh bis spät, das haben wir gesehen und oft zueinander gesagt! ‚Wenn er nur nicht so hochmütig wäre,' meinten die andern, aber ich hielt dafür, Sie seien eher traurig oder langweilig. Haben Sie denn schon zu Nacht gegessen?"

„Noch nicht! Und Sie?"

„Auch noch nicht! Wissen Sie was, da ich allein bin, so könnten wir zusammenlegen und miteinander essen, dann stellen wir auch ein Pärlein vor!"

Ich fand diesen Vorschlag sehr angenehm und klug und wurde von einem Wohlgefühl erwärmt, unversehens so gut untergebracht zu sein. Ich lud die artige Hulda daher ein, mir das Traktament zu überlassen; allein sie tat es durchaus nicht anders, als auf gemeinschaftliche Kosten, und als das bestellte Essen anlangte, holte sie ein anständig versehenes Täschchen hervor und ruhte nicht, bis ich ihren Anteil hinnahm. So spiesen wir denn vertraulich und waren guter Dinge; nur wollte das anziehende Wesen nicht von den Kartoffeln nehmen, die ich zu den Karbonaden, die sie gewünscht, bestellt hatte. Vielmehr sagte sie, es scheine, daß ich noch nie einen Schatz besessen, ansonst mir bekannt wäre, daß Arbeitsmädel, wenn sie Feiertags zum Vergnügen gehen, keine Kartoffeln essen wollen. Wie ich das wissen könne, fragte ich, und was denn das für ein Geheimnis sei?

„Weil sie die Woche hindurch sich fast nur von Kartoffeln

nähren und davon genug bekommen!" erklärte sie. Ich drückte mein Mitleid aus, ohne zu gestehen, daß ich schon schlechtere Tage gesehen; denn das hätte mir ihre Achtung schwerlich erworben, wie ich wenigstens dachte.

Inzwischen war von der übrigen Gesellschaft bald das eine, bald das andere Paar zu einem Tanze in den Saal gegangen und wieder erschienen, wodurch unser Tisch abwechselnd leer oder wieder bevölkert wurde. Unerwartet kehrten jetzt zwei Paare in höchster Aufregung zurück und setzten am Tische einen Streit fort, der im Saale ausgebrochen sein mochte. Das eine der Mädchen weinte, die andere schalt, und die dazu gehörigen jungen Männer hatten zu tun, den Sturm zu besänftigen und allerlei Angriffe von sich selbst abzuhalten.

„Da ist die Geschichte wieder los!" sagte Hulda; sich dicht an mich schmiegend, erzählte sie mir mit gedämpfter Stimme, das sei eine Liebschaft übers Kreuz. „Die eine hier hatte nämlich früher den andern zum Schatz und die andere diesen jetzigen; dann haben sie alle vier, hast du nicht gesehen, gewechselt, und es hat diese jenen und jene diesen zum Liebsten. Aber alle Fronfasten gibt's ein jammervolles Gewitter, daß beinah die Welt untergeht. Ein so überzwerches vierspänniges Zeug tut halt nicht gut, es dürfen nur zwei bei einer Sach' sein!"

„Aber warum gehen sie denn zusammen, anstatt sich auszuweichen?"

„Das weiß Gott, warum! Immer laufen's an die gleichen Orte hin und hocken beieinander, wie wenn sie behext wären!"

Ich war ebenso verwundert über das Phänomen wie über die Reden meiner blutjungen Freundin. Der Streit, der sich um unverständliche, scheinbar nichtige Dinge drehte, wurde zuletzt so erregt, daß das dritte Liebespaar, welches im Frieden lebte, sich einmischte und mit Mühe einen Waffenstillstand zuweg brachte. Die Krüge, aus denen je zwei der Leutchen tranken, wurden neu gefüllt. Die streitbaren Mädchen

schmollten jedoch nicht nur unter sich, sondern auch mit ihren Geliebten. Die Unparteiischen schritten abermals ein, und es wurde auf Huldas Vorschlag beschlossen, die zwei Paare sollten zur gewaltsamen Bezwingung aller Eifersucht und Unfriedfertigkeit einmal wieder jedes mit dem früheren Gesponsen tanzen, und keines dürfe dazu scheel sehen.

Das wurde denn auch ausgeführt; die ausgetauschten Paare kamen nach einem langen Tanze zurück, jedes der Mädchen am Arme seines alten Genossen; allein statt sich nun wieder zu trennen, nahmen beide neu ausgewechselten Parteien ihre Sachen zusammen und zogen, ohne ein Wort zu sagen, auf verschiedenen Wegen von dannen. Ganz verblüfft blickten wir Zurückbleibenden ihnen nach, bis sie verschwanden, und brachen dann in ein helles Gelächter aus. Nur Hulda schüttelte den Kopf und sagte: „Das Lumpenvolk!" In der Tat hatten sie in dem Tanze nicht die gehoffte sittliche Ausgleichung, sondern lediglich einen neuen Anreiz ihrer Willkür gefunden und mochten sich nun beeilen, nach so langer Trennung die Lustbarkeiten einer Wiedervereinigung zu genießen.

Bevor ich mich von meinem Erstaunen über die freien Sitten dieses einfachen Völkchens erholt hatte, fühlte ich die weiche Hand des jungen Mädchens auf der Schulter, das endlich auch einen Tanz zu tun begehrte. Obgleich ich nicht daran gedacht, dergleichen Belustigung zu suchen oder zu finden, mußte ich dennoch willfahren, da sie das als selbstverständlich ansah, auch Hut und Schal schon der Freundin anvertraute, die mit ihrem Gesellen noch da war. Erst im Lichte des Tanzsaales, in der freien Bewegung sah ich vollends, wie hübsch sie war. Aber bald sah ich sie nicht mehr, sondern fühlte nur noch ihre leichte Last, weich wie eine Flaumfeder, wenn sie einem Geiste gleich dahinflog. Mußten wir aber anhalten, so sah ich bloß die wohlwollend warmen Augen und das zufriedene Lächeln ihres Mundes, während sie mir die gelockerte Halsbinde ordnete oder mich aufmerksam machte, daß am Hemde ein Knopf fehle.

Ein heißes Leben schien in dem zartgegliederten Geschöpfe zu atmen und sich als hingebende Güte zu äußern für alles, was ihm nahe trat. Eine mir rätselhafte Zärtlichkeit begann das Wesen von den Augen bis in alle Fingerspitzen zu überwallen, ohne mit einer Spur von falscher Schmeichelei oder gar Gemeinheit vermischt zu sein; vielmehr war ihr Regen und Bewegen bei alledem so in anmutige Bescheidenheit gehüllt, daß in dem Gedränge der Tanzenden keine Seele etwas davon wahrnahm. Und doch schien sie nicht der mindesten Vorsicht oder Selbstbeherrschung zu bedürfen.

Als durch das Ungeschick einiger Leute der Tanz ins Stokken geriet und Hulda hart an mich gedrückt wurde, verspürte sie meine klopfenden Pulse, legte die Hand an meine Brust, nickte mit großer Freundlichkeit und sagte: „Lassen's schaun, haben's wirklich ein Herz?"

„Ich glaube, ja!" antwortete ich und sah das liebreizende, ganz nahe Gesicht mit offenem Munde an. Sie nickte nochmals, und wir wollten in dem wieder gelösten Tanzwirbel dahinfahren, als Huldas Freundin uns fand, anhielt und ihr Hut und Tuch mit der Ankündigung übergab, sie wolle jetzt heimgehen, da sie in der Frühe wieder zur Arbeit müsse.

„Auch ich muß um sieben Uhr dahinter sein!" rief Hulda lachend; „denn ich habe wegen der Fahnenschneiderei meine gewohnte Kundschaft vertröstet und soll's nun nachholen! Aber ich mag doch nicht gleich jetzt nach Hause!"

„Nun, du kannst ja noch ein Weilchen bleiben," sagte die andere, „unser guter Bekannter und Freund geleitet dich nachher schon sicher heim, nicht wahr, Sie sind so gut, Herr Stangenmacher?"

Ich versprach gern, den Dienst zu übernehmen, worauf das letzte der Liebespaare sich verabschiedete, Hulda dagegen mit mir an den verlassenen Tisch zurückkehrte. Wir saßen nun allein unter den Silberpappeln; der Mond stand hoch am Himmel, uns daher nur noch durch den grauen Schimmer bemerkbar, der in den obersten Gewölben der Baumkronen lagerte; unten war es ziemlich dunkel, denn auch der

Fluß glänzte nicht mehr an jener Stelle, und die Laterne war erloschen.

„Da wollen wir noch ein klein wenig ausruhen und dann auch gehen!“ sagte sie und lehnte sich ohne Bedenken in meinen Arm, den ich um ihre Hüften legte. Ich zog indessen den Arm zurück, um ein Glas Punsch oder heißen Wein herbeizuschaffen. Allein sie verhinderte mich und stellte selbst die alte Lage wieder her.

„Nicht trinken!“ sagte sie leis, „die Lieb' ist eine ernstliche Sach' und will nicht betrunken sein, auch wenn sie nur Scherz ist!“

„Was wissen Sie denn schon so viel von Liebe, schönstes Kind, das ja in der Tat fast noch ein Kind ist?“

„Ich? Gerade siebzehn Jahre bin ich! Seit fünf Jahren steh' ich ganz einzig in der Welt und habe mich jeden Tag, vom zwölften Jahr an, mit Arbeit ehrlich erhalten und viel erfahren. Darum lieb' ich die Arbeit, sie ist mir Vater und Mutter! Und nur eines gibt's, das ich ebenso liebhabe, nämlich die Liebe. Eher sterben, als nicht lieben!“

„Ei, du süßes Zuckerbrot!“ sagte ich und suchte den rosigen Mund zu erkennen, welcher solche Worte hervorbrachte.

„Bin ich?“ flüsterte Hulda; „glauben Sie, ich sei von dem Holz, aus welchem man Essig macht? Schon zwei Liebhaber sind in diesem Herzen gewesen!“

„Himmel, schon zwei! Wo sind die hin?“

„Nun, der erste war noch zu jung und hier in der Fremde; der mußte weiterwandern und hat mir dann geschrieben, daß er in der Heimat ein Liebchen habe, das er einst heiraten werde. Da gab's Tränen; aber das konnte mir nicht helfen. Dann kam der zweite, der wollte aber nicht arbeiten, und ich mußt' ihn beinah ganz erhalten; das ging nicht auf die Dauer, auch schämt' ich mich für ihn und ließ ihn laufen! Denn wer nicht arbeitet, soll nicht nur nicht essen, sondern braucht auch nicht zu lieben!“

„Und läuft dieser hier in der Stadt herum?“

„Leider nicht, denn er ist eingesperrt, weil er etwas Schlechtes verübt hat, als ich ihm nichts mehr gab. Darüber hab' ich mich so geschämt und gegrämt, daß ich ein halbes Jahr lang niemand anzusehen wagte!"

„Aber jetzt kann's wieder angehen?"

„Gewiß! Wer wollte sonst leben?"

Ich wurde immer verwirrter, das jugendliche Geschöpf mit solchem Bewußtsein, solcher Bestimmtheit und Leichtfertigkeit sprechen zu hören, eine so zarte, zerbrechliche Existenz sich erklären zu hören, daß sie in Arbeit und Liebe aufgehe und sonst nichts von der Welt begehre. Und doch war es wiederum wie eine Erscheinung aus der alten Fabelwelt, die ihr eigenes Sittengesetz einer fremden Blume gleich in der Hand trug. Es wurde mir zumut, als ob eine wirkliche Huldin sich aus der Luft verdichtet hätte und mit warmem Blute in meinen Armen läge.

Unser Reden war bereits ein leises Kosen geworden; nach einem Veilchen flüsterte sie mir zu: „Und wie steht es denn mit Ihnen? Sind Sie frei?"

„Leider ganz und gar seit Jahren!"

„Nun denn, so lassen Sie uns ganz still und gemächlich eine Bekanntschaft anfangen und ruhig sehen, wohin sie uns führt!"

Diese prosaisch gemeinen Gewohnheitsworte sagte sie aber mit der Stimme und dem Ausdruck eines Mägdleins, das sein erstes Geständnis preisgibt, oder gewissermaßen mit dem Tone eines jener unsterblichen Wesen, das die Gestalt einer armen Dienstmagd angenommen hat, um in ewiger Jugend und Neuheit einen Liebeshandel zu eröffnen. Freilich lag hierin auch die Sicherheit, daß sie über meinen Verlust ebenso unbeschädigt zur Tagesordnung gehen würde, wie über jeden andern. Das fühlte ich deutlich und suchte dennoch ihre kleine Hand und ihren Mund, der mir mit ambrosischer Frische entgegenkam, so rein und duftig wie eine aufgehende Rose.

„Nun wollen wir gehen!" sagte sie; „wenn Sie so gut

sein wollen, mich bis zu meiner Wohnung zu begleiten, so sehen Sie das Haus. Sonnabends kommen Sie so um die neun Uhr vor dasselbe und wir reden alsdann ab, was wir Sonntags beginnen wollen. Die Woche durch aber schaffen wir still und zufrieden drauflos! O wie lieb ist die Arbeit, wenn man dabei an was Liebes zu denken hat und sicher ist, am Sonntag mit ihm zusammen zu sein. Und wenn wir erst so weit sind, daß wir im Stübchen bleiben und uns zusammentun, so mag es regnen und stürmen, wir sitzen ruhig und lachen den Himmel aus!"

„Aber woher weißt du denn, du gutes liebes Kind, daß alles so erwünscht ausfallen und gehen wird, was mich betrifft? Woher kennst du mich denn?"

„Da sei ohne Sorge, ich kenne dich schon so ein wenig, und etwas wagen muß das Herz und früh auf sein, wenn es leben will! Wenn du wüßtest, was ich schon gesehen und erfahren habe! Und wenn es dir an Arbeit fehlen sollte, so kann ich sie dir verschaffen, ich komme weit herum und höre und sehe mehr, als mancher glaubt!"

Sie hatte sich an meinen Arm gehängt und ging fest und munter neben mir her, ein kleines Liebeslied summend und immer dasselbe wiederholend. Ich traute meinen Sinnen kaum, mitten in der Not und Bedrängnis, in die ich geraten war, auf der vermeintlich dunkelsten Tiefe des Daseins so urplötzlich vor einem Quell klarster Lebenswonne, einem Schatze goldenen Reizes zu stehen, der wie unter Schutt und dürrem Moose verborgen hervorblinkte und schimmerte!

„Den Teufel auch!" dachte ich, „das Völklein hat ja wahre Hörselberge unter sich eingerichtet, wo der prächtigste Ritter keine Vorstellung davon hat; wie es scheint, muß man selbst arm werden, um die Herrlichkeit zu finden!"

„Was studieren Sie denn so fleißig?" sagte Hulda, ihr Liedchen unterbrechend.

„Nun, ich betrachte mir eben das schöne Glück, das ich so unverhofft gefunden habe! Darüber darf man doch ein bißchen erstaunt sein?"

„Ei, was sind das für aufgeputzte Worte! Wie aus einem Lesebuch! Aber wenn ich es bedenke, so hab' ich schon ein paarmal gemeint, du redest und tätest nicht wie ein richtiger Arbeitsgesell. Du hast vielleicht schon bessere Zeit gehabt und eigentlich nicht ein Handwerker werden sollen?"

„Ja, es ist so was! Aber nun bin ich zufrieden, besonders heut!"

„Komm, komm!" sagte sie, umhalste mich und küßte mich mit süßester Innigkeit, daß ich wie im Rausche weiter mit ihr ging; denn unser Weg war lang.

Ich hatte aber meine vorhinigen Worte nicht gelogen, sondern setzte sie in Gedanken fort: „Warum sollst du nicht untertauchen in diese glückselige Verborgenheit, allem ideal- und ruhmsüchtigen Treiben entsagend? Warum solltest du nicht gleich morgen wieder solcher Arbeit nachgehen, wie du seit Wochen verrichtet hast, ein Arbeiter unter Arbeitern sein, deines bescheidenen Brotes jeden Tag gewiß und jeden Abend deine stille Ruhe findend an diesem zarten Busen, der einer so langen Jugend entgegenblüht? Schlichte Arbeit, goldene Liebe bei zufriedenem Brot, was willst du mehr! Und kann am Ende nicht noch etwas Besseres dabei herauskommen, insofern es irgend zu wünschen ist?"

Als wir endlich vor der Haustür der Hulda anlangten, war ich überzeugt, ein echtes und glückhaftes Abenteuer erlebt zu haben, und versprach, am nächsten Samstagabend unfehlbar da zu sein. Andere spät Heimkehrende verhinderten eine letzte Abschiedszärtlichkeit, und sie schlüpfte nach einigen höflichen Dankesworten für die Begleitung rasch neben jenen hinein.

Der Mond näherte sich seinem Untergange. Ein starker Wind bewegte die Tausende von Fahnen in den still gewordenen Straßen, daß es überall, in der Tiefe und auf der Höhe der Häuser und Türme wallte und flatterte, wie von Geisterhänden bewegt. Aber auch in meinem Innern, durch alle Adern wogte und rauschte erst jetzt die erwachte Leidenschaft, wild und sanft, süß und frech zugleich, die Hoffnung,

ja Gewißheit, in wenigen Tagen von einem Schatze geheimer Glücksgüter Besitz zu nehmen, die ich mir vor Stunden noch nicht hätte träumen lassen.

So kehrte ich in meine verödete Wohnung zurück, die ich seit der letzten Morgenfrühe nicht mehr betreten hatte.

Sechstes Kapitel

Heimatsträume

Der Tod war in dem Hause eingekehrt, in welchem ich wohnte; ich mußte ihm sozusagen auf der Treppe begegnet sein. Am Nachmittage war die Wirtin in die Wochen gekommen, und nun lag sie mit zerstörtem Leben in der matt erleuchteten Stube neben einem toten Kinde. Ich mußte an der offenen Türe vorübergehen; eine Wehmutter und eine Nachbarin räumten auf und beschwichtigten die weinenden Kinder, die aus ihrer Schlafkammer hervorgebrochen waren. Auf einem Stuhle saß der kurz vor mir heimgekehrte Mann, der seit dem Mittage den Aufzügen und Lustbarkeiten nachgegangen und erst kurz vor mir angekommen, da man ihn an den gewohnten Orten nirgends hatte finden können. Er übte seinen Beruf außer dem Hause auf mir unbekannte Art, und was er verdiente, brauchte er zum größten Teil für sich allein. Die tote Frau war der Eckstein und die Erhalterin der Familie gewesen.

Nun saß der Mann wortlos, ratlos und bleich mitten in dem Jammer; denn die Röte der herumschweifenden Heiterkeit war gründlich aus seinem Gesichte gewichen, und statt den Schlaf suchen zu können, mußte er wach bleiben, ohne zu nützen oder zu helfen. Er betrachtete mit scheuem Blicke das in ein Tüchlein gewickelte undeutliche Wesen, welches in einem Getümmel von Schmerzen und Leiden vergangen war, noch eh es den Tag gesehen. Er schüttelte schaudernd den Kopf und schaute auf die Mutter; die lag starr und teil-

nahmslos, wie es einer erfahrenen Toten geziemt; weder Mann, noch Kinder, noch Nachbaren rührten sie; selbst das Kleine an ihrer Seite ging sie nichts an, trotzdem sie vor kurzem noch ihr Leben für dasselbe geopfert hatte.

Die Kinder, welche während der Todesnot eingesperrt und vernachlässigt worden, hungerten und schrien mitten in ihren erbärmlichen Klagen um die Mutter nach Nahrung, bis der Mann sich aufraffte und mit gelähmten Gliedern herumtastete, wo die Frau die letzte Speise mochte besorgt oder gelassen haben. Er sah sich unfreiwillig nach ihr um, als ob sie rufen müßte: „Dort geh hin, da steht die Milch, dort liegt das Brot, in der Mühle steckt noch Kaffee!" Sie sagte aber nichts.

Erschüttert trat ich dem Jammer näher und fragte, ob ich irgend etwas tun könne? Eine der Frauen sagte, die Ärzte hätten die sofortige Überführung nach dem Leichenhause anbefohlen; es wäre gut, wenn die Leichen gleich in der Frühe geholt würden, allein niemand sei da, wenn der Mann nicht hingehe, die Bestellung zu machen. Ich anerbot mich, die Sache zu verrichten, und zog zehn Minuten später die Glocke an der Wachstube des Todes. Nachdem ich dem Wächter das Nötige mitgeteilt, blickte ich durch eine Glastüre in den Saal, wo sie von allen Ständen und Lebensaltern ausgestreckt lagen, wie Marktleute, die den Morgen erwarten, oder Auswanderer, die am Hafenplatz auf ihren Siebensachen schlafen. Darunter sah ich auch ein junges Mädchen auf Blumen ruhen. Die kaum erblühte Brust warf zwei blasse Schatten auf das Totenhemd; da erinnerte ich mich dessen, was ich in dieser Nacht schon erlebt und mir vorgenommen, und eilte voll Zweifel und Unruhe, Schrecken und Müdigkeit, den Schlaf zu finden.

Derselbe war aber stürmisch bewegt und unerquicklich. Bald von den traurigen Vorgängen im Hause geweckt, bald von halbwachen Traumbildern umfangen, in denen Lebendiges und Grabfertiges, buhlende Liebesworte und Totenklagen sich unablässig vermischten, atmete ich auf, als es

Tag wurde und ich wenigstens meine Gedanken sammeln konnte.

Sie gerieten jedoch sofort miteinander in Streit; denn als ich mich aufrichtete und, die Hand an der Stirne, mich besann, was eigentlich geschehen und was ich zunächst tun wollte, schwankte ich, ob ich vor den ernsten Todesschatten, die mich gewarnt, zurückweichen oder dem Liebesbild dennoch folgen solle, das mich in Gestalt der arbeitenden Armut lockte. Die Verlockung blieb siegreich; es schien mir gerade das beste zu sein, an dem weichen Busen eines jungen Lebens Trost und Vertrauen und mich selbst wiederzufinden, und je ernster das Gewissen warnte, in solcher Lage den Liebeshandel anzufangen und ein so bedenkliches Bündnis einzugehen, desto reichlicher flossen die Gründe des Worthaltens, der Ehre und Tapferkeit für die Ausführung des Vorsatzes.

Ich beschloß sogar, das reizvolle Geschöpf schon am nächsten Abend aufzusuchen, statt erst zu Ende der Woche, vorher aber den alten Trödler zu beraten, ob er mir ferner dergleichen anspruchlose Beschäftigung zuzuwenden wisse wie neulich.

So schritt ich mit lebensdurstigen Augen und Lippen aus der Trauerwohnung hinweg, aus welcher schon vor Stunden die Leiche der Mutter und ihres letzten Kindes fortgebracht worden. Ich achtete nicht der verlassenen Kleinen, die bei offener Türe still an einem Häuflein saßen. Wie ich dann aus dem Hause trat und die Straße hinuntereilte, stieß ich auf einen jungen Mann, der ein hübsches Frauenzimmer am Arme führte. Beide waren wohl gekleidet in sauberer Reisetracht, augenscheinlich bemüht, eine Hausnummer zu finden, die sie auf einem Zettelchen vor sich hatten. Der Mann kam mir bekannt vor, ohne daß ich in meiner Zerstreutheit etwas dabei dachte; indem ich aber ausweichen wollte, sah er mich genauer an und sagte in den Lauten des Heimatdialektes: „Da ist er ja! Sind Sie nicht der Herr Heinrich Lee, den wir eben suchen?"

Erfreut und erschrocken zugleich erkannte ich einen benach-

barten Handwerksmann unserer Stadt, der vor Jahren ungefähr um die gleiche Zeit mit mir in die Fremde gewandert, längst zurückgekehrt und Meister geworden, sein väterliches Geschäft übernommen und ausgedehnt hatte und jetzt auf der Hochzeitsreise begriffen war. Die machte er aber nicht ohne klügliche Nebenzwecke, da die wohlhabende Bürgerstochter, die er als Gattin am Arme führte, ihm die Mittel für alle ersprießlichen Unternehmungen zugebracht.

Er richtete mir nun die Grüße meiner Mutter aus, die er zu diesem Zwecke vor der Abreise besucht hatte. Sie war mit einiger Beschämung gezwungen gewesen, dem Nachbaren zu gestehen, daß sie nicht einmal bestimmt wisse, wo ich sei oder ob ich noch am alten Orte wohne; doch wünschte sie um so sehnlicher Nachricht zu erhalten. Ich aber war ebenso verlegen, viel nach ihr zu fragen, weil ich dadurch verriet, daß ich nichts von ihr wisse; doch widerstand ich dem Bedürfnisse nicht lang und fragte fleißig, was mich zu erfahren verlangte.

„Nun, wir sprechen noch von allem," sagte der Landsmann, indem er mich aufmerksamer betrachtete. „Ihr habt Euch aber doch ziemlich verändert, nicht wahr, Frau? Du hast doch den Herrn Heinrich früher auch gekannt?"

„Ich glaube mich zu erinnern, obgleich ich damals noch ein Schulkind war!" erwiderte sie, während mir ihre ausgewachsene Fraulichkeit als vollkommen fremd erschien. Indessen fühlte ich, wie ihr Auge die geringe Pracht meines Anzuges überlief, der allerdings weder neu noch wohlgehalten war; zum erstenmal fühlte ich die Demütigung, schlecht gekleidet dazustehen, und noch verlegener ward ich, als der Landsmann fragte, ob wir nicht in meine Wohnung hinaufsteigen wollten? Glücklicherweise diente mir der Todesfall zum Vorwand, daß es jetzt dort nicht wirtlich aussehe und ich selbst deswegen ausgegangen sei.

„So dürfen wir Sie einladen, den Tag mit uns zuzubringen? Wir sind schon gestern angekommen; da hab' ich aber Geschäfte besorgt. Morgen früh reisen wir weiter, so

werden Sie mit uns nicht eben viel Zeit verlieren; denn wir möchten Sie in Ihren Arbeiten keineswegs aufhalten!"

Der gute Landsmann ahnte nicht, wie schmerzlich mich diese Rede traf; ich versicherte ihn jedoch, es habe keine Gefahr und ich sei nicht so übermäßig fleißig. Nachdem ich sodann das Reisepaar während einiger Stunden herumgeführt, ging ich mit den Leutchen in das bürgerlich bescheidene Gasthaus, in welchem sie Quartier genommen, und teilte mit ihnen das Mittagsmahl. Die langentbehrte Gewohnheit, in der Mundart des Heimatlandes und von altvertrauten Dingen zu reden, ließ mich die Gegenwart um so leichter vergessen, als eine Flasche guten Rheinweines ihren Duft verbreitete. Das ruhig freundliche Benehmen des Paares, das durch keinerlei lästige Zärtlichkeiten seinen neuen Ehestand verriet, vermehrte das Behagen, welches mich wie ein flüchtiger Sonnenblick überkam aus schwül bewegtem Wolkenhimmel.

Als nun der Landsmann eine zweite Flasche bestellte und die übrigen Gäste die Wirtstafel verlassen hatten, zog sich die junge Frau in ihr Zimmer zurück, um sich ein wenig auszuruhen, wie sie sagte. Wir andern wurden um so gesprächiger, bis der gute Nachbar sich selbst unterbrach und, nach wohlgemeinten Worten suchend, begann:

„Ich will es Ihnen nicht verhehlen, Herr Lee, daß Ihre Mutter sehr Ihrer Rückkunft bedarf, und ich würde Ihnen raten, so bald als möglich heimzukommen; denn während die brave Frau den tiefsten Kummer und die Sehnsucht nach Ihnen zu verbergen sucht, sehen wir wohl, wie sie sich darin aufzehrt und Tag und Nacht nichts anderes denkt. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber es will mir fast scheinen, es stehe nicht zum besten mit Ihnen, und erachte ich, daß Sie in dem Stadium sind, wo die Herren Künstler allerlei durchmachen müssen, um endlich mit stattlichem Ansehen aus dem Kampfe hervorzugehen. Allein es hat alles sein Maß! Sie sollten eine Unterbrechung machen und einmal die Heimat wieder sehen, auch wenn Sie nicht als ein Sieger kommen. Die

Dinge lassen sich da öfter von einer neuen Seite betrachten und anpacken."

Er ergriff sein Glas und stieß mit mir auf das Wohl von Heimat und Mutter an, besann sich ein weniges und fuhr fort:

„Vorlaute und unverständige Weibsen und auch ebensolche Männer in unserer Stadt, wo es ruchbar geworden, daß Ihre Mutter gewisse Summen an Sie gewendet und ihr eigenes Auskommen bedeutend dadurch geschmälert hat, ließen es sich einfallen, dieselbe hinter ihrem Rücken hart zu tadeln und auch ungefragt ihr ins Gesicht zu sagen, daß sie unrecht getan und sowohl ihrem Sohne schlecht gedient, als sich selbst überhoben habe. Jeder, der die Frau kennt, weiß, daß alles eher als dieses der Fall ist; aber das unverständige Geschwätz hat sie vollends eingeschüchtert, daß sie fast mit niemand zusammenkommt und so in Einsamkeit und Selbstverleugnung dahinlebt.

Sie sitzt den ganzen Tag am Fenster und spinnt; sie spinnt jahraus und -ein, als ob sie sieben Töchter auszusteuern hätte, damit doch mittlerweile etwas angesammelt würde, wie sie sagt, und wenigstens der Sohn für sein Leben lang und für sein ganzes Haus genug Leinwand finde. Wie es scheint, glaubt sie durch diesen Vorrat weißen Tuches, das sie jedes Jahr weben läßt, Ihr Glück herbeizulocken, gleichsam wie in ein aufgespanntes Netz, damit es durch einen tüchtigen Hausstand ausgefüllt werde, wie die Gelehrten und Schriftsteller etwan durch ein Buch weißes Papier gereizt werden sollen, ein gutes Werk darauf zu schreiben, oder die Maler durch eine ausgespannte Leinwand, ein Bild darauf zu malen."

Bei diesem letzteren Vergleich des wackern Redners konnte ich mich eines bittern Lächelns nicht enthalten. Das schien ihm wohl die Richtigkeit seiner Vermutungen zu bestätigen, und er fuhr fort:

„Zuweilen stützt sie ausruhend den Kopf auf die Hand

und blickt unverwandt in das Feld hinaus, über die Dächer weg, oder in die Wolken; wenn es aber dämmert, so läßt sie das Rad stillstehen und bleibt so im Dunkeln sitzen, ohne Licht anzuzünden, und wenn der Mond oder ein fremder Lichtstrahl auf ihr Fenster fällt, so kann man alsdann unfehlbar ihre Gestalt in demselben sehen, wie sie immer gleicherweise ins Weite schaut.

Wahrhaft melancholisch aber ist es anzusehen, wenn sie die Betten sonnt; anstatt sie mit Hilfe anderer auf unseren Platz hinzutragen, wo der große Brunnen steht, schleppt sie dieselben auf das hohe schwarze Dach Eures Hauses, breitet sie dort an der Sonnenseite aus, geht emsig auf dem abschüssigen Dache umher, ohne Schuhe zwar, aber bis an den Rand hin, klopft die Kissen und Pfühle aus, kehrt sie, schüttelt sie und hantiert so seelenallein in der Höhe unter dem offenen Himmel, daß es höchst verwegen und sonderbar anzusehen ist, zumal wenn sie innehaltend die Hand über die Augen hält und droben in der Sonne stehend nach der Ferne hinausblickt. Ich konnt' es einst nicht länger ansehen von meinem Hofe aus, wo ich bei den Gesellen stand; ich ging hinüber, stieg bis unter das Dach hinauf und hielt unter der Luke eine Anrede an sie, indem ich ihr die Gefahr ihres Tuns vorstellte. Sie lächelte aber nur und bedankte sich für die gute Meinung. Es ist daher meine Ansicht, daß Sie nach Haus reisen sollten, je eher, je lieber! Kommen Sie gleich mit uns!"

Ich schüttelte aber den Kopf; denn ich konnte mich nicht entschließen, meinen Schiffbruch kundzutun und so aus der Schule zu laufen. Ich gedachte das Übel allein zu verwinden und mit geklärtem Schicksal, so oder anders, zur geeigneten Zeit zurückzukehren. Mit unbestimmten Reden, in denen ich weder ein zu großes Selbstvertrauen heuchelte, noch meine wirkliche Lage eingestand, behalf ich mir den übrigen Teil des Tages, bis ich am späten Abend von den Landsleuten Abschied nahm, die am frühen Morgen wegreisen wollten.

Dennoch hatte das Bild der in die Ferne schauenden

Mutter ein starkes Gefühl von Heimweh wachgerufen, das mich bisher nur im Schlafe besuchte. Seit ich nämlich die Phantasie und ihr angewöhntes Gestaltungsvermögen nicht mehr am Tage beschäftigte, regten sich ihre Werkleute während des Schlafes mit selbständigem Gebaren und schufen mit anscheinender Vernunft und Folgerichtigkeit ein Traumgetümmel in den glühendsten Farben und buntesten Formen. Ganz wie es wiederum jener irrsinnige Meister und erfahrene Lehrer mir vorausgesagt, sah ich nun im Traume bald die Vaterstadt, bald das Dorf auf wunderbare Weise verklärt und verändert, ohne je hineingelangen zu können, oder wenn ich endlich dort war, mit einem plötzlichen freudelosen Erwachen. Ich durchreiste die schönsten Gegenden des Vaterlandes, die ich in Wirklichkeit nie gesehen, schaute Gebirge, Täler und Ströme mit unerhörten und doch wohlbekannten Namen, die wie Musik klangen und doch etwas Lächerliches an sich hatten.

Über den Mitteilungen des Landsmannes waren mir das Mädchen Hulda von gestern abend und die heutigen Morgenpläne aus dem Gedächtnisse geschwunden; ermüdet eilte ich den Schlaf zu suchen und verfiel auch gleich wieder dem geschäftigen Traumleben. Ich näherte mich der Stadt, worin das Vaterhaus lag, auf merkwürdigen Wegen, am Rande breiter Ströme, auf denen jede Welle einen schwimmenden Rosenstock trug, so daß das Wasser kaum durch den ziehenden Rosenwald funkelte. Am Ufer pflügte ein Landmann mit milchweißen Ochsen und goldenem Pfluge, unter deren Tritten große Kornblumen sproßten. Die Furche füllte sich mit goldenen Körnern, welche der Bauer, indem er mit der einen Hand den Pflug lenkte, mit der anderen aufschöpfte und weithin in die Luft warf, worauf sie als ein goldener Regen auf mich niederfielen. Ich fing ihrer mit dem Hute auf, soviel ich konnte, und sah mit Vergnügen, daß sie sich in lauter goldene Schaumünzen verwandelten, auf welchen ein alter Schweizer mit langem Barte und zweihändigem Schwerte geprägt war. Ich zählte sie eifrig und konnte sie

doch nicht auszählen, füllte aber alle Taschen damit; die ich nicht mehr hineinbrachte, warf ich wieder in die Luft. Da verwandelte sich der Goldregen in einen prächtigen Goldfuchs, der wiehernd an der Erde scharrte, aus welcher dann der schönste Hafer hervorquoll, den das Pferd mutwillig verschmähte. Jedes Haferkorn war ein süßer Mandelkern, eine Rosine und ein neuer Pfennig, die zusammen in rote Seide gewickelt und mit einem Endchen Schweinsborste eingebunden waren, welches das Pferd angenehm kitzelte, als es sich darin wälzte, so daß es rief: „Der Hafer sticht mich!"

Ich jagte aber den Goldfuchs auf, bestieg ihn, da er schön gesattelt war, ritt beschaulich am Ufer hin und sah, wie der Bauersmann in die schwimmenden Rosen hineinpflügte und mit seinem Gespann darin versank. Die Rosen nahmen ein Ende, zogen sich zu dichten Scharen zusammen und schwammen in die Ferne, am Horizonte eine Röte ausbreitend; der Fluß aber erschien jetzt als ein unermeßliches Band fließenden blauen Stahles. Der Pflug des Landmannes hatte sich inzwischen in ein Schiff verwandelt; darin fuhr derselbe, steuerte mit der goldenen Pflugschar und sang: „Das Alpenglühen rückt aus und geht um das Vaterland herum!" Hierauf bohrte er ein Loch in den Schiffsboden; darein steckte er das Mundstück einer Posaune, sog kräftig daran, worauf es mächtig erklang gleich einem Harsthorn und einen glänzenden Wasserstrahl ausstieß, der den herrlichsten Springbrunnen in dem fahrenden Schifflein bildete. Der Bauer nahm den Strahl, setzte sich auf den Rand des Schiffes und schmiedete auf seinen Knien und mit der rechten Faust ein mächtiges Schwert daraus, daß die Funken stoben. Als das Schwert fertig war, prüfte er dessen Schärfe an einem ausgerissenen Barthaare und überreichte es höflich sich selbst, indem er sich plötzlich in den Wilhelm Tell verwandelte, welchen jener beleibte Wirt im Tellenspiel vorgestellt hatte, zur Zeit meiner früheren Jugend. Dieser nahm das Schwert, schwang es und sang mächtig:

Heio, heio! bin auch noch do
Und immer meines Schießens froh!
Heio, heio! die Zeit ist weit,
Der Pfeil des Tellen fliegt noch heut!

Wo guckt ihr hin? Seht ihr ihn nicht?
Dort oben tanzt er hoch im Licht!
Man weiß nicht, wo er stecken bleibt,
Heio, 's ist immer, wie man's treibt!

Dann hieb der dicke Tell mit dem Schwerte von der Schiffswand, die nun eine Speckseite war, einen tüchtigen Span herunter und trat mit demselben feierlich in die Kajüte, einen Imbiß zu halten.

Indessen ritt ich auf dem Goldfuchs weiter und befand mich unversehens mitten in dem Dorfe, darin der Oheim gewohnt. Ich erkannte es kaum wieder, da fast alle Häuser neu gebaut waren. Die Bewohner saßen alle hinter den hellen Fenstern um die Tische herum und aßen, und niemand blickte auf die menschenleere Straße. Dessen war ich aber höchlich froh; denn erst jetzt entdeckte ich, daß ich auf meinem glänzenden Pferde in alten anbrüchigen Kleidern saß. Ich bestrebte mich daher, ferner ungesehen hinter das Haus des Oheims zu gelangen, das ich fast nicht finden konnte. Zuletzt erkannte ich es, wie es über und über mit Efeu bewachsen und außerdem von den alten Nußbäumen überhangen, so daß weder Stein noch Ziegel zu sehen war und nur hie und da ein handgroßes Stückchen Fensterscheibe durch das Grüne blinkte. Ich sah, daß sich etwas dahinter bewegte, konnte aber nichts Deutliches wahrnehmen. Der Garten war von einer Wildnis wuchernder Feldblumen bedeckt, aus denen die aufgeschossenen Gartengewächse baumhoch emporragten, Rosmarin und Fenchelstauden, Sonnenblumen, Kürbisse und Johannisbeeren. Schwärme wild gewordener Bienen brausten auf der Blumenwildnis umher; im Bienenhause aber lag der alte Liebesbrief, den der Wind einst dahin getragen, verwittert und offen, ohne daß ihn die Jahre her jemand gefunden. Ich nahm ihn und wollte ihn einstecken, da wurde

er mir aus der Hand gerissen, und als ich mich umsah, huschte Judith damit lachend hinter das Bienenhaus und küßte mich dabei durch die Luft, daß ich es auf meinem Munde fühlte. Der Kuß war aber eigentlich ein Stück Apfelkuchen, welches ich begierig aß. Da es jedoch den Hunger, den ich im Schlafe empfand, nicht stillte, überlegte ich, daß ich wahrscheinlich träume, und daß der Kuchen wohl von den Apfeln herrühre, die ich einst küssend mit der Judith zusammen gegessen. Ich fand es also um so geratener, in das Haus zu gehen, wo gewiß eine Mahlzeit bereit sein würde. Ich packte einen schweren Mantelsack aus, der sich plötzlich auf dem Pferde zeigte, als ich es an den zerfallenden Gartenzaun band. Aus dem Mantelsack rollten die schönsten Kleider hervor und ein feines neues Hemde, dessen Brust mit einer Stickerei von Weinträubchen und Maiglöckchen verziert war. Wie ich aber dieses Staatshemd auseinanderfaltete, wurden zweie daraus, aus den zweien vier, aus den vieren acht, kurz eine Menge der schönsten Leibwäsche breitete sich aus, welche wieder in den Mantelsack zu schieben ich mich vergeblich abmühte. Immer wurden es mehr Hemden und Kleidungsstücke und bedeckten den Boden umher; ich empfand die größte Angst, von meinen Verwandten bei dem sonderbaren Geschäft überrascht zu werden. In der Verzweiflung ergriff ich endlich eines von den Hemden, um es anzuziehen, und stellte mich schamhaft hinter einen Nußbaum; allein man konnte aus dem Hause an diese Stelle sehen, und ich schlüpfte beschämt hinter einen andern, und so immer fort von einem Baume zum andern, bis ich dicht an das Haus und in den Efeu hineingedrückt in Verwirrung und Eile den Anzug wechselte, die schönen Kleider anzog und doch fast nicht fertig werden konnte, und als ich es endlich war, befand ich mich wieder in größter Not, wo ich das traurige Bündel der alten Kleider bergen solle. Wohin ich es auch trug, immer fiel ein zerlumptes Stück auf die Erde; zuletzt gelang es mit saurer Mühe, das Zeug in den Bach zu werfen, wo es aber durchaus nicht weiterschwim-

men wollte, sondern sich auf der gleichen Stelle gemächlich herumdrehte. Ich erwischte eine vermorschte Bohnenstange und quälte mich, die dämonischen Fetzen in die Strömung zu stoßen; aber die Stange brach und brach immer wieder bis auf das letzte Stümpfchen.

Da berührte ein Hauch meine Wangen, und Anna stand vor mir und führte mich in das Haus. Ich stieg Hand in Hand mit ihr die Treppe hinauf und trat in die Stube, wo der Oheim, die Tante, die Basen und Vettern sämtlich versammelt waren. Aufatmend sah ich mich um; die alte Stube war sonntäglich geputzt und so sonnenhell, daß ich nicht begriff, wo all das Licht durch den dichten Efeu hindurch herkomme. Oheim und Tante waren in ihren besten Jahren, die Bäschen und Vettern blühender als je, der Schulmeister ebenfalls ein schöner Mann und aufgeräumt wie ein Jüngling, und Anna sah ich als Mädchen von vierzehn Jahren im rotgeblümten Kleide mit der lieblichen Halskrause.

Was aber sehr sonderbar war, alle, Anna nicht ausgenommen, trugen lange irdene Pfeifen in den Händen und rauchten einen wohlriechenden Tabak, und ich desgleichen. Dabei standen sie, die Verstorbenen und die Lebendigen, keinen Augenblick still, sondern gingen mit freundlich frohen Mienen unablässig die Stube auf und nieder, hin und her, und dazwischen niedrig am Boden hin die Jagdhunde, das Reh, der zahme Marder, Falken und Tauben in friedlicher Eintracht, nur daß die Tiere den entgegengesetzten Strich der Menschen verfolgten und so ein wunderbares Gewebe durcheinanderlief.

Der schwere Nußbaumtisch auf seinen gewundenen Füßen war mit einem weißen Damasttuche gedeckt und mit einem aufgerüsteten duftenden Hochzeitessen besetzt. Mir wässerte der Mund und ich sagte zum alten Oheim: „Ei, Ihr scheint Euch da recht wohl sein zu lassen!“ „Versteht sich!“ erwiderte er, und alle wiederholten: „Versteht sich!“ mit angenehm klingenden Stimmen. Plötzlich befahl der Oheim,

daß man zu Tische sitze; alle stellten die Pfeifen pyramidenweise zusammen auf den Boden, je drei und drei, wie Soldaten ihre Gewehre. Darauf schienen sie schon wieder zu vergessen, daß sie essen gewollt; denn sie gingen zu meinem Verdrusse nach wie vor umher und fingen allmählich an zu singen:

Wir träumen, wir träumen,
Wir träumen und wir säumen,
Wir eilen und wir weilen,
Wir weilen und wir eilen,
Sind da und sind doch dort,
Wir gehen leibend fort,
Wem konveniert es nicht?
Wie schön ist dies Gedicht!
Hallo, hallo!
Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder, die Jäger und die Jagd!

Weiber und Männer sangen mit rührender Harmonie und Lust, und das Hallo stimmte der Oheim mit gewaltiger Stimme an, daß die ganze Schar mit verstärktem Gesange darein tönte und rauschte und zugleich blaß und bläßer werdend sich in einen wirren Nebel auflöste, während ich bitterlich weinte und schluchzte. Ich erwachte in Tränen gebadet, und auch das Kopfkissen war davon benetzt. Als ich mich mit Mühe gesammelt, war das erste, dessen ich mich erinnerte, der wohlgedeckte Tisch; denn ich hatte nach den Eröffnungen des Landsmannes am Abend nichts mehr essen können und war erst im Schlafe wieder hungrig geworden. Wie ich nun die Gier bedachte, mit welcher ich trotz des Schmuckes der unbeherrschten Phantasie gezwungen war, schließlich immer nur von Geld und Gut, Kleidern und Essen zu träumen, brach ich über diese Erniedrigung neuerdings in Tränen aus, bis ich abermals einschlief.

Siebentes Kapitel

Weiterträumen

In einem großen Walde fand ich mich wieder und ging auf einem wunderlichen schmalen Bretterſteige, welcher ſich hoch durch die Äſte und Baumkronen wand, eine Art endloſen hängenden Brückenbaues, indeſſen der bequeme Boden unten nach richtiger Traumesart unbenutzt blieb. Aber es war ſchön hinabzuſchauen auf den Waldgrund, da er ganz aus grünem Mooſe beſtand, das in tiefer Dunkelheit lag. Auf dem Mooſe wuchſen viele einzelne ſternförmige Blumen auf ſchwankem Stengel, und ſie wendeten ſich immer nach dem oben gehenden Beſchauer; bei jeder Blume ſtand ein kleines Erdmännchen oder Mooſsweiblein, das mittelſt eines in goldenem Laternchen ſtrahlenden Karfunkels die Blume beleuchtete, daß ſie aus der Tiefe heraufſchimmerte wie ein blauer oder roter Stern, und indem ſich dieſe Blumengeſtirne, welche oft in ſchönen Bildern zuſammenſtanden, langſamer oder ſchneller drehten, gingen die winzigen Leutchen mit ihren Laternchen um ſie herum und lenkten ſorgfältig den Lichtſtrahl auf die Kelche. So ſah ſich das kreiſende Leuchten in der Tiefe von dem hohen Balken- oder Bretterwege wie ein unterirdiſcher Sternhimmel an, nur daß er grün war und die Sterne in allen Farben ſtrahlten.

Entzückt ging ich auf der Hängebrücke weiter und ſchlug mich tapfer durch die Buchen- und Eichenkronen, da ich begriff, ein ſo zierlicher Grund und Boden ſei nicht dazu da, darauf mit Füßen zu wandeln. Manchmal kam ich in eine Föhrengruppe hinein, welche etwas lichter war; das rote, von der Sonne durchglühte ſtark duftende Holzwerk der Fichtenkronen bot einen fabelhaften Anblick und Aufenthalt, weil es wie künſtlich bearbeitet, gezimmert und mit ſeltſamem Bildwerk verziert ſchien und doch ein natürliches Äſtewesen war. Manchmal führte der Steg auch ganz über die Bäume hinweg unter den offenen Himmel und Sonnenſchein, und ich ſtellte mich auf das ſchwanke Geländer, um

zu sehen, wo es eigentlich hinausginge; allein nichts war zu erblicken als ein endloses Meer von grünen Baumwipfeln, soweit das Auge reichte, auf dem ein heißer Sommertag flimmerte und Tausende von wilden Tauben, Hähern, Mandelkrähen, Spechten und Weihen herumschwärmten, und das Wunderbare war nur, daß man auch die allerfernsten Vögel deutlich erkannte und ihre Gestalt und Farben unterscheiden konnte. Nachdem ich mich sattsam umgeschaut, blickte ich wieder in die dunkle Tiefe, wo ich jetzt eine Felsschlucht entdeckte, die für sich allein von der Sonne erhellt war. Auf dem tiefsten Grunde lag eine kleine Wiese an einem klaren Bache; mitten auf derselben saß auf ihrem kleinen Strohsessel meine Mutter in einem braunen Einsiedlerkleide und mit eisgrauen Haaren. Sie war alt und gebeugt, und ich konnte ungeachtet der fernen Tiefe jeden ihrer Züge genau erkennen. Mit einer grünen Rute hütete sie eine kleine Herde Silberfasanen, und wenn einer weglaufen wollte, schlug sie leise auf seine Flügel, worauf einige glänzende Federn emporschwebten und in der Sonne spielten. Am Bächlein aber stand ihr Spinnrad, das rings mit Schaufeln versehen und eigentlich ein kleines Mühlrad war und sich blitzschnell drehte. Sie spann nur mit der einen Hand den glänzenden Faden, der sich nicht auf die Spule wickelte, sondern kreuz und quer an dem Abhange herumzog und sich da sofort zu großen Flächen blendender Leinwand gestaltete. Diese stieg höher und höher heran; plötzlich fühlte ich ein schweres Gewicht auf der Schulter und merkte, daß ich den vergessenen Mantelsack trug, der von den feinen Hemden ganz geschwollen war. Jetzt sah ich freilich, woher dieselben kamen. Während ich mich mühselig damit schleppte, entdeckte ich, daß die Fasanen alles schöne Bettstücke waren, welche die Mutter eifrig sonnte und ausklopfte. Dann raffte sie dieselben zusammen und trug sie geschäftig herum und eines ums andere in den Berg hinein. Wenn sie wieder herauskam, so schaute sie mit der Hand über den Augen sich um und sang leise, was ich aber deutlich vernahm:

Mein Sohn, mein Sohn,
O schöner Ton!
Wann kommt er bald,
Geht durch den Wald?

Da ersah sie mich in der Höhe wie in der Luft schwebend und sehnlich zu ihr hinabblickend. Sie stieß einen lauten Freudenruf aus und huschte wie ein Geist davon über Fels und Stein, ohne zu gehen, daß sie mir immer ferner zu entschwinden drohte, während ich vergeblich rufend nacheilte und der Steg sich bog und krachte, die Baumkronen schwankten und rauschten.

Da war der Wald aus, und ich sah mich auf dem Berge stehen, welcher der Heimatstadt gegenüber liegt; aber welchen Anblick bot diese! Der Fluß war zehnmal breiter als sonst und glänzte wie ein Spiegel; die Häuser waren alle so groß, wie sonst die Münsterkirche, von der fabelhaftesten Bauart, und glänzten im Sonnenschein, die Fenster mit einer Fülle von Blumen geziert, die schwer über die mit Bildwerken bedeckten Mauern herabhingen. Die Linden stiegen unabsehbar in den dunkelblauen durchsichtigen Himmel hinein, der ein einziger Edelstein schien, und die riesigen Lindenwipfel wehten dran hin und her, als ob sie ihn noch blanker fegen wollten, und zuletzt wuchsen sie in die durchsichtige blaue Kristallmasse hinein.

Zwischen den grünen Laubgebirgen der Linden stiegen die Münstertürme empor, während das ungeheure Steinschiff unter Hügeln von Millionen herzförmiger Lindenblätter lag und nur da oder dort eine purpurrote oder blaue Glasscheibe hervorfunkelte, von einem verlorenen Sonnenstrahl durchschossen. Die goldenen Kronen aber, welche die Turmknöpfe bildeten, schimmerten in der Himmelshöhe und waren voll junger Mädchen; die streckten ihre Lockenköpfe rings durch den gotischen Zierat in die Welt hinaus. Obgleich ich jedes Lindenblatt scharf umrissen erkannte, vermochte ich doch nicht zu sehen, wer alle diese Mädchen waren, und ich beeilte mich

hinüberzukommen, da es mich sehr wundernahm, wer alle diese Mitbürgerinnen sein möchten.

Zur rechten Zeit sah ich den Goldfuchs neben mir stehen, legte ihm den Mantelsack auf und begann den jähen Staffelweg hinunterzureiten, der zur Brücke führte. Jede Staffel war aber ein geschliffener Bergkristall, und darin eingeschlossen lag ein spannelanges Weibchen gleichsam schlafend, von unbeschreiblichem Ebenmaß und Schönheit der Gliederchen. Während der Goldfuchs den halsbrechenden Weg hinunterstieg und jeden Augenblick seinen Reiter in die Tiefe zu stürzen drohte, bog ich mich links und rechts vom Sattel und suchte mit sehnsuchtsvollen Blicken in den Kern der Kristallstufen zu dringen.

„Tausend noch einmal!" rief ich lüstern vor mich hin, „was mögen das nur für allerliebste Wesen sein in dieser verwünschten Treppe?"

Ohne daß ich mich im geringsten wunderte, fing das Pferd plötzlich an zu sprechen, indem es den Kopf zurückwandte und antwortete: „Was wird's sein? Das sind nur die guten Dinge und Ideen, welche der Boden der Heimat in sich schließt, und die derjenige herausklopft, der im Lande bleibt und sich redlich nährt!"

„Zum Teufel!" rief ich, „ich werde gleich morgen hier herausgehen und mir einige Stufen aufschlagen!"

Und ich konnte meine Blicke nicht wegwenden von der langen Treppe, die sich schon glänzend hinter mir den Berg hinan schmiegte. Das Pferd aber sagte, das sei nur eine leichte Anschürfung, der ganze Boden stecke voll von solchen Sachen. Wir langten jetzt unten bei der Brücke an. Das war aber nicht mehr die alte Holzbrücke, sondern ein Marmorpalast, der in zwei Stockwerken eine endlose Säulenhalle bildete und so als eine nie gesehene Prachtbrücke über den Fluß führte. „Was sich doch alles verändert und vorwärts schreitet, wenn man nur einige Jahre weg ist!" dachte ich, als ich gemächlich und neugierig in die weite Brückenhalle ritt. Während das Gebäude von außen nur in weißem,

rötlichem und schwarzem Marmor glänzte, waren die Wände des Innern mit zahllosen Malereien bedeckt, welche die ganze Geschichte und alle Tätigkeiten des Landes darstellten. Das ganze abgeschiedene Volk war sozusagen bis auf den letzten Mann, der soeben gegangen, an die Wand gemalt und schien mit dem lebendigen, das auf der Brücke verkehrte, eines zu sein; ja manche der gemalten Figuren traten aus den Bildern heraus und wirkten unter den Lebendigen mit, während von diesen manche unter die Gemalten gingen und an die Wand versetzt wurden. Beide Parteien bestanden aus Helden und Weibern, Pfaffen und Laien, Herren und Bauern, Ehrenleuten und Lumpenhunden; der Eingang und Ausgang der Brücke aber war offen und unbewacht, und indem der Zug über dieselbe beständig im Gange blieb und der Austausch zwischen dem gemalten und wirklichen Leben unausgesetzt stattfand, schien auf dieser wunderbar belebten Brücke Vergangenheit und Zukunft nur ein Ding zu sein.

„Nun möcht' ich wohl wissen, was das für eine muntere Sache ist!" summte ich in mich hinein, und das Pferd antwortete auf der Stelle:

„Dies nennt man die Identität der Nation!"

„Ei du bist ein sehr gelehrter Gaul!" rief ich, „der Hafer muß dich wirklich stechen! Woher nimmst du derartige Brocken?"

„Erinnere dich," sagte der Goldfuchs, „auf wem du reitest! Bin ich nicht aus Gold entstanden? Gold aber ist Reichtum und Reichtum ist Einsicht."

Bei diesen Worten merkte ich sogleich, daß mein Mantelsack statt mit Gewand jetzt gänzlich mit jenen goldenen Münzen angefüllt war. Statt zu grübeln, woher sie so unvermutet wieder gekommen, fühlte ich mich höchst zufrieden in ihrem Besitze, und obschon ich dem weisen Gaule nicht mit gutem Gewissen recht geben konnte, daß Reichtum Einsicht sei, fand ich mich doch unvermutet so einsichtsvoll, daß ich wenigstens nichts erwiderte und gemütlich weiterritt.

„Nun sage mir, du weiser Salomo!" begann ich nach

einer Weile von neuem: „Heißt eigentlich die Brücke die Identität oder die Leute, so darauf sind? Welches von beiden nennst du so?"

„Beide zusammen sind die Identität, sonst spräche man ja nicht davon!"

„Der Nation?"

„Der Nation, versteht sich!"

„Also ist die Brücke auch eine Nation?"

„Ei seit wann," rief das Pferd unwillig, „kann denn ein Vehikel, so schön es ist, eine Nation sein? Nur Leute können eine sein, folglich sind es die Leute hier!"

„So! und doch sagtest du eben, die Nation und die Brücke machen zusammen eine Identität aus!"

„Das sagt' ich auch und bleibe dabei!"

„Nun also?"

„Wisse," antwortete der Gaul bedächtig, indem er sich auf allen vieren spreizte, „wisse, wer diese heikle Frage zu beantworten und den Widerspruch zu lösen versteht, der ist ein Meister und arbeitet an der Identität selber mit. Wenn ich die richtige Antwort, die mir wohl so im Munde herumläuft, rund zu formulieren verstände, so wäre ich nicht ein Pferd, sondern längst hier an die Wand gemalt. Übrigens erinnere dich, daß ich nur ein von dir geträumtes Pferd bin und also unser ganzes Gespräch eine Ausgeburt und Grübelei deines eigenen Gehirnes ist. Mithin magst du fernere Fragen dir nur selbst beantworten aus der allerersten Hand!"

„Ha! du widerspenstige Bestie!" schrie ich und stieß dem Tiere die Fersen in die Weichen, „um so mehr, du undankbarer Klepper! bist du mir zu Red' und Antwort verpflichtet, da ich dich aus meinem so mühselig ergänzten Blute erzeugen und diesen Traum lang speisen und nähren muß!"

„Hat auch was Rechtes auf sich!" sagte das Pferd gelassen. „Dieses ganze Gespräch, überhaupt unsere ganze werte Bekanntschaft ist das Werk und die Dauer von kaum drei Sekunden und kostet dich kaum einen Hauch von deinem geehrten Körperlichen!"

„Wie, drei Sekunden? Ist es nicht schon wenigstens eine Stunde, seit wir auf dieser endlosen Brücke reiten?"

„Drei Sekunden dauert der Hufschlag des nächtlichen Reiters, der meine Erscheinung in dir hervorgerufen; mit ihm wird sie verschwinden, und du kannst wieder zu Fuß gehen!"

„Um des Himmels willen! So verliere keine weitere Zeit, sonst geht der Augenblick vorüber, eh ich über diese schöne Brücke im reinen bin!"

„Es eilt gar nicht! Alles was wir für jetzt zu erleben und zu erfahren haben, geht vollkommen in das Maß des wackeren Pferdetrittes hinein, und wenn der richtig denkende Psalmist den Herren seinen Gott anschrie: Tausend Jahre sind vor dir wie ein Augenblick! so ist diese Hypothese von hinten gelesen eine und dieselbe Wahrheit: Ein Augenblick ist wie tausend Jahre! Wir könnten noch tausendmal mehr sehen und hören während dieses Hufschlages, wenn wir nur das Zeug dazu in uns hätten, lieber Mann! Alles Drängen oder Zögern hilft da nichts, alles hat seine bequemliche Erfüllung, und wir können uns ganz gemächlich Zeit lassen mit unserm Traum, er ist, was er ist, und nicht mehr noch minder!"

Ich hörte nicht länger auf die Rede des Pferdes, weil ich bemerkte, daß ich von allen Seiten mit biederer Achtung begrüßt wurde; denn schon mehr als einer der Vorübergehenden hatte mit eigentümlichem Griffe meinen strotzenden Mantelsack betastet, ungefähr wie die Metzger tun, wenn sie in den Bauernställen oder auf Märkten ein Stück Rindvieh auf seine Fettigkeit prüfen und ihm Kreuz und Lenden bekneifen.

„Das sind ja absonderliche Manieren!" sagte ich endlich; „ich glaubte, es kenne mich kein Mensch hier!"

„Es gilt auch nicht dir," meinte der Goldfuchs, „sondern deinem Quersack, deiner dicken Goldwurst, die mir das Kreuz drückt!"

„So? Also das ist die Lösung und das Geheimnis deiner ganzen Identitätsfrage, das gemünzte Gold? Denn du bist ja aus gleichem Stoffe, ohne daß dich ein einziger betastet!"

„Hm!" machte das Pferd, „das ist nicht so genau zu nehmen. Die Leute haben allerdings ihr Augenmerk darauf gerichtet, ihre Identität, die sie in diesem Falle Unabhängigkeit nennen, zu behaupten und gegen jeglichen Angriff zu verteidigen. Nun wissen sie aber, daß ein kampffähiger guter Soldat wohlgenährt und ein Frühstück im Magen haben muß, wenn er sich schlagen soll. Da dies aber nur durch allerhand Gemünztes zu erreichen und zu sichern ist, so betrachten sie jeden, der damit versehen, als einen gerüsteten Verteidiger und Unterstützer der Identität und sehen ihn drum an. Da läuft es denn freilich mit unter, daß sie ihre Privatsachen mit den öffentlichen Dingen für identisch halten, wie man denn in der Übung jeglicher Energie nicht leicht zu viel tun kann, und so gewinnt dieser oder jener das Ansehen eines habsüchtigen Esels. Sei dem, wie ihm wolle, ich rate dir, dein Kapital hier noch ein wenig in Umlauf zu setzen und zu vermehren. Wenn die Meinung der Leute im allgemeinen auch eine irrige ist, so steht es doch jedem frei, sie für sich zu einer Wahrheit und so seine Stellung zu einer angenehmen zu machen."

Ich griff in den Sack und warf einige Hände voll Goldmünzen in die Höhe, welche sogleich von hundert in der Luft zappelnden Händen aufgefangen und weitergeworfen wurden, nachdem jeder das Gold erst besehen und an seinem eigenen Golde gerieben hatte, wodurch beide Stücke sich verdoppelten. Bald kehrten alle meine Münzen in Gesellschaft von anderem Golde zurück und hingen sich an das Pferd; es regnete förmlich Gold, welches sich klumpenweise an alle seine vier Beine setzte gleich dem Blumenstaub, der den Bienen Höschen macht, so daß es bald nicht mehr gehen konnte. Es bildeten sich aber noch große Flügel an dem Tiere, und es glich zuletzt einer Riesenbiene und flog wie eine solche über die Köpfe des Volkes weg. Erst jetzt schütteten wir zusam-

men einen rechten Goldregen nieder, so daß zuletzt ein ungeheures Gesindel von Goldhungrigen hinter uns her war. Alte und Junge, Weiber und Männer purzelten übereinander, das Gold zu raffen. Diebe, die von Wächtern transportiert wurden, stürzten sich samt diesen in den Haufen; Bäckerlehrlinge warfen ihr Brot in das Wasser und füllten ihre Körbe mit Gold; Priester, die zur Kirche gingen, um zu predigen, schürzten ihre Talare, wie bohnenpflückende Bäuerinnen die Röcke, und schöpften Gold hinein; Magistratspersonen, die vom Rathause kamen, schlichen herbei und schoben verschämt ein paar zur Seite rollende Stücklein in die Tasche; selbst aus einem an die Wand gemalten Gerichte liefen die toten Richter vom Tische, ließen den Angeklagten stehen und stiegen herunter, um hinter mir her zu streichen, und schließlich kam der gemalte Verbrecher auch noch gesprungen, um nach Gold zu schreien.

Ganz geschwollen vom Bewußtsein des Reichtums schwebte ich endlich aus der Brückenhalle hinaus und schwang mich auf dem goldenen Bienenpferde hochmütig in die Luft, wo ich hoch über den Münsterkronen kreiste wie ein Falke, mich bald wählig niederließ, bald wieder aufstieg und das kindische Traumvergnügen des Fliegens und Reitens zugleich in vollen Zügen genoß. Aus den Kronen fingerten hundert weiße Hände nach meinem Golde empor, Augen und Wänglein blühten wie Vergißmeinnicht und Rosen im Sonnenschein. Das Pferd sagte: „Nun wähle, das sind die heiratsfähigen Mägdlein des Landes! Das beste ist eine artige Frau!“ Ich äugelte auch richtig stolz und lüstern auf sie hinunter und gedachte, meine Irrfahrten und erlebten Kümmernisse mit einer konvenablen Heirat abzuschließen, als plötzlich eine harte Stimme erscholl, die rief: „Ist denn niemand da, den Landverderber aus der Luft herabzuholen?“

„Ich bin schon da!“ antwortete der dicke Wilhelm Tell, der in einer Lindenkrone verborgen saß, die Armbrust auf mich anlegte und mich mit seinem Pfeile herunterschoß. Ein neuer Ikarus, stürzte ich samt dem Goldfuchs prasselnd aufs

Kirchendach und rutschte von dort jämmerlich auf die Straße hinab, woran ich erwachte und mich erschüttert fand, wie wenn ich wirklich gefallen wäre. Der Kopf schmerzte mich fieberhaft, während ich das Geträumte zusammenlas. Diese verkehrte Welt, in welcher das im Wachen müßige Gehirn bei nachtschlafender Zeit auf eigene Faust zusammenhängende Märchen und buchgerechte Allegorien nach irgendwo gelesenen Mustern, mit Schulwörtern und satirischen Beziehungen ausheckte und fortspann, begann mich zu ängstigen, wie der Vorbote einer schweren Krankheit; ja, es beschlich mich sogar wie ein Gespenst die Furcht, auf diese Art könnten meine dienstbaren Organe mich, das heißt meinen Verstand, zuletzt ganz vor die Türe setzen und eine tolle Dienstbotenwirtschaft führen.

Als ich der Sache weiter nachdachte, empfand ich die Gefahr, die darin liegt, sich gegen Natur und Gewohnheit mit dem völlig Geistlosen beschäftigen und nähren zu wollen, und doch wußte ich nicht, wie aus dem Banne hinauszukommen wäre. Darüber schlief ich wieder ein, und das Träumen ging neuerdings an; doch verlor sich das unheimliche Allegorienwesen, und das Gesetzlose regierte fort.

Ich trieb jetzt das halbzerbrochene und schwer mit Säcken beladene Pferd eine bergige Straße hinauf nach dem Hause der Mutter; es dauerte eine qualvolle Ewigkeit, bis ich endlich anlangte. Da fiel das Tier zusammen und verwandelte sich in die schönsten und reichsten Gegenstände und Merkwürdigkeiten aller Art, von welchen sich auch die Säcke entleerten, Dinge, wie man sie von großen Reisen als Geschenke mitzubringen pflegt. Ich stand aber peinlich verlegen bei dem aufgetürmten Haufen von Kostbarkeiten, der sich offen auf der Straße ausbreitete, und ich suchte vergeblich den Drücker der Haustüre und den Glockenzug. Ratlos und ängstlich die Reichtümer hütend, sah ich an dem Hause empor und bemerkte erst jetzt, wie seltsam es sich darstellte. Es war gleich einem alten edeln Schrank- und Täferwerke ganz von dunkelm Nußbaumholz gebaut mit unzähligen Gesimsen,

Kassettierungen, Füllungen und Galerien, alles auf das feinste gearbeitet und spiegelhell poliert. Es war eigentlich das nach außen gekehrte Innere eines Hauses. Auf den Gesimsen und Galerien standen altertümliche silberne Kannen und Becher, Porzellangefäße und kleine Marmorbilder aufgereiht. Fensterscheiben von Kristallglas funkelten mit geheimnisvollem Glanz vor einem dunkeln Hintergrunde zwischen gemaserten Zimmer- oder Schranktüren, in denen blanke Stahlschlüssel steckten. Über dieser seltsamen Fassade wölbte sich der Himmel dunkelblau, und eine halbnächtliche Sonne spiegelte sich in der dunkeln Pracht des Nußbaumholzes, im Silber der Krüge und in den Fensterscheiben.

Endlich sah ich auch, daß reich geschnitzte Treppen zu den Galerien hinaufführten, und bestieg dieselben, Einlaß suchend. Wenn ich aber eine Tür öffnete, so sah ich nichts als ein Gelaß vor mir, welches mit Vorräten der verschiedensten Art angefüllt war. Hier tat sich eine Bücherei auf, deren Lederbände von Vergoldung strotzten; dort war Geräte und Geschirr übereinandergeschichtet, was man nur wünschen mochte zur Annehmlichkeit des Lebens; dort wieder türmte sich ein Gebirge feiner Leinwand oder ein duftender Schrank öffnete sich mit hundert Kästchen voll Spezereien. Ich machte eine Türe nach der andern wieder zu, wohlzufrieden mit dem Gesehenen und nur ängstlich, weil ich nirgends die Mutter fand, um mich in dem trefflichen Heimwesen sofort einrichten zu können. Suchend drückte ich mich an eines der Fenster und hielt die Hand an die Schläfe, um die Spiegelung der Kristallscheibe aufzuheben; da sah ich, statt in ein Gemach hinein, in einen reizenden Garten hinaus, der im Sonnenlichte lag, und dort glaubte ich zu sehen, wie die Mutter im Glanze der Jugend und Schönheit, angetan mit seidenen Gewändern, zwischen Blumenbeeten wandelte. Ich wollte das Fenster aufmachen, ihr zurufen, fand aber durchaus keinen Riegel oder Knopf, denn ich war ja außerhalb des Hauses, obschon ich aus dem Innern nach einem Garten hinausschaute. Am Ende stand ich nur an einer reich ge-

täferten Wand auf einem schmalen Gesimse, das meinen Füßen kaum genügenden Raum bot. Als ich mich hinausbog, um zu sehen, wie ich von der gefährlichen Stelle hinuntersteigen könne, sah ich auf der Gasse einen verkniffenen Knirps von Knaben mit grauen verwelkten Haaren, der mit einem Stecken meine Herrlichkeiten auseinanderstörte.

Sogleich erkannte ich den Jugendfeind, jenen vom Turme gestürzten Knaben Meierlein, und kletterte eilig hinunter, ihn zu verjagen. Der aber fing wütend an zu schelten und als Kindswucherer und Gläubiger aufs neue, nach so viel Jahren, seine Forderung geltend zu machen, indem er die Hand an den vom Sturze zerschlagenen Kopf drückte. Er wolle mich jetzt endlich auspfänden, rief er mit giftigen Worten, daß er zu seiner verschriebenen Sache komme; seine Rechnung sei pünktlich in Ordnung.

„Du lügst, du kleiner Schuft," schrie ich ihm zu, „mach, daß du fortkommst!" Da erhob er seinen Stock gegen mich, wir gerieten einander in die Haare und rauften uns unbarmherzig. Der wütende Gegner riß mir alle die schönen Kleider, die ich trug, in Fetzen, und erst als ich ihn keuchend und verzweifelnd am Halse würgte, entschwand er mir unter den Händen und ließ mich in der schattigen kalten Straße stehen. Ermattet sah ich mich mit bloßen Füßen dastehen. Das Haus war aber das wirkliche alte Haus, jedoch halb verfallen, mit zerbröckelndem Mauerkalk, erblindeten Fenstern, in denen leere oder verdorrte Blumenscherben standen, und mit Fensterläden, die im Winde klapperten und nur noch an einer Angel hingen.

Von meiner trefflichen Traumeshabe war nichts mehr zu sehen als einige zertretene Reste auf dem Pflaster, welche von nichts Besonderem herzurühren schienen, und in der Hand hielt ich nichts als den meinem bösen Feinde abgerungenen Stecken.

Ich trat entsetzt auf die andere Seite der Straße und blickte kummervoll nach den öden Fenstern empor, wo ich

deutlich meine Mutter, alt und grau und bleich, hinter der dunkeln Scheibe sitzen sah, wie sie in tiefem Sinnen ihren Faden spann.

Ich streckte die Arme nach dem Fenster empor; als sich die Mutter aber leis bewegte, verbarg ich mich hinter einem Mauervorsprung und suchte bang aus der stillen, dämmerigen Stadt zu entkommen, ohne gesehen zu werden. Ich drückte mich längs den Häusern hin und wanderte alsbald an meinem schlechten Stabe auf einer unabsehbaren Landstraße dahin zurück, woher ich gekommen war. Ich wanderte und wanderte rastlos und mühselig, ohne mich umzusehen. In der Ferne sah ich auf einer ebenso langen Straße, die sich mit der meinigen kreuzte, meinen Vater vorüberwandern mit seinem schweren Felleisen auf dem Rücken.

Als ich erwachte, fiel mir ein Stein vom Herzen, so traurig war mir dieser letzte Teil der geträumten Abenteuer.

So ging es nächtelang fort, obgleich zuweilen auch etwas mäßiger, so daß der erträumte Zustand an eine Art ruhiger Zufriedenheit grenzte. Einmal träumte mir, daß ich an dem Rande des Vaterlandes auf einem Berge säße, der von Wolkenschatten verdunkelt war, während das Land in hellem Scheine vor mir ausgebreitet lag. Auf den weißen Straßen, den grünen Fluren wallten und zogen Scharen von Volk und Leuten und sammelten sich zu heiteren Festen, zu verschiedenen Handlungen und Lebensübungen, was alles ich aufmerksam beobachtete. Wenn aber solche Scharen oder Aufzüge nah an mir vorübergingen und ich von den Leuten erkannt wurde, schalten sie mich im Vorbeigehen, wie ich, teilnahmlos in Trauer verharrend, nicht sehe, was um mich her geschehe, und sie forderten mich auf, ihnen zu folgen. Ich verteidigte mich aber freundlich und rief ihnen zu, ich sähe alles genau, was sie bewege, und nehme teil daran. Nur sollten sie sich jetzt nicht um mich kümmern, so sei mir wohler.

Diese Vorstellung hatten meine emsigen Traumgeister offenbar folgenden Versen eines Unbekannten entwendet, die

ich am Abend vorher in einigen zerrissenen Druckblättern gelesen:

Klagt mich nicht an, daß ich vor Leid
Mein eigen Bild nur könne sehen!
Ich seh' durch meines Leides Flor
Wohl euere Gestalten gehen.

Und durch den starken Wellenschlag
Der See, die gegen mich verschworen,
Geht mir von euerem Gesang,
Wenn auch gedämpft, kein Ton verloren.

Und wie die müde Danaide wohl,
Das Sieb gesenkt, neugierig um sich blicket,
So schau' ich euch verwundert nach,
Besorgt, wie ihr euch fügt und schicket!

Achtes Kapitel

Der wandernde Schädel

So ging es in den Nächten zu. Wie ich die Tage damals verbracht, weiß ich mir kaum mehr vorzustellen; es war die verwunderlichste Übung der Geduld mit dem Schicksal, das will sagen mit sich selbst. Und wie ich vorahnend gedacht, löste sich der Ausgang auf diese Weise am leichtesten von den Dingen. Es dauerte nicht viele Tage, so zeigte es sich, daß mein verwitweter Hauswirt ohne seine Frau nicht bestehen konnte und sich genötigt sah, die Haushaltung aufzulösen, die Kinder einstweilen den Eltern der Verstorbenen zuzuschicken und die Wohnung zu räumen. Schon waren die Kleinen fort, als der Mann mir mürrisch und gleichgültig anzeigte, ich habe eine andere Unterkunft zu suchen, da er selbst am nächsten Tage ausziehe.

Ich hatte nun alle die Jahre her in dem Hause gewohnt, und da ein übles Geschick meine fahrende kleine Habe auseinandergeblasen, so beschloß ich auf der Stelle, nach der

Heimat zu gehen, statt einen bettelhaften Einzug in eine neue Wohnung zu halten. Ich änderte auch den Entschluß nicht, als mir nach Abtrag dessen, was ich dem Manne und andern noch etwa schuldig war, von dem bei Herrn Josef Schmalhöfer erworbenen Reichtum nicht so viel übrig blieb, womit ich hätte fahren können. Es reichte vielmehr zur Not für eine Fußwanderung hin, wenn ich das Geld genau einteilte, Tag und Nacht im Freien blieb und nur wenig Nahrung genoß.

Um nun aber in den abgetragenen Kleidern nicht völlig einem Landfahrer ähnlich zu sehen, griff ich zum letzten Hilfsmittel, nämlich zu den Bildchen, die ich bei dem jüdischen Kunstschneider hängen hatte. Ohne Zeit zu verlieren, ging ich zu ihm, nahm auch jenes etwas größere auf der Ausstellung verunglückte Stück mit und frug ihn, ob er mich für die drei Malereien neu und gut kleiden, und was er noch an barem Gelde herauszahlen wolle.

Zu letzterem war er natürlich nicht zu bewegen; dafür fiel der Anzug leidlich gut aus, den zu liefern er nach seiner Geschäftsmaxime gleich bereit war; er ließ sich sogar zur Leistung eines festen stattlichen Hutes herbei, dessen Rand den Hals gegen den Regen zu schützen versprach. Ich fand mich bei alledem wohl bedient und beraten und schied zufrieden von dem Nothelfer, nachdem ich in einer Hinterstube die Kleider gewechselt und ihm den abgelegten Habit als Zeichen meiner Erkenntlichkeit für menschenfreundliche Behandlung überlassen.

Auf dem Rückwege schwankte ich, ob ich nicht den alten Schmalhöfer noch aufsuchen und von ihm Abschied nehmen solle. Ich besorgte jedoch, er könnte mich von neuem zu einem nichts entscheidenden und geisttötenden Arbeitsgewinne verlocken; also vermied ich sein Haus, holte bei der Behörde noch meine Ausweispapiere und eilte, da der Abend nahte, nach Hause; denn ich wollte mit angebrochener Nacht unverweilt die Wanderschaft antreten.

Das war auch geraten, da der Wirt bereits den sämtlichen

Hausrat fortgebracht und auch mein Bett weggeräumt hatte, unbekümmert, wo ich diese letzte Nacht noch schlafen möge. Ich fand ihn, wie er ganz allein in der stillen Wohnung stand, die von unsern Tritten und Worten einen ungewohnten Widerhall hören ließ, weil sie gänzlich leer war. Nur etwas Kleider und kleines Geräte lagen noch beieinander, was er nicht zusammenzupacken wußte, da es ihm an einer Kiste fehlte. Ich sagte ihm, er könne sich meines großen Koffers bedienen, den ich zunächst nicht brauche. Das nahm er ohne Dank an, wofür ich ihm auch einen Streich spielte. Denn als ich nun in meine zwei Zimmer ging, in eine Reisetasche ein Restchen Wäsche und meine schön gebundene Jugendgeschichte gesteckt hatte und mich umsah, was etwa noch zu tun wäre, entdeckte ich zu meinem Schrecken noch den Schädel des Albertus Zwiehan, der allein unversorgt zurückblieb.

Erschüttert nahm ich das unselige Sphäroid, das nicht zur Ruhe kommen konnte, in die Hand, und fühlte Gewissensbisse. „Armer Zwiehan!" dachte ich, „du bist einst von Ostindien nach der Schweiz gereist, von da nach Grönland und wieder zurück, dann hierher, und nun mag Gott wissen, was aus dir wird, den ich so leichtfertig vom Friedhofe genommen habe!"

Aber das half nun nichts; ich hob den Deckel meines leeren Koffers und legte den alten Schädel hinein, die weitere Fürsorge dem auf dem Sprunge stehenden Hauswirt überlassend, der sich in seinem Unstern so wenig liebenswürdig gegen mich benahm, obgleich ich seit länger als fünf Jahren an den Unterhalt seiner Familie so manchen guten Taler beigetragen.

Dann trat ich mit umgehängter Tasche aus meiner besonderen Trauerwohnung in die allgemeine hinaus, gab dem Manne rasch die Hand und stieg die Treppe hinunter. Kaum war ich aber auf dem Flur angelangt, so rief der Unhold von oben her meinen Namen und schrie: „Da, nehmen's den auch mit, der gehört Ihnen!" Gleichzeitig kollerte und

polterte der Totenkopf die lange hölzerne Treppe herunter und schlug mir gar unsanft an die Fersen.

Ich hob ihn auf; in der vorgerückten Dämmerung ließ er erbärmlich den Unterkiefer fallen, der in Drähten hing, und schien so zu bitten, ihn nicht zurückzulassen.

„So komm mit," sagte ich, „wir wollen wieder zusammen heimgehen! Es war eine merkwürdige Reise!"

Ich zwängte den Schädel mit Mühe in die Wandertasche, wodurch diese ein unförmliches Aussehen gewann, wie wenn ein Kommißbrot oder ein Kohlkopf darin steckte.

Nun hatte ich noch ein einziges Geschäft zu verrichten, das mir nicht leicht fiel. Seit dem sonderbaren und unverhofften Liebesabenteuer mit Hulda war ein Sonnabend von mir unbenutzt verstrichen und jetzt eben der zweite da. Durch die Nachrichten des hochzeitreisenden Landsmannes, sowie durch die erfahrenen Traumgesichte waren mir Mut und Lust zur Verwirklichung der tannhäuserlichen Glückspläne vergangen; und doch drängte mich jetzt ein Gefühl warmer Dankbarkeit, selbst von zärtlicher Zuneigung und Erinnerung, nicht ohne ein Wort des Abschiedes, der Verständigung davonzugehen. Ich hoffte, das süße und ehrenwerte Geschöpf mit dem Geständnisse, daß ich kein Handwerksgeselle, sondern ein verarmter Künstler sei, der nicht wisse, was noch aus ihm werden solle, und vorerst das Land verlassen müsse, unschwer von seinen Gedanken abzubringen, über den abermaligen Verlust eines Liebhabers zu trösten und so im Frieden zu scheiden. Mit Tasche und Stab schon auf der Wanderschaft, schlug ich die Richtung nach der Straße ein, wo sie wohnte. Da es noch etwas zu früh war, trat ich in ein Gasthaus, um ein letztes Abendbrot in dieser Stadt zu mir zu nehmen. Dann fand ich bald im Laternenlichte das Haus und setzte mich im Schatten einer gegenüberstehenden Brunnensäule auf ein kleines Bänklein. Nun kam die anmutige Gestalt geschritten, im Werkeltagsgewande, aber nicht allein; ein schlanker junger Mensch begleitete sie, dem Anscheine nach ein Studierender oder Künstler, der eindringlich zu ihr

redete. In der Nähe der Haustüre ging sie etwas langsamer, und ich vernahm, da sie jetzt zu sprechen anfing, die mir bekannte liebliche und offenherzige Stimme, die nur etwas trauriger oder weicher klang als an jenem Abend.

„Die Lieb' ist eine ernstliche Sache," sagte sie, „selbst im Scherze! Aber es gibt wenig Treu und Ehrlichkeit in der Welt. Nun, wir wollen die Bekanntschaft probieren, wenn Sie mich morgen auf den Tanz führen mögen; es wundert mein Herz, wie es ist, wenn es mit einem Herrn geht!"

Der neue Sponsierer antwortete mit leiser Flüsterstimme etwas, was ich nicht verstand; ich hörte einen leisen Kuß, ein „Gute Nacht!", worauf das Mädchen hinter der Haustüre verschwand und dieselbe zuschlug, der junge Mann aber raschen Schrittes seiner Wege ging.

Das ist auch eine Freisprechung! dachte ich und erhob mich mit erleichtertem Gewissen, jedoch mit einer sehr krausen Empfindung. Ohne mich indessen weiter umzusehen oder eine Minute länger in der Stadt aufzuhalten, eilte ich dem Tore zu und wanderte wenige Zeit später auf der nächtlichen Heerstraße in der Richtung meines Heimatlandes fort.

Zufrieden mit der klaren und fertigen Form, welche mein Geschick nun angenommen hatte, setzte ich ohne Hast und ohne Aufenthalt Fuß für Fuß, als einziges Ziel im Auge, unter das Dach der Mutter zu treten, gleichviel ob arm oder reich. Stundenlang ging es so weiter; ich beachtete nicht, daß ich auf einem Kreuzungspunkte war und von der Hauptstraße auf eine unmerklich schmälere Seitenstraße geriet, daß sich eine solche Abzweigung nochmals wiederholte, bis ich mich auf einem ländlichen Fahrweg befand. Da ich aber nach dem Stande der Gestirne ungefähr nach der richtigen Himmelsgegend zog, so kam es mir nicht so sehr darauf an, ich rechnete eine etwelche Abirrung zu den nötigen Erlebnissen eines Landfahrers. Ich ging durch Gehölze, über Feld- und Wiesenfluren, an Dörfern vorbei, deren schwache Umrisse oder verlorene Lichter weit vom Wege lagen. Die tiefste Einsamkeit waltete auf Erden, als es Mitternacht

wurde und ich über weite Feldgemarkungen ging; um so belebter waren die mit den langsam rückenden Sternbildern durchwirkten Lüfte, denn die unsichtbaren Schwärme der Zugvögel rauschten und lärmten in der Höhe. Noch nie hatte ich diesen herbstlichen Nachtverkehr des Himmels so deutlich wahrgenommen.

Ich kam in einen großen Forst, und die Dunkelheit wurde vollkommen. Still huschte der Kauz an meinem Gesichte vorüber, und aus der Tiefe schrie der Uhu. Als ich aber durchfröstelt und ermüdet war, stieß ich in einer Waldlichtung auf einen rauchenden Kohlenmeiler, dessen Hüter in seiner Erdhütte lag und schlief. Ich setzte mich still an den heißen Meiler, wärmte mich und schlief ein, bis ein Flug hellschreiender Wanderfalken, deren silberblaue Flügel und weiße Brüste im ersten Frührot blitzten, über den Wald flog und mich weckte. Wie ich mich ermunterte, begann der Köhler aus der Hütte zu kriechen, die Füße voran; vor ihm stehend wie ein eben angekommener Wandersmann, wünschte ich ihm einen guten Morgen und fragte nach der Gegend und der rechten Straße. Er wußte nicht viel zu sagen, als daß ich mehr westwärts zu gehen habe.

Der Wald nahm ein Ende, und ich trat in eine weite deutsche Herbstmorgenlandschaft hinaus. Waldige und dunkle Gebirgszüge streckten sich am Horizont; durch das Land wand sich ein rötlicher Fluß, weil der halbe Himmel im Morgenrot flammte und die purpurn angeglühten Wolkenschichten über Feldern, Höhen, Dörfern und einer betürmten Stadt hingen. Die Nebel rauchten an den Waldhängen und zu Füßen der schwarzblauen Berge. Schlösser, Stadttore und Kirchtürme glänzten rot; dazu entrollte sich ein hallender Jagdlärm in den Wäldern, Hörner tönten, Hunde musizierten fern und nah, und ein schöner Hirsch sprang an mir vorüber, als ich eben den Forst verließ.

Das Morgenrot verkündete freilich ein nasses Abendbrot und gab mir keine gute Aussicht. Wenn ich meinen Wanderplan innehalten wollte, so durfte ich nicht daran denken, ein

Nachtlager zu suchen, weil das mich für einen Tag der Nahrung berauben konnte. Ich dachte daher mit einigem Schrekken an die kommenden Fluten, und daß ich durchnäßt die zweite Nacht hindurch wandern müsse. Die Nässe und der Schmutz besiegeln jeglichen schlechten Humor des Schicksals und nehmen dem Verlassenen noch den letzten Trost, sich etwa auf die mütterliche Erde zu werfen, wo es niemand sieht. Überall kältet ihm die unerbittliche Feuchte entgegen, und er ist genötigt, aufrecht zu bleiben.

In wenigen Stunden verhüllte auch ein graues Nebeltuch alles Licht, und das Tuch begann sich langsam in nasse Fäden zu entfasern, bis ein gleichmäßiger starker Regen weit und breit herniederfuhr, der den ganzen Tag anhielt. Nur manchmal wechselte das naßkalte Einerlei mit noch kräftigeren Regengüssen, die vom Winde gepeitscht einen bewegteren Rhythmus in das Wasserleben brachten, das Land und Wege überschwemmte. Ich schritt unverdrossen durch die Fluten, froh, daß ich meinen neuen Anzug von tüchtigem Stoffe gewählt, der etwas aushielt. Erst zur Mittagszeit, dann aber pünktlich, kehrte ich in einem Dorfe ein und aß eine warme Suppe mit etwas Fleisch und Gemüse, nebst einem großen Stück Brot. Auch ruhte ich eine Stunde und ging darauf wieder in den Regen hinaus. Denn wenn ich in acht Tagen, welche ich mindestens brauchte, nach Hause gelangen wollte, so mußte ich mich genau in jeder Hinsicht an die vorgesteckte Ordnung halten und durfte dabei nicht einmal erschöpft oder gar krank werden. Nur so blieb ich bis zuletzt Meister meiner selbst und hatte niemanden zu fürchten.

Nach einigen Stunden ging ich abermals auf einem Waldwege, immer bestrebt, die große Hauptstraße zu erreichen, mit deren Längsachse meine Richtung allmählich wieder zusammenfallen mußte. Als ich abseits vom Wege eine große Buche sah, deren gelbes Laub noch genügend dicht saß, ging ich hin und fand auf einer ihrer aus dem Boden ragenden Wurzeln eine ziemlich geschützte Ruhestelle und ließ mich

nieder. Da kam ein altes Mütterchen dahergetrippelt, welches mit der einen Hand ein elendes Bündelchen kurzen Reisigs auf dem grauen Kopfe trug, dessen Haare so rauh und zerzaust waren wie das Gestrüppe darauf; mit der andern Hand schleppte sie mühselig ein abgebrochenes kleines Birkenbäumchen hinter sich her. Mit zitternden Schrittchen zerrte sie emsig und keuchend, viele ängstliche Seufzer ausstoßend, den widerspenstigen Busch über alle Hindernisse weg, gleich der Ameise, die einen zu schweren Halm nach dem Bau schafft. Ich sah dem armen Weibe voll Mitleid zu und mußte mir gestehen, daß es dieser Kreatur wohl noch schlimmer ging als mir, und sie doch nicht rastete, sich zu wehren. Und doch war ich wiederum elend genug daran, da ich ihr nicht einmal irgend etwas helfen oder geben konnte. Wie ich über diese Ohnmacht beschämt hinstarrte, kam soeben ein Waldhüter des Weges, wohl so alt wie das Weib, aber mit rotem Gesicht, großem Schnurrbart, kleinen Ringen in den Ohren und töricht rollenden Augen. Der machte sich sogleich über die Frau her, welche den Busch erschrocken fahren ließ, und schrie:

„Hast wieder Holz gestohlen, du Strolchin?“

Bei allen Heiligen beteuerte die Alte, daß sie das Birkenbäumchen also geknickt auf dem Wege gefunden habe. Er rief aber:

„Lügen tust du auch noch? Wart', ich will dir's austreiben!“

Und der alte Mann nahm die alte Graue beim vertrockneten Ohr, das unter einem verschobenen Kattunkäppchen hervorguckte, zerrte sie daran und wollte sie dergestalt mit sich fortschleppen, daß es unnatürlich anzusehen war. Durch einen plötzlichen Einfall erleuchtet, holte ich meinen Totenkopf aus der Reisetasche, stülpte ihn auf den Stock und streckte ihn durch das Laubwerk des Unterholzes, hinter welchem ich selbst verborgen war. Zugleich rief ich mit zorniger Stimme: „Laß das Weib gehen, du schlechter Kerl!“ und

schüttelte den Schädel ein wenig, daß die Zähne zusammenklappten und das Laub raschelte, aus welchem er hinausguckte. Es mußte für die Leutchen draußen aussehen, wie wenn der Tod in dem Busch wäre.

Der Waldhüter blickte nach dem Orte hin, woher die Stimme erscholl, erstarrte förmlich, wurde fahl wie schlecht gebackenes Brot und ließ das Ohr des Mütterchens fahren. Ich zog das Gespenst sachte zurück; der Waldhüter starrte bewegungslos her; als ich es aber weiter oben aus dem Gebüsche tauchen ließ, irrten seine rundlichen Augen ihm dorthin nach, worauf er, so schnell ihn die schlotternden Beine tragen wollten, sich davonmachte, ohne einen Laut von sich zu geben. Erst in bedeutender Entfernung, wo der Weg sich abbog, blieb er einen Augenblick stehen und schaute behutsam zurück. Da ließ ich den Schädel etwas wackeln, und sogleich verschwand der Flüchtling um die Ecke und war nicht mehr zu sehen. Er hatte freilich durchaus keinen Grund anzunehmen, daß bei diesem Wetter und zugunsten des armen Weibchens ein bloßer Hokuspokus im tiefen Walde aufgeführt werde, und überdies zeigten die Ohrringe genugsam an, daß er ein abergläubischer Mensch war. Das alte Mütterchen, das in seinem Schrecken nichts als die Flucht des Peinigers gesehen, wußte nicht, wie ihm geschah, ließ alles liegen und machte sich ebenfalls aus dem Staube; mit den zitternden Händen ruderte sie eifrig in der Luft und redete vor sich hin.

Meinesteils packte ich das alte gelbliche Kopfgeräte wieder ein, das so gute Dienste geleistet. Ich war von dem Scherze ordentlich erwärmt worden und ruhte noch ein Weilchen aus, wie ein Sieger auf dem Kampfplatz, mit dem erquicklichen Gefühle, daß selten einer so übel daran sei, der nicht durch irgendeine kleine Wendung über die Dinge gestellt werden könne. Ich betrachtete in Gedanken den aus dem Felde geschlagenen Unhold und bemühte mich, die Grundlage seines bestialischen Wesens aufzufinden. Ich sah die rund glänzenden Augen, die hochroten Gesichtspolster, den grauen, treff-

lich gepflegten Schnurrbart, die blanken Knöpfe seines Dienstrockes, und glaubte zu fühlen, daß das Fundament all des anmaßlich brutalen Gebausches eine grenzenlose Eitelkeit sei, die sich, als einem dumm rohen Menschen innewohnend, nicht anders als in solcher Weise zu äußern wußte.

Dieser Kerl, dachte ich, welcher vielleicht der sorglichste Vater und Gatte ist und ein guter Gesell unter seinesgleichen, insofern er nur nicht im Prahlen und Ausbreiten seiner Art behindert wird, dieser Kerl gefiel sich ausnehmend wohl und hielt sich nach Maßgabe seiner Dummheit für einen Helden, als er das schwache Weib am Ohr zerrte. Nicht daß er etwa in der Kirche oder im Beichtstuhle nicht zuweilen einsähe, daß er fehlbar sei; der Rausch der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit ist es, der ihn alle Augenblicke fortreißt und seinem Götzen frönen läßt. Um so genauer sieht er das Laster an seinem Vorgesetzten, dieser an dem seinigen, und so stufenweise fort, indem einer es am andern gar wohl bemerkt, aber nie unterläßt, der eigenen Unart voll Wut den Zügel schießen zu lassen, um nicht zu kurz zu kommen und sich herrlich darzustellen. Alle die tausend voneinander Abhängigen, die sich gegenseitig so erziehen, streichen ihre grauen Schnurrbärte und lassen die Augen rollen, nicht aus Bosheit, sondern aus kindischer Eitelkeit. Sie sind eitel im Befehlen und im Gehorchen, eitel im Stolz und in der Demut; sie lügen aus Eitelkeit und sagen die Wahrheit nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie ihnen für diesmal gut ansteht. Neid, Habsucht, Hartherzigkeit, Verleumdungssucht, Trägheit, alle diese Laster lassen sich bändigen oder einschläfern; nur die Eitelkeit ist immer wach und verstrickt den Menschen unaufhörlich in tausend lügenhafte oder wenigstens unnötige Dinge, Brutalitäten und kleinere oder größere Gefahren, die alle zuletzt ein ganz anderes Wesen aus ihm machen, als er eigentlich zu sein wünscht. Das ist dann die Folge, eine krankhafte Abirrung von seinem Selbst, statt der angestrebten Befestigung desselben.

Das ist aber nur die gröbere Hälfte, die Schar der Ar-

men im Geiste. Die feinere Hälfte, die Schar der Begabten und Gebildeten irrt nicht von sich ab, die hat einen Zaubersegen, der heißt: Wir wissen es und wollen es sein, nämlich eitel! „Die unschuldige Eitelkeit, sie ist die gutartige Verzierung des Daseins! Das goldene Hausmittelchen der Menschlichkeit und das Gegengift für die grobe, bösartige Eitelkeit! Die schöne Eitelkeit, als die zierliche Vervollkommnung und Ausrundung des eigenen Wesens, bringt alle Keimlein zum Blühen, die uns brauchbar und annehmlich machen für die Welt; sie ist zugleich der feinste Richter und Regulator ihrer selbst und treibt uns an, das Gute und Wahre, das sonst verborgen bliebe, in edler Gestalt an den Tag zu bringen. Selbst Christus war ein bißchen eitel, denn er hielt Haar und Bart gelockt und ließ sich die Füße salben!"

So klingt dieses schöne Lied, und diese Eitelkeit ist erst der wahre Moloch, dessen gelindes Feuer Menschen und Kieselsteine frißt. Er bleibt stets er selbst, der Moloch, und fürchtet sich nicht und lächelt sein ehernes Lächeln, während sein heißhungriger Bauch glüht. An ihm versengen sich Freundschaft, Liebe, Freiheit und Vaterland und alle guten Dinge, und wenn er nichts mehr zu fressen hat, wird er ein kalter Ofen voll Asche.

Während dieser eifrigen Predigt, die ich mir selber hielt, war ich weitergewandert, und da mir das Gedankenspinnen die kühle Zeit vertrieb, so setzte ich es fort. Ich prüfte nun mich selber und meine Manieren und untersuchte für den Fall, daß ich von dem Laster mäßig frei sein sollte oder je würde, die Stellung, in welcher man sich der eiteln Welt gegenüber befindet. Gewiß ist, dachte ich, daß die Eiteln die Sklaven der Freien sind, um deren Beifall sie buhlen; aber Sklaven empören sich und werden grausam wie die Neger von St. Domingo. In beiden Fällen gilt es, durch sie hindurchzugehen und mit ihnen auszukommen, ohne Schaden an der Seele oder am Leibe zu nehmen. Aber warum soll man sich denn von ihnen unterscheiden, sich über sie

erheben? Um auf dieses Erhobensein selbst wieder eitel zu werden?

Hier befand ich mich in einer Sackgasse, und indem ich den Ausgang suchte, wurde die Grübelei von einem Windstoße unterbrochen, der einen Baum so gewaltig schüttelte, daß dieser seine aufgesammelten Wasser mir jählings auf Schultern und Rücken warf. Ich schüttelte mich ebenfalls und sah mich nach einer Zuflucht um, die aber nicht vorhanden und mir auch nicht gestattet war. Dennoch verlangte mich nach irgendeiner Erleichterung; zuletzt fand ich dieselbe in dem Zwiehansschädel, der mehr seiner unbequemlichen Form als seines Gewichtes wegen mich zu drücken begann. Allein im Begriff, ihn seitwärts in einem Dickicht sachte niederzulegen, überkam mich plötzlich der Wunsch und das Bedürfnis, in meiner Zwangslage etwas Freiwilliges zu tun und mich dadurch, wenn auch nur eines Daumens hoch, über dieselbe emporzuheben. Also packte ich den aszetischen Gegenstand wieder auf und setzte die mühselige Wanderschaft fort, die mich zum Überfluß noch auf allerlei verlorene und schwierige Pfade brachte.

Neuntes Kapitel

Das Grafenschloß

So ging es bis zur Abenddämmerung, wo die Ermüdung, Frost und jegliche Schwäche so überhandnahmen, daß ein moralischer Zusammenbruch nur durch die ärgerliche Betrachtung verhindert wurde: es könne ja keine Rede davon sein, etwa umzukommen oder unterzugehen, und das schlechte Abenteuer wäre also als bloße Vexation durchaus entbehrlich. Ich raffte mich nochmals zusammen und bekam wieder die Oberhand.

Endlich trat ich aus den Forsten heraus und sah ein breites Tal vor mir, in welchem ein großes Herrengut zu liegen

schien; denn schöne Parkbäume zeigten sich anstatt des Waldes und umgaben eine Dächergruppe, und weiterhin lag zwischen Feldern und Weidegründen eine weitläufige Dorfschaft zerstreut. Zunächst vor mir sah ich eine kleine Kirche stehen, deren Türen geöffnet waren.

Ich ging hinein, wo es schon ziemlich dunkel war und das ewige Licht wie ein trübrötlicher Stern vor dem Altare schwebte. Die Kirche war offenbar sehr alt, die Fenster zum Teil noch aus gemalten Scheiben bestehend und Wand und Boden mit Grabsteinen und Mälern bedeckt.

„Hier will ich die Nacht zubringen," sagte ich zu mir selbst, „und mich im Schatten dieses Tempels ausruhen!"

Ich setzte mich in einen schrankartigen Beichtstuhl, in welchem ein dickes Kissen lag, und wollte eben das Vorhängelchen zuziehen, um augenblicklich einzuschlafen, als eine Hand das grüne Seidenfähnchen festhielt und der Küster, der mir in weichen Hausschuhen nachgegangen, vor mir stand und sagte:

„Wollt Ihr etwa hier übernachten, guter Freund? Ihr könnt nicht da bleiben!"

„Warum nicht?" sagte ich.

„Weil ich sogleich die Kirche schließen werde! Geht nur hinaus!" erwiderte der Küster.

„Ich kann nicht gehen," sagte ich, „laßt mich hier sitzen, nur einige Stunden, die Mutter Gottes wird es Euch nicht übelnehmen!"

„Geht jetzt sogleich!" rief er, „Ihr könnet durchaus nicht hier bleiben!"

Ich schlich also trübselig aus der Kirche, und der wachsame Seilzieher machte sich daran, die Türen zu verschließen. Ich stand jetzt auf dem Kirchhofe, welcher einem wohlgepflegten Garten glich; jedes Grab war für sich oder mit andern zusammen ein Blumenbeet, in freier Anordnung; besonders die Kindergräblein waren anmutig verteilt, bald als eine kleine Versammlung auf einer Raseninsel, bald einsam in einem lieblichen Schmollwinkel unter einem Baume,

bald zwischen Gräbern der Alten, gleich Kindern, die den Müttern an der Schürze hangen. Die Wege waren mit Kies bedeckt und sorgfältig gerechet und führten ohne Scheidemauer unter die dunkeln Bäume eines Lustwaldes, Ahorne, Ulmen und Eschen. Der Regen hatte nachgelassen; doch fielen noch zahlreiche Tropfen, indes im Westen ein Streifen feurigen Abendrotes lag und einen schwachen Schein auf die Leichensteine warf. Ich ließ mich unwillkürlich auf eine Gartenbank nieder, die mitten in den Gräbern stand.

Da kam ein schlankes weibliches Wesen aus dem tiefen Schatten der Bäume hervor, mit raschen Schritten, welches reiche dunkle Locken im Winde schüttelte und mit der einen Hand eine Mantille über der Brust zusammenhielt, während die andere einen leichten Regenschirm trug, der aber nicht aufgespannt war. Diese sehr anmutige Gestalt eilte gar wohlgemut zwischen den Gräbern herum und schien dieselben aufmerksam zu besichtigen, ob die Gewächse von Sturm und Regen nicht gelitten hätten. Hie und da kauerte sie nieder, warf den leichten Schirm auf den Kiesweg und band eine flatternde Spätrose frisch auf oder schnitt mit einem glänzenden Scherchen eine Aster oder dergleichen ab, worauf sie weitereilte. Erschöpft wie ich war, sah ich die schöne Erscheinung vor mir hinschweben und dachte nicht viel dabei, als der Küster wieder zum Vorschein kam.

„Hier könnt Ihr auch nicht bleiben, guter Freund!“ redete er mich abermals an; „dieser Gottesacker gehört gewissermaßen zu den herrschaftlichen Gärten, und kein Fremder darf sich da zur Nachtzeit herumtreiben.“

Ich antwortete gar nichts, sondern sah ratlos vor mich hin; denn ich konnte mich beinah nicht entschließen aufzustehen.

„Nun, hört Ihr nicht? Auf! Steht in Gottes Namen auf!“ rief er etwas lauter und rüttelte mich an der Schulter, wie man einen auf der Wirtsbank Eingeschlafenen aufmuntert.

In diesem Augenblicke kam die Dame in die Nähe und

hielt ihren sorglosen Gang an, um dem Handel zuzuschauen. Ihre Neugierde war von so kindlich anmutiger Gebärde und die Person so schönäugig, soviel in der Dämmerung zu sehen, von so unverhohlener natürlicher Freundlichkeit, daß ich für den Augenblick neu belebt mich erhob und mit dem Hut in der Hand vor ihr stand. Ich schlug jedoch verlegen die Augen nieder, als sie mich in meinem durchnäßten und beschmutzten Aufzuge aufmerksam betrachtete.

Inzwischen sagte sie zu dem Kirchendiener:

„Was gibt es hier mit diesem Manne?"

„Ei, gnädiges Fräulein!" antwortete der Küster, „Gott weiß, was das für ein Mensch mag sein! Er will durchaus hier einschlafen; das kann doch nicht geschehen, und wenn er ein armer Vagabund ist, so schläft er gewiß besser im Dorf in irgendeiner Scheuer!"

Die junge Dame sagte freundlich, zu mir gewendet: „Warum wollen Sie denn hier schlafen? Lieben Sie die Toten so sehr?"

„Ach, mein Fräulein," erwiderte ich aufblickend, „ich hielt sie für die eigentlichen Inhaber und Gastwirte der Erde, die keinen Müden abweisen; aber wie ich sehe, sind sie nicht viel vermögend und wird ihre Intention ausgelegt, wie es denen gefällt, die über ihren Köpfen einhergehen!"

„Das sollen Sie nicht sagen," versetzte lächelnd das Fräulein, „daß wir hierzulande schlimmer gesinnt seien als die Toten! Wenn Sie sich nur erst ein bißchen ausweisen wollen und sagen, wie es Ihnen geht, so werden Sie uns Lebendige hier schon als leidliche Leute finden!"

„Darf ich Ihnen zum Anfang meine Schriften vorweisen?"

„Die können falsch sein! Verfahren Sie lieber mündlich!"

„Nun, ich bin guter Leute Kind und eben im Begriff, so sehr ich kann zu laufen, woher ich gekommen bin! Leider geht es nicht unaufgehalten, wie es scheint!"

„Und woher kamen Sie denn?"

„Aus der Schweiz. Seit einigen Jahren lebte ich als Künstler in Ihrer Hauptstadt, um zu entdecken, daß ich keiner sei. So bin ich nun ohne bequeme Reisemittel auf dem Heimwege und glaubte, ohne jemandem lästig zu fallen, nur so durchlaufen zu können. Das hat der Regen verhindert; darum hoffte ich ungesehen die Nacht in dieser Kirche zuzubringen und in aller Frühe still weiterzuziehen. Wenn hier ganz in der Nähe ein Vordach oder ein offener Schuppen ist, denn weiter kann ich nicht mehr, so befehlen Sie großmütig, daß man mich dort ruhen läßt und tut, als ob ich gar nicht da wäre, und am Morgen werde ich dankbar wieder verschwunden sein!"

„Sie sollen ein besseres Quartier haben, kommen Sie jetzt mit mir, ich will es vorläufig über mich nehmen, bis mein Vater erscheint, der bald von seiner Jagdpartie zurückkehren wird."

Obschon ich vor kalter Nässe schlotterte, seit ich dastand, zögerte ich doch, ihr zu folgen. Als das Fräulein mich wartend ansah, bat ich um Entschuldigung, ich sei trotz meiner wunderlichen Lage kein Bettler, und ihr Anerbieten kreuze meinen Plan, ohne fremde Hilfe nach Hause zu gelangen.

„Sie sind aber ja ganz durchnäßt und frieren wie ein Pudel, mein stolzer Herr! Wenn Sie im Freien bleiben, so können Sie bis zum Morgen das schönste Fieber haben und sind dann erst recht verhindert, ohne Hilfe und Pflege weiterzukommen. Sie sollen sich vorderhand auch nur in einem Gartenhause aufhalten, wo ich den Tag zugebracht habe und ein warmes Feuer brennt. So sperren Sie sich denn nicht länger, damit wir Sie nach Ihrem Wunsche am sichersten und aufs bäldeste wieder loswerden! Und Ihr, Küster, folgt uns als dienstbare Begleitung zur Strafe dafür, daß Ihr diesen frommen Pilgrim so ungastlich behandelt habt!"

„Und was würde man mir sagen, gnädigstes Fräulein," brummte der Küster ganz unwirsch, „was würde man mit mir anfangen, wenn ich nachts die Kirche offen ließe oder einen Fremden darin einschlösse? Hat man noch nie von

nächtlichem Kirchenraub gehört? Wurden noch keine Leuchter, Kelche und Patenen gestohlen?"

Hier mußte ich lachen und sagte: „Haltet Ihr mich für einen Shakespeareschen Bardolph, der in Frankreich wegen der gestohlenen Monstranz gehenkt wurde?"

„Nachdem er schon in England einen Lautenkasten entwendet, zwölf Stunden weit getragen und für drei Kreuzer verkauft hatte?" fügte das vortreffliche Frauenzimmer bei, indem sie mit einem hellen Antwortlachen mich anblickte. Da versetzte ich meinerseits:

„Wenn Sie im Gebrauch gemeinschädlicher Zitate so schlagfertig sind, darf ich es doch wagen, Ihnen zu folgen; denn wir gehören ja einem öffentlichen Geheimorden an, der sein Dasein billig durch gegenseitiges Wohltun nützlich machen mag."

„Sehen Sie, so hat alles in der Welt seine gute Seite!" sagte sie und schritt vorwärts; ich ging mit, und der Küster folgte uns verblüfft und mißtrauisch durch den dunkeln Park. Bald leuchteten durch die Bäume die erhellten Fenster eines geräumigen Gartenhauses, das in einiger Entfernung vom Wohngebäude stehen mochte. Wir traten in einen kleinen Saal, der nur durch eine Glastüre vom Parke getrennt war; ein schönes Feuer brannte im Kamin, die Dame rückte einen Lehnstuhl von Rohrgeflecht herbei und forderte mich auf, nunmehr auszuruhen. Ohne Säumen setzte ich mich in den Stuhl, fand mich aber durch meine unförmige Reisetasche einigermaßen belästigt.

„So legen Sie doch die Tasche ab!" sagte die Herrschaftstochter, „oder tragen Sie wirklich einen gestohlenen Lautenkasten darin herum, weil Sie sich nicht davon trennen können?"

„Es ist so was!" meinte ich dagegen, entledigte mich aber des von dem Schädel geschwollenen Umhängsels, welches der Küster auf einen Wink des Fräuleins mir abnahm und in einen Winkel lehnte. Mit der Fußspitze befühlte er dabei fast unmerklich die rundliche Erhöhung, ob nicht wenigstens

eine geraubte Melone dahinter stecke, da er aus dem Lautenkasten nicht klug wurde.

Das Fräulein, das inzwischen sich zu schaffen gemacht, kam jetzt wieder, stellte sich vor mich hin und frug mitleidig: „Wie heißen Sie denn? Oder wollen Sie ganz inkognito reisen?"

„Heinrich Lee," sagte ich.

„Herr Lee, geht es Ihnen durchaus schlecht? Ich habe keinen rechten Begriff davon. Sie sind doch am Ende nicht so arm, daß Sie auch nichts zu essen haben?"

„Es hat nichts zu bedeuten, aber im Augenblicke ist es allerdings so; denn wenn ich mehr als einmal im Tag esse, so reicht meine Kriegskasse nicht aus, bis ich nach Hause komme."

„Aber warum tun Sie das? Wie kann man sich so der Not aussetzen?"

„Nun, mit Absicht habe ich es gerade nicht getan; da es aber einmal so ist, so nehme ich es sogar dankbar hin, insoweit der Zwang einen Dank verdient. Man lernt an allem etwas. Für Frauen sind dergleichen Übungen nicht notwendig, da sie immer nur tun, was sie nicht lassen können; für unsereinen sind so recht handgreifliche Exerzitien gut; denn was wir nicht sehen und fühlen, sind wir selten zu glauben geneigt oder halten es für unvernünftig und nicht der Beachtung wert!"

Sogleich holte sie mit Hilfe des Küsters einen kleinen Tisch herbei, auf welchem ein paar Teller mit einigem Essen standen.

„Hier ist zum Glück gerade mein Abendbrot. Nehmen Sie vorläufig etwas zu sich, bis Papa nach Haus kommt und für Sie sorgt. Geht schnell ins Haus hinüber, Küster, und laßt Euch von der Haushälterin eine Flasche Wein geben, hört Ihr? Trinken Sie lieber weißen oder Rotwein, Herr Lee?"

„Roten!" sagte ich unhöflich, weil ich jetzt wieder verlegen war, in diesem Zustande zwischen einem hilfsbedürf-

tigen und unbekannten Landfahrer und einem gut behandelten Angehörigen der Gesellschaft das rechte Wort zu treffen.

„So soll man Euch von unserm roten Tischwein geben!“ rief sie dem abgehenden Küster nach und zog dann an einer Klingelschnur, worauf ein ländlich gekleidetes Mädchen herbeigelaufen kam, welches von meinem Anblick überrascht stehen blieb und mich mit Erstaunen betrachtete. Es war die Tochter eines Gärtners, der unter dem gleichen Dache seine Wohnung hatte; wie sich mit der Zeit ergab, stellte sie die Dienerin und Vertraute des Fräuleins in einer Person vor und stand mit der Herrentochter auf Du und Du.

„Wo steckst du, Röschen?“ rief die letztere, „hurtig zünde Licht an, wir haben eine Heimsuchung und bleiben vorerst noch hier!“

Ich unterdessen hatte Gabel und Messer ergriffen, um einer Schnitte kalten Bratens zuzusprechen, war aber neuerdings verlegen. Das silberne Werkzeug war ein offenbar lange gebrauchtes Kinderbesteck; auf der kleinen Gabel war in gotischer Schrift der Name „Dorothea“ sauber eingegraben, und da das neu angekommene Röschen die Herrin soeben Dortchen nannte, hielt ich unzweifelhaft ihr eigenes Eßgeräte in der Hand. Ich legte dasselbe nieder; Röschen bemerkte gleichzeitig den Umstand und rief: „Was machst du denn, Dortchen? Du hast ja dem Manne dein eigenes Besteck gegeben!“

Leicht errötend sagte das sogenannte Fräulein Dortchen: „Wahrhaftig, so geht es, wenn man zerstreut ist! Entschuldigen Sie, daß ich Sie mit meinen Kinderwaffen versehen habe! Sollten Sie indessen nicht davor ekeln, so dürften Sie nur ruhig fortfahren, und ich selbst gewänne das Ansehen einer heiligen Elisabeth, welche die Armen aus ihrem eigenen Teller speist.“

Auf diesen artigen Scherz wußte ich nichts mehr einzuwenden. Doch wollte es mit dem Essen nicht recht gehen; ich empfand auf einmal keinen Appetit, vielmehr bedrückte

mich ein Gefühl, als ob ich am unrechten Orte wäre, und wünschte, draußen auf der Landstraße und in der Freiheit zu sein, wußte aber freilich, daß es nicht gut gehen würde. Es wurde mir etwas behaglicher zumute, als ich ein Glas Wein ausgetrunken, das mir Röschen eingeschenkt, mich mit kritischen Äuglein musternd. Dann lehnte ich mich zurück und sah dem Treiben der beiden Personen zu. Das Fräulein hatte sich inmitten des Saales an einen großen runden Tisch gesetzt, und die Gärtnerstochter stand neben ihr. Auf dem Tische befanden sich allerlei Gläser und Krügelchen mit Blumen und bunten Waldsachen, wie sie der Herbst zu bringen pflegt, rote und schwarze Beerenbüschel. Dazwischen lag merkwürdiges, purpurrotes oder goldgelbes Blattwerk, gefiedert und herzförmig, glänzend grüne Efeublätter von besonderer Schönheit, Schilf, alles bereit, zu einem Strauße vereinigt zu werden oder auch so zur Augenweide zu dienen. Die Blumen schienen von dem Kirchhofe zu kommen, wie ich denn sah, daß das Fräulein auch die heute gepflückten eben in ein Glas mit frischem Wasser stellte. Einige Sträußchen waren frisch, andere verwelkt oder halb verwelkt, was anzuzeigen schien, daß die Schöne eine liebevolle Freundin und Pflegerin der Toten sein müsse. Das erinnerte mich an die Sage von der heiligen Elisabeth, die als Kind mit ihren Genossen gern auf Gräbern gespielt und von den Toten gesprochen hatte, und da diese Dorothea selbst in jenen Legenden bewandert war, so verlieh dies alles ihrem Wesen den Goldglanz einer tieferen Gemütsart, während ihr freies und entschiedenes Benehmen die Voraussetzung einer kirchlichen Bigotterie nicht aufkommen ließ.

Ich blickte mit einer Art einschläfernden Wohlgefallens nach dem Tische hin, sah und hörte mit halboffenen Augen und Ohren noch eine Weile, was sie taten und sprachen, ohne darauf zu merken, bis ich wirklich einschlief. Auf einem Stuhle neben sich hatte das Fräulein eine umfangreiche Mappe stehen, aus welcher sie größere und kleinere Blätter nahm, die auf Bogen starken Papieres zu heften sie beschäf-

tigt war, daß die Blätter geschützt und mit einem breiten Rande versehen wurden. Das bewerkstelligte sie mit kleinen Papierstreifchen und etwas arabischem Gummi, und Röschen hielt ihr diese Dinge bereit.

„Nun müssen wir wieder Papier zuschneiden," sagte sie, als der Vorrat der Unterlagen soeben zu Ende ging. Sie schoben die hindernde Unordnung des Tisches eifrig zur Seite, um Raum zu gewinnen, legten neue Bogen auf und begannen mit ihren Arbeitsscheren darin zu wirtschaften, wie wenn sie Leinwand vor sich hätten und Handtücher zuschnitten. Da das Papier keine leitenden Fäden besaß, so schrumpfte es stellenweise auf der Klinge zusammen, oder die Scheren fuhren ins Krumme, und die Mädchen erlitten allerhand kleinen Verdruß, den sie sich scherzend vorwarfen.

„Ei, Kind," rief Dorothea, „du machst ja lauter gefranste Ränder, Papa wird unsere Arbeit gewiß kassieren, wenn er sie sieht, und sich endlich selbst dahinter machen!"

„Und du mit deinem Augenmaß! Sieh, wie schief die Landkarte dort sitzt! Da machen wir's besser, der Vater und ich, wenn wir die Gemüsebeete abteilen!"

„So schweig doch, ich weiß es ja schon! Es sind aber auch gar zu große Dinger darunter, man kann sie gar nicht ordentlich übersehen! Da haben wir im Institut vernünftigeres Format gehabt, wenn wir unsere Blumenbildchen malten; nun, der Papa bringt die Sachen nachher schon mit Lineal und Bleistift in die Richte. Die Hauptsache ist, daß wir kein Blatt zu klein schneiden; denn er will alle von der gleichen Größe haben. Er hat schon einen Kasten dafür machen lassen, worin sie liegen sollen wie in Abrahams Schoß; auch ein paar hölzerne Rahmen mit Gläsern hat er für sein Studierzimmer bestellt, um abwechselnd dies oder jenes Blatt darin aufzuhängen, das ihm besonders gefällt. Diese Rahmen werden auf der Rückseite mit bequemen Schiebern versehen sein."

„Was nur an diesen Sachen zu gucken ist? Zu was braucht man sie denn?"

„Ei, du Närrchen, zum Vergnügen! Man muß sie kennen oder verstehen, das ist das Vergnügen! Siehst du denn nicht, wie lustig dies aussieht, alle diese Bäume, wie das kribbelt und krabbelt von Zweigen und Blättern und wie die Sonne darauf spielt? Und alles das hat einer lernen müssen, um es hervorzubringen!"

Röschen legte die Arme auf den Tisch, neigte das Näschen gegen ein Blatt und sagte: „Wahrhaftig, ja, ich seh's! Wie meines Vaters grüne Sonntagsweste! Ist das hier ein See?"

„Warum nicht gar ein See, du Heuschreck! Das ist ja der blaue Himmel, der über den Bäumen steht! Seit wann sind denn die Bäume unten und das Wasser oben?"

„Geh doch, der Himmel ist ja rund und gewölbt, und das Blaue hier ist flach und viereckig, wie unser großer Teich, wo der Herr die jungen Linden drum hat pflanzen lassen. Gewiß hast du das Bild verkehrt aufgeklebt! Wend' es einmal um, dann ist das Wasser unten und die Bäume sind ordentlich oben!"

„Ja, auf dem Kopf stehend! Das ist ja nur ein Stück vom Himmel, du Kind! Guck' durchs Fenster, so siehst du auch nur ein solches Viereck, du Viereck!"

„Und du Fünfeck!" sagte Röschen und schlug der Herrin mit der flachen Hand sanft auf den Rücken.

Ich schlief über dem Mädchengezwitscher, das sich bis hieher ohne meine Teilnahme mir ins Gehör geschmeichelt, wirklich ein, erwachte aber einige Minuten später über einer ganz nah vor mir stattfindenden wohllautenden Ausrufung meines Namens. Die Gärtnerin hatte nämlich nach einem Weilchen, indem sie das aufgezogene Blatt weglegte, in einer Ecke desselben Namen und Jahreszahl zufällig bemerkt und gesagt: „Was steht denn hier geschrieben?"

„Was wird da stehen!" hatte Dorothea erwidert, „der Name des Künstlers, der die Studien gemacht hat; denn das nennt man Studien, Landschaftsstudien! Heinrich Lee heißt er, alles in dieser Mappe ist von ihm!" Dann hatte

sie sich plötzlich selbst unterbrochen, nach mir hergesehen und gerufen: „Wie kann man so gedankenlos sein! Das sind ja meistens Schweizerlandschaften, wie Papa sagt!“

Als ich jetzt die Augen aufschlug, stand sie dicht vor mir und hielt einen großen Bogen, zierlich an den obern Ecken gefaßt, vor der Brust, wie eine Kirchenstandarte, den schönen Mund noch geöffnet von dem Ausrufe: „Herr Heinrich Lee!“

Ich war aber schon so schlaftrunken, daß ich die ersten Augenblicke nicht wußte, wo ich mich befand. Ich sah nur ein reizendes Wesen vor mir stehen, das mit freundlichen Augensternen über ein Bild herblickte. Voll traumhafter Neugierde beugte ich mich vor und starrte auf das Bild, bis mir erst die Waldlandschaft als bekannt erschien und ich mich dann auch meiner Jugendarbeit erinnerte. Es war ein überhöhtes Bild, welches zwischen schlanken Stämmen eine helvetische Schneefirne schimmern ließ. Ich erkannte es besonders auch an einer großen, breit wuchernden Schierlingspflanze, deren weiße, auf tiefem Helldunkel schwebende Blütenbüschel hell vom Lichte gestreift wurden. Diese malerische Pflanze hatte mir in jenen vergangenen Tagen so viel Freude gemacht, daß ich sie mit glücklicherem Fleiße, als gewöhnlich, nachgebildet, und sie war auch so reichhaltig und gelungen in ihren speziellen Stengel- und Blätterkünsten, daß ich nie einer zweiten Schierlingsstudie bedurfte, solang ich dieses Blatt besaß. Auch hatte ich ihr ein wehmütiges Fahrewohl gesagt, als ich mich davon trennte.

Aber von dem Bilde weg blickte ich in das Gesicht hinauf, welches darüber lächelte, und auch dieses erschien mir in dieser Nähe und der glänzenden Beleuchtung des Feuers plötzlich als alt vertraut; und doch wußte ich nicht, wo ich es schon gesehen. Ich sann und sann, denn die Erscheinung reichte über diesen Tag, dessen Erlebnisse mir übrigens auch nicht gleich gegenwärtig waren, in das Vergangene zurück. Unversehens erkannte ich an einem grüßenden Winken der Augen und der geöffneten Lippen das schöne Frauenzimmer, welches einst bei dem alten Trödler ins Fenster geschaut und

nach chinesischen Tassen gefragt hatte; und nun zweifelte ich nicht länger, daß ich noch in einem jener Träume von der mißlungenen Heimkehr begriffen sei, und hielt demnach die ganze Erscheinung für ein neckendes Traumbild und meine Gedanken hierüber für das scheinbare Bewußtwerden des Träumenden, der zu erwachen und sich im alten Elende zu finden fürchtet. Da ich aber in der Tat erwacht war und mit lebendigem Verstande arbeitete, so empfand ich alles um so deutlicher und stärker, und als ich den Blick wieder auf die unschuldige Landschaft wandte, in welcher ich jeden bunten Stein und jedes Gras wiederzuerkennen mir bewußt war, wurden mir die Augen naß und ich drehte den Kopf zur Seite, um das Traumbild verschwinden zu lassen.

Nach Jahren noch entnehme ich dieser kleinen Begebenheit, daß das Erlebte zuweilen doch so schön ist wie das Geträumte, und dabei vernünftiger; und auf die Dauer kommt es ja nicht an.

Dorothea war verstummt und sah mit Rührung und Teilnahme meinem Verhalten zu; sie vermochte sich nicht zu bewegen und verharrte daher eine Minute in ihrer anmutvollen Stellung.

Endlich rief sie wiederholt meinen Namen und sagte: „So sprechen Sie doch! Sind Sie es, der dies gemacht hat?"

Von dem vollen Ton ihrer Stimme ermuntert, stand ich auf, ergriff den Bogen und nahm denselben prüfend in beide Hände. „Gewiß hab' ich das gemacht," sagte ich; „wie kommen Sie dazu?" Zugleich wurde ich nachträglich auch der übrigen Sachen vollständig gewahr, mit denen ich die Frauenzimmer im Halbwachen hatte hantieren sehen; ich ging zum Tische hin, nahm einige Blätter in die Hand, störte auch mit ein paar Griffen in der Mappe herum, alle waren es meine Zeichnungen und Studien; nichts schien zu fehlen, sie lagen beieinander, wie sie einst in meinem Besitz getan.

„Welch ein Abenteuer!" rief ich nun selbst voll Verwunderung; „wer würde glauben, dergleichen zu erfahren!"

Dann blickte ich wieder auf das Fräulein, das meinen Bewegungen mit ebenso gespannter als erfreuter Neugierde und offenen Auges folgte; und ich sagte: „Aber auch Sie hab' ich schon gesehen, und ich weiß jetzt, wo Sie die Sachen geholt haben! Haben Sie nicht eines Tages dem alten Joseph Schmalhöfer ins Fenster gesehen und nach alten Tassen gefragt, als einer dort auf der Flöte blies?"

„Freilich, freilich!" rief sie; „aber lassen Sie mal sehen!" Ohne sich zu scheuen, schaute sie mich genau an, indem sie die Hände auf meine Schulter legte.

„Wo hab' ich heute nur meine Gedanken?" sagte sie mit neuem Erstaunen; „es ist so! Ich habe dies Gesicht gesehen in der Höhle des Hexentrödlers, wie ihn der Vater nennt. ‚Und ob die Wolke sie verhüllte', haben Sie geflötet, nicht wahr, Herr Heinrich — Herr Heinrich Lee? Wie heißt es nur weiter?"

„‚Die Sonne bleibt am Himmelszelt! Es waltet dort ein heil'ger Wille, nicht blindem Zufall dient die Welt!' Was soll ich nun davon denken?"

„Nun, wenn wir durchaus Mythologie treiben wollen, so mag die allerliebste Gottheit des Zufalls herrschen, solange sie so artige Streiche macht! Man sollte ihr nur junge Rosen und Mandelmilch opfern, damit sie immer so leicht, so leis und so wohltätig regiert! Jetzt aber sollen Sie auch in aller Ordnung aufgenommen sein, wie es der denkwürdigen Begebenheit und den Umständen gemäß ist! Im Hause hier ist ein einfaches Gastzimmer. Ich will sogleich die nötige Vorkehr treffen, daß Sie sich vorderhand umkleiden können. Bleibe so lang hier, Röschen, daß dem ärmsten Herrn Lee niemand etwas tut!" Worauf sie forteilte.

Ich wußte nicht, ob ich diese neue Wendung für ein Glück erachten sollte, und beschaute seufzend meine Zeichnungen, die ich so unerwartet wiedergefunden, um sie abermals zu verlieren. Das Mädchen Rosine, welches sich schnell in die gute Laune der Herrin gefunden und mich für schüchtern halten mochte, sagte freundlich: „Machen Sie sich gar nichts

daraus! Der Herr Graf und das Fräulein tun immer, was ihnen beliebt und was recht ist. Und wie sie es tun, so meinen sie es auch und kümmern sich nicht um das, was andere Herrschaften sagen."

„Also bin ich gar noch bei einem Grafen?" versetzte ich, mehr erschrocken als angenehm überrascht.

„Das wissen Sie nicht? Beim Grafen Dietrich zu W...berg!"

Da kam nun nach allem noch die Unkunde hinzu, mit Leuten mir gänzlich fremder Rangklassen umzugehen; ich hatte in meinem Leben nie mit einem sogenannten Grafen verkehrt und hegte abenteuerliche Vorstellungen von den persönlichen Lebensarten und Ansprüchen solcher Herren, die meinen angeborenen bürgerlichen Gleichheitssinn beeinträchtigten. Bedachte ich aber, daß ich, selbst wenn der Hausherr ein Bauer wäre, in meinen Schuhen schon nicht mehr auf gleichen Füßen mit ihm stände, so geriet ich in neue Verwirrung über die Wendung, die meine Wanderschaft genommen. Das Mädchen fuhr jedoch gutmütig fort, mir Mut einzuflößen.

„Der Herr wird sich ganz gewiß verwundern und freuen, Sie so unvermutet zu finden; denn als er seinerzeit die ersten Bilder aus der Residenz gebracht und später immer noch welche anlangten, hat die Herrschaft sie alle Tage betrachtet, und die Mappe mußte immer bereit stehen."

Nach einiger Zeit kam Dortchen zurück. „Tun Sie mir nun den Gefallen und gehen Sie eine Treppe höher!" sagte sie; „Röschen wird Ihnen hinaufleuchten und ihr Vater die weitere Handreichung tun. Machen Sie sich so bequem, als es in der Schnelligkeit möglich ist, damit Sie in guter Verfassung noch den Papa begrüßen können und ich keinen Verweis wegen versäumter Menschenpflichten erhalte!"

Ich ergriff meine Reisetasche, welche mir Röschen jedoch abnahm und nebst einem Leuchter vorantrug, und so wanderte ich in Gottes Namen in den oberen Stock des Gartenhauses und in die Wohnstube des Gärtners. Dieser saß mit dem

Küster beim Abendtrunk und empfing mich schon als einen Ankömmling, bei dem alles in Ordnung ist; auch der Küster betrachtete mich jetzt als einen Gast, der wohl empfohlen und erwartet wurde, sich aber offenbar mit der Art seines Auftretens einen eigentümlichen Scherz gemacht hat. Der Gärtner führte mich noch einige Stufen höher, wo auf der dem Schlosse zugewendeten Rückseite des Gartenhauses ein auf hölzernen Säulen ruhendes Sälchen hinausgebaut war. Dies angehängte Lustgebäudchen war außen von den Säulenfüßen bis zum Dache mit purpurrotem Geißblatt bekleidet; inwendig enthielt das Gemach ein Bett und anderes Geräte in so genügender Wahl, daß man nicht nur Nächte, sondern auch Tage darin wohnen konnte.

Auf Stühlen lagen schon bequemliche Kleidungsstücke bereit, deren mich zu bedienen der Gärtner die Einladung ergehen ließ. Um sie nicht anziehen zu müssen, zog ich jedoch vor, mich gleich zu Bette zu legen, zumal ich die Augen zu schließen wünschte, und bat den Gärtner, meine nassen Kleider zu holen, sobald jenes geschehen sei, damit sie getrocknet und gereinigt würden. Als ich nach allem diesem endlich im Dunkeln lag, hörte ich Geräusch von Pferden und Wagen, auch Gebell von Hunden. Das war ohne Zweifel der heimkehrende vornehme Herr, vor welchen heute nicht mehr hintreten zu müssen ich als schätzbaren Aufschub betrachtete.

Zehntes Kapitel

Glückswandel

Der Schlaf war so fest und andauernd, daß ich erst um die Mitte des Vormittags munter wurde. Meine Kleider waren in gutem Zustande längst geräuschlos in das Zimmer gebracht worden; als ich sie erblickte, pries ich den Handel, den ich mit dem freundlichen Hebräer abgeschlossen. So gibt der Augenblick den Dingen stets ihren besondern Wert.

Der geringe Ertrag meiner Arbeit erschien mir jetzt in Gestalt eines anständigen Kleides willkommener, als mir die doppelte oder vierfache Summe zu anderer Zeit gewesen wäre.

Während ich mit dem Anziehen beschäftigt war, klopfte jemand an der Türe. Auf mein Herein öffnete sich dieselbe weit, und ein großer schöner Mann stand darin, die Klinke in der Hand, das Gemach samt seinem Insassen aufmerksam überschauend. Er trug einen damals noch ungewöhnlichen Vollbart, der wie das Haupthaar leicht angegraut war, und einen grauen kurzen Jagdrock mit Knöpfen von Hirschhorn.

„Guten Tag! lassen Sie sich nicht stören!" sagte er mit frischem kräftigem Klang der Stimme; „ich will nur sehen, wie es meinem Gaste geht!"

„Es geht mir ja sehr wohl, Herr Graf, insofern ich die Ehre habe, in Ihnen wirklich den Herrn des Hauses zu begrüßen!" antwortete ich etwas verlegen, indem ich den Kamm weglegte, den ich gerade handhabte, und mich verbeugte, so gut ich es verstand.

„Bitte, fahren Sie fort in Ihrem Geschäfte und tun Sie nicht anders, als wenn Sie zu Haus wären! Zuerst aber seien Sie mir willkommen!"

Er trat mit diesen Worten vollends in das Zimmer und schüttelte mir die Hand, und von dem Augenblick an verlor ich ihm gegenüber jede Befangenheit, denn in seiner Hand, seinem Blicke und seiner Stimme kündigte sich der freie Mensch an, der über den zufälligen Dingen steht.

„Nun sagen Sie aber," rief er lebhaft, indem er sich ans offene Fenster setzte, um mir Raum zu lassen, „sind Sie in der Tat unser Mann, unser Heinrich Lee, der auf den Zeichnungen überall geschrieben steht? Ihre Bestätigung würde mir das größte Vergnügen machen. Ich habe nämlich in früheren Jahren selbst dergleichen getrieben, gab es aber wegen zu großer Ungeschicklichkeit auf; dagegen freute ich mich jedesmal, wenn es mir gelang, das eine und andere nach der Natur geschaffene Blatt zu erwerben, was indessen

nicht oft vorkommt. Nichts konnte mir daher willkommener sein als der Besitz sozusagen eines ganzen derartigen Vermögens, das die vollständige Entwicklung eines redlich Strebenden und zugleich eine Menge reeller Gegenstände in sich begreift. Als wir die Gelegenheit bei dem schnurrigen Winkelmäzenaten aufstöberten, sorgte ich sogleich dafür, daß alles in meine Hand gelange, suchte auch die Quelle direkt zu erfahren; allein der Alte wußte sie beharrlich geheim zu halten!"

Ich hatte aus meiner Reisetasche ein Päcklein hervorgesucht, das neben den Briefen der Mutter meinen Reisepaß enthielt. Denselben entfaltend, hielt ich dem Grafen die Urkunde hin, welche meinen Namen und Stand amtlich bezeichnete.

„Es ist nicht anders, Herr Graf!" sagte ich wohlgemut lachend; „ein romantisches Geschick vergönnt mir, die bescheidenen Früchte meiner Jugendjahre nochmals zu sehen und gut verwahrt zu wissen, eh ich dahin zurückkehre, wo sie entstanden sind."

Der Graf nahm den Paß und las ihn aufmerksam, um sich die Tatsache recht einzuprägen, und nicht aus Zweifel an meinen Worten, wie er sich ausdrückte.

„Es ist ein köstlicher Zufall," setzte er hinzu; „nun kann aber zunächst von Weiterreisen keine Rede sein, wenn wir ihm die gebührende Ehre antun wollen! Mich wundert, wie Sie in Ihre mißliche Lage geraten sind und wie sich ein solches Leben gestaltet, was Sie ferner zu tun gedenken, und alles ist vergnüglich zu besprechen, während Sie sich bei uns soviel als nötig ist erholen —"

Plötzlich blickte er mit großen Augen auf den Tisch, von dem ich achtlos ein Handtuch weggenommen, um die Hände zu trocknen, die ich inzwischen gewaschen. Dieses Tuch hatte ich vorhin rasch über den Inhalt meiner Wandertasche geworfen, als an der Türe geklopft wurde, und nun lagen der Schädel und das eingebundene Manuskriptum meiner Jugendgeschichte offen da.

„Das ist ja ein mysteriöses Reisegepäck!“ rief er, an den Tisch herantretend, „ein Totenschädel und ein grünseidener Quartant mit goldenem Schloß! Sind Sie ein Geisterbeschwörer und Schatzgräber?“

„Leider nicht, wie Sie sehen!“ erwiderte ich und gab in wenigen Zügen die verdrießliche Geschichte mit dem Schädel zum besten, und da das bißchen Sonnenschein mich schon fröhlicher und redseliger machte, so erzählte ich auch noch den gestrigen Scherz, den ich mit dem Waldhüter vorgehabt. Mit seinen ruhig leuchtenden Augen sah mich der Graf durchdringend an.

„Und das Buch, was ist's mit dem?“

„Das hab' ich geschrieben, als ich nichts mehr zu tun und zu leben wußte; es enthält einfach die Beschreibung meiner jungen Jahre, mit welcher ich mir eine Selbstprüfung auferlegte; es ist dann aber ein bloßes Erinnerungsvergnügen daraus geworden. An dem tollen Einband bin ich nicht schuld.“

Ich erzählte, wie ich durch das Mißverständnis des Buchbinders um meine letzten Gulden gekommen, alsdann den Hunger kennen gelernt habe und durch das Flötenwunder zu dem Trödler geraten sei.

„Also das ist die Geschichte, wo Dorothea Sie die Flöte blasen hörte?“ rief der Graf mit herzlichem Lachen; „aber weiter! Was ist seither geschehen?“

Ich fügte noch das Abenteuer mit den Fahnenstangen hinzu, und die stille Befriedigung, die mir dasselbe gebracht, sowie den Tod der Hauswirtin usw. bis zum Schädelwurf des Wirtes, den ich schon erzählt hatte. Die kurze Begegnung mit Hulda und das übrige verschwieg ich.

Der Graf ergriff das Buch. „Darf man es aufmachen oder gar darin lesen?“ frug er, und ich bejahte es gern, wenn es ihm nicht zu langweilig sei.

„So wollen wir jetzt hinübergehen und etwas frühstücken, denn wir essen erst in drei Stunden.“

Er nahm das Buch unter den einen Arm, mich unter

den andern, und wir begaben uns nach dem Schlosse, wie das Hauptgebäude genannt wurde, das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbaut sein mochte. Der Graf führte mich in seine Zimmer im Erdgeschosse, deren Mittelpunkt ein heller Bibliothekſaal mit geräumigen Arbeitstischen bildete. Auf einem derselben stand ein Frühstück bereit und daneben lag auch schon die Mappe mit meinen Studien. Während Graf Dietrich kameradschaftlich die Erfrischung mit mir teilte, schlug er die Mappe auf.

„Sie müssen mir die Sachen ordnen," sagte er, „und können sich zunächst die Zeit damit vertreiben. Viele der Blätter tragen kein Datum, während die Manieren und Fertigkeiten, Sorgfältiges und Nachlässiges, glücklich Gelungenes und Mißratenes, alles zugleich mit ungleicher Sicherheit oder Unsicherheit begleitet, so durcheinandergehen, daß ich die gewünschte Einordnung nach der Zeitfolge nicht recht zustande bringe. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen! Hier ist ein Blatt, welches bei unentwickeltem Können, das offenbar auf frühere Anfänge zurückweist, dennoch den Nagel auf den Kopf getroffen hat und mit anmutigem naivem Gelingen gekrönt ist; dort paart eines mit vorgeschrittener Sicherheit des Machwerks ein sichtliches Fiasko des Gewollten, kurz, alles dies ist mir interessant und ich wünschte die Sammlung so chronologisch genau als möglich geordnet zu sehen, das heißt, dasjenige vorbehalten, was wir überhaupt darüber noch beschließen werden. Ich habe heut früh schon in dieser Hinsicht nachgedacht!"

Ich war überrascht von dem richtigen Verständnis, mit welchem er durch hervorgezogene Beispiele sein Urteil belegte. Doch holte er aus einem Schranke noch einige Hefte herbei.

„Hier ist aber noch ein Fall, aus dem ich nicht recht klug werde; sind diese Gebilde wirklich auch von Ihnen? Ich sehe, daß es zerschnittene Sachen sind, weiß sie aber nicht zusammenzubringen."

Es waren meine gewesenen Kartonkompositionen. Das

Trödelmännchen hatte aber die Blätter der verschiedenen Hefte durcheinandergeworfen, bunte und grau in grau gehaltene, größere und kleine jedem Hefte zugeteilt und so nach seiner Meinung einen gleichmäßigeren Wert der Mannigfaltigkeit in die tolle Sammlung gelegt. Auch mochte der Graf dieselbe noch nicht gründlich untersucht haben, und ich begriff, daß auf diese Weise es schwierig war, einen Zusammenhang herauszufinden. Ich begann, die vielen Blätter rasch auszusondern, wählte eine hinlänglich freie Fläche des Zimmerbodens und fügte dort den altgermanischen Eichenhain zusammen.

Der Graf betrachtete das große Wesen stillschweigend, bis er sagte: „Also dergleichen haben Sie getrieben? Warum ist es denn zerschnitten?"

„Weil ich es nur auf diese Art dem Alten aufbinden konnte; denn er hätte mir für diesen ganzen bunten Karton kaum mehr gegeben, als ich dann für die einzelnen Bruchstücke erhielt. Auch hätte ich offen gestanden nicht gewünscht, daß die ungeheuerlichen Fahnen in seiner Unglücksspelunke gesehen und von da weiß Gott wohin verschlagen worden wären. Es konnte ja einem Bierwirt einfallen, seine Kegelbahn damit zu tapezieren, und ich wäre, da das Vorhandensein dieser Versuche in der Künstlerschaft nicht unbekannt geblieben ist, auf eine melancholische Weise sprichwörtlich geworden! So aber war es weniger wahrscheinlich!"

Ich nahm die Blätter wieder auf und legte die Urstierjagd hin, dann die mittelalterliche Stadt und die übrigen Erfindungen.

„Nun weiß ich doch, was Sie gewollt haben!" sagte der Graf; „Sie sind aber ein Barbar, denn wie können wir die Schilderei wiederherstellen ohne Verderbnis?"

„Man läßt beim nächsten Schreiner leichte Blendrahmen von Tannenholz anfertigen, bespannt diese mit einem billigen Gewebe und leimt einfach die Blätter darauf, wie sie gewesen sind; es wird ein Netz von feinen Fugen sichtbar

bleiben, das nichts schadet. Aber was in aller Welt wollen Sie damit anfangen?"

„Über den Bücherschränken hier sollen sie hängen. Dunkelfarbig eingerahmt und übrigens teilweise nicht ganz fertig, wie sie sind, werden sie als Denkmale des Studiums und der Arbeit an ihrem Platze und für mich, zumal der Urheber selbst in diesem Hause gewohnt hat, ein stattliches Konkretum sein."

In der Tat boten die Wände des hohen Zimmers oberhalb der eichenen Schränke noch hinlänglichen Raum; wenn ich mir die seltsamen Früchte meiner Arbeit dort aufbewahrt vorstellte, so mußte ich mich des freundlichen Geschickes erfreuen, das ihnen doch noch vergönnt war. Denn über ihnen erhob sich feierlich die halb gewölbte Decke des Saales, und einige antike Büsten, Globen und dergleichen, die auf den Eichenschränken standen, zierten und schmückten die Bilder eher, als daß sie dieselben verbargen oder verunstalteten.

Der Graf jedoch fuhr fort: „Ihre Frage muß ich Ihnen zurückgeben: Was gedenken Sie denn mit sich selbst jetzt anzufangen?"

„Das ist mir in diesem Augenblicke zum Teil klar geworden, insoweit ich jetzt mit äußerlichen Ehren, sozusagen mit versöhntem Herzen der Halbheit, die ich betrieben, Valet sagen und mich in letzter Stunde einem Leben zuwenden kann, das mir besser ziemt, wenn es auch bescheidener ist. Was es sein wird, weiß ich freilich noch nicht; doch werde ich nicht lange zaudern."

„Entscheiden Sie sich nicht zu früh, obgleich ich Ihre Stimmung zu verstehen glaube! Vor allem wollen wir, fällt mir ein, das Geschäft bereinigen! Wollen Sie die Studien wiederhaben, und wenn nicht, unter welchen Bedingungen wollen Sie mir dieselben lassen?"

„Sie sind ja Ihr Eigentum!" sagte ich verwundert.

„Was Eigentum! Sie werden doch nicht glauben, daß ich, nun ich Sie kenne und in meinem Hause habe, Ihre Mappe um das geringe Geld behalten will; denn denken Sie

nicht etwa, daß ich dem Kauze viel habe bezahlen müssen; er hat sich mit einem höchst bescheidenen Gewinne begnügt. Oder wollen Sie mich etwa schon beschenken?"

„Ich meine, daß die Mappe ihr Schicksal erfüllt und ihren Dienst geleistet hat. Sie hat mir zur Zeit der Not das Leben gefristet; jeder Groschen, den sie mir eintrug, hatte für mich den Wert eines Talers, und so habe ich mich ihrer zu Recht bestehend entäußert. Was hin ist, soll man fahren lassen!"

„Dies würde mir gefallen, wenn die Umstände anders beschaffen wären. So aber ist es eine Ziererei, die wir lassen wollen. Ich bin reich und würde die Sammlung um jeden annehmbaren Preis kaufen, auch wenn Sie selber gar nichts davon bekämen, also ohne Rücksicht auf Sie. Lernen Sie auf Ihrem Rechte bestehen, wenn es niemand drückt und ängstigt, auch wenn es nur ein moralisches ist, und nehmen Sie den Wert, der Ihnen gebührt, ohne Scheu; nachher können Sie damit tun, was Sie wollen! Also nennen Sie einen Preis, wie er Ihnen gut dünkt, und ich werde froh sein, die Sachen zu behalten!"

„Gut denn," erwiderte ich lächelnd und nicht ohne geheime Lust, meine Umstände so schnell gebessert zu sehen, „so wollen wir den Handel gründlich abschließen! Es müssen ungefähr achtzig ausgeführtere gute Blätter sein, die durchschnittlich in einem ordentlichen Verkehre, bei gerechter Schätzung, jedes seine zwei Louisdors gelten dürften, einzelne mehr, andere weniger; dann werden gegen hundert geringere Abschnitzel und Skizzen da sein, die teilweise bis zur Wertlosigkeit herabreichen. Diese rechnen wir zu einem Gulden ineinander, und von der Summe, welche sich ergibt, ziehen Sie diejenige ab, die Sie dem Herrn Schmalhöfer im ganzen bezahlt haben!"

„Sehen Sie," sagte der Graf, „das ist vernünftig gesprochen! Ich kann Ihnen gleich sagen, daß ich dem Trödler für die Sachen, die Kartons mit eingeschlossen, dreihundert-

undzweiundfünfzig Gulden und achtundvierzig Kreuzer bezahlt habe."

„Dann hat er wirklich nicht so viel verdient, wie ich gedacht," versetzte ich, „da ich ungefähr die Hälfte dieser Summe erhalten habe."

„Das macht, er hat sich eben auf diesen Zweig seines blühenden Geschäftes nicht sonderlich verstanden! Um aber auf die Kartons zurückzukommen, die Sie beinah vernichtet haben, so verhandeln wir dieselben später, wann sie wiederhergestellt sind. Jetzt zählen wir den Inhalt der Mappe ab, damit Sie, wenn wir zu Tisch sitzen, Ihr Vermögen kennen und der Sorge dieses Tages ledig sind!"

Ich errichtete nun zwei Haufen für die leichtere und schwerere Ware und warf die Blätter nach ihrer Beschaffenheit ohne langes Besinnen auf einen derselben. Der Graf rettete mehrmals ein zu leicht erfundenes Blatt und legte es auf die bessere Seite. Am Ende wurden beide Haufen gezählt und berechnet, worauf der Mann sich in ein inneres Zimmer begab und mit der Summe, die über anderthalbtausend Gulden anstieg, zurückkehrte. Er legte sie in Gold aufgezählt vor mich hin; ich dankte ihm mit freudeheißem Gesicht, zog mein Lederbeutelchen hervor, in welchem das kümmerliche Reisegeldchen weilte, nahm dieses heraus und tat das Gold hinein, von dem der Beutel ganz rund anschwellte. Ich wußte nun, daß ich in besseren Umständen nach Hause gehen und der Mutter einen Teil des für mich Geopferten wiederbringen konnte.

„Wie ist Ihnen jetzt zumut?" sagte der Graf, als er meine frohe Zufriedenheit bemerkte, da ich eine wirkliche Handvoll jenes Traumgoldes in der Tasche barg; „fühlen Sie nicht die Lust, abermals umzukehren und die Sache doch noch ein Weilchen fortzusetzen? Denn nach diesem Anfang, den herbeizuführen mir vergönnt ist, kann ja die Wendung zum Bessern leicht ihren Fortgang haben!"

„Nein, das wird sie nicht! Dazu trägt mir das ganze Abenteuer zu sehr das Gepräge einer Einzigkeit, die sich nicht

wiederholt. Auch liegt mein Entschluß bereits in einer tieferen Schicht als in derjenigen des leidlichen Fortkommens; ich habe bessere Leute gesehen, als ich bin, die ihn ausgeführt haben, mitten in lohnender Tätigkeit, weil ihre Seele eben nicht recht dabei war."

Ich erzählte ihm die Geschichte von Erikson und Lys. Er schüttelte aber den Kopf und meinte: „Diese Fälle sind ja unter sich verschieden und beide wieder von dem Ihrigen! Allerdings sind auch Sie nicht einfach ein dummer Pfuscher, und wären Sie ein solcher, so hätte das Verlassen des Berufes gar keine Bedeutung und könnte uns hier nicht weiter beschäftigen. Allerdings, ich gestehe es, gefällt es mir unter Umständen sehr wohl und erscheint mir als ein Zug geistiger Kraft, ein Handwerk, das man versteht, durchschaut und empfindet, wegzuwerfen, weil es uns nicht zu erfüllen vermag. Allein Sie haben sich, wie mich dünkt, noch nicht genug geprüft. Gerade weil Sie die äußere Höhe, die Sicherheit jener beiden Männer noch nicht erreicht haben, scheinen Sie mir noch nicht berechtigt zu sein, den stolzen Schritt der Resignation zu tun!"

Ich lachte, indem ich an die Kostspieligkeit eines derartigen Verfahrens für meine Umstände dachte, sagte aber hievon nichts, sondern bemerkte bloß: „Sie täuschen sich, Herr Graf! Ich habe meinen bescheidenen Höhepunkt erreicht und kann wirklich nichts Besseres machen; ich würde auch unter günstigeren Verhältnissen höchstens ein dilettantischer Akademist werden, der etwas Absonderliches vorstellen will und nicht in Welt und Zeit paßt!"

„Nicht so! Ich sage Ihnen, es war nur Ihr guter Instinkt, der Sie nicht das Gewünschte zuweg bringen ließ. Ein Mensch, der zum Bessern taugt, macht das Schlechtere immer schlecht, solang er es gezwungen macht. Denn nur das Höchste, was er überhaupt hervorbringen kann, macht der Unbefangene recht; in allem andern macht er Unsinn und Dummheiten. Ein anderes ist es, wenn er aus purem Übermut das Beschränktere wieder vornimmt, da mag es

ihm spielend gelingen. Und dies wollten wir, denk' ich, noch versuchen! Sie müssen nicht so jämmerlich davonlaufen, sondern mit gutem Anstand von dem Handwerk Ihrer Jugend scheiden, daß keiner Ihnen ein schiefes Gesicht nachschneiden kann! Auch was wir aufgeben, müssen wir mit freier Wahl aufgeben, nicht wie der Fuchs die Trauben!"

Zu diesen Worten schüttelte ich meinerseits den Kopf, nur darauf bedacht, mit meiner unverhofften Beute die Heimat so bald als möglich zu erreichen. Doch wurde das Gespräch durch die Ankunft eines geistlichen Herren, des Ortskaplanes, unterbrochen, der, durch den Küster von dem Erscheinen des abenteuerlichen Gastes unterrichtet, von seinem Rechte, sich nach Gefallen etwa zur Tafel einzufinden, Gebrauch machte, um die Neugierde zu stillen. Die Beine in hohe glänzende Stiefel gestellt, im wohlgebürsteten schwarzen Rocke, Hut und Stock in der einen Hand, schwenkte er die andere im Bogen und stellte sich mit humoristisch tiefen Verbeugungen als den Abgesandten der Schloßdame dar. Sie ließ sagen, daß der Tisch gedeckt sei und sie uns auf der Gartenterrasse erwarte. „Denn," sagte er scherzend, „ich ermüde nicht, ihre Ketten so lang zu tragen, bis ich sie daran in den Himmel hinaufgezogen habe!"

Ich wurde vorerst dem Herren bekannt gemacht, worauf wir uns nach dem bezeichneten Orte begaben. Das Fräulein spazierte auf der Terrasse in dem milden Sonnenscheine, der heut auf dem Lande lag. Sie begrüßte mich freundlich, sagte, wir hätten uns ja eine Ewigkeit nicht gesehen, und frug, wie es mir gehe. Statt aber die Antwort abzuwarten, forderte sie den Kaplan auf, ihr den Arm zu geben, was derselbe mit einer sich immer gleich bleibenden spaßhaften Umständlichkeit tat, und so schritt sie dem Grafen und mir voran in das Haus und die breite Treppe hinauf, bis wir in das Speisezimmer gelangten. Schon dieser kleine Aufzug durch das stattliche Treppenhaus und die langen Korridore ließ mich an den Pfad der Mühsal denken, den ich vor kaum vierundzwanzig Stunden gewandelt, und als wir vier

Personen nun um den runden Tisch saßen, von einem schwarz gekleideten stillen Manne bedient, der weiße Handschuhe trug, war ich ganz betreten von dem wunderlichen Schicksalswechsel, der doch wiederum mit meiner Hände Arbeit und den entschwundenen eigenen Lebensjahren zusammenhing. Das Mittagsmahl war indessen so wenig prunkhaft und weitläufig und der Ton so frei und unbefangen, daß ich mich bald dem ruhigsten Behagen hingab und den lieben Gott einen guten Mann sein ließ. Der Kaplan trug hauptsächlich die Kosten der Unterhaltung, indem er mit dem Fräulein zahlreiche Witzworte wechselte, deren Bedeutung mir nicht klar wurde.

„Sie müssen nämlich wissen," wandte er sich unversehens zu mir, „daß unsere Gnädigste mich zu ihrem lustigen Rat, zu deutsch zu ihrem geistlichen Hofnarren erkoren hat, und daß ich mich diesem schwierigen Amte nur unterziehe, um doch noch dero ungläubige Seele zu erretten, was keineswegs ausbleiben wird!"

„Glauben Sie's nicht!" sagte Dorothea; „Se. Ehrwürden spielen im Gegenteil mit mir, deren Seele sie ohnehin für verloren halten, wie ein mutwilliges Kätzlein einen Schmetterling zerpflückt!"

„Laßt euch nicht zu stark auf mit eueren Witzen, Leutchen!" warf der Graf dazwischen; „unser Freund hat's auch hinter den Ohren und führt ebenfalls einen Schalksnarren mit sich, mit dem er sich sogar in die Weltregierung einmischt."

Er teilte den Tischgenossen den Vorfall mit dem Waldhüter und dem Totenkopfe mit. Die Verwunderung und der Beifall, welchen die Begebenheit fand, verlockten mich, nun die eigentliche Geschichte des Albertus Zwiehan, wie sie mir ein für allemal als fable convenue galt, vorzubringen, namentlich wie er durch die beiden Schönen, Kornelie und Afra, oder vielmehr durch das Schwanken zwischen ihnen um Erbe und Leben gekommen sei. Dorothea hörte mit halbgeöffnetem Munde zu, während die blühenden Lippen

ein Lächeln umspielte und in der Kehle kleine abgebrochene Glockentöne ein wirkliches Lachen verrieten, das sie aber nicht aufkommen ließ.

„Dem ist aber recht geschehen!“ rief sie aus, „der war ja ein schändlicher Patron!“

„Ich möchte ihn nicht so grausam verurteilen,“ wagte ich zu antworten; „nach Herkommen und Erziehung war er ja ein halber Wilder und tappte mit dem Egoismus eines Kindes nach jeder Flamme, die vor ihm aufleuchtete, ohne zu wissen, was Liebe ist und daß die Dinger brennen!“

Über diesen kennerhaften Ausspruch wurde ich jedoch selbst ganz heiß im Gesicht und bereute sogleich, ihn zum besten gegeben zu haben; nicht nur bemerkte ich, daß der Kaplan mit seiner von einem studentischen Säbelhiebe eingedrückten Nase ein humoristisches Gesicht gegen das Fräulein machte, sondern ich fühlte auch die Schwächen meiner eigenen Lebensgeschichten, ohne welche ich ja nicht hierher verschlagen worden wäre. Ich nahm mir im stillen vor, den Stab so bald als möglich weiterzusetzen, und als nach Tisch davon die Rede war, wie der Rest des Tages zuzubringen sei, drückte ich den Wunsch aus, vor allem einen Handwerker zu finden, der die Blendrahmen für die wiederherzustellenden Kartons anfertigen könne. Der Kaplan anerbot sich, mich zum Dorfschreiner zu bringen, welcher der einfachen Arbeit ohne Zweifel gewachsen sei. Als man nun auch der Unterlage für die zusammenzufügenden Fragmente gedachte, zeigte es sich, daß in der Pfarrwohnung, deren Unterhaltungspflicht dem Grafen als Patronatsherren oblag, soeben ein Tapezierer aus der Nachbarstadt beschäftigt war, die Wohnstube des Kaplans mit einem frischen Wandschmucke zu versehen.

„Er hat genug Papierwerk bei sich, um die Rahmen zu beziehen,“ sagte der Geistliche, „langes Maschinenpapier, das er unter die Tapete legt, damit ich hübsch warm bekomme!“

„Das genügt mir nicht,“ versetzte der Graf, „es muß ein festes Tuch sein, damit es vorhält. Da der Mann zu-

gleich Matratzen macht, so wird er dergleichen wohl beibringen können. Indessen macht ihm Herr Lee vorläufig die nötige Bestellung. Dann mögen beide, der Tischler und der Tapezierer, jener mit den gehobelten Leisten, dieser mit dem Tuche, hieher kommen und die Rahmen unter Aufsicht nach den genauen Maßen zuschneiden und fertig machen!"

Der Betätigung froh begab ich mich mit dem Kaplan auf den Weg nach dem sehr ansehnlichen Dorfe, in welchem die Hauptkirche von neuerer Bauart stand. Den Namen führte es gemeinschaftlich mit dem Grafen- oder früheren Freiherrengeschlecht, und der Kaplan, der mich fortwährend kurzweilig unterhielt, zeigte mir auf einem Bergrücken die grauen Trümmer des ursprünglichen Stammsitzes. Vergnüglich besorgte ich unter seiner Führung das kleine Geschäft und kehrte nach einem langen Spaziergange, den ich für mich allein unternahm, in das Schloß zurück.

Der Graf war ausgeritten; nach dem Fräulein zu fragen, hielt ich nicht für schicklich. Ich verweilte daher einsam auf der Terrasse und besah mir die Abendwolken, diese freundlichen Begleiter, die sich unermüdlich auflösen und wieder bilden, um zu Tausenden von Malen die irrenden Augen an sich zu ziehen und auf sich ruhen zu lassen. Welch ein Haushalt, dachte ich, drin das unentbehrlichste Existenzmittel zugleich einen unerschöpflichen Überfluß an Schaugebilden schafft für arm und reich, jung und alt, in allen Lagen ein Spiegel des Gemütes und sein stiller Richter, der alles sieht!

Aus dieser sanftmütigen Betrachtung weckte mich Dorotheas elastischer Schritt, der mir bereits nicht mehr unbekannt war. Sie stieg rasch die Stufen der Terrasse herauf, mein schönes grünes Buch in der Hand.

„So allein läßt man Sie?" rief sie mir entgegen; „wissen Sie, wo ich herkomme? Von dem Kirchhof, dort habe ich in Ihrem Schreibbuche gelesen, die Geschichte von der kleinen Meret, die nicht beten wollte! Durfte ich es auch und darf

ich mehr darin lesen? Papa hat ein paar Stunden heute nachmittag darüber zugebracht und mir dann das Buch gegeben, damit ich die Geschichte lese. Sehen Sie, hier hab' ich ein Efeublatt von einem Kindergrabe hineingelegt! Aber nun müssen Sie unsereinem auch die Hand geben, wenn man sich begegnet; denn nun sind Sie uns schon näher bekannt!"

Elftes Kapitel

Dortchen Schönfund

Nach einigen Tagen war ich mit dem Ordnen der Studienblätter und der Wiederherstellung der größeren und kleineren Kartonlandschaften zu Ende. Die letzteren waren vorläufig, bis die aus der Hauptstadt zu beziehenden Einfassungen anlangten, an die ihnen bestimmten Orte gehängt worden, wo der Graf sie abwechselnd mit Zufriedenheit betrachtete. Ohne einen größeren Wert beanspruchen zu können, erhöhten sie in der Tat den malerisch ernsten Anblick des Bibliothekssaales und verschafften mir das wohltuende Gefühl, sie als Zeugnisse ehrlichen Wollens an solcher Stelle gerettet zu wissen, wie ich schon bemerkt habe. Dazu ließ es der Graf nicht an aufrichtenden Äußerungen fehlen.

„Mögen Sie die künstlerische Laufbahn fortsetzen oder nicht," sagte er, „so werden mir die Bilder fast gleich wert bleiben, im ersten Falle als Wegezeichen eines Entwicklungsganges, im andern als Illustration oder Ergänzung Ihrer Jugendgeschichte, die ich nun durchgelesen habe. Jeder braucht Liebhabereien; die meinigen dehne ich nun aus auf das Wahrnehmen eines Lebensganges, wie der Ihrige sich darbietet. Sie sind ein wesentlicher Mensch, aber Sie leben in Symbolen, sozusagen, und das ist ein gefährliches Handwerk, besonders wenn es in so naiver Weise geschieht! Doch wollen wir darüber uns jetzt keine grauen Haare wachsen lassen,

wenigstens nicht Sie; denn was mich betrifft, so kann ich dies Sprichwort leider nicht mehr gut anwenden. Was mir zunächst obliegt, ist die Vergütung, die ich Ihnen für diesen Schmuck meines Büchersaales zu leisten habe!"

„Das haben Sie ja schon getan!" sagte ich fast erschrocken, daß ich schon wieder Geld erhalten solle, so verdächtig war mir dies ungewohnte Glück; und doch zierte ich mich eher, als daß es mir ernst war, ohne doch die Ziererei zu beabsichtigen. Denn der Graf dauerte mich in meine eigene Armut hinein ob so starken Ausgaben.

Er rief aber: „Machen Sie keine Umstände, mein Lieber! Es soll nicht ein Kaufpreis sein, denn ich weiß wohl, daß solche Sachen nicht leicht an Mann zu bringen und für jedermann brauchbar wären; es ist vielmehr eine Diskretionsfrage für mich und für Sie eine Notwendigkeit. Da das also so zusammentrifft und außerdem zur Durchführung unseres ungewöhnlichen Abenteuers beiträgt, warum sollten wir demselben die Ehre nicht antun?"

Hiemit schob er mir eine Papierhülle voll Banknoten in die Brusttasche; es war, wie ich später fand, eine gleiche Summe, wie er mir schon ausbezahlt, so daß ich also schon doppelt so reich dastand als nur vor einigen Tagen.

„Nun," fuhr er fort, „sprechen wir von der Hauptsache, davon nämlich, was Sie beginnen wollen? Ich fühle auch, daß Sie umsatteln sollten; für einen biedern Landschafter ist Ihre Einrichtung zu weitläufig, zu winkelig, zu irrgänglich und unruhig, da muß ein anderer Hausmeister hinein! Aber nicht so trübselig und unfreiwillig muß es geschehen, sondern, wie wir schon gesagt, mit dem Anstand eines freien Entschlusses, der allenfalls auch anders zu fassen war!"

„Dem Anstand ist ja schon Genüge getan durch die Aufnahme, welche Sie meinen zweifelhaften Erzeugnissen gewähren!"

„Nein, in meinem Sinne nicht! Sie müssen sich selbst noch den Beweis leisten, daß Sie, wenn auch nicht glänzend, doch mit Ehren bestehen könnten bei dem Berufe, den Sie

gewählt; dann erst mögen Sie sich bedanken und daran vorbeigehen! Malen Sie bei uns ein fertiges Bild, mit gesammelter Kraft, aber leichten Herzens, keck und ohne Sorgen, und ich will wetten, wir verkaufen es!"

Ich schüttelte abermals den Kopf, da ich an die Monate dachte, welche ein solches Unterfangen noch kosten würde.

„Diese Tat," sagte ich, „selbst wenn sie gelänge, würde ja wieder nichts anderes als eines der Symbole sein, von denen Sie sagen, Herr Graf, daß ich in ihnen lebe, und in diesem Falle eines, das mir doch zu kostspielig wäre! Auch haben Sie selbst mit Ihrer Großmut dahin gewirkt, daß die Heimreise mir nun in den Gliedern liegt!"

„Hören Sie an!" versetzte er, „wir wollen ohne längeres Zaudern vorgehen! Aber eine Nacht müssen Sie die Frage noch beschlafen. Machen Sie sich auf morgen früh reisefertig, der Wagen soll bereit stehen; dann bringe ich Sie je nach Ihrem letzten Worte entweder zur Station der nach der Schweiz durchgehenden Post oder wir fahren zusammen nach der Hauptstadt, wo ich ohnedies zu tun habe und Sie die für Ihre Arbeit nötigen Einkäufe besorgen. Soll es gelten?"

Ich schlug ein, zweifelte aber nicht, daß ich den Weg in die Heimat wählen werde.

Diesen Tag sollte das Essen in dem sogenannten Rittersaale eingenommen werden, einem in den oberen Stockwerken liegenden und mir noch unbekannten Raume. Dorothea kam in die Bibliothek, uns das zu verkünden. Es sei dort vermöge der Sonnenseite heute eine so milde Temperatur, daß der Saal nicht brauche geheizt zu werden und der schöne Herbsttag zu den Fenstern hereinspazieren könne. Sie selber sah, wie ich mit stillem Erstaunen wahrnahm, einem hellen Junitage gleich; auch der Graf betrachtete sie überrascht einen Augenblick. Sie war in schwarzen Atlas gekleidet, trug um Hals und Brust eine vornehme Spitzenzierde, und in dieser verlor sich eine Perlenschnur. Die dunkle Lockenlast aber war heut mit besonderem Schwunge nach dem Nacken zu-

rückgeworfen, während die hiedurch zutage tretenden lichten Felder der Schläfengegend dem Kopfe einen Ausdruck von Freiheit, wo nicht von Stolz verliehen.

„Was hast du denn vor, daß du dich so aufgeputzt?“ sagte der Graf, „erwartest du Gäste, von denen ich nichts weiß?“

„Nichts weiter hab' ich vor,“ erwiderte sie, „als daß ich dem schönen Wetter und dem Saale zu Ehren ein bißchen Staat machen will. Dazu hoff' ich, durch das Ensemble aller dieser Dinge unserm Freunde, dem Herren Lee, einen bunten Eindruck zu verschaffen; vielleicht, wenn er seine Geschichten fortsetzt, beschreibt er es einst auf einer halben Seite, und mit dem Saale schmuggelt sich meine fragwürdige Figur zugleich in das Buch hinein! Heut steht überdies Narzissus im katholischen und im protestantischen Kalender, und da dürfen wir uns allerseits ein wenig der Eitelkeit hingeben, nicht so, Herr Heinrich?“

Obgleich sie diese Rede in einer halb weichmütig ernsten, halb anmutig lächelnden Weise vorbrachte, welche keine bösliche Absicht verriet, so schien mir doch das Wort Narziß eine Stichelei auf die Selbstbespiegelung meines Schreibbuches zu sein, zumal mir nicht recht wohl dabei war, es aus der Hand gegeben zu haben. Aus welcher Tiefe, sei es des Urteils oder des bloßen Scherzes, solche Stichelei aufsteigen mochte, sie dünkte mich gleichermaßen beschämend, und ich fühlte die Röte im Gesicht, ohne ein Wort der Erwiderung zu finden. Sie beachtete das aber nicht und merkte nichts davon, so daß ich ihr wohl zu viel Absicht zugetraut haben mochte.

Der erwähnte Saal war wirklich bunt genug, aber mit Würde und Feierlichkeit. Ein scharlachroter Teppich spannte sich über den ganzen Fußboden; der Plafond war in seiner Länge und Breite von einem einzigen Freskogemälde bedeckt, der Wandraum zwischen demselben und der etwa mannshohen dunkeln Holzbekleidung durchaus mit den Bildnissen

der Vorfahren behangen. Über einem schwarzen Marmorkamine türmten sich alte Waffen und Rüstungen empor; andere feinere Waffen glänzten in Glasschränken, besonders kostbare Degen und Schwerter, deren Abbilder man auf manchem Bildnisse ihrer ehemaligen Träger wiedererkannte. Aber es waren auch Waffenstücke aus Jahrhunderten da, in welche keine Bilder zurückreichten. So zeigte ein kleiner dreieckiger Schild noch kaum erkennbar das älteste einfache Wappenbild des Geschlechtes, das nur eines von den zwanzig Feldern des jetzigen Wappenschildes ist, auf dessen oberem Rande vier gekrönte Helme sitzen wie vier Hähne auf einer Stange.

Ich konnte mich nicht enthalten, eifrig umherzugehen und die Augen an all den schönen Dingen zu weiden; der Graf erklärte mir ein und anderes, Dorothea brachte Schlüssel herbei und öffnete die wohlverwahrten Schränklein eines großen Büfetts, in welchen ein altertümlicher Silberschatz schimmerte. Andere Schränke waren in das Holzgetäfer der Wände eingelassen und enthielten Handschriften auf Pergament mit glänzenden Miniaturen, viele Urkunden mit hängenden Siegeln in Holz- oder Silberkapseln, auch ohne Kapseln und halb zerbröckelt. Der Graf zog ein paar solcher Urkunden hervor und entfaltete sie; ich konnte sie aber nicht lesen, denn sie stammten aus dem zwölften oder gar elften Jahrhundert und waren kaiserliche Briefe, die sich auf den Fleck Landes bezogen, auf welchem wir standen. Als ich meine Verwunderung über so reiche Erinnerungen und Denkmäler bezeugte, dergleichen ich noch nie gesehen, bemerkte der Graf, er habe eben den ganzen Familienkram in diesem Saale aufgestapelt, wo derselbe sein Dasein genießen möge, ohne die Lebenden auf Schritt und Tritt zu behelligen. Seine Freude daran sei nur eine mäßige und nicht größer, als sie etwa jeder Sammler auch empfinde.

„Ei," sagte ich, „solche Anschaulichkeit und Durchsichtigkeit einer langen Vergangenheit, die sich auf uns selbst bezieht, läßt sich doch nicht willkürlich vergessen und ver-

wischen, und man sollte sich ihrer freuen können, ohne sie unfreisinnig zu mißbrauchen!"

„Man sollte es denken; wer aber die Erfahrung davon hat, weiß, daß man unter Umständen der sechs oder sieben Jahrhunderte müde werden kann. Ich habe mir auch schon gewünscht, in einem freien Rechtsstaate einer erhaltenden Aristokratie anzugehören vermöge der Abkunft, das Wort Aristokratie natürlich nur im Sinne erhöhter freiwilliger Leistungen verstanden. Allein das sind Träume, aus verschiedenen Gründen, und so bleibt einem Adelsmüden nur der Ausweg, gelegentlich im allgemeinen Volkstume aufzugehen. Das hat aber auch seine Schwierigkeiten und ist ohne glückliche Ereignisse nicht so leicht auszuführen, und so läßt sich auch hier das Schicksal weniger lenken, als man glauben sollte. Mein Vater, der lediglich durch seine Geburt ein Reiterführer war, ist in der Heeresfolge des französischen Revolutionswesens in Rußland elend ums Leben gekommen. Mein älterer Bruder, der für einen Querkopf galt, ging nach Südamerika, um in seiner Art ein neues Leben zu beginnen; allein da fiel er erst recht dem unvernünftigen Zufall anheim und verlor frühzeitig in dortigen Händeln das Leben. Von einer iberischen Adelsdame, mit der er sich kurz vorher ehelich verbunden haben soll, ist uns niemals eine weitere Nachricht zukommen. Nun bin ich der Majoratsherr, und die ganze Herrlichkeit steht auf meinen zwei Augen, da ich absolut der Letzte unserer Linie bin. Hätte ich einen Sohn, so wäre ich schon mit ihm nach der neuen Welt gegangen, um in der verjüngenden Volksflut unterzutauchen. Für mich allein lohnt es nicht mehr der Mühe, sintemal ich im übrigen mich mit dem Leben nicht unzufrieden fühle! Doch setzen wir uns zu Tisch, da es unserer Dame einmal gefällt, die Ahnfrau zu spielen!"

„Das tu' ich! Mir gefällt es einstweilen recht wohl in diesem Saale, der nicht zu unterschätzen ist!" ließ sich Dorothea mit einiger Gemessenheit vernehmen, die mich wieder verlegen machte, weil ich diese neue Laune nicht verstand und

sie weder tadeln noch bewundern konnte. Indessen war der Aufenthalt in der Tat feierlich sowohl durch die hereinflutende sonnige Luft als durch den Duft eines feinen Räucherwerkes, das vorher in dem Raum verbrannt worden war. Die Farbenpracht, die uns umgab, schien hiedurch noch an Kraft und Tiefe zu gewinnen.

Nachdem wir eine Weile in mehr abgebrochener flüchtiger Unterhaltung gesessen, wendete sich Dorothea mit freundlich herablassendem, jedoch halb gleichgültigem Wesen, ganz wie eine große Dame, an mich und sagte: „Nun, Herr Lee, auch Sie sind ja nicht unempfindlich für ein gutes Herkommen, und in Ihrem bürgerlichen Stande freuen Sie sich Ihrer wackern Eltern und versichern sich beim Beginn Ihrer Aufzeichnungen, daß Sie wohl auch zweiunddreißig brave Ahnen besitzen; wenn auch unbekannterweise?"

„Allerdings," gab ich mit Selbstzufriedenheit und gelindem Trotze zur Antwort, „allerdings bin ich auch nicht auf der Straße gefunden!"

Da klatschte sie plötzlich jubelnd in die Hände, indem sie ihre gewöhnliche natürliche Art wieder aufnahm, und rief fröhlich: „Nun hab' ich Sie gefangen, mein wohlgeborner Herr! Ich bin nämlich auf der Straße gefunden, wie Sie mich da sehen!"

Ich sah sie verblüfft an und wußte nicht, was das heißen sollte, indessen sie fortfuhr sich zu freuen und sagte: „Ja ja, mein gestrenger Herr von braver Abkunft! Ich bin das richtigste Findelkind und heiße mit Namen Dortchen Schönfund und nicht anders, so hat mich mein lieber Pflegevater getauft!"

Nun blickte ich verwundert den Grafen an, der lachte: „Ist das also nun das Ziel deines Witzes? Wir mußten nämlich dieser Tage lachen, als wir Ihre Worte lasen: wenn Sie sich selbst bei der Nase nehmen, so seien Sie sattsam überzeugt, daß Sie zweiunddreißig Ahnen besitzen. Als wir dann weiter lasen, wie Sie sich doch nicht enthalten können, über die Vorfahren einige Betrachtungen anzustellen,

schmollte unser Kind hier und klagte, daß alle, Adelige wie Bürger und Bauern, sich ihrer Abkunft freuen und nur sie allein sich schämen müsse und gar keine Herkunft habe. Denn ich habe sie wirklich auf der Straße gefunden, und sie ist meine brave und kluge Pflegetochter!"

Er strich ihr liebevoll die Locken zurück, die aus ihrer Verbannung im wohlgebauten Nacken an den gebührenden Platz neben den errötenden Wangen zurückstrebten. Betroffen und gerührt bat ich um Verzeihung für die unbewußte Verletzung ihrer Gefühle, die ich begangen. Meine eigene Beschämung, fügte ich bei, habe ich verdient, da ich mich verlocken ließ, die vermeintliche stolze Gräfin abtrumpfen zu wollen, anstatt sie in ihrer Art und Weise ungeschoren zu lassen. Übrigens sei ihr Herkommen doch noch das vornehmste, denn sie komme so recht unmittelbar aus Gottes Hand und man könne sich ja die höchsten und wunderbarsten Dinge darunter denken!

„Nein," versetzte der Graf, „wir wollen keine verwunschene Prinzessin aus ihr machen. Der einfache Hergang ist hier jedermann bekannt, und was jedes Kind weiß, dürfen Sie auch erfahren. Vor zwanzig Jahren, als meine Frau, die einzige, gestorben war, trieb ich mich schmerzlich und trostlos im Lande herum. Eines Abends stieg ich an der österreichischen Donau in einem unserer Stadthäuser ab, das die Geliebte gern und häufig bewohnt hatte. Als ich ins Haus ging, sah ich ein schönes zwei- bis dreijähriges Kind still auf der Steinbank neben dem Portale sitzen, ohne seiner zu achten. Ich ging nochmals aus, um das Abendrot über dem breiten Strome zu sehen, das die Verstorbene so oft aufgesucht; das Kind schlief nun. Als ich eine halbe Stunde später zurückkam, weinte es leise und furchtsam. Ich rief jetzt den Hausmeister herbei, der in seiner Teilnahmlosigkeit von nichts wissen wollte, als daß ein Haufen Auswanderer die Stadt durchschwärmt habe, denen das Kind wohl angehöre. Ich befahl, es ins Haus zu nehmen und zu pflegen, und da die Sache langsam und widerwillig vonstatten ging, nahm

ich es zu mir und gab ihm von meinem eigenen Essen. Die Auswanderer waren allerdings dagewesen, aber schon auf Flößen und Schiffen die Donau hinuntergefahren. Laut den erhobenen polizeilichen Nachforschungen kamen sie aus Schwaben und gingen nach dem südlichen Rußland; allein weder in ihrer alten noch in der neuen Heimat wollte jemand etwas von dem Kinde wissen; nirgends wurde ein solches vermißt, nirgends war es in Büchern oder Schriften der Ausgewanderten eingetragen. Eine Bande Zigeuner, die in der Nähe der Stadt erschien, gab Anlaß zu neuen Untersuchungen. Aber auch da kam nichts heraus. Kurz, das Kind verblieb mir als Findelkind schönster Sorte, wie Sie's da vor sich sehen! Ich verschaffte ihm eine schöne gesicherte Findlingsexistenz, erklärte meine tote Frau zu seiner Patin und nannte es mit ihrem Namen Dorothea. Den Zunamen Schönfund ließ ich durch Amtsgewalt festsetzen, und als die Person sich später gar so gut anließ und ich sie an Kindesstatt in aller Form Rechtens adoptierte, ließ ich noch den hiesigen Orts- und Hausnamen dranhängen. So heißt sie nun Schönfund-W...berg. Zu einer Gräfin konnt' ich sie freilich nicht machen, es ist auch nicht nötig!"

„Bin ich nun mehr zu bemitleiden oder zu beneiden?" fragte mich das schöne Wesen mit leicht geneigtem Haupte.

„Gewiß nur zu beneiden," sagte ich, aus meiner gerührten Verwunderung erwachend; „Sie gleichen einfach einem Stern, der aus der Tiefe des Himmels neu erschienen ist und dem man einen Namen gegeben hat. Ein Stern kann aber wieder verschwinden, während die unsterbliche Seele, die jetzt Ihren Namen trägt, nie mehr vergeht."

Sie bewegte aber den Kopf leise wie zu einem Nein und sagte: „Mit diesem Trost wollen wir uns nicht stark brüsten! Der Findling wird sich so still wieder drücken, wie er gekommen ist!"

Als ich diese Worte nicht recht zu deuten wußte, weil ich die eigene Rede, die sie hervorgerufen, über ihrem Anblicke schon vergessen hatte, sagte der Graf zu mir: „Sie müssen

nämlich wissen, es ist Dortchens Wahrzeichen, daß sie ganz auf eigene Faust nicht an Unsterblichkeit glaubt, und zwar nicht etwa infolge eingeschulter Dinge oder durch fremden Einfluß, sondern auf ursprüngliche Weise, sozusagen von Kindsbeinen auf!"

Dorothea schämte sich wie über ein verratenes Herzensgeheimnis; sie drückte das errötende Gesicht auf den Damast des Tischtuches, daß die Locken sich auf dessen Fläche ausbreiteten. Auf mich aber machte der Vorgang einen Eindruck, welcher dem uns befallenden sanften Schreck oder Schauder gleicht, wenn ein Wesen, das uns bereits mit Wohlgefallen umsponnen hat, mit irgendeiner entschiedenen Eigenschaft plötzlich dicht an die Seele herantritt.

„Da ich nun ganz erkannt bin und durchschaut werde," sagte sie, unversehens sich mit holdem Lächeln aufrichtend, „will ich mich zurückziehen und sorgen, daß wir einen traulichen Winkel für unsern Kaffee finden."

Als ich später den Grafen auf seinen Geschäftsgängen begleitete, da er die Hauptaufsicht über seine Güter selber führte, befrug ich ihn um das Nähere.

„Es ist in der Tat so," antwortete er, „seit sie ihr Urteil nur ein wenig rühren konnte und diese Dinge nennen hörte, wir wissen die Zeit kaum anzugeben, sagte sie mit aller Unbefangenheit, aus dem kindlichsten und reinsten Herzen heraus, daß sie gar nicht absehen und glauben könne, wie die Menschen unsterblich sein sollten. Es kommt allerdings nicht selten vor, daß rechtliche Leute aus allen Ständen dies ursprüngliche schlichte Vergänglichkeitsgefühl ohne weiteres aus der Mutter Natur schöpfen und, ohne skeptischer oder kritischer Art zu sein, dasselbe unbekümmert bewahren wie eine harmlose Selbstverständlichkeit. Aber so lieblich und natürlich wie bei diesem Kinde ist mir die Erscheinung noch nie vorgekommen, und ihre unschuldige Überzeugung veranlaßte mich, der ich Gott und Unsterblichkeit hatte liegen lassen, wie sie lagen, meinen philosophischen Bildungsgang noch einmal vorzunehmen, und als ich auf dem Wege des Denkens und

der Bücher wieder da anlangte, wo das Mädchen von Hause aus gewesen, und Dortchen mir über die Schultern mit in die Bücher guckte, da war es erst merkwürdig, wie sich das gedanklich bestärkte Gefühl in ihr gestaltete. Wer sagt, daß es ohne Unsterblichkeitsglauben weder Poesie noch Lebensweihe in der Welt gebe, der hätte sie sehen müssen; nicht nur Natur und Leben um sie herum, sondern sie selbst wurde wie verklärt. Das Licht der Sonne schien ihr tausendmal schöner als andern Menschen, das Dasein aller Dinge wurde ihr heilig und ebenso der Tod, den sie sehr ernsthaft nimmt, ohne ihn zu fürchten. Sie gewöhnte sich, zu jeder Stunde an ihn zu denken, mitten in der heiteren Freude und im Glücksgefühl, und daß wir einst ohne allen Spaß und für immer abscheiden müssen. Das ganze vorübergehende Dasein unserer Persönlichkeit und ihr Begegnen mit den anderen vergänglichen, belebten und unbelebten Dingen, unser aufblitzendes und verschwindendes Tanzen im Weltlichte hat für sie einen zarten leichten Anhauch bald von milder Trauer, bald von zierlicher Fröhlichkeit, welche den Druck der schwerfälligen Ansprüche des einzelnen nicht aufkommen läßt, während das Gesamtwesen doch besteht. Und welche Pietät und Teilnahme hegt sie für die Sterbenden und Toten! Ihnen, welche ihren Lohn dahin haben und abziehen mußten, wie sie sagt, schmückt sie die Gräber, und es vergeht kein Tag, an welchem sie nicht eine Stunde auf dem Kirchhofe zubringt. Dieser ist ihr Lustgarten und ihr Schmollwinkel, und bald kehrt sie fröhlich und übermütig, bald still und nachdenklich davon zurück."

Solch anmutige Art eignete sich freilich einstweilen nur für ein so sorgloses, leidenfreies und feingebildetes Leben und für die gesunde Jugendkraft; dennoch vermehrte die Schilderung derselben meine Teilnahme und Befangenheit.

„Glaubt sie denn auch nicht an Gott?" fragte ich.

„Schulgerecht," erwiderte der Graf, „sind allerdings beide Fragen unzertrennlich; nach Frauenart macht sie sich jedoch nicht viel aus der Logik, da sie hier mit ihren Be-

griffen nicht fertig ist. Du lieber Gott, sagte sie, was kann ich ärmstes Ding wissen! Bei Gott ist alles möglich, auch daß er existiert! Weiter geht sie aber mit so drolligen Wendungen nicht, vielmehr verursacht ihr in Gespräch und Lektüre eine zu große Freiheit oder Frechheit im Ausdrucke nur Mißbehagen, und allzu grobe Ausfälle duldet sie nicht. Sie sehe nicht ein, sagt sie, warum man gegen den lieben Gott, auch wenn man von seiner Abwesenheit überzeugt sei und ihn nicht fürchte, brauche grob und unverschämt zu sein. Das erscheine ihr mehr als eine schäbige denn tapfere Manier."

Nach der Rückkehr von unserem Gange suchte ich mein idyllisches Quartier im Gartenhaus auf, wo ich mich zu lassen gebeten hatte, als ich nach dem Schlosse übersiedeln sollte. Ich fand jedoch das kleine Gemach bewohnt; denn Dorothea, die sich nach ihrer Übung wieder einmal im untern Saale aufgehalten, war mit der Gärtnerstochter hinaufgestiegen, um nachzusehen, ob es an nichts fehle. Als ich eintrat, sah ich, daß zwei prachtvolle hohe Schilfrohre mit ihren Blütenbüscheln kreuzweise hinter den Spiegel gesteckt waren. Unter dem Spiegel, der in einem verblichenen Rahmen von versilbertem getriebenem Kupfer steckte, lag der Zwiehanschädel auf der Kommode, auf einem Postamente von grünem Moose weich gebettet, und um den Scheitel wand sich ein Kränzlein von Immergrün. Mit den Ellbogen auf das bauchig geschweifte Möbel gestützt, stand Röschen übergelehnt und betrachtete den Kopf aufmerksam mit gerümpftem Näschen und possierlich gespitztem Munde. Etwas zurück stand die Herrin, die Hände auf dem Rücken verschränkt, wie es schien in ernsthaften Gedanken das Werk ihrer Hände gleichfalls beschauend.

„Bewundern Sie unsre Tapezierkünste!" wandte sie sich zu mir, „wir haben Ihrem stummen Reisekameraden den Aufenthalt etwas verschönert und Sie dabei mitgemeint. Soeben bedenke ich aber, daß Sie sich des Gefährten entledigen und ihm die Ruhe gönnen sollten. Wir wollen ihn gelegent-

lich auf unserm Gottesacker begraben, ich habe just eine wohlgeborgene kleine Kopfstelle unter den Bäumen für ihn ausgedacht, die niemals umgegraben wird."

Dieses „gelegentlich", das wie ein Rosenblatt ohne alles Gewicht von ihren Lippen fiel, erklang so gastfreundlich, daß es mir sogleich das Herz erfreute. Doch erwiderte ich, der Schädel müsse nach meinem Vorsatze mit mir in die Heimat zurück, und dort wolle ich ihn endlich wieder der Erde übergeben, wenn das auch als eine leere und unnütze Handlung erscheine.

„Wann gehen Sie denn?" sagte Dortchen.

„Ich denke morgen, wie ausgemacht!"

„Sie gehen nicht, sondern tun, was der Papa rät! Kommen Sie, ich zeig' Ihnen was Hübsches!" Sie öffnete ein altes eingelegtes Schränkchen, das in der Ecke stand, und nahm einige sehr bunte feine und echte chinesische Täßchen aus demselben hervor. „Sehen Sie, die hab' ich von Ihrem und unserm Trödelmännchen erwischt; er hat mir noch mehrere in Aussicht gestellt, aber nicht Wort gehalten bis jetzt. Wir haben sie hieher gebracht, damit Sie uns einmal zum Kaffee bei sich einladen können oder unten im Saal, und damit auch etwas Artiges in Ihrem Zimmer ist! Schau auf, Röschen, so hat Herr Lee Flöte gespielt, als ich ihn zuerst gesehen!"

Sie nahm meinen Stock, hielt ihn wie eine Flöte an den Mund und sang dazu ein paar Zeilen der Freischütz-Arie „Und ob die Wolke sie verhülle", und den Stock weglegend, sang sie in beschleunigtem Tempo, sie übermütig abhaspelnd, die Schlußverzierung mit einer Schönheit und Sicherheit der Stimme, die mich in neues Erstaunen versetzte. Sie sang aber keine Note länger, als sich mit einer kurzen Aufwallung guter Laune vertrug, und das Lied verklang ebenso unerwartet, wie es begonnen. Plötzlich sah sie den Kaplan über den Platz gehen und rief ihm aus dem Fenster zu: „Ehrwürden! kommen Sie ein bißchen zu uns herauf, wir schwatzen hier, bis wir zum Tee wandern, und machen unserm herrlichen

Dulder Odysseus den Hof. Röschen stellt die Nausikaa vor, Sie die heilige Macht Alkinoos', des edlen Phäakenbeherrschers, und ich die Mama Arete, Tochter des göttergleichen Rexenor!"

„Da wären Sie ja meine Gemahlin, gnädigste Heidin!" sagte der geistliche Herr schnaufend, als er in der Tat herangestiegen kam.

„Merken Sie was, o geschorner Diener der heiligen Jungfrau," lachte sie, „welche den Äther beherrscht und thronet auf goldnen Altären?"

„Diese Unterhaltung geht über meinen Horizont!" rief Röschen, nachdem sie dem Kaplan einen der wenigen Stühle zugerückt hatte, und zog sich zurück, indessen jener ein lustiges Plaudern begann und den Krieg mit dem Fräulein fortführte. Schließlich kam noch der Graf, um zu sehen, wo wir alle blieben, und nahm an dem Geplauder teil, bis es dunkelte und der Mond über den Parkbäumen stand, der seinen Schein in das Zimmer hereinsandte. An seiner Gestalt erkannte ich, daß nun vier Wochen verflossen seien, seit ich mit den Arbeitermädchen unter den Silberpappeln am Flusse gesessen, und wunderte mich über den Wechsel der Dinge in einem so einfachen Lebenslauf.

Im Schlosse saß die kleine Gesellschaft dann noch lange beisammen. Im Anfange schien Dortchen noch aufgeregt fröhlich; allmählich wurde sie stiller und begnügte sich, zuweilen an dem großen Flügel kurze Sätze anzuschlagen; zuletzt verschwand sie ohne Abschied.

Ich konnte in jener Nacht keinen Schlaf finden, bis der Morgen graute, ohne daß ich mich deswegen übel befand. Kaum hatte ich eine kurze Zeit geschlafen, so wurde ich geweckt, weil die Stunde der Abreise da war. Verwirrt und in Übereilung kleidete ich mich an und lief hinüber, wo der Graf schon beim Frühstücke saß, der Wagen vor der Türe stand und der Kutscher bei den Pferden. Als wir eingestiegen waren, sagte der Graf: „Nun, wohin soll's gehen?" Keine Dorothea ließ sich sehen, und doch wagte ich weder nach ihr

zu fragen, da ich die Unbefangenheit allbereits eingebüßt, noch vermochte ich ohne Abschied aus dem Lande zu gehen. Ich sagte daher, nachdem ich mich eine Minute besonnen, im letzten Augenblicke, ich wolle dem Vorschlage des Herrn Grafen folgen.

„Gut so!" erwiderte er und ließ die Richtung nach der Stadt einschlagen, von welcher ich hergekommen.

Zwölftes Kapitel

Der gefrorne Christ

Auf der Nordseite des Schlosses bezeichnete ein höheres Fenster den Raum, in welchem die Hauskapelle eingebaut war. In diesem Jahrhundert hatte sie schwerlich noch einen Gottesdienst gesehen; doch war kirchlicher Zier- und Hausrat noch an den Wänden vorhanden, das Gewölbe noch bemalt und nur der Fliesenboden längst von der Bestuhlung geräumt. Dafür stand jetzt in der Mitte desselben ein eiserner Ofen, der den Raum mit seinem Körper und seinen Rohren sattsam erwärmte, und auf einer großen Strohmatte eine Staffelei, vor welcher ich saß und ziemlich rührig arbeitete, während ein leichter Schnee auf der Landschaft lag.

Die lange Unterbrechung, die Erlebnisse, der Beschluß der Entsagung hatten ohne Zweifel eine Freiheit des Blickes und eine Neuheit der Dinge in mir bewirkt oder vielmehr aus dem Schlafe gerufen, die mir jetzt zustatten kamen. Schon während des letzten Aufenthaltes in der Residenz hatte ich alte und neue Bilder gewissermaßen mit neuen Augen angesehen; es war mir wie Schuppen von denselben gefallen und fiel so noch fort, da ich jetzt eifrig und kühl, stürmisch, sorglos und vorsichtig zugleich arbeitete, indem bei jedem Zug ich an den folgenden dachte, ohne durch Zögern den Fluß erstarren zu lassen. Die Erscheinung, daß man später etwas

kann, und zwar ohne Zwischenübung, was man früher nicht zustande gebracht, sei es durch bloße Ruhe der Geisteskräfte, sei es durch Geschickeswechsel, mag wohl öfter vorkommen, als man annimmt. Hier war es der Fall, natürlich innerhalb der Grenzen, die mir überhaupt gezogen sind.

Ich hatte zwei Bilder zugleich begonnen, welche auf diese Weise ordentlich vorwärts schritten, von einer nachhaltig erhellten und erwärmten Stimmung getragen. Das eigentliche schaffende Feuer jedoch war die erwachte Neigung, Liebe oder Verliebtheit, oder wie man den Zustand nennen mag, der erst zu nennen, wenn er durch die Zeit zum Austrag gekommen, stets aber eine alltägliche Erscheinung ist, wie alle großen Notwendigkeiten. Ich hatte meinerzeit das Herz auch einen Muskel und ein mechanisches Pumpwerk nennen gelernt; nun unterlag ich dennoch der Täuschung, daß es das Wohnhaus der Bewegungen sei, die von den Liebeshändeln ausgehen; und trotz der üblichen Scherze über seine heraldische Form auf den Lebkuchen, Spielkarten und andern Volkssymbolen behauptete es sein altes Ansehen, als Dorotheas Gestalt mit dem Nimbus ihrer dunkeln Geburt, ihrer eigentümlichen Weltanschauung, Schönheit und Bildung den Einzug scheinbar in das Herz und nicht in den Kopf hielt; oder wenigstens verrichtete dieser in seinen offenen Licht- und Schallstübchen einen bloßen Pförtner- und Wahrnehmungsdienst, um das Wahrgenommene in die dunkle Purpurmühle der Leidenschaft hinunterzusenden.

Selbst die Vernunft leistete ihre Frondienste und tat ein übriges, ihr gerecht zu werden. Die Vergänglichkeit und Unwiederbringlichkeit des Lebens, durch Dortchens Augen gesehen, ließ mir die Welt bald ebenso in einem stärkeren und tieferen Glanze erscheinen, wie es bei ihr der Fall war; ein sehnsüchtiges Glücksgefühl durchschauerte mich, wenn ich mir nur die Möglichkeit dachte, für das kurze Leben mit ihr in dieser schönen Welt zusammen zu sein. Ich hörte daher ohne alle Bedenklichkeit vom Sein oder Nichtsein jener Dinge sprechen und fühlte ohne Freude oder Schmerz, ohne Spott und

ohne Schwere die anerzogenen Gedanken von Gott und Unsterblichkeit sich in mir lösen und beweglich werden. Die Veranlassung solcher Freiheit war allerdings eine Unfreiheit und für einen Mann nicht gerade rühmlich; im Gefühle hievon suchte ich mich mit Gründen zu schulen und nahm die Zuflucht zu der Bücherei des Grafen. Ich kannte die groben Umrisse der philosophischen Geschichte, aus denen die letzten Fragen für den Unerfahrenen nicht klar hervorgehen. Jetzt griff ich zu den eben in der Verbreitung begriffenen Werken des lebendigen Philosophen, der nur diese Fragen in seiner klassisch monotonen, aber leidenschaftlichen Sprache, dem allgemeinen Verständnisse zugänglich, um und um wendete und gleich einem Zaubervogel, der in einsamem Busche sitzt, den Gott aus der Brust von Tausenden hinwegsang.

Der Graf gehörte geistig und zum Teil auch persönlich dem Verbande von Männern an, welche den begeisterten Kultus des Philosophen förderten, wenn er auch nicht die Ansicht und die Hoffnung teilte, daß er zunächst die politische Freiheit unfehlbar bringen müsse. Er hatte mich als Gastfreund nicht auf die Sache stoßen wollen; als ich aber jetzt den gewöhnlichen Anfangswiderstand gegen die neuen Einflüsse erhob und die Veränderungen untersuchte, welchen ich in moralischer Hinsicht ausgesetzt sein dürfte, begann ein gewisses Kannegießern über den lieben Gott, welches mich freilich von den Kinderschuhen an begleitet hat.

Über diese Dinge längst beruhigt, ward der Graf etwas ungeduldig und sagte:

„Es ist mir ganz gleichgültig, ob Sie an den lieben Gott glauben oder nicht! denn ich halte Sie für einen Menschen, bei welchem es nicht darauf ankommt, ob er den Grund seines Daseins und Bewußtseins außer sich oder in sich verlegt, und wenn dem nicht so wäre, wenn ich denken müßte, Sie wären ein anderer mit Gott und ein anderer ohne Gott, so würde ich nicht das Vertrauen zu Ihnen hegen, das ich wirklich empfinde. Dies ist es auch, was diese Zeiten zu voll-

bringen und herbeizuführen haben: nämlich vollkommene Sicherheit von Recht und Ehre bei jedem Glauben und jeder Anschauung, und zwar nicht nur im Staatsgesetz, sondern auch im persönlichen vertraulichen Verhalten der Menschen zueinander. Es handelt sich nicht um Atheismus und Freigeisterei, um Frivolität, Zweifelsucht und Weltschmerz und welche Spitznamen man alles erfunden hat für kränkliche Dinge! Es handelt sich um das Recht, ruhig zu bleiben im Gemüt, was auch die Ergebnisse des Nachdenkens und des Forschens sein mögen. Übrigens geht der Mensch in die Schule alle Tage, und keiner vermag mit Sicherheit vorauszusagen, was er am Abend seines Lebens glauben werde. Darum wollen wir die unbedingte Freiheit des Gewissens nach allen Seiten. Aber dahin muß die Welt gelangen, daß sie mit eben der guten Ruhe, mit welcher sie ein unbekanntes Naturgesetz, einen neuen Stern am Himmel entdeckt, auch die Vorgänge und Ergebnisse des geistigen Lebens hinnimmt und betrachtet, auf alles gefaßt und stets sich selbst gleich, als eine Menschheit, die in der Sonne steht und sagt: Hier steh' ich!"

Es dauerte jedoch nicht lang, so bedurfte ich der Zurechtweisungen des freidenkenden Grafen nicht mehr, sondern wandelte selbständig auf demselben Pfade weiter und fand mich in der eintönig erregten Sprache des großen Gottesfreundes zurecht, wenn man ironischer- oder auch ernsthafterweise denjenigen so nennen darf, der sich ein Leben lang von seinem geliebten Gegenstande nicht trennen konnte. Wie alle Neubekehrten wurde ich sogar eifriger als die andern, und die Fackel, mit der ich in meine alten Gedankenwälder hineinleuchtete, brannte um so heißer, als sie an dem Feuer der Liebe angezündet war. Ich kannegießerte nun in entgegengesetztem Sinne, besonders während der länger gewordenen Abende, wo der wunderliche Kaplan, angezogen von dem Streite, sich einfand, um den neuen Abgefallenen in seiner Art zur Rechenschaft zu ziehen.

Dieser Mann war vorzüglich drei Dinge, nämlich ein

leidenschaftlicher Esser und Trinker, ein großer religiöser Idealist und ein noch größerer Humorist, und zwar letzteres fast nur in dem Sinne, daß er alle Viertelstunden das Wort Humor gebrauchte und es zum Maßstabe und Kriterium alles dessen machte, was irgendwie vorfiel und gesprochen wurde. Alles was er selbst tat, redete und fühlte, gab er zunächst für humoristisch aus, und obgleich es dies nur in den minderen Fällen war und mehr in einem maßlosen Klappern und Feuerwerken mit Gegensätzen, Bildern und Gleichnissen bestand, so erzeugte dies Wesen dennoch einen gewissen Humor, besonders wenn wir alle zusammensaßen und er uns mit ungeheurem Wortschwall erklärte, was Humor sei und wie wir dieser Gottesgabe auch nicht eines Senfkörnleins groß besäßen.

Er las eifrigst alle humoristischen Schriften und alle, welche vom Humor handelten, und hatte ein ordentliches System über dies Feuchte, Flüssige, Atherische, Weltumplätschernde, wie er es nannte, aufgebaut, das ziemlich mit dem Charakter seiner Theologie zusammenhing. Cervantes führte er ebensooft im Munde wie Shakespeare, aber er fand den größten Gefallen an den unzähligen Prügeln, welche Sancho und der Ritter bekommen, an den Einseifungen, Prellereien und derben Sachen aller Art. So wenig er die Schätze von Weisheit und Edelsinn bemerkte, die dem manchanischen Herren vom Autor in den Mund gelegt waren, in rapidem Wechsel mit den Ausbrüchen der Torheit, so wenig konnte oder wollte er den feineren Spott sehen, besonders wenn er wie auf ihn selbst gemünzt erschien, was dann zu den Versicherungen seines eigenen Humors den ergötzlichsten Gegensatz bildete. So sah er in dem Abenteuer in der Höhle des Montesino nur eine äußerliche komische Schnurre. Den Humor, der in dem langen Seile liegt, das ganz nutzlos abgerollt wird, indessen der Ritter schon im Anfange die Augen schließt, wie alle, die sich selbst belügen und damit andere terrorisieren, und die Art, wie er sich nachher immer wieder wegen des in der Höhle Gesehenen benimmt,

dies alles gewahrte er nicht oder rümpfte unmerklich die Nase dazu.

Sein Idealismus, und er nannte sich bald rühmend, bald entschuldigend einen Idealisten, bestand darin, daß er gegenüber seinen Zuhörern, welche alles Wirkliche und Geschehende, sofern es sein eigenes Wesen ausreichend und gelungen ausdrückt und darstellt, für ideal hielten, eben dieses Wirkliche und Gewordene materiellen und groben Mist oder Staub schalt und dagegen alles Niegesehene, Nichtbegriffene, Namenlose und Unaussprechliche ideal hieß, was ebenso gut war, als wenn man einen leeren Raum am Himmel Vorpommern nennen wollte. So nannte er auch jedes dilettantische pfuschende Treiben, aus dem nichts werden konnte, eine ideale Bestrebung, wenn es auch noch so verkehrt und anmaßlich war; die aufopfernde ernste Arbeit in Wissenschaft und Kunst dagegen, die zum Gelingen führte, war ihm ein am Irdischen klebendes Haschen nach Erfolg, nach Ehre und Gut. Den Baumeister, dessen Kirchtürme zusammenfielen, pries er als einen tragisch gestellten Idealisten, denjenigen, dem sie stehen blieben, einen materialistischen Glücksjäger.

Als katholischer Priester war er duldsam und über seine Kirche hinaus; hierüber schwieg er bescheiden und rühmte sich nicht. Den aufgeklärten Deismus aber, welchem er huldigte, vertrat er fanatischer als irgendein Pfaffe seine Satzungen. Er suchte einen rechten Höllenzwang auszuüben mit idealen und humoristischen Redensarten und baute seine Scheiterhaufen aus Antithesen, hinkenden Gleichnissen und gewaltsamen Witzen, auf denen er den Verstand, guten Willen und sogar das Gewissen der Gegner zu verbrennen trachtete, seiner eigenen Meinung zum angenehmen Brandopfer.

Diese tapfere Lieblingsbeschäftigung, nebst der Gastfreundschaft des Grafen, führte ihn häufig in das Haus, und da er zugleich ein ehrlicher Gesell und redlicher Helfer bei wohltätigen Unternehmungen war, so gereichte er zum Nutzen wie

zur bleibenden Heiterkeit des Hauses. Besonders Dorothea wußte ihn mit der leichtesten Anmut in den Irrgärten seines fanatischen Humors herumzuführen, neckisch vor ihm her zu huschen und durch die Buschwerke seines krausen Witzes zu schlüpfen. Unergründlich war es dabei, ob mehr ein heiteres Wohlwollen oder ein bedenklicher Mutwillen im Spiele lag; denn ebensooft, als sie dem Kaplane Gelegenheit gab zu glänzen, verlockte sie seine Eitelkeit auf das Eis, wo sein Witz das Bein brach.

Das war nun der richtige Mann, an welchem ich meine neuen Waffen zu üben Gelegenheit fand, und ich tat es um so rücksichtsloser, als ich gegen Unarten focht, denen ich selber schon in mehr als einer Hinsicht gefrönt hatte. Nach dem ersten wehmütigen Erstaunen über meinen Abfall holte er mit verdoppelter Kraft aus, um mich niederzustrecken; da ich aber das schonende Maß, dessen er gewohnt war, mit weniger Lebensart als neophytischer Kampflust überschritt, ihm phantastische Ausfälle und humoristische Stiche in gleicher schlechter Münze zurückgab, wurde er verstimmt und ging mehr als einmal der geselligen Erholung verlustig, welche er nach tagelangem Messelesen und Ministrieren gesucht hatte. Hierüber wurde ich meinerseits betroffen; ich verwunderte mich, wie wenig der Mensch sich zu ändern imstande ist, wenn ich an das Erlebnis mit Ferdinand Lys zurückdachte, wo ich mich sogar einer schlimmern Aufführung schuldig gemacht und mit einem Degen in der Hand auf der entgegengesetzten Seite, derjenigen des Kaplans gestanden hatte. Ich faßte den Vorsatz, mich zu mäßigen und zu bessern, verfiel aber von neuem in den alten Fehler. Dadurch wurde ich als ein angehender Ruhestörer selbst der Schonung bedürftig, fühlte es und wurde selber betrübt.

Allein es war schon dafür gesorgt, daß dem bedrängten Kaplan eine unerwartete Hilfe kommen sollte. Eines Tages rasselte ein offenes Fuhrwerk, bespannt mit einem schwerfälligen Bauernpferde, vor das Schloß. Auf dem Bock saß ein ländlicher Kutscher mit einer Tabakspfeife im Munde, in

dem beckenförmigen Kasten dagegen, wie in der Muschel der Venus, ein seltsamer Mann mit einem großen Schlapphute, ebenfalls eine Pfeife im Munde tragend. Neben ihm lehnte ein mannshoher Kornsack, der aber mit vielen größeren und kleineren, eckigen und runden Gegenständen gefüllt schien und oben mit Mühe zusammengeschnürt war, so daß sich auf dem Haupte nur ein niedriges Faltenkrönlein hatte bilden können. Diesen Sack hielt der Insasse des Fuhrwerkes mit der einen Hand aufrecht, vor allem besorgt, daß er mit Vorsicht abgeladen würde. Als das geschehen, sprang er gleich nach und blieb bei dem Sacke stehen, denselben aufrecht haltend, weil er ihn um keinen Preis auf die etwas feuchte Erde wollte fallen lassen. Das machte ihm den nun folgenden Wortwechsel mit dem Fuhrmann schwierig zu führen, der sich wegen der Bezahlung des Fahrgeldes nicht wollte aufhalten lassen, während der Reisende sowohl die Höhe des geforderten Lohnes bestritt, als einen Aufschub verlangte, bis er seine Briefe abgegeben und seine Ankunft auf dem Grafensitze gehörig ausgeführt habe. Mit sprudelndem Munde, immer neben der Pfeife redend, suchte er sich mit dem Fahrknechte zu verständigen, sah sich aber stets in den nötigen Gebärden und im Hervorsuchen der Briefe gehindert, weil der Sack umfallen wollte, wenn er ihn losließ. Endlich kam ein Hausdiener herbei, der nach seinen Angelegenheiten fragte.

„Dies ist mein Gepäcke, guter Freund!" sagte der Mann, „halten Sie's ein wenig, damit ich meine Empfehlungsbriefe an den Herren Grafen finden kann, den ich herbeizurufen bitte!"

Der Diener hielt den Sack, der Reisende holte ein paar Briefe aus einer dicken Brieftasche und gab sie dem Diener, worauf dieser ins Haus ging und jener den Sack wieder selbst hielt. Nach einiger Zeit erschien der Graf mit einem der Briefe in der Hand, um nach dem Ankömmling zu sehen. Dieser streckte ihm, an seiner Sackſäule stehend, die freie Hand entgegen und rief:

„Ich grüße Sie, edler Mann und Genosse! Ist es nicht eine Freude zu leben, mit Hutten zu reden?"

„Habe ich die Ehre, Herrn Peter Gilgus zu sehen, der mir hier von den Freunden empfohlen wird?" antwortete Graf Dietrich.

„Der bin ich! Ist es nicht eine Freude zu leben?"

„Gewiß! Aber machen Sie es sich doch etwas bequemer! Wollen Sie Ihr Gepäcke nicht abgeben und ins Haus treten?"

„Ich kann nicht, bevor ich ein Wort mit Ihnen gesprochen!"

Der Graf näherte sich dem Manne, der ihm eine vertrauliche Mitteilung machte, worauf jener dem Fuhrmann bedeutete, daß er werde zufriedengestellt werden und mit seinem Fahrzeuge nur vorerst nach den Wirtschaftsgebäuden gehen und samt dem Pferde etwas zu sich nehmen möge.

Hierauf wurde der Sack wohlbehalten von zwei Leuten in das Haus getragen und der Fremde vom Grafen auf sein Zimmer genommen, wo er weitere Rücksprache mit demselben pflag.

Herr Peter Gilgus war ein im mittleren Deutschland weggelaufener Schullehrer und ein Apostel des Atheismus, der im wörtlichen Sinne ausgezogen war, die Welt zu sehen und zu genießen, nachdem der liebe Gott aus derselben weggeschickt worden. Dies Ereignis hielt er für einen unberechenbaren Glücksfall, und er rief unaufhörlich, wo er hinkam: „Es ist eine Freude zu leben!" als ob die Welt in der Tat von ihrem größten Feinde und Bedrücker soeben befreit worden wäre, seit er die Werke des Philosophen gelesen. Er betrug sich demgemäß, wie wenn es fortwährend Sonntag und der Braten am Spieße wäre, oder wie die Bevölkerung eines kleinen Herzogtums, dessen Tyrann entflohen, oder wie ein Nest voll Mäuse, wenn die Katz aus dem Hause ist.

Als Schulmeister mochte er von der Geistlichkeit freilich arg gedrückt worden sein; allein er freute sich über die Ver-

treibung Gottes doch mehr als billig. Immer von neuem erstaunte er über die Herrlichkeit des Gedankens, von dem unseligen Begriffe frei und jeder größern oder kleineren Abhängigkeit von demselben ledig zu sein. Immer wieder ballte er die Faust gegen die ganze lange Vergangenheit voll anthropomorphischer Götter; aufs neue bestieg er jeden kleinen Hügel, reckte die Hand aus und pries die Schönheit der grünen Welt, jubelte über die wolkenlose tiefe Bläue des entgötterten Himmels und trank bäuchlings liegend aus Quellen und Bächen, welche noch nie so reines und frisches Wasser geliefert hätten wie jetzt. Das hinderte ihn jedoch nicht, sobald eine anhaltende Kälte oder ein langes Regenwetter eintrat, sehr ungehalten zu werden und einen persönlichen Groll mit altherkömmlichen Fluchworten zu äußern, wie man sie nur gegen persönlich existierende Urheber von widerwärtigen Wirkungen braucht.

Nach seinem Auszuge hatte er zuerst das Haupt der Schule, den Philosophen, aufgesucht, acht Tage lang verehrt und ihm zur Weiterreise die geringe Barschaft abgeborgt, welche der in freiwilliger Armut und Bedürfnislosigkeit lebende Weltweise gerade besaß. Derselbe gab ihm ein paar Briefe an wohlhabendere Verehrer mit, diese sandten ihn wieder andern Freunden zu, und so zog er seit einem Jahre von Stadt zu Stadt, von einem Landgut zum andern, lebte herrlich und in Freuden und lobte die angebrochene neue Ära. Jetzt war er endlich auch zum Grafen Dietrich gekommen, der schon von ihm wissen mochte. Als er mit dem neuen Gaste zu Tisch kam, war er schon ein wenig ermüdet von dessen lauten Gesprächen und Ausrufungen; der Gast aber, indem er den Löffel in die gute Suppe tauchte, rief und sprudelte über dicke Lippen hinaus: „Es ist eine Freude zu leben!“

In mir witterte er augenblicklich einen Schützling und Mitgast des Hauses, machte sich nach dem Essen an mich und zwang mich, ihn auf das ihm bestimmte Zimmer zu begleiten; unter tausend Fragen begann er sich einzurichten und seinen Sack auszupacken, der ihm als Reisekoffer diente.

Neben einer Anzahl verschiedener Kleidungsstücke, von denen keines zum andern recht paßte, kamen die wunderlichsten Habseligkeiten zum Vorschein, und auf jedes Stück legte er einen Affektionswert. Jeden Band in ein besonderes Tüchlein gewickelt, förderte er die in rotes Leder gebundenen Werke des Meisters zutage und stellte sie feierlich auf den Schreibtisch, der im Zimmer war. Dann zog er ein dickes Stück von ungebleichtem Zwilch, viele Ellen, heraus, wovon er sich im Sommer eine deutsche Turnerkleidung dachte anfertigen zu lassen. Hierauf kamen andere Bücher; hierauf rollten einige Metzen schöne Borsdorfer Äpfel hervor, von einer schönen Gutsfrau geschenkt, wie er sagte; sodann folgte ein Stück Pökelfleisch, in Papier gewickelt; hierauf eine blaue zusammengelegte Steppdecke, zwischen welcher ein Bund Strickgarn lag zu neuen Strümpfen. Beim Anblick aller dieser Dinge mußte man ihm lassen, daß er die Vorsehung Gottes leidlich zu ersetzen und an alles zu denken verstehe, dessen er etwa bedürftig werden könnte. Nachdem er noch einiges aus der Tiefe des Sackes hervorgeholt, unter anderm eine kleine Schwarzwälder Uhr, kroch er mit dem Kopfe hinein und zog aus dem untersten Grunde einen zusammengerollten rotblumigen Hausrock hervor. Denselben entfaltend, enthüllte er eine mäßige Schachtel, in welcher das Modell eines Auges von der Größe eines Kindskopfes gebettet lag.

Gilgus öffnete die Schachtel und nahm das Auge sorgfältig heraus, um zu sehen, ob es nicht Schaden gelitten. Es war von Wachs und Glas angefertigt und konnte zerlegt werden, um zu Unterrichtszwecken den Bau des menschlichen Auges vorzuweisen. Bei seinem Auszug hatte er das Auge aus der kleinen Naturaliensammlung seiner Schule mitlaufen lassen, und es liefen deshalb überall kleine amtliche Verfolgungen hinter ihm drein, so oft sein Aufenthalt ausgemittelt wurde; allein er gab es nicht wieder her.

Jetzt blies er den Staub davon, setzte es feierlich auf den Schreibtisch und rief: „Das ist das wahre Auge Gottes!“

Dieses Auge Gottes hatte natürlich nur die allergröbste

Einrichtung, und Gilgusens Kenntnis ging über dieselbe nicht hinaus; dennoch mußte sie ihm dazu dienen, seine Freudenbotschaft mit dem Mantel der Naturwissenschaften zu schmücken, und er führte das Auge gleichsam als Wahrzeichen mit sich für jene Erscheinung im großen, wenn die gedachten Wissenschaften beim Beginn einer neuen Reihe von Entdeckungen dem Unendlichen jedesmal zuschreien: Holla! Wir wissen jetzt, wie's gemacht wird!

Außerdem diente ihm das Auge noch als Geheimarchiv und Schatzkammer. Er öffnete den Apfel und leerte den hohlen Innenraum, dessen Inhalt vom Fahren durcheinandergerüttelt worden. Aus einer großen Flocke Baumwolle wikkelte er eine goldene Busennadel, ein silbernes Uhrkettchen, ein paar Fingerringe, und zeigte mir diese Schätze mit Wohlgefallen. Auf ein Bündelchen Rechnungen, ein Punschrezept, ein Bündelchen Liebesbriefe, die er von den Stubenmädchen seiner Gastfreunde erhalten, wies er mehr andeutend hin, wogegen er ein Lotterielos mit ernster Miene entfaltete, wie wenn es eine Staatsobligation wäre, und es standen allerdings mehrere Hunderttausende in großen und kleinen Posten darauf gedruckt; eine kleine in Papier eingeschlagene Barschaft bezeichnete er als Reservefonds, welchen er unter keinen Umständen angreife und deshalb hier aufbewahre. Ein vertrocknetes Blumensträußchen ergänzte die Sammlung und knüpfte versöhnend an das menschlich Liebenswürdige an.

Alles das war in dem Auge, und er legte das Gefüllsel nun in die leere Schachtel und verschloß diese in einer Schublade; denn er dachte das anatomische Modell in den bevorstehenden lehrreichen Gesprächen zum Vorschein zu bringen.

Gleich am ersten Abend, als der Kaplan zur Gesellschaft kam, nahm er diesen zum Zielpunkt seines apostolischen Eifers, und es entstand ein gewaltiger Lärm, bis der Geistliche die Karikatur in dem Ankömmling erkannte, plötzlich mit vergnügtem Augenblinzeln seine Fechtart veränderte und dem lärmenden, mit blasphemischen Kühnheiten um sich wer-

fenden Peter Gilgus zu schmeicheln begann. Er schätze sich glücklich, sagte er, eine so ausgesprochene und in ihrer Art vollkommene Erscheinung begrüßen und studieren zu können; alles absolut Entgegengesetzte müsse sich stärker anziehen als das Halbe, und sich schließlich in einem höheren Elemente vereinigen. Ein leidenschaftlicher Liebhaber Gottes und ein leidenschaftlicher Leugner Gottes zögen im Grunde an demselben Wagen, von dem der eine so wenig loskommen könne als der andere, und so biete er ihm als treuer Gefährte seine Freundschaft an. Eine so fleißige und beharrliche Gottesleugnerei sei eigentlich nur eine andere Art von versteckter Gottesfurcht, wie es in den ersten Zeiten Heilige gegeben habe, welche den Schein großer Lasterhaftigkeit zur Schau trugen, um in der Verachtung um so ungestörter der göttlichen Inbrunst sich hinzugeben.

Der verdutzte Gilgus wußte nicht, wie ihm geschah, und suchte sich mit sprudelnder Ungebärdigkeit zu helfen; doch der fröhliche Kaplan umwickelte ihn so dicht mit hundert zärtlichen Späßchen, tröstete ihn, der Herrgott habe schon längst ein Auge auf ihn und es werde noch alles gut werden, daß er sich doch gewissermaßen geschmeichelt fühlte und sich auf den nächsten Tag zu einem guten Pfarrfrühstück bei dem Kaplan einladen ließ. Dort lieferten sie sich zuerst wieder eine Wortschlacht; dann zechten sie und schlossen Freundschaft, zogen miteinander über Feld und in den Wirtshäusern herum, wo der Kaplan immer neue Späße mit seinem Freunde anstellte; denn er blieb immer bei Sinnen und boshaft, während Gilgus den Verstand verlor, sobald er angetrunken war, und über die Größe seines Schicksals, über die Feierlichkeit der Zeit, wo es eine Freude zu leben sei, jämmerlich zu weinen begann. Wenn der Kaplan ihn in solcher Verfassung abends oder mittags ins Schloß bringen konnte, so erreichte sein Vergnügen den höchsten Gipfel. Der Graf lächelte bald heiter, bald verdrießlich, Dorothea dagegen lachte voll neugieriger Lustbarkeit, da sie dergleichen noch nie gesehen, besonders wenn Gilgus vor ihr auf die Knie fiel und weinend

den Saum ihres Gewandes küßte; denn er hatte die Gärtnerstochter, mit der er zuerst schön getan, sogleich stehen lassen, als er vernahm, daß Dortchen keine Gräfin und eine starkgeistige, freigesinnte Person sei, und offenbar hielt er sie vorläufig für dazu bestimmt, die Freude am großen Weltaugenblick und am Leben mit ihm zu teilen.

War er dann nach manchem Auftritte derart wieder nüchtern geworden, so verfiel er in tiefsinnige Trauer, und um die Scharte auszuwetzen, beging er allerhand Kraftstücke. Trotz der kühlen Jahreszeit stürzte er sich badend in Teiche und Mühlbäche, so daß man in der Nähe oder Ferne unvermutet seine nackte Gestalt auf- und untertauchen sah. Mit blauem Gesicht und nassen Haaren stellte er sich dann als neu- und wiedergeboren vor, und der Kaplan sowohl als Dortchen und selbst das mutwillige Röschen fanden ihre tägliche Belustigung an seinem Treiben. Der Kaplan wußte bereits, daß die Bauern davon sprachen, den heidnischen Wassermann einmal aufzufischen und mit Haferstroh trocken zu bürsten, und auch hierauf freute er sich im voraus.

Ich aber wurde durch den ganzen Vorgang nicht nur veranlaßt, die eigene Streitlust zu mäßigen, ja sogar mich stillzuhalten, sondern ich fühlte mich beschämt, neben dem sonderbaren Gesellen als ein kaum minder abenteuerlicher Gast dazustehen. Vollends die Art, wie jener sein Auge auf die Schönheit des Hauses geworfen, erinnerte mich daran, daß ich selbst ja das gleiche getan und noch tue, wenn ich auch noch nichts verraten oder zu verraten bis zur Stunde willens gewesen sei. Und das holde Gelächter, welches Dorothea in allen Züchten öfter hören ließ, verdiente ich ja selbst schon in meinem innersten Herzen. Wenn ich aufrichtig gegen mich sein wollte, so mußte ich gestehen, ich sei allein um Dorotheas willen noch dageblieben, nur besaß ich nicht den Mut, es merken zu lassen oder etwas zu hoffen. Ich war also womöglich noch närrischer als der Peter Gilgus.

Ich geriet durch alle diese widersprechenden Empfindungen und Gedanken in eine Art von Erstarrung, in welcher ich mich

auf meine Arbeit und das stille Studium der philosophischen Bücher zurückzog, ohne an den Disputationen weiter teilzunehmen. Die Verliebtheit dauerte dabei fort, aber wie das Blühen der Pflanzen, das in eingetretener Frühlingskühle eine Weile unentschieden bei halbgeöffneten Kelchen anhält. Und gleichmäßig verharrte ich in der Verachtung einer Nebenbuhlerschaft, als welche ich das Verhalten des Gilgus hinsichtlich der neuen Weltanschauung sowohl, als dem Weibe gegenüber betrachtete, was freilich weder zeitgemäß noch sehr menschlich war.

Eines Vormittags kam er aufgeregt und geputzt zu mir gestürzt, als ich ziemlich gesammelt und dennoch herb wie eine alte Jungfer an meiner Arbeit saß. Er trug auf dem Leibe einen braunen Frack mit vergoldeten Knöpfen, auf dem Kopf eine hellfarbige Reisemütze, obgleich es Winter war. Die Angelegenheit mit Dorothea, rief er, müsse sich entscheiden; eine Verbindung eines Mannes wie er mit einer Person wie Dorothea wäre zu typisch, als daß sie unterbleiben dürfte; sie sei geradezu eine philosophiegeschichtliche Pflicht, denn die Erlösung der Welt von der Gottesidee müsse sich erst recht vollziehen durch die Vermählung freier Geschlechtsrepräsentanten, und so weiter. Ich war von der schlechten Gesellschaft in meiner Neigung so beschämt und vergrämt, daß ich über die Narrheit nicht einmal zu lachen imstande war. Überhaupt belustigte mich die Sache keineswegs, indem sie selbst einen leichten Schatten auf das unbefangene Dortchen zu werfen schien.

Ich fragte ihn daher unwirsch, ob er in seinem Fracke schon auf dem Weg sei, den Heiratsantrag zu machen?

„Nein," sagte er, „heute noch nicht! Ich will mich erst einige Tage nur etwas sorgfältiger tragen, wie es sich auf Freiersfüßen geziemt. Steht mir dieser Frack nicht gut? Ich habe ihn von einem atheistischen Bankier geschenkt bekommen, einem großen Gönner unsers Bundes, der freilich des Sonntags noch in die Kirche geht; denn er hat Rück-

sichten zu nehmen. O, wenn mein armes Mütterchen das Glück noch erlebt hätte, das ich haben werde!"

„Ihr Mütterchen? Ist es tot?"

„Schon seit zwei Jahren! Sie hat die Befreiung des Menschengeschlechtes nicht mehr gesehen! Die trockenen Blumen, die ich im Auge Gottes aufbewahre, hat sie mir noch an meinem letzten Geburtstage geschenkt, den sie erlebte! Sie hat dieselben um einen Kreuzer auf dem Markte eingehandelt!"

Ein neuer Stich ging mir ins Herz; auch auf eine liebende Mutter behauptete der Narr Anspruch zu machen, und am Ende war er noch ein besserer Sohn als ich, der ich dasaß und die meinige so gut als vergaß, obschon ich wußte, daß sie meiner harrte. So ist unser Leben aus Wirrsal gewebt, daß wir dem Nächsten kaum einen Tadel zuwenden, den wir nicht, noch eh er ihn vernommen, auf uns selbst beziehen können.

Einige Minuten, nachdem Gilgus fortgestürmt war, trat Dorothea mit einem Körbchen voll schöner Trauben und Birnen herein.

„Sie sind jetzt so fleißig und zurückgezogen," sagte sie, „daß man Ihnen die kleinen Erquicklichkeiten nachtragen muß. Essen Sie von diesen Früchten, sonst werden Sie mir zu trocken! Dafür sollen Sie uns einen guten Rat geben! Malen Sie jedoch weiter, ich seh' Ihnen gerne zu!"

Sie nahm einen Stuhl und setzte sich zu mir.

„Papa schreibt Briefe," fuhr sie fort, „mit denen er Herrn Gilgus fortschicken will; denn er mag ihn nicht mehr da haben. Gilgus hat heute früh die Ackerleute, die auf dem Felde pflügen, angepredigt wie Jonas die Leute zu Ninive, sie sollten Buße tun und von ihrem heidnischen Gottesglauben ablassen. Das kann so nicht weitergehen. Papa will ihn heute noch wegschicken, in ziemliche Entfernung, und mit wohlmeinenden Uriasbriefen dahin wirken, daß er weiterhin versorgt und an eine vernünftige Beschäftigung gebunden wird."

„Und was kann ich denn dazu raten?“ frug ich.

„Nicht sowohl raten, als helfen! Sie sollen ihm, sofern er sich sträubt, zureden und die Reise als etwas Notwendiges und Vergnügliches darstellen. Dann stehen ein paar Koffer bereit, welche den Inhalt seines schrecklichen Sackes wohl aufnehmen werden. Da Sie ihm in seinem letzten Stündlein beistehen werden, so müssen Sie ihn überzeugen, daß der Sack unschicklich und verdächtig sei, und wie zufällig die Koffer herbeischaffen. Es könnte sich nämlich ereignen, daß er störrisch wäre und sie nicht wollte, und doch mag der Vater ihn nicht mit dem Kornsacke aus seinem Hause abreisen sehen.“

Ich befürchtete zwar nicht, daß Gilgus die Koffer zurückweise, versprach aber mein Bestes zu tun. Sie aber sagte: „Nun schau' ich noch ein wenig zu, wenn es erlaubt ist!“ schlug die Arme ineinander und saß eine Viertelstunde neben mir, ohne daß sie oder ich etwas dazu sprach.

Als ich endlich einen mißlungenen Stein, der im Vordergrunde meines Bildes lag, mit der Spachtel wegräumte, sagte sie: „Hopsa! Weg damit!“ Dann erhob sie sich, dankte mir für geneigte Audienz und zog sich zurück, indem sie mir zugleich empfahl, mich vor Tisch sehen zu lassen, um zu erfahren, wie es gehe in der bewußten Sache.

Es ging auch ohne Schwierigkeit alles vonstatten, wie man wünschte; Gilgus fuhr ganz still und weichmütig mit wohlbepacktem Gefährte von hinnen, nach der nächsten Posthalterei, um dort am frühen Morgen weiterzureisen. Als der Kaplan abends zum Tee erschien, fand er es so still und friedlich, wie wenn eine Mühle abgestanden wäre. Er hatte in der letzten Zeit zuweilen einen der älteren deutschen Mystiker mitgebracht in der Absicht, das grundtiefe und kühne Wesen solcher Geister dem neuesten Geiste gegenüberzustellen, der ebenso tiefgehend und kühn war selbst in der verzerrten Darstellung durch Gilgus, und da es ihm hauptsächlich um das Phantasienährende und Parabolische zu tun war, dem er nachjagte, so gab es manche Ausbeute bald zu seinen

Gunsten, bald zugunsten der andern. Für heute hatte er des Angelus Silesius Cherubinischen Wandersmann aufgegriffen und bedauerte, daß Gilgus nicht mehr da war, da er denselben durch den Vortrag der wunderlichen Reime zugleich zu reizen und zu bannen, uns aber in spaßhafte Verlegenheit zu setzen hoffte.

Wir baten ihn, dennoch vorzulesen, und die kleine Gesellschaft empfand die größte Freude über den vehementen Gottesschauer, seine lebendige Sprache und poetische Glut. Das wollte ihm aber auch nicht recht passen; er begann immer eifriger und nachdrücklicher zu lesen, und mit jeder Seite, die er umschlug, erhöhte sich die Teilnahme an der munteren Geisteserscheinung, bis er das Büchlein halb ärgerlich und ermüdet weglegte.

Nun nahm es der Graf in die Hand, blätterte darin und sagte dann:

„Es ist ein recht wesentliches und charaktervolles Büchlein! Wie richtig und trefflich fängt es gleich an mit dem Reimpaar:

Rein wie das feinste Gold, steif wie ein Felsenstein,
Ganz lauter wie Kristall soll dein Gemüte sein.

„Kann man treffender die Grundlage aller solcher Übungen und Denkarten, seien sie bejahend oder verneinend, und den Wert bezeichnen, den man von vornherein hinzubringen muß, wenn die ganze Sache erheblich sein soll? Wenn wir uns aber weiter umsehen, so finden wir mit Vergnügen, wie die Extreme sich berühren und im Umwenden eines in das andere umschlagen kann. Glaubt man nicht unsern Ludwig Feuerbach zu hören, wenn wir die Verse lesen.

Ich bin so groß als Gott, Er ist als ich so klein,
Er kann nicht über mich, ich unter Ihm nicht sein?

Ferner:

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben,
Werd' ich zunicht', Er muß vor Not den Geist aufgeben.

Auch dies:

Daß Gott so selig ist und lebet ohn' Verlangen,
Hat Er sowohl von mir, als ich von Ihm empfangen.

Oder:

Ich bin so reich als Gott, es kann kein Stäublein sein,
Das ich (Mensch, glaube mir) mit Ihm nicht hab' gemein.

Und nun gar:

Was man von Gott gesagt, das g'nüget mir noch nicht;
Die Über-Gottheit ist mein Leben und mein Licht.
— Wo soll ich dann nun hin?
Ich muß noch über Gott in eine Wüsten ziehn.

Und wie einfach wahr findet man das Wesen der Zeit besungen in diesem Sinngedichtchen: Man muß sich überschwenken:

Mensch! wo du deinen Geist schwingst über Ort und Zeit,
So kannst du jeden Blick sein in der Ewigkeit.

Dann: Der Mensch ist Ewigkeit:

Ich selbst bin Ewigkeit, wann ich die Zeit verlasse
Und mich in Gott und Gott in mich zusammenfasse.

Und: Die Zeit ist Ewigkeit:

Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit,
So du nur selber nicht machst einen Unterscheid.

Alles dies macht beinahe vollständig den Eindruck, als ob der gute Angelus nur heute zu leben brauchte und er nur einiger veränderter äußerer Schicksale bedürfte, und der kräftige Gottesschauer wäre ein ebenso kräftiger und schwungvoller Philosoph unserer Zeit geworden!"

„Das wird mir denn doch zu bunt," rief der Kaplan; „aber Sie vergessen nur, daß es zu Schefflers Zeiten doch auch schon Denker, Philosophen und besonders auch Reformatoren gegeben hat, und daß eine kleinste in ihm vorhandene Ader von Verneinung vollkommen Gelegenheit gehabt hätte, sich auszubilden!"

„Sie haben recht!" erwiderte ich, „aber nicht ganz in Ihrem Sinne. Was ihn abgehalten hätte und wahrschein-

lich noch heute abhalten würde, ist der Gran von Frivolität und Geistreichigkeit, mit welcher sein glühender Mystizismus versetzt ist; diese kleinen Elementchen würden ihn bei aller Energie des Gedankens auch jetzt noch im mystagogischen Lager festhalten!"

„Frivolität!" rief der Kaplan, „immer besser! Was wollen Sie damit sagen?"

„Auf dem Titel," versetzte ich, „benennt der fromme Dichter sein Buch mit dem Zusatz: Geistreiche Sinn- und Schlußreime. Allerdings hat das Wort geistreich im damaligen Sprachgebrauch nicht ganz die jetzige Bedeutung; wenn wir aber das Büchlein aufmerksamer durchgehen, so finden wir, daß es in der Tat auch im heutigen Sinne etwas allzu geistreich und zu wenig einfach ist, so daß jene Bezeichnung jetzt wie eine ironische Voraussage erscheint. Dann sehen Sie aber auch die Widmung an, die Dedikation, worin der Mann seine Verse dem lieben Gott dediziert, indem er ganz die Form nachahmt, selbst in der Anordnung des Drucksatzes, in welcher man damals großen Herren ein Buch zuzueignen pflegte, bis zur Unterschrift: Sein allezeit sterbender Johannes Angelus.

Betrachten Sie den bitterlich ernsten Gottesmann, den heiligen Augustinus, und gestehen Sie aufrichtig, trauen Sie ihm zu, daß er ein Buch, worin er sein religiöses Herzblut ergossen, mit solch einer witzelnden, affektierten Dedikation versehen hätte? Glauben Sie überhaupt, daß es demselben möglich gewesen wäre, ein so kokett launiges Büchlein zu schreiben, wie dies eines ist? Er hatte Geist so gut als einer, aber wie streng hält er ihn in der Zucht, wo er es mit Gott zu tun hat. Lesen Sie seine Bekenntnisse, wie rührend und erbaulich ist es, wenn man sieht, wie ängstlich er alle sinnliche und geistreiche Bilderpracht, alle Selbsttäuschung oder Täuschung Gottes durch das sinnliche Wort flieht und meidet. Wie er vielmehr jedes seiner strikten und schlichten Worte unmittelbar an Gott selbst richtet und unter dessen Augen schreibt, damit ja kein ungehöriger Schmuck, keine Illusion,

keine Art von Schöntun mit Unreinem in seine Geständnisse hineinkomme.

Ohne mich zu solchen Propheten und Kirchenvätern zählen zu wollen, kann ich doch diesen ganzen und ernstgemeinten Gott mitfühlen, und erst jetzt, wo ich ihn nicht mehr habe, erkenne ich die willkürliche und humoristische Manier meiner Jugend, in welcher ich mit meiner vermeintlichen Religiosität die göttlichen Dinge zu behandeln pflegte, und ich müßte mich nachträglich selber der Frivolität zeihen, wenn ich nicht annehmen könnte, daß jene verblümte und spaßhafte Art eigentlich nur die Hülle der völligen Geistesfreiheit gewesen sei, die ich mir endlich erworben habe."

„Ha ha!" lachte der Priester jetzt aus vollem Halse, „da haben wir's wieder! Geistesfreiheit, Frivolität! Da zappelt der Fisch wieder an der langen Schnur und hält sich für einen Luftspringer! Bald wird er nach Luft schnappen! Den Teufel spürt das Völkchen nie! möchte man fast ausrufen, wenn's nicht den lieben Herrgott anginge, verzeih' mir Gott die Sünde!"

Ärgerlich, daß ich dem humoristischen Fliegenfänger nun doch wieder ins Garn gefallen, entzog ich mich der Unterhaltung und trat schweigend an ein Fenster, wo ich die Sterne des großen Wagens ihren stillen Weg fahren sah. Auf einmal rief Dorothea, welche inzwischen das Buch in die Hand genommen hatte:

„Beim Himmel, da steht das artigste Frühlingsliedchen, das ich je gesehen! Hört:

Blüh auf, gefrorner Christ!
Der Mai ist vor der Tür,
Du bleibest ewig tot,
Blühst du nicht jetzt und hier!"

Sie eilte ans Klavier, spielte und sang diese Worte in einem altertümlichen Choralsatze von sehnsüchtig lockendem Tone, doch trotz der kirchlichen Form mit einem verliebt zitternden, weltlichen Ausdruck ihrer Stimme.

Dreizehntes Kapitel

Das eiserne Bild

Obgleich noch nicht Weihnacht da war, schien gegen die Ordnung der Natur in der Tat der Lenz kommen zu wollen. Während die Worte und die Melodie von Dorotheas Frühlingslied mir in den Ohren klangen, hörte ich die ganze Nacht den Südwind wehen, den schmelzenden dünnen Schnee von den Dächern tropfen, und am Morgen lag eine unnatürlich warme Sonne auf den getrockneten Gefilden, während die Bäche voller dahinrauschten und murmelten. Nur die Blumen, die Maßliebchen und die Schneeglöckchen, fehlten. Dennoch tönte es noch fortwährend in mir: Der Mai ist vor der Tür, du bleibest ewig tot, blühst du nicht *jetzt* und *hier*!

Noch gestern hatte ich geglaubt, mit meiner verschwiegenen Verliebtheit hoch über allem zu stehen, was ich je über Liebe gedacht und empfunden, und nun mußte ich erfahren, daß ich keine Ahnung gehabt von der Veränderung, die in dieser falschen Frühlingsnacht vorging.

Das Gattungmäßige im Menschen erwachte mit aller Gewalt seines Wesens in mir; das Gefühl der Schönheit und Vergänglichkeit des Lebens verdoppelte sich, und zugleich schien mir alles Heil der Welt nur auf diesen zwei schönen Augen zu stehen; während ich sie aber aus Dankbarkeit schon für ihr bloßes Dasein liebte und ehrte, verschmähte ich, sie auch nur in Gedanken mit meiner Person zu behelligen aus lauter Demut und Furcht, und doch war Demut wie Furcht wieder eine Lüge, wenn sie zwanzigmal mit unbestimmten Hoffnungen, mit Vorstellungen von Glück und Freude wechselten, statt zum Entschlusse weiser Flucht zu führen.

Mit Ruhe und Arbeit war es nun vorbei; denn sowie ich etwas in die Hand nehmen wollte, verirrten sich meine Augen in das Weite, und alle Gedanken flohen dem Bilde der Geliebten nach, welches, ohne einen einzigen Augenblick

zu weichen, überall um mich her schwebte, während es zu derselben Zeit schwer wie aus Eisen gegossen in meinem Herzen lag, schön, aber unerbittlich hart und schwer. Von diesem eisernen Drucke, der mir sehr neu und grausam vorkam, war ich nur in Dortchens Gegenwart frei; kaum sah oder hörte ich sie nicht mehr, so stellte er sich wieder ein, und ich konnte ihn füglich ebensowohl als ein körperliches wie als ein moralisches Übel betrachten. Die Heftigkeit des Zustandes wurde keineswegs durch das beschämende Bewußtsein gemildert, daß ich an dem eben verbannten Peter Gilgus einen drolligen Genossen besaß; wie ich überhaupt nicht viel von der Meinung halte, physische oder geistige Leiden seien leichter zu tragen, wenn sie mit andern geteilt werden. War Gilgus auch in seiner Art von mir verschieden, so standen wir uns doch darin gleich, daß beide als arme Zuflüchtige in das Haus gekommen und mit dem Begehren nach der Tochter endeten.

Der unzeitige Frühling hielt wochenlang an; in den Gehölzen blühte schon der Seidelbast, so daß ich am Weihnachtsabend, da ich nichts anderes hatte, eine Handvoll der roten duftenden Zweige auf den Bescherungstisch legen konnte. Es wurde übrigens nur den Angestellten und Dienstleuten beschert und ohne weitere Festlichkeit; denn der Graf sagte, es zieme sich nicht, mit den Kirchlichen nur die Lustbarkeiten, nicht aber die Peinlichkeiten und die Andachten zu teilen. Als der Tisch geleert und das Volk abgezogen war, lag mein Strauß noch da. Dorothea ergriff ihn und sagte: „Wem gehört denn eigentlich die schöne Daphne? Gewiß mir, ich seh's ihr an!"

„Wenn Ihnen die Jahrszeit nicht allzu verdächtig ist," sagte ich, „so erbarmen Sie sich dieser zu früh gekommenen Sendboten!"

„Ei was, man muß das Gute nehmen, wie's kommt. Haben Sie Dank; wir wollen die Zweige gleich ins Wasser stellen, sie sollen uns das ganze Haus durchduften!"

Dorothea war nicht nur an diesem Abend, sondern über

die ganze Festzeit aufgeräumt und von lieblichster Laune, besonders am Neujahrstage, wo zum ersten Male, seit ich im Hause war, sich eine größere Gesellschaft zu einem Festmahle einfand. Nicht nur der Kaplan, sondern auch der Pfarrherr, der Arzt, ein Oberamtmann und einige Edelleute, Jugendgenossen des Grafen, welche trotz seiner verpönten Gesinnungen ihm zugetan blieben, waren da. Selbst ein paar aufgeweckte ältere Damen kamen angefahren und verbreiteten sogleich den guten freien oder den freien guten Ton, der in gewissen Zeiten oft nur noch in der Gewalt der alten Frauen steht, die andere Tage gesehen haben und für sich nichts mehr fürchten noch hoffen. Es wurde nichts gesagt, was der einzelne nicht hören durfte, und doch auch nichts verschwiegen, was irgend mit wohlwollender Heiterkeit anzubringen war. Jeder fand seine Gelegenheit, ein Wort mitzusprechen, und keiner mißbrauchte sie, weil das Treffendere und deshalb scheinbar Neuere schon gesagt war, sofern einer darauf ausging, dergleichen zu leisten. Selbst der Kaplan übte seine Künste mit höflicher Mäßigkeit, und der Pfarrherr, ein rechtgläubiger aber nicht bösartiger Katholik, zog von vornherein eine so generöse Linie des allenfalls zu Duldenden um seine behagliche Person, daß die Überschreitung der Grenzwehr niemandem einfiel und sogar nicht einmal eine merkliche Annäherung versucht wurde.

Ungeachtet dieses heiteren Daseins nahm ich meine Zeit wahr, um mich für einmal zurückzuziehen, da ich durch mein Dableiben weder aufzufallen noch zu stören wünschte. Für den Augenblick etwas ruhiger geworden, begab ich mich in die alte Hauskapelle und machte mir dort einiges mit meinen Bildern zu schaffen, die halb eingetrocknet dastanden.

Wie ich mich so in der Stille befand, kam mir plötzlich die Mutter in den Sinn, welche in der fernen Heimat saß und nicht wußte, wo ich war, indessen es mir hier wohlerging. Längst hätte ich ihr nun Nachricht geben können und sollen, da sich die Umstände ja für einmal tröstlich verändert hatten; daß ich es dennoch immer verschob, geschah aus

unklar ineinanderfließenden Ursachen. Erstlich hielt ich allerdings meine Angelegenheiten nicht mehr für so sehr wichtig und besprechenswert, seit ich aus der Not erlöst war; dann dachte ich wieder, durch die Freude einer unvermuteten Ankunft alles gutzumachen, bis wohin die kurze Spanne Zeit, gegenüber den verflossenen Jahren, nicht mehr in Betracht käme; endlich aber scheute ich mich unbewußt, bei dem jetzigen inneren Zustande irgendeinen Laut von mir zu geben, zumal die geheime Selbstliebe trotz aller gegenteiligen Gedankengänge und Vorsätze sich doch nicht eingestehen wollte, daß jede Entscheidung undenkbar sei. Als ich nun in einiger Ruhe dies Wirrsal beschaute, faßte ich doch den Entschluß, die stille Stunde zu benutzen und der Mutter zu schreiben, wo ich sei, wie es mir gehe und daß ich bald heimkehren werde. Zu diesem Zwecke ging ich nach dem Gartenhause hinüber, wo ich etwas Bücher und Schreibzeug liegen hatte. Auf dem Wege dahin bemerkte ich, daß die Gesellschaft sich in dem wie im Frühlingslichte ruhenden Park erging; das konnte mir als merkwürdiges Bild eines Neujahrstages und meines Aufenthaltes gleich zum Eingange des Briefes dienen. Kaum war ich aber in meinem Zimmer oder Schlafsälchen angelangt, so klopfte es, und Röschen die Gärtnerin erschien in der Sonntagstracht der Landesgegend vom zierlichsten Schnitte; die wollene pelzverbrämte Jacke trug sie der warmen Luft wegen nur am Arme, so daß die Brustbekleidung von grüner Seide mit ihren silbernen Häkchen und Knöpfchen den Wuchs des hübschen Mädchens um so feiner zeichnete. Ein kleines Gehäube, von schwarzem Samt und Spitzen zusammengesetzt, bekleidete den Ausgang der starken goldenen Zöpfe, von denen der eine wie aus Übermut über die Schulter nach vorn gezogen war und mit der Jacke auf dem Arme lag.

Sie war von seite des Fräuleins an mich abgesandt mit der Aufforderung, sogleich nebst der Botin zu ihr zu kommen und den Frauenzimmern den Ort zu zeigen, wo ich den blühenden Seidelbast gefunden habe. Das Mädchen lächelte artig und schalkhaft bei seiner Verrichtung, seines vorteil-

haften Aussehens wohl bewußt; der schöne Anblick saß mir auch fest im Auge, doch nahm ich denselben lediglich zugunsten der Herrin, deren Schönheit ich ihn zurechnete. Ohne Zögern ließ ich liegen, was ich vorgehabt, und eilte mit dem Mädchen durch Bäume und Herrschaften nach dem Kirchhofe, wo Dorothea wartete.

„Wo stecken Sie denn?" rief sie mir entgegen; „wir wollen noch mehr von dem blühenden Zeiland suchen, das kann man nicht alle Neujahrstage. Überdies sind wir die einzigen jungen Leute hier und dürfen uns auf unsere Weise auch ein bißchen des Lebens freuen!"

Sie ergriff somit meinen Arm, und wir gingen, von Röschen begleitet, nach dem Buchenwald, den wir in acht oder zehn Minuten erreichten. Der Waldboden war trocken wie im Sommer, und sobald wir ihn betraten, fing Dortchen an zu singen und zwar ein wirkliches Volkslied und im Tone, wie das Volk selber singt, treuherzig und selbst mit den kleinen Schnörkeln verziert, die jenes anzuhängen pflegt. Röschen fiel alsbald mit der zweiten Stimme ein, etwas tief und derb, so daß es klang, wie wenn zwei gesunde Landmädchen durch den sonntäglichen Wald gingen. Natürlich waren es von den wehmütigen Liebesgeschichten, die sie eine nach der andern anstimmten und andächtig zu Ende führten, ohne daß Dortchen meinen Arm fahren ließ, bis ein rötlicher Glanz uns anzeigte, daß einige Sträucher der gesuchten Pflanze in der Nähe waren; denn die sinkende Sonne streifte durch die Buchenstämme und traf die blühenden Zweige der Daphneen, wie Dortchen sie mit dem botanischen Titel nannte, der mir unbekannt gewesen. Sie jauchzte fröhlich auf, und beide Mädchen liefen sogleich hin, von den narkotisch duftenden Zweigen die schönsten zu brechen, während ich mich auf den Stamm eines gefällten Baumes setzte und ihnen zuschaute, mit Wohlgefallen jeder ihrer Bewegungen mit den Augen folgend.

Als sie ihre Ernte gehalten, ging Röschen weiter, noch mehr Sträucher aufsuchend, und das Mädchen verlor sich

allmählich hinter den Bäumen. Dorothea hingegen kam und ließ sich bei mir nieder, indem sie mir ihren Blütenstrauß unter die Nase hielt.

„Ist es nun nicht hübsch hier," sagte sie, „und sind Sie nicht froh, daß wir Sie aus Ihrem Schlupfwinkel geholt haben?"

„Ich wollte an meine Mutter schreiben," antwortete ich.

„Haben Sie ihr denn nicht schon früher auf den heutigen Tag einen Neujahrsbrief geschickt?"

„Ich habe ihr noch nicht geschrieben, seit ich hier bin; sie weiß gar nicht, wo ich lebe!"

„Sie weiß es gar nicht? Wie können Sie so was tun?"

Ich blickte seitwärts und kratzte mit den Fingern ein kleines Moosgärtlein weg, das auf der silbergrauen Rinde des Stammes saß. Dann sagte ich, daß ich einen so langen Aufenthalt nicht vorhergesehen und endlich gedacht hätte, die Mutter um so froher zu überraschen, wenn ich schließlich selber käme.

„Das muß ich sagen!" rief sie, „morgen müssen Sie aber schreiben, ich leid' es nicht länger! Wer ein solches Mütterchen hat, sollte seinem Schöpfer danken! Wissen Sie, daß Ihr Buch aussieht wie ein Herbarium? Überall, wo mir etwas Freude machte oder wo ich Ihnen gern die Leviten gelesen hätte, legte ich ein grünes Blatt oder Gras hinein. Es liegt in meinem Sekretär eingeschlossen. Mehr als einmal, wenn ich von Ihrer Mutter las, dachte ich, könntest du doch bei einem solchen Mütterchen mit unterkriechen, die du keines gekannt hast! Aber morgen wird geschrieben! Sie müssen auf meinem Zimmer schreiben und ich geh' Ihnen nicht von der Seite, bis der Brief fertig und zugemacht ist, und wenn Sie folgsam sind, so schreib' ich selbst noch einen Gruß mit hinein!"

„Das wird doch nicht wohl angehen!" sagte ich.

„Warum denn nicht? O gefrorner Christ! Warum denn nicht? Darf ich Ihre Mutter nicht grüßen? Und wollen Sie nicht schreiben?"

Statt zu antworten, arbeitete ich fleißig weiter an der Ausreutung des Moosfleckes; denn das eiserne Abbild Dortchens drehte sich in meinem Herzen um, während ich neben dem Urbilde saß, was es sonst nie tat, und es war, als ob es mit furchtbarem Druck der schweren Eisenhände sich gegen die Wände seiner dunklen Behausung stemmte. Indessen ergriff sie meine Hand und wiederholte mit leiserer Stimme:

„Warum wollen Sie nicht? Oder soll ich für Sie schreiben, gleichsam in Ihrem Auftrage? Nein, das geht auch nicht! Aber diktieren will ich Ihnen, was ich denke, daß es der Mutter Vergnügen macht, und Sie brauchen bloß nachzuschreiben! Nun?"

Eh ich aber antworten konnte, war Röschen mit einer ganzen Schürze voll Märzglöckchen herbeigesprungen, die sie gefunden, und es war Zeit, zum Schlosse zurückzugehen. Dortchen ließ das Gespräch fallen. Sie nahm auf dem Rückwege meinen Arm nicht wieder, ging aber dicht neben mir her. Plötzlich sagte sie:

„Röschen, leih mir deine Jacke, wenn du sie nicht brauchst! Es fängt doch an, mich zu frösteln!"

Röschen reichte ihr das Kleidungsstück; es fand sich aber, daß es für den höhern Wuchs der Dorothea zu klein und eng war, so daß sie es nicht anziehen konnte.

„Wollen Sie sich nicht meines Rockes bedienen?" sagte ich mit unbeholfenem Scherze, und sie antwortete: „Nein, in Ihrer Haut mag ich nicht stecken, Sie kalter Fisch!"

Ins Schloß zurückgekehrt hatte sie dem Tee vorzustehen, der noch eingenommen wurde, und nachher der Verabschiedung der einzelnen Gäste beizuwohnen. Als ich mit dem Grafen und dem Kaplane noch bei einem Glase Punsch zusammensitzen mußte, kam sie, gute Nacht zu wünschen. Sie legte dem erstern den Arm um die Schultern und sagte scherzhaft weinerlich:

„So eine Adoptivtochter führt doch ein elendes Leben! Nicht einmal ihrem Vater darf sie einen Kuß geben, wenn sie zu Bett geht!"

„Was fällt dir ein, du Närrchen?" sagte der Graf lachend; „das geht allerdings nicht und würde sich nicht schicken!"

Hier wendete sich das Eisen wieder in meinem Herzen und drückte mich jämmerlich die ganze Nacht. Dazu fing es an mir den Hals zuzuschnüren, und ich konnte nicht anders Luft bekommen als durch den Ausbruch einer Tränenflut und erbärmlichen Schluchzens, zum erstenmal in meinem Leben wegen Liebessachen. Der Unwillen über diese Schwachheit vermehrte das Übel, sowie auch die unliebsame Entdeckung, daß durch die wahre Leidenschaft, als welche ich die Geschichte ansah, die Freiheit der Person und jede vernünftige Selbstbestimmung verloren gehe, mich elend machte.

Als es endlich Tag wurde, war der falsche Lenz vorüber und es fiel ein mit Schnee vermischter Regen. Dortchen sagte, als ich im Schlosse erschien, nichts mehr vom Schreiben, und ich selbst vermochte erst recht nicht, mich daran zu machen. Eine abermalige neue Erfahrung war der Widerwillen gegen das Essen, welchen aus solchen Ursachen zu empfinden ich nie für möglich gehalten hätte. Denselben zu verbergen, damit er nicht auffiel und weil er ein trübseliges Aussehen mit sich brachte, kostete die größte Mühe, und alles das in einem Alter, wo ich doch auch kein Konfirmand mehr war. Auch bedauerte ich, diese schöne brotsparende Leidenschaft nicht zur Zeit meiner Hungersnot besessen zu haben, wo sie mir die besten Dienste geleistet hätte. Diese realökonomische Observation hinwieder nicht der Dorothea zu ihrer Belustigung mitteilen zu dürfen, drückte mir fast das Herz ab.

Dortchen dagegen schien nicht übel aufgelegt und sogar mit jedem Tage besser, ohne sich stark um mich zu kümmern. Sie machte Geldstücke wie Kreisel über den Tisch tanzen, brachte Kinder herbei und setzte ihnen Papiermützen auf die Köpfe, ließ auf dem Hofe Hunde apportieren und was dergleichen unschuldige Schwänke mehr waren, und alles dünkte mich unergründlich merkwürdig, reizvoll und bestrickte mich. Alle die kleinen Teufeleien verrieten täglich heller eine

ursprüngliche Anmut und Beweglichkeit des Gemütes und zeigten mit federleichten Wendungen, daß sie tausend Rücken unter den Locken sitzen hatte. Wenn nun erst die offene, klare Herzensgüte, was man so die Holdseligkeit am Weibe nennt, uns gewinnt, so bringt uns nachher, wenn wir in unserer Einfalt entdecken, daß die Geliebte nicht nur schön und gut, sondern auch gescheit und beweglich ist, die fröhliche Kinderbosheit des Herzens vollends um Ruhe und Verstand; und so ging auch mir ein neues Licht auf und es befiel mich ein heftiger Schreck, nun gewiß nie wieder ruhig zu werden, da ich gerade dies kurzweilige Frauenleben niemals mein nennen könne. Denn wenn die Liebe nicht nur schön und tief, sondern auch recht eigentlich kurzweilig ist, so erneut sie sich selbst in jedem Augenblick das bißchen Leben hindurch und verdoppelt den Wert desselben, und nichts macht trauriger, als ein solches Leben möglich zu sehen, ohne es zu gewinnen; ja die allertraurigsten Leute sind die, welche glauben, das Zeug dazu zu haben, recht lustig zu sein, und dennoch traurig sein müssen aus Mangel an guter Gesellschaft. So dachte und fühlte ich damals, weil ich nicht wußte, daß es wichtigere und dauerhaftere Dinge in der Welt gibt als jene jugendliche Kurzweil.

Da das schöne Wesen mir mit jedem Tage anders und unbegreiflicher erschien, obgleich sie immer dieselbe war, so verlor ich zuletzt alle Unbefangenheit des Verkehrs, und um die Heilung meiner Krankheit zu versuchen, zog ich mich wie ein Einsiedler in die Wildnis zurück; das heißt unter dem Vorgeben, die Gegend, Land und Leute recht anzusehen, fing ich an, bei jeder Witterung, gut oder schlecht, den Tag im Freien zuzubringen. Ich hielt mich aber meist auf den waldigen Höhen auf, unter alten Tannenbeständen oder in verlassenen Köhlerhütten, ohne menschliche Gesellschaft, was schon aus dem Grunde gut war, weil ich, immer nur mit dem einen Gegenstande beschäftigt und die Herrschaft über mich selbst vergessend, laut zu denken und zu sprechen begann, besonders mit der Klage über den schmählichen Druck,

der mir wie eine fremde Krankheit angeworfen war und den ich hundertmal mit der Hand wegzuwischen suchte.

„Ist diese Teufelei also die wirkliche Liebe?“ sagte ich eines Tages laut vor mich hin, als ich unter Bäumen einsam hockte und über das Land wegblickte; „habe ich nur ein Stück Brot weniger gegessen, als Anna krank war? Nein! Habe ich eine Träne vergossen, als sie starb? Nein! Und doch tat ich so schön mit meinen Gefühlen! Ich schwur, der Toten ewig treu zu bleiben; dieser Lebendigen aber Treue zu schwören, wäre mir nicht einmal möglich, da sich das ja von selbst versteht und ich mir nichts anderes denken kann! Wenn diese schwer erkranken oder gar sterben sollte, würde ich dann imstande sein, dem Ereignis so aufmerksam zuzusehen und es gar zu beschreiben? O nein, ich fühle, es würde mich brechen und die Welt verfinstern! Und welch ein praktischer Kerl bin ich dennoch gewesen, als ich so platonisch, so ganz nach dem Schema liebte und ein grüner Junge war! Wie unverschämt hab' ich da geküßt, die Kleine und die Große, zum Morgen- und Abendbrot! Und jetzt, da ich so manches Jahr älter bin und ein Stück Welt gesehen habe, wird es mir schon bang, wenn ich nur daran denke, diese schöne und gute Person zu unbestimmter Zeit irgendeinmal küssen zu dürfen!“

Dann starrte ich wieder in die Luft hinaus; doch kaum waren einige Minuten vergangen, während welcher ich neugierig eine Wolke oder einen Gegenstand am Horizont oder ein schwankendes Reis zu meinen Füßen betrachtete, so kehrten die Gedanken wieder zu ihrer alten Last zurück; denn das eiserne Bild erlaubte nicht, daß sie länger anderswo spazieren gingen. Als ich eines Abends einen steilen Klippenpfad hinunterstieg, trat ich in der traurigen Zerstreutheit fehl und torkelte wie ein Sinnloser über die Felsen, daß ich nicht wußte, wie ich unten ankam, und mich zu meiner Kränkung und Beschämung ziemlich verletzte. Ein anderes Mal saß ich im Feld auf einem verlassenen Pfluge, der in der abgebrochenen Ackerfurche stand, und machte wohl ein

sehr betrübt dummes Gesicht; denn ein vergnügt grinsender Feldlümmel, der mit einem irdenen Selterskrüglein, das ihm am Rücken hing, dahergeschlenkert kam, stand vor mir still, gaffte mich an und begann endlich unbändig zu lachen, indem er sich mit dem Ärmel über Mund und Nase fuhr. Schon das arme Krüglein tat mir in den Augen weh, da es so stillvergnügt und unverschämt von der Schulter dieses Burschen baumelte, der wahrscheinlich seinen Vespertrunk darin mitgeführt hatte. Wie konnte man ein solches Krügelchen herumtragen, als ob es kein Dortchen in der Welt gäbe?

Da der grobe Gesell nicht aufhörte dazustehen und mir ins Gesicht zu lachen, stand ich auf, trat weinerlich und leidvoll auf ihn zu und schlug ihn dergestalt hinter das Ohr, daß der arme Kerl zur Seite taumelte; und eh er sich wieder fassen konnte, prügelte ich all das Weh auf den fremden Rücken und zerschlug auch seinen Krug, daß mir die Hand blutete, bis der Feldlümmel, welcher glaubte, der Teufel sei hinter ihm her, sich aus dem Staube machte und erst aus einiger Entfernung anfing, mit Steinen nach mir zu werfen. Nach dieser humanen Heldentat ging ich langsam davon, schüttelte den Kopf und seufzte über so viel Herzeleid, das in der Welt sei!

Von solcher Aufführung selbst angegriffen, dachte ich nicht, mich daran aufzureiben, sondern suchte den Weg, mich aus dem Irrsal zu befreien. Ich musterte und verglich alle Umstände, um feststellen zu können, daß ich nicht der Mensch sei, eine Neigung wie diejenige Dortchens erwecken zu können.

Was dem einen recht, ist dem andern billig! und: Wie du mir, so ich dir! sind zwei goldene Sprüche auch in Liebeshändeln, wenigstens für sonst verständige Menschen, und die beste Kur für ein krankes Herz ist die unzweifelhafte Gewißheit, daß sein Leiden nicht geteilt wird. Nur eigensinnige und selbstsüchtige Verfassungen laufen Gefahr sich aufzulösen, wenn sie von denen nicht geliebt werden, die ihnen gefallen. Aber was hätte sein können und nicht ge-

worden ist, macht unglücklich, und der Trost hilft nicht, daß die Welt weit sei und hinter den Bergen auch noch Leute wohnen; nur das Gegenwärtige, was man kennt, ist heilig und tröstlich.

Nachdem ich nun ausgemacht hatte, daß Dortchen nicht an mich denke, ward ich etwas ruhiger und begann zu ratschlagen, ob ich zum Danke für ihre Liebenswürdigkeit ihr die Sache entdecken wolle oder nicht. Ich gedachte im ersten Falle gelegentlich, eh ich abreiste, ihr lachend und manierlich zu gestehen, welchen Rumor sie mir angerichtet, und sie zugleich zu bitten, sich nicht darum zu kümmern; denn nun sei alles wieder gut und ich wohl und munter. Auf der andern Seite aber tauchte die Besorgnis auf, ein derartiges Geständnis möchte doch als schlaue Liebeswerbung angesehen werden und mich in ein schiefes Licht bringen, der Geliebten aber einen trüben Tag bereiten. Ich verfiel daher wieder in ein unruhiges und trauriges Nachsinnen, ob ich es tun solle oder nicht, bis zuletzt es mir doch möglich schien, mit unbefangenem Vertrauen ihr durch offene Darstellung des über mich gekommenen Ungewitters unter Scherz und Lachen eine kleine Erheiterung zu gewähren, die sie wohl verdiene, und mir zugleich die verlorene Ruhe zu verschaffen. Und zwar nahm ich mir vor, es sofort zu tun. Es war eben Sonnabend und das gute Wetter auch für den kommenden Tag in Aussicht. Ich beschloß daher, den Sonntagmorgen mit seinem stillen Glanze zu der verwegenen Verhandlung zu benutzen, heute aber mich nicht mehr sehen zu lassen, um nicht durch neue Eindrücke irre zu werden in meinen Vorsätzen.

Der Morgen geriet auch auf das schönste; ein wirklicher Vorfrühling lachte mit seinem wolkenreinen Himmel durch alle Fenster, und ich war trotz einiger süßen Bangigkeit doch guter Dinge, da ich meiner baldigen Freiheit und Erlösung von der schmählichen Beklemmung entgegensah und mir einbildete, nichts anderes erreichen zu wollen. Und dennoch beruhte die ganze süße Aufregung, in welcher ich mich feier-

täglich herausputzte und fortwährend auf neue Scherze sann, die ich in die bevorstehende Plauderei verflechten wollte, auf dem Selbstbetruge, mit dem ich mir verbarg, daß mich nur der Wunsch beseelte, mit Dorotheen wohl oder übel von Liebe zu sprechen.

Aber es fand sich, daß sie schon am Sonnabend meilenweit weggefahren war, um eine Freundin zu besuchen, daß sie von dort nach der Residenz gehen und überhaupt mehrere Wochen abwesend sein werde. Damit war alle meine Hoffnung zunichte und der blaue Himmel in meinen Augen schwarz wie die Nacht. Das erste, was ich tat, war, daß ich wohl zwanzigmal den Weg vom Gartenhaus nach dem Kirchhof hin und zurück ging und mich dabei auf die Seite des Pfades drückte, an welcher Dortchen mit dem Saume ihrer Gewänder hinzustreifen pflegte. Aber auf diesen Stationen brachte ich nichts heraus, als daß das alte Elend mit verstärkter Gewalt wieder da war und die Vernunft wie weggeblasen. Das Gewicht im Herzen war auch wieder da und drückte fleißig darauflos.

Der Graf hatte die ganze Zeit über seiner einzigen Leidenschaft, der Jagd, gelebt und war daher wenig zu Hause geblieben. Jetzt schien er der Sache etwas müde zu sein und begann mich wieder aufzusuchen. Er fand mich in der Kapelle, da ich keinen Grund mehr hatte, in die Wildnis zu laufen, und hier am einsamsten war.

„Wie steht's denn mit den Bildern, Meister Heinrich?" sagte er, mir auf die Schulter klopfend, „rücken sie vor?"

„Nicht sonderlich!" erwiderte ich kleinlaut und trübselig.

„Es eilt ja nicht, Sie sind uns noch lange willkommen! Dennoch seh' ich Ihnen am Gesicht an, daß es gut ist, wenn Sie von der Sache mit guter Manier bald frei werden."

Du triffst es besser, als du weißt! dachte ich und machte mich plötzlich mit so grimmiger Entschlossenheit an die Arbeit, daß ich vor Ablauf von drei Wochen mit den Bildern fertig war. Während sie zum Trocknen an der Luft standen, bestellte ich beim Tischler die Kisten, in denen sie nach der

Hauptstadt gesendet werden sollten. Dann stellte ich einige Streifereien an, um nicht stilliegen zu müssen, und als ich eines Abends spät nach Hause kehrte, sah ich vom Garten aus Dorotheens Zimmer erleuchtet. Mit dem Schlaf, den ich während der letzten fleißigen Tage wieder gefunden, war es nun abermals aus, obgleich ich noch nicht wußte, daß sie wirklich da war.

Am Morgen erschien Röschen und berief mich zum Frühstücke, welches ihrer Ankunft zu Ehren gemeinsam eingenommen werde. Als ich ins Schloß kam, erklang ihre Stimme durch das Haus; sie spielte und sang wie eine Nachtigall am Pfingstmorgen, und alles war voll Leben und Fröhlichkeit; nur ich war traurig und einsilbig, da das Scheiden nun doch vor der Türe stand.

Sie schien aber nichts davon zu merken, sondern trieb allerlei Mutwillen, der mich immer wieder aufregte und verwirrte; dabei wandte sie sich immer an andere und brauchte vorzüglich das dienstfertige Röschen als Trägerin und Gehilfin ihrer Possen. Als dieses gelegentlich ein kleines Silberlachen hören ließ, das ich auf meine düstere Laune bezog, lief ich dem Mädchen nach, packte es und faßte es in den Arm, indem ich mit der andern Hand sein Köpfchen festhielt.

„Wer wird hier ausgelacht und was willst du denn, du Gänseblümchen?“ rief ich. Das blühende Kind zappelte und sträubte sich, lachte aber fort. Unversehens hielt es still und flüsterte mir ins Ohr:

„Lassen Sie uns doch lachen! Das gnädige Fräulein ist so vergnügt und zufrieden, daß sie wieder da ist! Wissen Sie warum?“

Als ich das schlimme Geschöpf verblüfft und errötend frei ließ, legte es mir die Hand auf die Schulter und lispelte weiter:

„Sie war so traurig die ganze Zeit, denn sie ist verliebt! Wissen Sie, in wem?“

Ich fühlte das Herz beinah stillstehen und sagte tonlos: „Nun, in wen denn?"

„Ein Rittmeister bei den Kürassieren!" hauchte sie nun ganz leise, „himmelblaue Tracht, schneeweißer Mantel, Stahlharnisch und hoher Silberhelm, ein geschwungener Kamm darauf und das Ganze schön wie ein Hektor, sagt sie, obgleich unser schwarzer Hund so heißt!"

Damit sprang sie davon und eilte der Herrin nach, die schon vorher entschlüpft war. Ich merkte freilich, daß Scherz getrieben wurde; allein die Schilderung eines schönen Reiteroffiziers bekam mir an sich schon nicht gut in solchem Zusammenhange.

Glücklicherweise langten die Kisten für die Bilder an, welche sofort eingepackt wurden. Ich schlug selbst die Nägel in die Deckel, daß die Kapelle von den zornigen Schlägen widerhallte; denn mit jedem Schlage nahm ich mir gewisser vor, am nächsten Tage fortzugehen, und so dünkte es mir, als nagle ich den eigenen Sarg zu. Aber nach jedem Schlage schallte ein klangreiches Gelächter oder ein fröhlicher Triller von den Korridoren und Treppen her, die Mädchen jagten hin und wieder und schlugen Türen auf und zu.

Das bewirkte, daß ich in meine Gartenwohnung ging und gleich auch den Reisekoffer packte, den ich samt neuem Inhalt bei meinem letzten Aufenthalt in der Residenz gekauft hatte. Als ich damit fertig war, ging ich höchst schwermütig, aber gefaßt ins Freie und nach dem Kirchhofe; dort setzte ich mich auf Dortchens Lieblingsbank und hoffte, sie werde etwa herkommen und ich wenigstens noch einige Minuten bei ihr sitzen können ohne Bosheit noch Gefährde, um sie nochmals recht anzusehen. Sie kam auch richtig nach einer Viertelstunde herangerauscht, aber von der Gärtnerstochter und dem schwarzen Hektor begleitet. Da entfernte ich mich eiligst im Glauben, sie hätten mich noch nicht gesehen, und lief hinter die Kirche. Als ich dort die Mädchen wieder sprechen und lachen hörte, ging ich in der Verwirrung in das Dorf und betrat das Pfarrhaus, um beim Kaplan Zu-

flucht zu suchen, angeblich aber, um meine Abreise anzukündigen.

Ich fand ihn essend am Tische sitzend, über den die Nachmittagssonne wegschien.

„Ich esse hier mein Vesperbrötchen," sagte er, „wollen Sie nicht mithalten?"

„Ich danke," erwiderte ich; „wenn Sie es erlauben, so will ich Ihnen sonst ein wenig Gesellschaft leisten!"

„Das sind mir junge Leute heuzutage," sagte der Hochwürdige, „das hat ja gar keinen ordentlichen deutschen Appetit mehr! Na, die Gedanken sind auch danach, da kann freilich nicht viel anderes herauskommen als nichts und wieder nichts!"

„Seit wann sind Hochwürden so materialistisch?"

„Verwechseln Sie mir nicht das Erschaffene mit dem Unerschaffenen, unseliger Adept, und nehmen Sie Platz! Ein Schluck Bier wird Ihnen mindestens nicht zu schwer sein!"

So beschäftigte er sich eifrig weiter mit der großen Schüssel, die vor ihm stand. Dieselbe enthielt die Anhängsel und Profilstücke eines frisch geschlachteten Schweines, die Ohren, die Schnauze und den Ringelschwanz, alles soeben gekocht und dem Geistlichen lieblich in die Nase duftend. Er pries das aufgetürmte Gericht als unübertrefflich an einfacher Zartheit und Unschuld und trank einen tüchtigen Krug goldenbraunen Bieres dazu.

Als ich etwa zehn Minuten dagesessen hatte, klopfte es an der Türe, und Dorothea trat, nur von dem schönen Hunde begleitet, anmutig und höflich herein und schien aber ein klein wenig befangen zu sein.

„Ich will die Herren nicht stören," sagte sie, „und wollte nur den Herrn Kaplan bitten, heute abend bei uns zu sein, da Herr Lee morgen fortreist. Sie sind doch nicht abgehalten?"

„Gewiß werde ich kommen!" erwiderte der Pfarrer, der sich schon wieder gesetzt hatte und seine angenehme Arbeit

fortsetzte, „bitte, mein Liebster, holen Sie doch einen Stuhl für das gnädige Fräulein!“

Das tat ich mit großem Eifer und stellte einen zweiten Stuhl an den Tisch, mir gerade gegenüber. Dorothea dankte mit freundlichem Lächeln und sah bescheiden vor sich nieder, indem sie Platz nahm. Nun war ich doch glückselig, da ich in der wohnlichen und sonnigen Priesterstube ihr gegenübersaß und sie sich so gutmütig und still verhielt. Der Kaplan sprach essend und immer allein, und wir brauchten ihm nur zuzuhören, indes der Hund mit feurigen Augen und offenem Maule auf Schüssel, Hände und Mund des Hochwürdigen starrte.

„Ach der arme Hund, wie es ihn gelüstet!“ sagte Dortchen, „essen Sie dies auch, Herr Kaplan, oder erlauben Sie, daß ich es ihm gebe?“

Sie zeigte hiebei auf das krumme Schwänzchen, das sich manierlich auf dem Rande der Schüssel darstellte.

„Dies Sauschwänzchen?“ sagte der Kaplan, „nein, mein Fräulein, das können Sie ihm nicht geben, das ess' ich selber! Warten Sie, hier ist etwas für ihn!“ und er setzte dem lüsternen Tier einen Teller vor, in welchen er allerhand Knöchelchen und Knorpelwerk geworfen hatte. Dortchen und ich sahen uns unwillkürlich an und mußten lächeln, weil die ungetrübte Freude des Geistlichen an dem bescheidenen Gegenstande uns erheiterte. Auch der Hund, der sich begierig mit seinem Teller unterhielt, vermehrte durch seine Behaglichkeit die gute Stimmung. Dortchen streichelte ihm den Kopf, als ich eben mit der Hand über seinen glänzenden Rücken fuhr, und als sie achtlos Gefahr lief, mir mit ihrer Hand zu begegnen, zog ich die meinige höflich zurück, wofür sie mich schnell mit einem halben Lächeln anblickte.

Am offenen Fenster wehten die Vorhänge sachte von der Luft bewegt, und vor demselben tanzte ein Schwarm schimmernder Mücklein in der Sonne, die einzelnen kaum erkennbar, mit einer Hast und Leidenschaft durcheinander, als

ob sie die Kürze der ihnen verliehenen Frist gekannt hätten, die sich vielleicht nach halben Stunden berechnete.

In diesem Augenblick wurde der geistliche Herr von der Haushälterin abgerufen, um an Stelle des abwesenden Pfarrers einem vorbeschiedenen unfriedfertigen Ehepaar Audienz zu erteilen.

„Das muß doch immer gezankt haben, es ist ein Graus mit diesen Eheleuten!" rief der über die Störung ungehaltene Zölibatär; „räumt den Tisch ab, Therese, ich esse nachher nicht mehr!"

Damit lief er nach dem Studierzimmer des Pfarrers, ohne uns zu verabschieden, und wir waren so veranlaßt, an dem weißgedeckten Tische sitzen zu bleiben; denn die Wirtschafterin nahm bloß Schüssel und Teller mit und ließ das Tuch liegen. Ich blickte wortlos auf die runde weiße Fläche, die von der jungen Sonne beleuchtet zwischen uns glänzte. Das Wort „Eheleute", das der Geistliche zuletzt ausgesprochen, klang gleichsam noch in der Luft, da niemand sprach; denn auch Dortchen saß schweigend da, die Hand auf den Kopf des Hundes gelegt, der mit seinem Schmause auch fertig war. Das verfängliche Wort klang aber nicht mit seinem Zusammenhange nach, sondern erweckte mir die Vorstellung von zwei Leutchen, die glücklich in häuslicher Abgeschlossenheit am Tische sich gegenübersitzen. Es war, als ob das weiße Rund sich mit Bildern des Glückes belebte, und es ergriff mich ein tiefes Leiden um Dortchen, da es mir beim Himmel nicht möglich schien, daß sie anders als an meiner Seite glücklich und zufrieden alt werden könne. Mit einem Seufzer richtete ich die feucht werdenden Augen auf und sah erschrocken, wie Dortchens Augen mit Teilnahme auf mir zu ruhen schienen, während den geschlossenen Lippen ein weicher, nicht unfreundlicher Ernst den schönsten Ausdruck gab und das Haupt nachdenklich sich leicht seitwärts neigte. Auch nachdem ich aufgeblickt, veränderte sie Haltung und Ausdruck nicht sofort, und erst als ihre Augen auch einen feuchteren Glanz bekamen, nahm sie sich zu-

sammen. Das Bild dieses Augenblickes ist mir auch geblieben gleich dem stillen Glanz eines Sternes, den man einmal in ungewöhnlich klarer Luft leuchten sah und niemals vergißt.

Ich rang nach Worten, um das Schweigen zu unterbrechen, und Dortchen, mit dem gleichen Bestreben schneller fertig, öffnete eben den Mund, als die Wirtschafterin des Pfarrhauses wieder eintrat und nicht mehr wegging, da sie sich berufen fühlen mochte, die junge Herrschaftsdame zu unterhalten. Es dauerte nicht lang, so kehrte auch der Kaplan von seinem Geschäft zurück, das er rascher erledigt, als er gehofft hatte, und da sich nun ein haushälterisches Gespräch abzuspinnen begann, benutzte ich die Gelegenheit, grüßte und entfernte mich, um mein volles Herz hinauszuflüchten. Dortchen sah mir nach und rief mir zu, ich möge doch nicht zu spät im Schlosse erscheinen.

Nach einigem Herumstreifen gelangte ich an die Stelle, wo ich bei meiner Ankunft aus dem Walde herausgetreten war und die abendliche Regenlandschaft mit dem Gute und der alten Kirche erblickt hatte. Ich ging auf die Kirche zu und in dieselbe hinein, und da ein altes Mütterchen darin kniete und ihr Gebet murmelte, schlich ich hinter ihr weg in eine Art Krypta, welche den ältesten Teil des Gebäudes und einen halbdunkeln Raum bildete, dessen romanische Fenster zur Hälfte vermauert waren. In diesem Raum waren im Laufe der Zeit eine Menge Gegenstände untergebracht worden, die ihn verengten.

Vorzüglich tat dies ein Grabmal von schwarzem Kalkstein, auf welchem ein langer Ritter ausgestreckt lag, die Hände auf der Brust gefaltet. An seiner Seite, auf dem Rande des Sarkophages, stand eine festverschlossene und verlötete Büchse von Bronze in Form einer kleinen Urne, zierlich gegossen und ziseliert und mit einer schlanken Kette vom nämlichen Metall an dem Brustharnisch des steinernen Ritters befestigt. Nach der Überlieferung enthielt die Büchse das einbalsamierte und vertrocknete Herz des Beigesetzten,

und das Gefäß wie die Kette war gänzlich oxydiert und schillerte grünlich im Zwielicht der Krypta. Das Grabmal aber gehörte einem burgundischen Ritter an, der gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, von wilder und unsteter, aber ehrlicher Natur, von allerhand Unstern und Frauenmißhandlung verfolgt, durch die Länder geirrt war und bei den Vorfahren des Grafen hier seine letzte Zuflucht gefunden hatte, wo das Herz dann endlich an einem letzten Verrate gebrochen sein sollte.

Das Grabmal hatte er sich selbst gestiftet und den einsamen Platz dazu ausgebeten; die Gruft des gräflichen Geschlechtes war schon damals in die größere Kirche verlegt worden. An das Herz in der Büchse knüpften sich verschiedene Sagen, die vom Volke erzählt wurden, wie zum Beispiel der „verliebte Burgauner" verordnet habe, sein Herz solle so lang auf seinem Grab angebunden bleiben, bis lebendig oder tot eine gewisse Dame komme und es in das Vaterland heimhole, und geschehe es nicht, so sollte sie so wenig die ewige Ruhe finden, als er sie zu finden hoffe; ein jedes andere Weibsstück aber, so die Büchse mit dem Herzen in die Hand zu nehmen sich erdreiste, soll gehalten sein, dieselbe dreimal zu küssen und drei Vaterunser zu beten, sonst werde der verliebte Burgauner ihr die Hand lahm machen oder ein Knie brechen und dergleichen. Solche Überlieferungen mochten auch bewirkt haben, daß die Kapsel samt der Kette sich so lange Zeit an Ort und Stelle erhalten hatte.

Dem romantischen Denkmale gegenüber saß ich in einem dunkeln Winkel zwischen ausgedienten Tabernakeln und Prozessionsgerätschaften und überließ mich den Gedanken über die bevorstehende Trennung, die um so trauriger waren, als ich in dieser letzten Stunde mir sagen mußte, bei aller Abenteuerlichkeit des Erlebten werde das Glück schwerlich so weit gehen, mir auch noch mit einer Eroberung so glänzender Art aufzuwarten, wie sie mir im Sinne lag. Zu dieser planen Einsicht drängte mich die Not des entscheidenden

Augenblickes, und hiezu gesellte sich die Beschämung über die kindische Art, in die ich verfallen, sofort nach dem Glänzenden zu greifen. Mit solchen Gefühlen ringend suchte sich dann die versöhnte Neigung, die nichts für sich hoffend nur dem Geliebten zugetan sein will, emporzuarbeiten, soweit sie nicht auch wieder eine verkleidete Begehrlichkeit war; kurz, ich brachte dergestalt die Zeit in der Dämmerung der Krypta zu, bis ich von der äußern Kirche her ein Getrippel leichter Schritte und zugleich weibliche Stimmen vernahm. Aufhorchend erkannte ich sie als Dorotheas und Röschens Stimmen. Die Mädchen schienen diesmal nicht zu lachen, sondern angelegentlich etwas zu beraten. Doch bald dauerte ihnen der Ernst zu lang; denn sie kamen über die paar Stufen herunter in die Krypta gehuscht und Dorothea rief: „Komm, Röschen, wir wollen wieder einmal den verliebten Ritter besehen!"

Sie stellten sich vor das Grabmal und schauten dem steinernen Manne neugierig in das dunkle ehrliche Gesicht.

„O Gott! ich fürchte mich," flüsterte Röschen und wollte entfliehen. Dortchen aber hielt jene fest und sagte laut: „Warum denn, Närrchen? Der tut niemand was zuleid! Sieh, wie es ein guter Kerl ist!"

Sie nahm das erzene Gefäß in die Hand und wog es bedächtig in derselben; aber plötzlich schüttelte sie es, so stark sie konnte, auf und nieder, daß das eingetrocknete Etwas, das seit vierhundert Jahren darin verschlossen lag, deutlich zu hören war und die Kette dazu klang. Dortchen atmete heftig; da ein Strahl des Tages auf ihr Gesicht fiel, sah ich, wie dasselbe die Farbe wechselte und von einer rosigen Röte in Marmorblässe überging.

„Höre die Klappernuß, wie sie raschelt!" rief sie, „da, klappre auch damit!"

Sie drückte dem zitternden Röschen das Gefäß in die Hände; aber es tat einen Schrei und ließ das Herz fallen, und Dortchen fing es mit aller Gewandtheit auf und ließ es abermals klappern.

Ich, von dessen Gegenwart sie keine Ahnung hatten, schaute ganz erstaunt dem Spiele zu.

„Wart du Teufel!" dachte ich, „dich will ich schön erschrecken!"

Schnell trocknete ich die nassen Augen, stieß einen hohlen Seufzer aus und sprach mit einer traurigen Stimme, die ich gar nicht sehr zu verstellen brauchte, in älterem Französisch: „Dame, s'il vous plaist, laissez cestuy cueur en repos!"

Mit einem Doppelschrei flohen die Mädchen aus der Krypta und der Kirche wie besessen, Dortchen voraus, welche mit einem schwungvollen Satz über die Stufen und die Schwelle der Kirchentüre hinaussprang, schneebleich, aber immer noch lachend ihr Kleid zusammennahm und über den Kirchhof wegeilte, bis sie zu ihrer Ruhebank kam und sich auf dieselbe warf, was ich alles durch eines der Fenster beobachten konnte, das ich rasch erklettert hatte.

Dortchen, deren Gesicht fast die Farbe ihrer weißen Zähne hatte, lehnte sich zurück, die Hände um das Knie geschlungen, und Röschen rief:

„Du großer Gott, es hat gespukt!"

„Jawohl, es spukt, es spukt!" sagte Dortchen und lachte wie eine Tolle.

„Du Gottlose! Fürchtest du dich denn gar nicht? Klopft dein Herz nicht schrecklicher, als das tote Herz dort geklappert hat?"

„Mein Herz?" antwortete Dortchen, „ich sage dir, es ist guter Dinge!"

„Was hat es denn gerufen?" fragte Röschen, die immerfort beide Hände an ihr eignes Herz hielt und abwechselnd prüfte, ob sie noch beweglich seien; „was hat das französische Gespenst gesagt?"

„Fräulein, hat es gesagt, wenn es Euch gefällt, so nehmt dies Herz und macht es zu Euerem Nadelkissen! Geh wieder hin und sag', wie wollten uns bedenken! Geh, geh, geh!"

Sie sprang auf, als ob sie die hübsche Dienerin wirklich

nach der Kirche zurückschieben wollte, umhalste sie aber unversehens und drückte ihr heftige Küsse auf die Wangen. Dann verschwanden beide unter den Bäumen.

Eine gute Weile später stieg ich auch aus meinem Schlupfwinkel hervor, um die letzten Dinge zu besorgen, die noch übrig waren. Ich ging in das Parkhaus und stellte die Reisefertigkeit vollständig her; richtig war der Schädel beim Packen des Koffers wieder vergessen worden, weshalb ich nochmals Raum schaffen mußte. Zuletzt war auch er untergebracht und zwar als die einzige Habseligkeit von denen, die ich einst aus der Heimat in die Fremde mitgenommen hatte. Darum war mir auch, als ich es recht bedachte, die arme Scherbe erst jetzt wert; lange Jahre schon hatte sie in der heimatlichen Erde gelegen, dann mit mir die Kammer geteilt und, wenn auch als ein stummes Geräte, meine vergangenen Tage gesehen, und so kehrte ich wenigstens nicht ganz von der alten Ausstattung entblößt zurück.

Dies verrichtet, begab ich mich zum Grafen, die Unterredung mit ihm zu halten, die durch die letzten Stunden meines Hierseins sowie schon von der Pflicht der Dankbarkeit gefordert wurde. Er wollte aber jetzt nichts von solchen Verhandlungen wissen, sondern bestand darauf, mich abermals nach der Hauptstadt zu begleiten und Zeuge zu sein, wie ich es mit meinen Bildern anfangen und es mir ergehen würde.

Man müsse verhüten, sagte er, daß ich nicht schon nach dem ersten Anlaufe wieder einen Trödler aufsuche. Das wäre nicht zu befürchten, antwortete ich, weil ich ja nun reich genug wäre, die Bilder für einstweilen zu behalten und mit nach Hause zu bringen, wo sie sogar Zeugnis über die Art, wie ich die Zeit verbracht, ablegen könnten. Nichts da, meinte er, in der Kunststadt müßten sie ihre Wirkung tun, sonst habe mein bevorstehender Entschluß nicht die rechte Grundlage.

Vom Grafen hinweg ging ich auf die Terrasse, wo ich die kurze Zeit bis zur Stunde der abendlichen Zusammen-

kunft zubringen wollte. Auf einem Tische des dahinführenden Gemaches stand eine Schüssel mit feineren Zuckersachen, wie man sie in buntes Papier zu wickeln und mit allerlei Sinnsprüchen oder sogenannten Devisen zu begleiten pflegt. Dorothea hatte die Gewohnheit, dergleichen Naschwerk selber zu wickeln und statt der gewöhnlichen trivialen Reimereien gute Sinngedichte, Distichen und Liederstrophen einzulegen, welche sie aus allen möglichen Dichtern und verschiedenen Sprachen zusammensuchte. Sie ließ ganze Sammlungen solcher Zierlichkeiten auf Bogen drucken, die man nach Bedürfnis zerschneiden konnte, und besaß das Talent, jeweilig eine so artige Auswahl zusammenzubringen, daß die Gesellschaft beim Nachtische durch anmutig heitere oder witzige und spitzige Vorstellungen oder auch beides abwechselnd nicht selten in angeregte Stimmung versetzt wurde. Auch trieb sie allerhand Schwank, indem sie oft zwei Zeilen aus verschiedenen Dichtern zusammenfügte und man glaubte, Bekanntes zu lesen, indessen die neue Wendung, der entgegengesetzte Sinn, welchen das Unbekannt-Bekannte ergab, die Leser in die Irre führte. Einen Vorrat dieses so zubereiteten Naschwerkes, in einem Körbchen von Silberdraht geordnet, das sie beim Gebrauche noch mit Blumen schmückte, hielt sie jederzeit bereit und bot es bei gegebener Veranlassung selbst herum. Mir sagte die Spielerei eigentlich nicht sehr zu; doch hielt ich sie aus verliebter Rechtgläubigkeit wo nicht für großartig, mindestens für verzeihlich und liebenswürdig, wie man ja immer froh ist, kleine Mängel an geliebten Personen zu finden, um sie nur ohne Verzug verzeihen und sogar mitlieben zu können.

Jetzt war Dortchen offenbar beschäftigt, ein solches Körbchen neu zu füllen, und wahrscheinlich von der Arbeit unerwartet abgerufen worden. Da ich mich durch den Auftritt in der Krypta und den bevorstehenden Abschied freier fühlte als sonst und mir nichts daraus machte, von der Zurückkehrenden betroffen zu werden, setzte ich mich an den Tisch und besah mir, was Dorothea heute betrieb. Sie hatte in

der Tat schon eine gute Zahl süßer viereckiger Täfelchen in glänzendes Papier eingeschlagen und in das Körbchen gelegt; als ich nachschaute, was für eine Art von Versen und Epigrammen sie bereit hielt, fand ich ein Büschel kleiner auf zartes grünes Papier gedruckter Zettel, auf welchen allen dasselbe und einzige Gedichtlein zu lesen war:

Hoffnung hintergehet zwar,
Aber nur, was wankelmütig;
Hoffnung zeigt sich immerdar
Treugesinnten Herzen gütig;
Hoffnung senket ihren Grund
In das Herz, nicht in den Mund!

Wo ich das kleine Papierbüschel sachte auseinanderschlug (es war von einem grünseidenen Bändchen zusammengehalten), überall blickten mir diese einfachen, treuherzigen und doch so aufregenden Worte entgegen. Vorsichtig griff ich das eine und andere der bereits fertigen Täfelchen aus dem Körbchen, machte es ein wenig auf und fand in jeder Hülle das gleiche grüne Liedchen. Es klang mir, wie der tröstende Ruf einer Wachtel im einsamen Feld oder der leis anschwellende und traulich abbrechende halbe Gesang einer Drossel in der Tiefe des Waldes.

Da meines Wissens heute keine größere Gesellschaft da war, die einen Nachtisch erheischen konnte, so mußte die Absicht von Dortchens diesmaligem Einfall einer zukünftigen Gelegenheit vorbehalten sein, die mir ein Geheimnis war. Plötzlich ließ ich alles liegen und schlüpfte auf die Terrasse hinaus, wo ich mich auf einen Stuhl warf und mit nachdenklichen Seufzern die noch übrige Zeit verbrachte. Es dauerte nicht lange, so erschien Dortchen mit einigen jungen blaßroten Rosen, die sie ohne Zweifel im Treibhause geholt, und mit einem brennenden Handleuchter, weil die Dämmerung begann zur Dunkelheit zu werden. Sie setzte unbesorgt ihre Arbeit fort, packte noch ein halbes Dutzend Zucker- und Vanillestücke und dergleichen mit den Zetteln zusammen und summte dazu mit halber Stimme mehrmals die zwei Zeilen:

Hoffnung hintergehet zwar,
Aber nur, was wankelmütig,

bis sie mit dem letzten Stücke auf den Schluß übersprang:

Hoffnung senket ihren Grund
In das Herz, nicht in den Mund!

und denselben mit weiß Gott welcher Melodie und etwas lauter in den tiefsten Tönen verklingen ließ, deren ihre Stimme fähig war. Dann barg sie rasch den ungebrauchten Rest der feinen Zettelchen in einer Tasche ihres Kleides, besteckte das Körbchen mit den Rosen und eilte mit der ganzen reizenden Veranstaltung, den Leuchter zur Hand nehmend, aus dem Saale, und ich hatte dem lieblichen Tun durch eines der hohen Fenster zugeschaut, freilich von den Florbehängen desselben halb verhüllt.

Die vergnügliche Stimme des Kaplans ließ sich hören; ich säumte nicht, über die Terrassenstufen hinunter- und ihm entgegenzugehen, und betrat in seiner Gesellschaft wieder das Haus und die Räume, in welchen die Abende zugebracht wurden. Mit diesem künstlichen Umwege verhütete ich, daß Dortchen irgendwie ahnen könne, ich wisse das sonderbare Geheimnis ihres Körbchens. Als wir nun zu viert am Tische saßen, verlief die Zeit mir nur allzu schnell; denn die Eigenliebe erfreute sich an dem Wohlwollen, welches meine Person zum Gegenstande der letzten Unterhaltung machte, und die Gewißheit, daß ich wirklich zum letzten Male Dortchens Gegenwart genieße, verkürzte die Stunden um das Doppelte. Der Graf meinte, er habe sich an meine Gesellschaft gewöhnt, und wenn es sich nur um ihn handelte, so ließe er mich noch lange nicht ziehen; der Kaplan aber rief nein, ich müsse gehen, damit ich, was er sicher hoffe, durch die Luftveränderung und in meinem schönen Vaterlande die verlorenen Ideale wiederfinde.

Lachend versetzte ich, nach gewissen Weissagungen meiner Träume werde ich jedenfalls zu neuen Ideen kommen, und ich erzählte von der kristallenen Treppe, in deren Stufen

die Ideen in Gestalt kleiner Frauensleutchen schliefen. Der Kaplan wunderte sich hierüber und guckte mich immer verdutzter an, als ich fortfuhr, jene Ausgeburten des Schlafes in unglücklicher Zeit zu schildern; denn hiemit bewies ich ihm, daß ich im Schlafe noch toller, das heißt idealischer sein könne nach seinen Begriffen, als er im Wachen. Ich erzählte von der Brücke der Identität, von dem Goldregen, den ich auf dem fliegenden Pferde gemacht, und wie ich über das Kirchendach heruntergepurzelt und endlich in Trübseligkeit vor dem mütterlichen Hause gestanden sei, nachdem mir dasselbe erst wunderbar in die Augen geglänzt habe.

Da ich von dem feurigen Extraweine, welchen wir tranken, etwas vorlauter Laune geworden, schmückte ich diese Dinge noch mit manchen Zutaten und Hirngespinsten aus und endigte zuletzt wie ein Märchenerzähler, der dem Volke seinen blauen Dunst vorgemacht.

„Der hat ja ein Maul wie eine laufende Schuld!" sagte der Kaplan, in seiner Verwirrung über die großartige Flunkerei zu dem gröblichen Volksausdrucke greifend; denn ich schien ihm arg ins Handwerk gepfuscht zu haben, indem ich ein wirklich Erlebtes schilderte, das doch ein Nichts, ein Traum war; der Graf sagte:

„Diese Beredsamkeit haben wir allerdings bisher an unserm Freunde nicht entdecken können! Ist es aber nun geschehen, so hindert mich nichts, mir zu denken, daß ich sie eines Tages zu ernsteren Dingen verwendet sehe. Wir wollen auf unser aller gute Zukunft anstoßen!"

Er schenkte die Gläser voll, und wir ließen dieselben zusammenklingen, ohne daß ich mich jedoch bemühte, über den Sinn seiner Worte klar zu werden; denn ich sah unversehens Dorothea mit dem rosengeschmückten Körbchen herankommen.

„Auch ich will einen Spruch tun," sagte sie, als sie mir zur Seite stand; „aber ich überlasse die Abfassung dem Zufall dieses wohlbekannten Orakelkorbes; nehmen Sie sich

ein Bonbon heraus, nur eines, aber vorsichtig und bedächtig!"

Ich sah erstaunt und fragend zu ihr auf; denn ich wußte ja, daß in jedem der zierlichen Paketchen der gleiche Spruch lag.

„Welches raten Sie mir denn zu nehmen?" fragte ich mit innerer Bewegung; allein gleichmütig erwiderte sie:

„Ich darf mich nicht darein mischen, wenn das Orakel wirken soll!"

„Soll ich dieses nehmen?"

„Ich weiß nicht!"

„Oder dieses?"

„Ich sage nichts, weder ja noch nein!"

„So nehm' ich dieses und bedanke mich schönstens!" rief ich, indem ich das Papierchen öffnete und Dortchen rasch das Körbchen zurückzog.

„Nun, was steht darin?" rief der Kaplan, über welche Frage ich froh war, da ich die Verse kaum vernehmbar vorzutragen vermochte. Ich gab ihm den Zettel mit der Bitte, denselben selbst zu lesen. Das tat er mit gutem Ausdruck.

„Ein ganz schöner Spruch!" sagte er; „damit können Sie zufrieden sein; er beruht auf einer frommen und getreuen Weltanschauung, dergleichen nicht mehr allzu häufig ist! Aber nun, Gnädigste! reichen Sie mir das Körbchen auch dar und lassen Sie mich sehen, was ich als Dableibender erhalten werde!"

Er griff begierig nach dem Körbchen. Sie versetzte aber: „Nächsten Sonntag dürfen Sie etwas zum Dableiben auswählen, Hochwürden! Heute bekommt nur der, welcher geht!" Damit eilte sie weg und verschloß das Körbchen sorgfältig in einem Schranke.

Als am nächsten Vormittag der Graf und ich bereits in dem bequemen Reisewagen saßen, sagte Dorothea, die uns beiden schon die Hand gegeben und jetzt plötzlich nochmals zum Wagen trat: „Nun ist doch etwas vergessen! Ihr

grünes Buch, Herr Heinrich, liegt noch in meiner Verwahrung! Soll ich es rasch holen?"

„Laß nur!" sagte mein Reisegefährte; „es hält uns zu lange auf; wenn er uns, wie zu hoffen, bald schreibt, so können wir ihm das Buch wohlbehalten nachsenden, nicht so?"

Ich nickte nur froh aufatmend meine Zustimmung, da mit dem Buche ein Teil meiner selbst in der unmittelbaren Nähe Dortchens zu bleiben schien.

„Ich will es in sicherem Verschluß halten und es soll ihm nichts geschehen!" sagte sie und winkte mir, während wir wegfuhren, mit vollem freundlichem Blicke zu. Damals habe ich das schöne Wesen dennoch zum letztenmal in meinem Leben gesehen.

Vierzehntes Kapitel

Die Rückkehr und ein Ave Cäsar

Zwei breite Goldrahmen, im voraus bestellt, waren fertig, als wir in der Stadt ankamen, die wir nun zum zweiten Male gemeinschaftlich besuchten. Mein Beschützer machte sich sofort daran, den Einfluß zu benutzen, der ihm des Titels und auch seiner Person wegen in unverfänglichen Dingen nicht verkümmert war; die Bilder hingen deshalb nach wenigen Tagen im besten Lichte der Ausstellungsräume, in welchen ich einst so ungeschickt und dunkel aufgetreten. Sie waren freilich keine Meisterwerke, aber auch nicht gehaltlos und konnten ebensowohl einen Fortschritt als den Stillstand begrenzter Fähigkeit in sich bergen, das ewige Ausruhen von einem einmaligen Anlaufe, wo der Anläufer in sich gegangen ist und am Wegbord der goldenen Mittelstraße, der vielbegangenen, sitzen bleibt.

Zu meiner Verwunderung hingen auch jene zwei kleinen

Bilder daneben, die von mir dem israelitischen Schneider und Gemäldehändler um ein Kleid überlassen worden. Der Graf hatte sie, da er von der Sache wußte, aufgestöbert und aus dritter Hand an sich gebracht. Jetzt waren sie mit Zetteln verziert, worauf das stattliche Wort „Verkauft" geschrieben stand. Diese List des Grafen erweckte ein günstiges Vorurteil für die ganze kleine Sammlung der vier Stücke, und in dem nächsten Kunstbericht einer verbreiteten großen Zeitung war ihrer schon in einigen aufmunternden Zeilen gedacht, wenn auch nicht mit sehr zutreffenden Worten. Kurz, nach wenigen Tagen meldete sich ein bedeutender Kunsthändler, welcher die deutschen Malerschulen bereiste, um ganze Bildersammlungen für entlegene Hinterländer zu erwerben. Durch diesen Käufer, der meine Bilder zu bescheidenem Preise anzukaufen hoffte, würde mein Name den Zusatz „Mitglied der X'er Schule" erhalten haben, eine Ehre, die ich mir nicht hätte träumen lassen. Der Graf jedoch meinte, die Bilder müßten an einen Liebhaber und nicht an einen Handelsmann verkauft werden, und er sei einem solchen bereits auf der Spur.

Nach abermals einigen Tagen aber übergab mir der Kustos der Ausstellung einen für mich aus dem Norden angekommenen Brief. Er war von Erikson, welcher schrieb: „Lieber Heinrich, ich lese eben in der dortigen Zeitung, die ich meiner Frau wegen halte, daß du noch dort bist und vier Arbeiten ausgestellt hast, zwei kleine und zwei größere. Wenn du für die einen oder andern noch keine Bestimmung weißt, so überlasse mir eines der beiden Paare und schick' es mir; ich zähle darauf! Den Preis setze auf anständigem Fuße und nicht zu schüchtern an; denn du mußt wissen, daß es mir gut geht. Ich habe den Stand unsers Hauses wiederherstellen können, ohne das Geld meiner Frau zu brauchen, und überdies Ersparnisse gemacht, nämlich zwei Bübchen, von denen der ältere neulich schon den Teufel an die Wand gemalt hat und zwar mit Kirschmus, als er die Mama sagen hörte, man solle das gerade nicht tun. Ein nettes Kräutchen,

und ist noch nicht drei Jahr alt! Kann ich die Bilder bekommen, so schreib recht viel dazu!"

Ich entschied mich ohne Zaudern für dies Freundesangebot, das meinen Entschluß, der Kunst zu entsagen, am leichtesten bestehen ließ; denn ein solcher Ankauf aus freundschaftlichem Wohlwollen war ja noch kein Beweis für den wahren Künstlerberuf. Der Graf mußte mir beistimmen, obgleich ich den Verdacht hegte, daß es mit seinem Verkaufsprojekte nicht viel anders beschaffen sein mochte.

Die Bilder wurden an Erikson abgesandt. In meinem Briefe, den ich wegen zu vollen Herzens nicht so ausführlich schrieb, wie er wünschte, bat ich ihn, er möge die Kaufsumme mir in die Heimat schicken, wohin ich abzugehen im Begriffe sei; so brachte ich also nicht nur eine für meine bisherigen Verhältnisse ansehnliche Barschaft mit nach Hause, sondern auch ausstehendes Guthaben, dessen Eingang aus weiter Ferne, nachdem ich selbst so wohlbehalten angekommen und das erste Aufsehen vorüber war, von erfreulichster Wirkung sein mußte.

Allein als ob das unglückliche Träumen von Gold und Gut im kleinen zur Wahrheit werden wollte, war es hiemit noch nicht genug. Nachdem mein neuer Aufenthalt den Behörden bekannt geworden und eben wieder zu Ende gehen sollte, erhielt ich eine gerichtliche Vorladung, um gewisse Eröffnungen entgegenzunehmen. Schon früher hatte ich meinem alten freundlichen Trödelmännchen Joseph Schmalhöfer einen Besuch abstatten wollen, seine dunkle Behausung jedoch verschlossen gefunden und erfahren, daß der einsame Mensch seit vielen Wochen tot sei. Zu meinem großen Erstaunen wurde mir jetzt auf der Gerichtskanzlei mitgeteilt, daß der Alte, der keine Erben hinterließ, sein nicht ganz unbeträchtliches Vermögen einer wohltätigen Stiftung vergabt und meine Person in seinem letzten Willen mit einem Legate von viertausend Gulden bedacht habe. Sofern ich mich nun darüber ausweisen könne, daß ich wirklich die von dem Legator gemeinte Person sei, so liege die genannte

Summe zur Auszahlung bereit, nachdem alle bisherigen Erkundigungen nutzlos geblieben seien. Es handle sich namentlich um die Frage, ob ich derjenige wäre, der dem Verstorbenen eine größere Zahl gewisser Handzeichnungen usw. verkauft und bei Gelegenheit einer fürstlichen Vermählungsfeier Fahnenstangen angestrichen habe.

Den durchschlagendsten Nachweis konnte der Graf mit zwei Worten leisten, soweit es die Zeichnungen betraf, und für das übrige genügte seine Glaubwürdigkeit dem Gerichtsbeamten vollkommen, als er erklärte, der, welcher die Stecken bemalt, könne kein anderer sein als ich.

Also wurden mir vier öffentliche Schuldtitel von je tausend Gulden aushingegeben; der Graf verkaufte dieselben und besorgte mir gute Wechsel für den Betrag, so daß ich nun mit Vermögensteilen in dreifacher Form ausgestattet war; mit barem Gelde, mit Forderungen und mit Wechseln.

„Wenn jetzt nur nicht der dicke Tell mit seinem Pfeil und das Kirchendach kommt!" sagte ich, als wir an der Mittagstafel unsers Gasthofes saßen, wo ich zum Überflusse auch noch der Gast des Grafen war; „ich muß trachten, daß ich fortkomme, sonst zerfließt mir das viele unnatürliche Glück zuletzt doch noch zu einem Traum!"

Ich fühlte mich in der Tat ordentlich beklemmt und fing an, dem Glückswandel nicht mehr recht zu trauen.

„Was spintisieren Sie mir wieder über der Kümmerlichkeit!" sagte der Graf; „bei allem, was Sie nun besitzen und was Ihnen so ungeheuer erscheint, ist nicht ein Pfennig, dessen rechtmäßige Quelle Sie nicht in sich selbst zu suchen haben! Und wie können Sie von Traum und Glücksfall reden, wo Sie gegenüber den paar Gulden mit Ihren schönen Jahren so im Verluste sind?"

„Aber die Geschichte mit dem Legat ist doch gewiß das reine Glücksabenteuer!"

„Auch dies nicht! Auch sie hat ihre Wurzel nur in Ihnen selbst! Ich habe vergessen, Ihnen ein beschriebenes Papier zu geben, das sich in den Falten eines der Schuldbriefe ge-

funden hat, als ich die Werttitel meinem Bankier brachte. Hier ist der Zettel, den der Alte Ihnen hinterließ!"

Der Graf gab mir ein Fetzchen Papier, auf welchem mit der mir bekannten unbehilflichen Handschrift des Trödlers, die zudem von eingetretener Körperschwäche noch verschlimmert sein mochte, zu lesen war:

„Du bist nicht wieder zu mir gekommen, mein Söhnchen, und ich weiß nicht, wo du zu finden bist. Ich möchte aber, weil ich fürchte, daß der Tod mich bei kurzen Tagen in meinem Kram heimsucht, dir etwas erweisen und zuwenden, was ich nachher doch nicht mehr brauchen kann, leider! Ich tu' es aber, weil du alleweile mit dem zufrieden gewesen bist, was ich dir für deine Malerei gegeben habe, und vornehmlich, weil du so still und fleißig bei mir gearbeitet hast. Wenn es in deine Hände kommt, was ich in langen Jahren erspart habe mit Geduld und Vorsicht und dir jetzt verehren tue, so genieße es mit Gesundheit und Verstand, weil ich leider davon abscheiden muß, und hiemit behüt' dich Gott, mein Männchen!"

„Es ist doch gut," sagte ich mit neuer Verwunderung, „daß es für alle Gebarungen zweierlei Richter gibt! Was andere mir als Leichtsinn, wo nicht Verkommenheit auslegen würden, erhält von dem braven Alten einen Tugendpreis!"

„Drum wollen wir auf seine Seligkeit anstoßen, weil er so gerecht gerichtet hat!" erwiderte der Graf wohlgemut; „und jetzt wollen wir unsere Freundschaft leben lassen und Brüderschaft trinken, wenn es Ihnen recht ist!" fuhr er fort, indem er die Gläser von neuem füllte.

Ich stieß an und trank aus, sah dabei aber so überrascht und verschüchtert drein, daß er es wohl bemerkte, als er mir die Hand schüttelte; denn der Unterschied des Alters und der Lebensverhältnisse hatten mich dergleichen doch nicht erwarten lassen.

„Sei nur nicht verdutzt, wenn es gilt, sich zu duzen!" sagte er fröhlich; „ich betrachte es als Gewinn, mit einem

Stammesbruder aus anderer Staatsform und von jüngerem Lebensalter auf du und du zu sein. Und auch du darfst dich der guten deutschen Sitte füglich unterwerfen, nach welcher zu Zeiten Jünglinge, Männer und Greise, welche auf dasselbe Ziel losgehen, Brüderschaft schließen. Nun aber wollen wir von dir allein reden! Was gedenkst du zu beginnen in deinem Lande?"

„Ich denke meine unterbrochenen Studien am borghesischen Fechter wieder aufzunehmen!" antwortete ich. Auf seine Frage, was das heiße, erzählte ich kurz, wie ich durch die so genannte Figur auf das Studium des Menschen hinübergeleitet worden sei und nun zwar nicht mehr dessen Gestalt, sondern dessen lebendiges Wesen und Zusammensein zum Berufe wählen möchte. Da mir jetzt Zeit und Mittel durch das Glück gegeben seien, so hoffe ich auf rasche und zweckmäßige Weise noch die nötigen Kenntnisse nachzuholen, um mich dem öffentlichen Dienste widmen zu können.

„So was habe ich mir auch gedacht," sagte der gräfliche Duzbruder; „allein wie die Dinge einmal stehen, würde ich mit besondern Studien keine Zeit mehr verlieren, zumal ihr ja keine Hierarchie mit Zwangsfolge habt. An deiner Stelle würde ich mich ruhig erst ein wenig umsehen und dann, nötigenfalls als Freiwilliger, ein unteres Amt übernehmen und schwimmen lernen, indem du sofort ins Wasser springst. Machst du es zur Regel, jeden Tag daneben einige Stunden staatswissenschaftliche Sachen zu lesen und zu überdenken, so bist du in wenig Zeit ein praktischer und hinlänglich gebildeter Amtsmann zugleich, und die Unterschiede der Schulweisheit gleichen sich mit den wachsenden Jahren vollständig aus, während das hervorzutreten beginnt, was den eigentlichen Mann ausmacht. Das Gerichtswesen und was daran hängt, würde ich freilich den gründlich geschulten Juristen überlassen und dahin wirken, daß auch die andern es tun. Die Hauptsache ist, daß du später in der Gesetzgebung weißt, wo sie hingehören und wo ihnen das Wort zu geben ist, und daß du sie in Ehren hältst, solange sie das

Recht lebendig machen und nicht es töten und das Volk verderben. Am wenigsten dulde feige Richter im Land, sondern stürze sie und gib sie der Verachtung preis —"

„Halt, Grave!" rief ich, da er sich in lauten Eifer hineinzureden begann und meine gegenwärtige Sache vergaß; „noch bin ich weder Konsul noch Tribun!"

„Gleichviel!" rief er jetzt noch viel lauter; „hast du aber gleichzeitig einen feigen und einen ungerechten Richter nebeneinander, so laß beiden die Köpfe abschlagen und dann setze dem ungerechten den Kopf des feigen und dem feigen den Kopf des ungerechten auf! So sollen sie weiter richten, so gut sie können!"

Erst jetzt schwieg er, trank und sagte wieder: „Ungefähr so mein' ich's, du wirst mich wohl verstehen!"

Ich hatte den sonst so ruhigen Mann nie so aufgeregt gesehen; die bloße Vorstellung, daß ich unmittelbar in eine Republik gehe und mich an deren öffentlichem Leben beteiligen werde, schien ihm andere verwandte Vorstellungen und alte Leiden der Unzufriedenheit zu erwecken.

Indessen war die Stunde des Abschiedes endlich da und kein Grund des Aufschubes mehr vorhanden. Da er meine Angelegenheit geordnet und mich reisefertig sah, fuhr der Graf gleich nach Tisch weg, um sein Gut am gleichen Tage noch zu erreichen, während ich den Bahnhof suchte, der um diese Zeit zum erstenmal eröffnet worden. Denn einige Bruchstücke von Eisenstraßen des obern Deutschlands hatten ihren ersten Zusammenhang erhalten, und ich konnte auf dem neuen Wege rascher die Schweizergrenze erreichen, wenn auch nicht in gerader Richtung. An dieser Veränderung mochte ich die Länge meiner Abwesenheit bemessen.

Als ich den Rhein überschritt und das Land betrat, war dieses gerade mit dem Getöse jener politischen Aktionen erfüllt, welche mit dem Umwandlungsprozesse eines fünfhundertjährigen Staatenbundes in einen Bundesstaat abschlossen, ein organischer Prozeß, der über seiner Energie und Mannig-

faltigkeit die äußere Kleinheit des Landes vergessen ließ, da an sich nichts klein und nichts groß ist und ein zellenreicher, summender und wohlbewaffneter Bienenkorb bedeutsamer ist als ein mächtiger Sandhaufen. Beim schönsten Frühlingswetter sah ich Straßen und Wirtshäuser angefüllt und hörte das zornige Geschrei über gelungene oder mißlungene Gewalttat. Man lebte mitten in der Reihe von blutigen oder trockenen Umwälzungen, Wahlbewegungen und Verfassungsänderungen, die man Putsche nannte und Schachzüge waren auf dem wunderlichen Schachbrette der Schweiz, wo jedes Feld eine kleinere oder größere Volkssouveränität war, die eine mit Vertretung, die andere demokratisch, diese mit, jene ohne Veto, diese von städtischem Wesen, jene von ländlichem, und wieder eine andere mit theokratischem Öle versalbt, daß sie nicht aus den Augen sehen konnte.

Sogleich übergab ich mein Gepäck der Postanstalt und beschloß, den Rest der Reise zu Fuß zurückzulegen, um unverweilt eine vorläufige Kenntnis der Zustände aus eigener Anschauung zu erwerben; denn gerade auf meinem Wege rauchte und schwelte es an mehreren Orten.

Und doch lag überall das Land in himmelblauem Duft, aus welchem der Silberschein der Gebirgszüge und der Seen und Ströme funkelte, und die Sonne spielte auf dem jungen betauten Grün. Ich sah die reichen Formen der Heimat, in Ebenen und Gewässern ruhig und wagrecht, im Gebirge steil und kühn gezackt, zu Füßen blühende Erde und in der Nähe des Himmels eine fabelhafte Wüste, alles unaufhörlich wechselnd und überall die zahlreich bewohnten Tal- und Wahlschaften bergend. Mit der Gedankenlosigkeit der Jugend und des kindischen Alters hielt ich die Schönheit des Landes für ein historisch-politisches Verdienst, gewissermaßen für eine patriotische Tat des Volkes und gleichbedeutend mit der Freiheit selbst, und rüstig schritt ich durch katholische und reformierte Gebietsteile, durch aufgeweckte und eigensinnig verdunkelte, und wie ich mir so das ganze große Sieb voll Verfassungen, Konfessionen, Parteien, Souverä-

nitäten und Bürgerschaften dachte, durch welches die endlich sichere und klare Rechtsmehrheit gesiebt werden mußte, die zugleich die Mehrheit der Kraft, des Gemütes und des Geistes war, der fortzuleben fähig ist, da wandelte mich die begeisterte Lust an, mich als einzelner Mann und widerspiegelnden Teil des Ganzen zum Kampfe zu gesellen und mitten in demselben mich mit regen Kräften fertig zu schmieden zum tüchtigen und lebendigen Einzelmann, der mit ratet und tatet und rüstig drauf aus ist, das edle Wild der Mehrheit erjagen zu helfen, von der er selbst ein Teil, die ihm aber deswegen nicht teurer ist als die Minderheit, die er besiegt, weil diese hinwieder mit der Mehrheit vom gleichen Fleisch und Blut ist.

Aber die Mehrheit, rief ich vor mir her, ist die einzige wirkliche und notwendige Macht im Lande, so greifbar und fühlbar wie die körperliche Natur, an die wir gefesselt sind. Sie ist der einzig untrügliche Halt, immer jung und immer gleich mächtig; daher gilt es, sie unvermerkt vernünftig und klar zu machen, wo sie es nicht ist. Dies ist das höchste und schönste Ziel. Weil sie notwendig und unausweichlich ist, so kehren sich die verkehrten Köpfe aller Extreme gegen sie, indessen sie stets abschließt und selbst den Unterliegenden beruhigt, während ihr ewig jugendlicher Reiz ihn zu neuem Ringen mit ihr lockt und so sein eigenes geistiges Leben erhält und nährt. Sie ist immer liebenswürdig und wünschbar, und selbst wenn sie irrt, hilft die gemeine Verantwortlichkeit den Schaden ertragen. Wenn sie den Irrtum erkennt, so ist das Erwachen aus demselben ein frischer Maimorgen und gleicht dem Anmutigsten, was es gibt. Sie läßt es sich nicht einfallen, sich stark zu schämen, ja die allgemein verbreitete Heiterkeit läßt den begangenen Fehltritt kaum ungeschehen wünschen, da er ihre Erfahrung bereichert, die Lust der Besserung hervorgerufen hat und auf das schwindende Dunkel das Licht erst recht hell erscheinen läßt.

Sie ist die reizende Aufgabe, an welcher sich ihr einzelner messen kann, und indem er dies tut, wird er erst zum ganzen

Mann, und es tritt eine wundersame Wechselwirkung ein zwischen dem Ganzen und seinem lebendigen Teile.

Mit großen Augen beschaut sich erst die Menge den einzelnen, der ihr etwas vorsagen will, und dieser, mutig ausharrend, kehrt sein bestes Wesen heraus, um zu siegen. Er denke aber nicht, ihr Meister zu sein; denn vor ihm sind andere dagewesen, nach ihm werden andere kommen, und jeder wurde von der Menge geboren; er ist ein Teil von ihr, welchen sie sich gegenüberstellt, um mit ihm, ihrem Kind und Eigentum, ein Selbstgespräch zu führen. Jede wahre Volksrede ist nur ein Monolog, den das Volk selber hält. Glücklich aber, wer in seinem Lande ein Spiegel seines Volkes sein kann, der nichts widerspiegelt als das Volk, während dieses selbst nur ein kleiner Spiegel der weiten lebendigen Welt ist und sein soll.

Dergestalt redete ich mich in eine hohe Begeisterung hinein, je blauer der Himmel glänzte und je näher ich der Vaterstadt kam.

Freilich ahnte ich nicht, daß Zeit und Erfahrung die idyllische Schilderung der politischen Mehrheiten nicht ungetrübt lassen würden; noch weniger merkte ich, daß ich im gleichen Augenblicke, wo ich mich selbsttätig zu verhalten gedachte, auch schon die Lehren der Geschichte vergaß, noch bevor ich nur den ersten Schritt getan. Daß große Mehrheiten von einem einzigen Menschen vergiftet und verdorben werden können und zum Danke dafür wieder ehrliche Einzelleute vergiften und verderben, — daß eine Mehrheit, die einmal angelogen, fortfahren kann, angelogen werden zu wollen, und immer neue Lügner auf den Schild hebt, als wäre sie nur ein einziger bewußter und entschlossener Bösewicht, — daß endlich auch das Erwachen des Bürgers und Bauersmannes aus einem Mehrheitsirrtum, durch den er sich selbst beraubt hat, nicht so rosig ist, wenn er in seinem Schaden dasteht, — das alles bedachte und kannte ich nicht.

Aber auch mit diesen Schatten wäre ja das Unausweichliche und Notwendige der Mehrheit, ohne deren Zustimmung

der mächtigste Selbstherrscher in Rauch aufgeht, und ihre reine Größe, wenn sie unverderbt ist, stark genug gewesen, meine Vorsätze zu tragen und den Durst nach der neuen Lebensluft nicht erlöschen zu lassen. So griffen denn meine Schritte immer kecker und unternehmungslustiger aus, bis ich plötzlich das Pflaster der Stadt unter den Füßen fühlte und ich doch mit klopfendem Herzen ausschließlicher der Mutter gedachte, die darin lebte.

Meine Sachen mußten inzwischen auf der Post angekommen sein. Ich lenkte die Schritte zuerst dahin, um sogleich eine Schachtel an Hand zu nehmen, die meine bescheidenen Reisegrüße für sie enthielt, nämlich den Stoff für ein feineres Kleid, welches zu tragen ich sie zu überreden hoffte, und einen Vorrat ausländischen Gebäckes, das, würzig und haltbar, ihr einen guten Mund machen sollte.

Diese Schachtel an der Hand ging ich am noch lichten Nachmittage durch unsere alte Straße; sie erschien mir belebter als vor Jahren; auch sah ich, daß manche neue Verkaufsmagazine errichtet und alte rußige Werkstätten verschwunden, mehrere Häuser umgebaut und andere wenigstens frisch verputzt waren. Nur das unsrige, ehemals eines der saubersten, sah schwarz und räucherig aus, als ich mich näherte und an die Fenster unserer Stube hinaufblickte. Sie standen offen und waren mit Blumentöpfen besetzt; aber fremde Kindergesichter schauten heraus und verschwanden wieder. Niemand bemerkte oder kannte mich, als ich eben in die bekannte Türe treten wollte, ein Mann ausgenommen, der mit einem Zollstab und Bleistift in der Hand über die Gasse geeilt kam. Es war der Handwerksmeister, der mich einst auf seiner Hochzeitsreise besucht hatte.

„Seit wann sind Sie da, oder kommen Sie eben?“ rief er, eilig mir die Hand reichend.

„Diesen Augenblick komme ich,“ sagte ich, und er antwortete und bat mich, schnell eine Minute bei ihm drüben einzutreten, eh ich hinaufginge.

Ich tat es mit ängstlicher Spannung und fand mich in

einem schönen Verkaufsladen, in dessen Hintergrund die junge Frau am Schreibpulte saß. Sofort kam auch sie mir entgegen und sagte: „Um Gotteswillen, warum kommen Sie so spät?"

Erschreckt stand ich da, ohne noch erraten zu können, was es sein möchte, das die Leute so erregte. Der Nachbar aber säumte nicht, mich aufzuklären.

„Ihre gute Mutter ist erkrankt, so schwer, daß es vielleicht nicht ratsam ist, wenn Sie unangekündigt und plötzlich bei ihr erscheinen. Seit heute früh haben wir nichts gehört; nun aber ist's am besten, meine Frau geht schnell hinüber und sieht nach, wie es steht. Sie warten indessen hier!"

Ohne an eine so traurige Wendung glauben zu wollen, und doch bekümmert, ließ ich mich wortlos auf einen Stuhl sinken, die Schachtel auf den Knien. Die Frau lief über die Gasse und verschwand in der Türe, die mir wie einem Fremden noch verschlossen sein sollte. Die Augen voll Tränen kehrte die Nachbarin zurück und sagte mit verschleierter Stimme:

„Kommen Sie schnell, ich fürchte, sie macht es nicht mehr lang, ein Geistlicher ist dort! Die arme Frau scheint nicht mehr bei Bewußtsein!"

Sie eilte wieder vor mir her, um hilfreich bei der Hand zu sein, wenn es not tat, und ich folgte mit zitternden Knien. Die Nachbarin erklomm rasch und leicht die Treppen; auf den verschiedenen Stockwerken standen feierlich Leute unter ihren Türen, leise sprechend, wie in einem Sterbehause. Auch vor unserer Wohnung standen solche, die ich nicht kannte; meine Führerin im alten Vaterhause eilte auch an diesen vorüber, und ich folgte ihr bis auf den Dachboden, wo ich unsern Hausrat dicht aufeinander stehen sah und die Mutter in einem Kämmerchen wohnte. Leise öffnete die Nachbarin dessen Türe; da lag die Arme auf dem Sterbebett, die Arme über die Decke hingestreckt, das todesbleiche Gesicht weder rechts noch links wendend und langsam at-

mend. In den ausgeprägten Zügen schien ein tiefer Kummer auszuleben und der Ruhe der Ergebung oder der Ohnmacht Platz zu machen. Vor dem Bette saß der Diakon der Kirchgemeinde und las ein Sterbegebet. Ich war geräuschlos eingetreten und hielt mich still, bis er geendet. Die Nachbarin trat, als er das Buch sachte zuschlug, zu ihm und flüsterte ihm zu, der Sohn sei angekommen.

„In diesem Fall kann ich mich zurückziehen," sagte er, sah mich einen Augenblick aufmerksam an, grüßte und begab sich hinweg.

Die Nachbarin trat jetzt an das Bett, nahm ein Tüchlein und trocknete sanft die feuchte Stirne und die Lippen der Kranken; dann, während ich noch immer wie ein vor ein Gericht Gerufener dastand, den Hut in der Hand, die Schachtel zu Füßen, neigte sie sich nieder und sagte ihr mit zarter Stimme, welche die Leidende unmöglich erschrecken konnte: „Frau Lee! der Heinrich ist da!"

Obgleich diese Worte bei aller Weichheit so vernehmlich gesprochen waren, daß auch die vor der offenen Türe versammelten Weiber sie hörten, gab sie doch kein anderes Zeichen, als daß sie die Augen leise nach der Sprechenden hin wendete. Indessen benahm mir außer der Trauer auch die dumpfe dämmerige Luft des Kämmerchens den Atem; denn der Unverstand der Wärterin, die in einem Winkel hockte, hielt nicht nur das kleine Fenster verschlossen, sondern auch die grüne Gardine davor, und ich mußte daran erkennen, daß heute noch kein Arzt dagewesen sei.

Unwillkürlich schlug ich die Gardine zurück und öffnete das Fenster. Die reine Frühlingsluft und das mit ihr einströmende Licht bewegten das erstarrende ernste Gesicht mit einem Schimmer von Leben; auf der Höhe der hageren Wangen zitterte leicht die Haut; sie regte energisch die Augen und richtete einen langen fragenden Blick auf mich, als ich mich, ihre Hände ergreifend, zu ihr niederbeugte; das Wort aber, das ihre ebenfalls zitternden Lippen bewegte, brachte sie nicht mehr hervor.

Die Nachbarin nahm die Wärterin mit sich hinaus, drückte leise die Türe zu, und ich fiel an dem Bett nieder mit dem Rufe: „Mutter! Mutter!“ und legte den Kopf weinend auf die Decke. Ein röchelndes stärkeres Atmen hieß mich wieder emporschnellen und ich sah die treuen Augen gebrochen. Ich nahm den leblosen Kopf in die Hände und hielt dies Haupt vielleicht zum ersten Male in meinem Leben so in der Hand, wenigstens so weit ich mich entsinnen konnte. Allein es war für immer vorbei.

Es fiel mir ein, daß ich ihr wohl die Augen zudrücken sollte, daß ich ja dafür da sei und sie es vielleicht noch fühlen würde, wenn ich es unterließe; und da ich neu und ungeübt in diesem bittern Geschäfte war, so tat ich es mit zager, scheuer Hand.

Die Frauen traten nach einer Weile herein, und als sie sahen, daß die Mutter verschieden war, erboten sie sich, das Nötige zu tun und die Leiche für den Sarg einzukleiden. Da ich einmal da war, verlangten sie von mir die Anweisung eines Totengewandes. Ich öffnete einen der auf dem Dachboden stehenden Schränke, der voll guter Kleider hing, die seit Jahren geschont und gespart und nicht nach der Mode geschnitten waren. Die Wärterin aber sagte, es müsse ein Totenkleid vorhanden sein, von welchem die Selige gesprochen, und wirklich fand man dasselbe, in ein weißes Tuch eingeschlagen, im Fuße des Schrankes liegen. Zu welcher Zeit sie es anfertigen ließ, war mir unbekannt.

Die Frauen sprachen auch davon, wie wenig Mühe die Tote während ihrer Krankheit verursacht, wie still und geduldig sie gelegen und fast nie etwas verlangt habe.

Fünfzehntes Kapitel

Der Lauf der Welt

Während die Frauen nun Bett und Leiche in den erforderlichen Stand brachten, folgte ich der Einladung der Nachbarin, in ihr Haus hinüberzugehen und dort auszuruhen. Der Nachbar suchte vorsichtig, eh er im Gespräche weiterging, meine Glücksumstände und Erlebnisse zu erfahren. Ich verhehlte ihm nicht, daß ich zur Zeit seiner Anwesenheit in jener Stadt übel daran gewesen, ließ ihn dann aber die bessere Wendung der Dinge wissen, erzählte ihm alles, den Liebeshandel ausgenommen, und gleichsam als eine Art Rechtfertigung zeigte ich ihm unter Tränen die Geldwerte, die ich bei mir führte. Ich schob Geld und Papiere weg und stützte den Kopf wieder weinend auf den Tisch des fremden Mannes.

Betroffen und schweigend saß er da, und erst als ich mich etwas beruhigt, zeigte er eine gewisse Entrüstung über den unglücklichen Verlauf der Dinge und konnte sich nicht enthalten, mich damit bekannt zu machen. Nachdem die Mutter schon längere Zeit auf meine Heimkehr oder wenigstens auf Nachrichten geharrt und schon etwas gekränkelt hatte, erhielt sie eines Tages die Aufforderung, vor der Polizeibehörde zu erscheinen. Es war, wie wir jetzt annehmen mußten, die Nachforschung des deutschen Gerichtes nach meiner Person wegen des Legates des Joseph Schmalhöfer. Sei nun die plumpe Versäumnis, die Ursache dieser Nachforschung anzuzeigen, schon von jener Gerichtsstelle aus begangen worden oder nicht, genug, als meine Mutter, nach meinem Aufenthalte befragt, denselben nicht nennen konnte, erschrocken dastand und zitternd fragte, um was es sich handle, wurde ihr geantwortet, man wisse es nicht, es sei einfach eine Vorladung für mich, vor dem Gerichte zu erscheinen; ich werde wahrscheinlich vor Schulden oder etwas Ähnlichem geflohen sein. Diese Auslegung sprach sich auch weiter her-

um, und die arme Frau wurde durch allerlei Anspielungen in der Meinung bestärkt, daß ich verschuldet und im Mangel in der Welt herumirre.

Nicht lange darauf, als sie die Zinsen für das auf das Haus entlehnte Kapital, die sie kümmerlich zusammengehalten, abtrug, wurde ihr das letztere gekündigt, und nun mußte sie mitten in ihren kummervollen Sorgen um ein neues Anleihen ausgehen. Es gelang ihr aber nicht, das Geld zu finden, denn es bestand eben die Absicht, sie vom Hause zu bringen, und es steckten Gewinnlustige hinter der Sache, unter denen der inzwischen etwas emporgekommene, immer noch im Hause wohnende Spenglermeister mitwirkte, in der Hoffnung, selber den Sitz zu erwerben. Auch hier war endlich der Bau einer Schienenstraße in Aussicht getreten, der Bahnhof mußte unfern unserer Gasse zu liegen kommen, und es begann der Wert der Grundstücke beinahe täglich zu steigen, ohne daß die Mutter in ihrer Abgeschiedenheit von diesen Dingen wußte.

Die doppelte und dreifache Sorge hat unzweifelhaft ihr Leben verkürzt; denn der Zahlungstermin rückte mit jeder Woche näher.

„Hätte ich eine Ahnung von der Sachlage gehabt," sagte nun der Nachbar, „so hätte ich leicht raten können; allein die Verschwiegenheit Ihrer Mutter erleichterte das Bestreben der Spekulanten, den Handel geheimzuhalten, und erst seit ein paar Tagen hörte ich zufällig davon, seit die Herren der Beute sicher zu sein glauben. Jetzt, wo Sie da sind, genügt weniger als der zehnte Teil dessen, was da vor Ihnen liegt, die Schuld abzutragen und das Haus wieder freizumachen, das ja sonst unbedeutend belastet ist, soviel ich weiß, und Ihnen jetzt schon einen schönen Gewinn abwerfen würde, wenn Sie es verkaufen wollten. Denn obgleich das Haus alt und unansehnlich aussieht, so ist es dennoch fest gebaut und enthält viel unbenützten Raum, der mit Leichtigkeit wohnbar zu machen ist. Und nun hat es so kommen müssen!"

Der Gedanke, daß unglücklicher Zufall und die Arglist Gewinnsüchtiger die Hand im Spiele gehabt, erleichterte keineswegs die Last, welche jählings auf mein Gewissen fiel mit einem Gewichte, gegen welches der Druck von Dorotheas eisernem Bilde leicht wie eine Flaumfeder schien; oder auch umgekehrt: ich möchte sagen, daß die Schwere in ein Gefühl der Leerheit überging, wie der höchste Kältegrad einem Brennen gleicht. Es war fast, wie wenn meine eigene Person aus mir wegzöge.

Die Aufforderung der freundlichen Nachbarsleute, das Nachtlager bei ihnen zu nehmen, lehnte ich ab, weil es mir unmöglich schien, die Mutter allein zu lassen. Ich ging mit der anbrechenden Abenddämmerung in unser Haus zurück. Jetzt stand auch der schwärzliche Spenglermeister unter seiner Stubentüre; ich grüßte ihn und er lud mich mit forschendem Blick ein, bei ihm anzukehren, was ich ausschlug, indem ich nur um ein Licht bat. Mit einem solchen versehen, stieg ich wieder unter das Dach hinauf, trat in das Kämmerchen und zündete das alte Messinglämpchen an, bei dessen Schein ich sie die Jahrzehnte hindurch in den langen Winterabenden hatte sitzen sehen. Das Lämpchen war vernachlässigt und nicht mehr blank, jedoch mit Öl gefüllt. Da lag sie nun in ihrem Frieden, und ich, der ich so gedankenlos gezögert, zu ihr zu kommen, fand jetzt nur noch einigen Trost an ihrer stillen Gegenwart, an deren Aufhören ich nicht denken durfte. Ich machte mir mit meiner unglücklichen Schachtel zu schaffen, öffnete dieselbe und zog den feinen Wollenstoff hervor, den ich zu einem Kleide bestimmt hatte. Im Begriff, das Stück auseinanderzufalten und es als leichte schützende Decke über das Bett und die Leiche zu legen, um es ihr nur irgendwie noch nahe zu bringen, fiel mir doch die Nutzlosigkeit einer so gezierten Handlung in so ernster Stunde auf die Seele; ich wickelte das Zeug zusammen und verbarg es wieder in der Schachtel. Obschon ich von der mehrtägigen Fußreise ermüdet war, brachte ich nun die Nacht aufrecht auf dem Strohsesselchen am Fenster zu und schlief

dennoch zeitweise, wobei allerdings das Erwachen jedesmal zwiefach schmerzlich war, wenn ich mich aufs neue der Gegenwart der stillen Mutter versicherte.

Am andern Tag kam der Bote eines Begräbnisvereines, den der Vater noch hatte gründen helfen, und traf alle Anordnungen; ich brauchte keinen Schritt zu tun. Auch die Kosten waren schon lange gedeckt durch die pünktlichen Beiträge der Mutter; es wurde nachträglich sogar noch eine kleine Rückzahlung angeboten. So war sie auch in dieser Hinsicht ohne jegliche Beschwernis für andere aus der Welt gegangen.

Als ich die betreffenden Papiere in ihrem Nachlasse suchte, mußte ich überhaupt Schrank und Schreibtisch öffnen und fand manche Heimlichkeiten, die ich noch nie gesehen. In einem mit Zinn verzierten hölzernen Kästchen lagen vergilbte Putzsachen ihrer Jugendzeit, wie künstliche Blumen, ein Paar weiße Atlasschuhe, Bänder zusammengepreßt und kaum oder nie gebraucht. Dabei einige alte vergoldete Almanache, wahrscheinlich längst verjährte Geschenke, und was mich am meisten überraschte, ein Buch mit einer kleinen Sammlung abgeschriebener Gedichte oder Lieder, die ihr als Mädchen mochten gefallen haben. Zwischen den Blättern lag ein zusammengefaltetes loses Blatt, ebenfalls von ihrer damaligen erblichenen Handschrift, worauf zu lesen war:

Verlornes Recht, verlornes Glück

Recht im Glücke, goldnes Los,
Land und Leute machst du groß!
Glück im Rechte, fröhlich Blut,
Wer dich hat, der treibt es gut!

Recht im Unglück, herrlich Schaun,
Wie das Meer im Wettergraun!
Göttlich grollt's am Klippenrand,
Perlen wirft es auf den Sand!

Einen Seemann, grau von Jahren,
Sah ich auf den Wassern fahren

War wie ein Meduſenſchild
Der erſtarrten Unruh' Bild.

Und er ſang: „Viel tauſendmal
Glitt ich in das Wellental,
Fuhr ich auf zur Wogenhöh',
Ruht' ich auf der ſtillen See!

„Und die Woge war mein Knecht,
Denn mein Kleinod war das Recht;
Geſtern noch mit ihm ich ſchlief —
Ach, nun liegt's da unten tief!

„In der dunklen Tiefe fern
Schimmert ein gefallner Stern;
Und ſchon iſt's wie tauſend Jahr',
Daß das Recht einſt meines war.

„Wenn die See nun wieder tobt,
Niemand mehr den Meiſter lobt:
Hab' ich Glück, verdien' ich's nicht,
Glück wie Unglück mich zerbricht!"

Welch ein Gefallen war es geweſen, das ein ſo junges Mädchen einſtmals dies ſeltſame Gedicht hatte abſchreiben und aufbewahren laſſen?

Ich fand noch andere ſchriftliche Überbleibſel und zwar aus den letzten Jahren, wo nicht aus letzter Zeit. In einem Mäppchen, das einen geringen Vorrat von Briefpapier enthielt, lag ein Blatt, das offenbar zu einem Briefe als Fortſetzung gehörte, indem die Schrift ganz oben in der linken Ecke anfing. Das Fragment aber lautete:

„Wenn es nun Gott wirklich geſchehen läßt, daß mein Sohn unglücklich werden und ein irrendes Leben führen ſollte, ſo tritt die Frage an mich heran, ob nicht mich, ſeine Mutter, die Verſchuldung trifft, inſofern ich es in meiner Unwiſſenheit an einer feſten Erziehung habe mangeln laſſen und das Kind einer zu ſchrankenloſen Freiheit und Willkür anheimgeſtellt habe. Hätte ich nicht ſuchen ſollen, daß unter Mitwirkung Erfahrener einiger Zwang angewendet und der

Sohn einem sicheren Erwerbsberufe zugewendet wurde, statt ihn, der die Welt nicht kannte, unberechtigten Liebhabereien zu überlassen, die nur geldfressend und ziellos sind. Wenn ich sehe, wie wohlgestellte Väter ihre Söhne zwingen, oft schon vor dem zwanzigsten Jahre ihr Brot zu verdienen, und wie das solchen Söhnen nur zu nützen scheint, so fällt der traurige, altbekannte Selbstvorwurf mir doppelt schwer, und ich hätte in meiner Arglosigkeit nie gedacht, daß eine solche Erfahrung mich jemals heimsuchen könnte. Freilich habe ich seinerzeit um Rat gefragt; als man aber den Wünschen des Kindes nicht zustimmte, hörte ich auf zu fragen und ließ es gewähren. Damit habe ich mich über meinen Stand erhoben, und indem ich mir einbildete, ein Genie in die Welt gesetzt zu haben, die Bescheidenheit verletzt und das Kind geschädigt, daß es sich vielleicht niemals erholen wird. Wo soll ich nun die Hilfe suchen?"

Hier brach die Schrift ab; denn vom nächsten Worte stand nur noch der Anfangsbuchstabe. An wen der Brief gerichtet war, ob er mit oder ohne obiges Bruchstück oder gar nicht abgegangen, wußte ich nicht, und eine Antwort fand sich unter den aufbewahrten Briefschaften nicht vor. Wahrscheinlich hatte sie die Sache doch unterdrückt. Dagegen verschmolz sich nun die in dem Gedichte von dem verlorenen Glücke aufgeworfene wunderliche Rechtsfrage mit derjenigen des Brieffragmentes und fiel mir zu Lasten als dem einzigen haftbaren Inhaber der Schuld.

So war nun der Spiegel, welcher das Volksleben widerspiegeln sollte, zerschlagen und der Einzelmann, der an der Volksmehrheit so hoffnungsreich mitwachsen wollte, rechtlos geworden. Denn da ich die unmittelbare Lebensquelle, die mich mit dem Volke verband, vernichtet hatte, so besaß ich kein Recht, unter diesem Volke mitwirken zu wollen, nach dem Worte: Wer die Welt will verbessern helfen, kehre erst vor seiner Türe.

Nachdem das Grab der Armsten sich geschlossen, bewohnte ich einige Zeit das Stübchen, worin sie gestorben. Dann

verkaufte ich mit dem Rate des Nachbars das Haus und gewann in der Tat mehrere Tausende an dem Handel, so daß ich nun mit dem, was ich hergebracht, und dem Gewinn zusammen ein kleines Vermögen besaß, aus welchem ich bescheiden und zurückgezogen leben konnte. Das zufällige Wesen aber, das dem winzigen Reichtum anhaftete, ließ mich seiner nicht froh werden, noch weniger ein müßiges Leben darauf bauen; und da überdies der Mensch nicht nur von dem leiblichen, sondern auch von einem moralischen Selbsterhaltungstriebe beseelt ist, so nahm ich doch einige Studien vor, wie der Graf sie mir angeraten, nicht um mich hervorzutun, sondern lediglich soviel nötig war, mich für die Verwaltung eines anspruchslosen und stillen Amtes vorzubereiten und die Ordnung, in welche es eingebaut war, einigermaßen zu übersehen. Im übrigen las ich teils schwerere, teils schönere Sachen allgemeiner Natur, um meinen befangenen und bedrängten Gedanken einige Freiheit und Zerstreuung zu verschaffen. Denn während das Reuleid wegen der Mutter allmählich zu einem düstern, aber gleichmäßig ruhigen Hintergrunde von Freudlosigkeit wurde, begann sich das Bild der Dorothea wieder lebendiger zu regen, ohne Licht in das Dunkel zu bringen.

Ich trug den Spruch von der Hoffnung, auf das grüne Papier gedruckt, noch immer in meinem Brief- und Schreibtäschchen auf der Brust und las ihn zuweilen mit ungläubigem Seufzen und Kopfschütteln. Den Glücksfall vorausgesetzt, den die schlichten Worte zu verkünden schienen, war ich doch in der Lage, ihn fürchten zu müssen, und fast in der Stimmung eines Prahlers, der in der Ferne eine glänzende Schöne an sich gezogen hat, welcher er die schlechte Hütte nicht zeigen darf, darin er wohnt. Sogar zum bloßen freundlichen Verkehr in die Weite schien ich mir jetzt nicht fähig, da ich die Wahrheit meines Zustandes zu gestehen mich scheute und doch auch nicht lügen mochte. Die Zeit zu scherzhaften Flunkereien und Phantasiespielen, auch im harmlosen Sinne des Wortes, war für einmal vorbei.

Es vergingen wohl zehn Monate, bis ich über mich vermochte, an den Grafen zu schreiben, ohne unwahr zu sein oder allzu elend zu erscheinen.

Er vergalt mir die Saumseligkeit nicht mit gleicher Münze; vielmehr erhielt ich bald einen längeren Brief von ihm, in welchem er meine Lage, soweit er sie begriff, mit guten Worten besprach und als den Lauf der Welt darstellte, wie er durch Paläste und Hütten gehe, Gerechte und Ungerechte heimsuche und seiner Natur gemäß unablässig sich verändere.

„Was unser Dortchen betrifft," fuhr er fort, „so erfährt sie, und wir andere mit ihr, in gehäuftem Maße auch ihr Teil. Seit Du weg bist, hat sich das Abenteuer begeben, daß sie — meine blutsverwandte Nichte und nichts anderes geworden ist! Ich kann Dir den Hergang nicht des weitern auseinandersetzen, nur mit ein paar Strichen andeuten: Von der bald nach dem Tode meines in den südamerikanischen Händeln umgekommenen Bruders ebenfalls verstorbenen Witwe ist durch letzten Willen verordnet worden, es solle das Kind durch zuverlässige Leute seinen deutschen Verwandten zugesandt werden. Diese Leute sind aber untreu gewesen. Um gewisse Vermögensteile, die man unvorsichtigerweise ihnen zugleich mitgegeben hat (übrigens unbedeutende Summen), behalten zu können, haben sie mir das Kind auf dem Wege der Aussetzung in die Hände gespielt. Sie haben sich richtig bei jenen Auswanderern nach Südrußland befunden oder sich ihnen vielmehr auf dem Wege in der Donaugegend angeschlossen und die Sache sehr schlau angestellt. Da aus Amerika nie mehr eine Nachfrage anlangte, sowenig als früher ein Bericht von der Absendung des Kindes und dem Tode der Mutter, so hat alles so geschehen können. Erst neuerlich, weil das altgewordene Sünderpaar vom Gewissen, wahrscheinlich auch von dem Gelüste nach einer Gnadenbelohnung geplagt wurde, haben sich die Leutchen mit allen in solchen Wiederfindungsgeschichten üblichen wohlaufgehobenen Beweisen gemeldet, und wir haben also eine Gräfin

mehr im deutschen Vaterlande! Wie lange es dauert, bis sie zum Gegenstande eines oder mehrerer Romane gemacht wird, steht dahin; ich habe sie auch auf einige Volksschauspiele und Melodramen vorbereitet. Allein sie hört nicht darauf, da sie bereits die Ausarbeitung des zweiten Teiles des Romanes begonnen hat. Vor vier Wochen hat sich Gräfin Dorothea W... berg (eigentlich heißt sie von Haus aus Isabel) mit einem jungen Freiherrn Theodor von W... berg verlobt. Das ist nämlich ein hübscher und wackerer Gesell aus einer Linie der so benamsten Leute, welche die unsrige seit Jahrhunderten nichts mehr angeht. Man wird ihm den Grafentitel verschaffen, und ich werde gestatten, daß das Majorat auf ihn übergeht. Denn ich habe ebensowenig Grund, das Fortbestehen des Namens zu hindern, als dasselbe zu wünschen. Wie die Dinge stehen, ist es mir absolut gleichgültig, wenn ich etwa von dem Vergnügen absehe, das ich dem Kinde mache, indem ich seinem Bräutigam gefällig bin.

Nun kommt aber noch eine Betrachtung, die uns beide angeht, lieber Freund Heinrich! Ich habe gut gesehen, daß Du Dich in Dortchen verliebt hast! Ich habe getan, als sähe ich es nicht, weil ich mich in dergleichen nicht mische, wo die Leute sich selbst helfen können und wissen, was sie zu tun haben. Besonders die langhaarige Nation ist so unberechenbar, daß es nicht lohnend ist, sich ohne Not mit gutem Rate bloßzustellen. Auch Du bist dem Kinde nicht gleichgültig gewesen und auch jetzt noch gut angeschrieben, und es stellt sich die Sache ungefähr so: Hättest Du, was Du als ein maßhaltender Mensch nicht getan hast, während Deines Hierseins die Zeit und Deinen Vorteil wahrgenommen, oder hättest Du bald nach der Ankunft in Deinem Vaterlande von Dir hören lassen, so wäre, glaub' ich, Dorothea bis zur Stunde die Deinige geblieben. Nachdem Du aber eine so rätselhafte Zeit hast verstreichen lassen, ist sie über diese Kluft weggesprungen, als der entschlossene Freier erschien, der sie zugleich in so glücklicher Weise wieder in die weltliche Ordnung einreiht.

Aber auch von diesem Begreiflichen abgesehen, müssen wir die Unbeständigkeit des Kindes, soweit eine solche vorhanden ist, nicht hart beurteilen. Die guten Weiblein sind so auf sich selbst angewiesen und müssen im Grunde die Suppe, die sie sich einbrocken, oft so ganz allein ausessen mit allerlei Leiden und Schmerzen, daß sich hieraus die Plötzlichkeit wohl erklären läßt, mit der ihre Instinkte zuweilen umschlagen. Ihre Blütenzeit geht so rasch vorbei, daß sie, solang kein entscheidendes Wort gefallen ist, auf ein Warten, das sich einstellen zu wollen scheint, nicht gut zu sprechen sind und sich jeden Entschluß im stillen vorbehalten. Wenn sie Hoffnung gegeben haben und nicht rechtzeitig dabei behaftet werden, so gehen sie zur Tagesordnung über; denn sie wollen ihre Kinder als junge Weiber und nicht als halbe Matronen haben und erziehen. Gerade die schönsten und gesundesten eilen ihrem Berufe energisch entgegen und verschmähen dann häufig die Heirat, wenn sie den besten Augenblick verfehlt haben.

Meine eigene Ehe galt für eine Art Unikum, und die Leute sagten, es müsse so sein, weil zwei Unika sich geheiratet haben. Soweit das sich auf meine Person bezog, war es natürlich der Spott über meine Abtrünnigkeit von den Vorurteilen; auf die Frau aber war das Wort in seinem besten Sinne gut angewendet; und dennoch hatte es an einem Haar gehangen, daß sie nicht ein anderer heimgeführt.

Das ist eben auch ein Stück Weltlauf."

Es bedurfte dieser traulichen Vertröstung des älteren Freundes nicht, die Geister der Leidenschaft in mir zu bannen. Die bloße Tatsache, daß Dorothea verlobt war und Isabel Gräfin zu W...berg hieß, vergegenwärtigte mir den Zustand, in welchen ich sie gebracht hätte, selbst wenn sie das Findelkind geblieben, ich weniger zurückhaltend gewesen und eine Verbindung zwischen uns erfolgt wäre. Es kam mir vor, wie wenn man einen großen Sommervogel in einen kleinen Grillenkäfig hätte setzen wollen. Die geheime Sorge, einer solchen Beschämung durch die schönste Glückserfüllung

ausgesetzt zu werden, fiel mir wie ein Stein vom Herzen, und in diesem blieb nur die stille Sehnsucht nach der Verlorenen einträchtig neben der Trauer um die Mutter wohnen. Freilich kam mir dieser Weltlauf etwas teuer zu stehen; denn der Umweg über das Grafenschloß hatte mich nicht nur die Mutter, sondern auch den Glauben an ihr Wiedersehen und an den lieben Gott selbst gekostet, alles Dinge indessen, deren Wert nicht aus der Welt fällt und immer wieder zum Vorschein kommt.

Sechzehntes Kapitel

Der Tisch Gottes

Etwa ein Jahr später besorgte ich die Kanzlei eines kleinen Oberamtes, welches an dasjenige grenzte, worin das alte Heimatdorf lag. Hier konnte ich bei bescheidener und doch mannigfacher Wirksamkeit in der Stille leben und befand mich in einer Mittelschicht zwischen dem Gemeindewesen und der Staatsverwaltung, so daß ich den Einblick nach unten und oben gewann und lernte, wohin die Dinge gingen und woher sie kamen. Allein sie vermochten die Schatten nicht aufzuhellen, die meine ausgeplünderte Seele erfüllten, und weil alles, was ich wahrnahm, durch die Düsternis gefärbt wurde, so erschienen mir auch die Menschlichkeiten, denen ich auf dem neuen Gebiete begegnete, dunkler, als sie an sich waren. Wenn ich sah, daß auch hier die Neigung zum Nachlassen und zur Pflichtvergessenheit zum Vorschein kam, oder jeder die Wässerlein auf seine Mühle zu leiten suchte; daß Neid und Eifersucht auch in den kleinsten Amtsverhältnissen störend sich einnisteten, so war ich geneigt, das Übel dem Charakter des ganzen Volkes und Gemeinwesens zuzuschreiben, das in der Erinnerung und aus der Entfernung mich so täuschend angelockt habe. Wenn ich aber meines belasteten Bewußtseins gedachte, so schwieg ich, anstatt bei

guter Gelegenheit meine Meinung offen herauszusagen. Ich begnügte mich, meine Obliegenheiten so regelmäßig und geräuschlos als möglich zu erfüllen, um die Zeit zu verbringen, ohne Unruhe, aber auch ohne Hoffnung eines frischeren Lebens. Das hielten nun die Leute für das Muster einer ordentlichen Amtsführung, und da sie besser und wohlwollender waren, als ich dachte, so machten sie mich nach ein paar weiteren Jahren, ohne mein Zutun und gegen meinen Wunsch, zum Vorsteher des Amtskreises. In dieser Stellung konnte ich nicht umhin, mehr unter die Leute zu gehen und an Zusammenkünften verschiedener Art teilzunehmen, immer als der ziemlich melancholische und einsilbige Amtsmann, der ich war. Jetzt lernte ich, da ich die politische Bewegung im großen und mehr in der Nähe sah, ein Übel kennen, das mir wirklich neu, obgleich es zum Glücke nicht gerade herrschend war. Ich sah, wie es in meiner geliebten Republik Menschen gab, die dieses Wort zu einer hohlen Phrase machten und damit umherzogen, wie die Dirnen, die zum Jahrmarkt gehen, etwa ein leeres Körbchen am Arme tragen. Andere betrachteten die Begriffe Republik, Freiheit und Vaterland als drei Ziegen, die sie unablässig melkten, um aus der Milch allerhand kleine Ziegenkäslein zu machen, während sie scheinheilig die Worte gebrauchten, genau wie die Pharisäer und Tartüffe. Andere wiederum, als Knechte ihrer eigenen Leidenschaften, witterten überall nichts als Knechtschaft und Verrat, gleich einem armen Hunde, dem man die Nase mit Quarkkäse verstrichen hat und der deshalb die ganze Welt für einen solchen hält. Auch dies Knechtschaftswittern hatte einen gewissen kleinen Verkehrswert, doch stand das patriotische Eigenlob immerhin noch höher. Alles zusammen war ein schädlicher Schimmel, der ein Gemeinwesen zerstören kann, wenn er zu dicht wuchert; doch befand sich die Hauptschar in gesundem Zustande, und sobald sie sich ernstlich rührte, stäubte der Schimmel von selbst hinweg. Ich dagegen sah in meiner kranken Stimmung den Schaden des Unechten zehnmal größer, als er war, und

schwieg dennoch, anstatt den falschen Schwätzern auf die Füße zu treten; damit verschwieg ich auch manches, was ich mit wirklichem Nutzen hätte sagen können.

Ich fühlte, daß das kein Leben hieß und so nicht fortgehen könne, und begann, darüber zu brüten, wie aus dieser neuen Gefangenschaft des Geistes herauszukommen sei. Zuweilen regte sich, und immer vernehmlicher, der Wunsch, gar nicht mehr da zu sein.

Eines Tages hatte ich mehrere Stunden auf den Straßen meines Verwaltungsbezirkes zugebracht, um in Begleitung des Baumeisters den Zustand derselben zu untersuchen. Nach verrichtetem Geschäfte trennte ich mich von dem Manne, da ich das Verlangen spürte, noch einen Gang in Einsamkeit zu machen. So gelangte ich in ein enges abgeschiedenes Tal zwischen zwei grünen Berglehnen, wo es so still war, daß man die Luft in entfernten Baumwipfeln konnte säuseln hören. Auf einmal erkannte ich das Tal als zu der Heimatgegend gehörig, obgleich es so schlicht von Gestaltung war, daß es nirgends eine eigentümliche Form darbot, und kein menschliches Gebäude zeigte sich dem Auge.

Ungefähr in der Mitte des Weges, der das Tälchen durchschnitt, warf ich mich an eine kleine begrünte Erdwelle und überließ mich der schmerzlichen Erinnerung an alles, was ich schon gehofft und verloren, geirrt und verfehlt hatte. Auch zog ich Dorotheens grünen Zettel einmal wieder hervor, der noch immer zwischen einer Falte meiner Schreibtafel steckte. „Hoffnung zeigt sich immerdar treugesinnten Herzen gütig!" las ich und wunderte mich, daß ich das falsche Wechselchen noch bei mir trug. Da eben ein schwacher Luftzug dicht über der sommerwarmen Erde hinwallte, ließ ich es fahren, und es flatterte gemächlich über Gras und Heideblumen weg, ohne daß ich ihm weiter nachblickte.

„Am besten wäre es," dachte ich, „du lägest unter dieser sanften Erdbrust und wüßtest von nichts! Still und lieblich wäre es hier zu ruhen!"

Nach diesem mir nicht mehr neuen Seufzer ließ ich die

Augen von ungefähr an der gegenüberliegenden Berghalde schweifen, an deren halber Höhe ein Felsband von grauer Nagelfluhe zutage trat. Ebenso von ungefähr sah ich eine leichte Gestalt von der gleichen grauen Farbe längs dem Felsbande hingleiten oder schweben, und da die Halde von der Abendsonne beleuchtet war, so sah man gleichzeitig auch den Schatten der Gestalt an der Wand mitgleiten. Ich wußte, daß ein schmaler Pfad dort das Felsgesimse entlang lief, und verfolgte mit den Augen die Erscheinung, die sich mit einem sichtlichen Rhythmus bewegte, der mich an ein irgendwo schon Gesehenes erinnerte. Als die Gestalt, die unverkennbar eine weibliche war, das Ende der Felswand erreicht hatte, wandte sie sich und kehrte denselben Weg wieder zurück; es sah aus, als ob der Geist des Berges aus dem Gestein herausgetreten wäre, um im Abendscheine auf und ab zu wandeln.

Froh, meine schweren Gedanken ein wenig zu verscheuchen, erhob ich mich, ging über den Weg und drang durch das Gehölz empor, das den Fuß der jenseitigen Berglehne bekleidete bis unterhalb der Nagelfluhe, an welcher der Pfad hinführte. In wenigen Minuten hatte ich diesen erreicht. Man blickte dort aus dem Tale hinaus und sah in der Ferne einerseits die Ortschaft im Abendlichte schimmern, wo mein Amtssitz lag. Dieser Aussicht zugewendet sah ich die Gestalt an jenem Ende des Felsbandes stehen und hinüberschauen. Dann kehrte sie sich abermals und kam den Weg zurück, gerade mir entgegen. Kaum war sie mir etwas näher, so erkannte ich die Judith, von der ich seit zehn Jahren nicht ein Wort vernommen, trotz der fremdartigen Tracht, in die sie gekleidet war. Statt der halbländlichen Tracht, in der ich sie zuletzt gesehen, trug sie jetzt ein Damenkleid von leichtem grauem Stoffe und einen grauen Schleier um Hut und Hals gewickelt, alles aber so ungezwungen, ja bequem, daß man sah, ihre ungebrochenen Bewegungen hatten sich in einem reichlicheren und breiteren Faltenwurfe von selbst Raum verschafft, ohne daß sie im mindesten schlotterig oder

auch eckig ausgesehen hätte. In jenem Augenblicke stellte ich natürlich derartige Beobachtungen nicht an; sie erklären nur den Eindruck, welchen die unverhoffte Erscheinung auf mich hervorbrachte.

An dem Gesichte hatten die zehn Jahre keine andere Veränderung bewirkt, als daß es selbstbewußter geworden und durch einen sibyllenhaften Anhauch eher veredelt als entstellt war. Erfahrung und Menschenkenntnis lagerten um Stirn und Lippen, und doch leuchtete aus den Augen noch immer die Treuherzigkeit eines Naturkindes.

So sah ich sie, die Augen erstaunt auf sie gerichtet, mir nahe kommen und die Schritte verlangsamen, als sie meiner ansichtig wurde. Mein Anblick mußte sich mehr verändert haben als der ihre; denn sie schien unschlüssig, ging jetzt etwas rascher und hielt doch wieder an sich, im Begriff, an mir vorüberzugehen. Dadurch wäre ich beinah auch unsicher geworden, und erst als ich ganz dicht vor ihr stand auf dem schmalen Pfade, konnte ich nicht mehr irren und rief: „Judith!"

Aber gleichzeitig überflog eine unverstellte und doch unbeschreiblich milde Freude ihr schönes Gesicht; meine Hand lag in ihrer warmen festen Hand, und nach alter Volksweise öffnete sie dieselbe nicht so bald.

„Sind Sie es?" sagte sie, ohne meinen Namen zu nennen, und ich wagte auch nicht, den ihrigen zu wiederholen, da ich noch weniger wußte, wie ich sie eigentlich nennen sollte; denn es war durchaus nicht wahrscheinlich, daß eine solche Person allein geblieben sei. Ich fragte daher unbeholfen nur, wo sie herkomme?

„Aus Amerika!" erwiderte sie; „seit vierzehn Tagen bin ich hier!"

„Wo hier? In unserm Dorf?"

„Wo anders denn? Ich wohne im Wirtshaus, da ich sonst niemanden mehr habe!"

„Sind Sie allein da?"

„Gewiß; wer soll bei mir sein?"

Ohne daß ich irgendwie weiter dachte, machte mich diese Antwort glücklich; Jugendglück, Heimat, Zufriedenheit, alles schien mir seltsamerweise mit Judith zurückgekehrt, oder vielmehr wie aus dem Berge herausgewachsen zu sein. Indessen waren wir ohne Plan auf dem Pfade weitergegangen, bald dicht aneinander gedrängt, bald eins hinter dem andern, wie es der Raum erlaubte.

„Wissen Sie, wo ich Sie das letztemal gesehen habe?" sagte sie jetzt, indem sie sich nach mir zurückwandte; „als ich auf einem Wagen aus dem Lande fuhr und Sie als Soldat auf dem Felde standen in einer kleinen Reihe von Leuten. Da drehtet ihr euch alle wie an einer Schnur gezogen plötzlich um, und ich dachte: Den bekommst du nie mehr zu sehen!"

Ein Weilchen gingen wir schweigend; dann fragte ich, wo sie denn hingehen wolle und ob ich sie eine Strecke begleiten dürfe?

„Ich habe nur einen Spaziergang gemacht," sagte sie, „und denke, ich muß jetzt wieder nach Haus. Würde es Ihnen zu weit sein, mit mir bis ins Dorf zu gehen?"

„Ich komme gern mit Ihnen und will in Ihrem Wirtshause zu Nacht essen," antwortete ich; „nachher lasse ich mich in des Wirts kleinem Fuhrwerk heimführen; denn von dort sind es drei gute Wegstunden."

„O das ist schön von Ihnen! Ich hatte doch heute früh schon eine Ahnung, daß mir etwas Gutes geschehen würde, und nun ist der Heinrich Lee bei mir, der Herr Vetter und Oberamtmann!"

Wir fanden bald einen breitern Weg und wanderten in traulichem Geplauder nach dem Dorfe; aber noch eh wir dasselbe erreichten, hatten wir uns unbewußt zu duzen angefangen, was wir als Blutsverwandte auch füglich tun durften. Das erste Haus, an dem wir vorübergingen, war das meines verstorbenen Oheimes; aber es waren fremde Leute darin, seine Kinder waren zerstoben. Kleine fremde Kinder liefen uns nach und riefen: „Die Amerikanerin!"

Einige boten ihr ehrfürchtig die Hand, und sie schenkte ihnen kleine Münzen. Als wir bei ihrem Hause vorbeikamen, standen wir einen Augenblick still. Der jetzige Besitzer hatte es umgebaut, aber der schöne Baumgarten, wo sie einst Äpfel pflückte, stand unverändert. Sie warf nur einen halben Blick auf mich, schlug ihn dann nieder und errötete sanft, indem sie eilig weiterschritt. Da sah ich, daß dieses Weib, das die Meere durchschifft, sich in einer neuen werdenden Welt herumgetrieben und zehn Jahre älter geworden, zarter und besser war als in der Jugend und in der stillen Heimat.

„Das nennt man Rasse, würden rohe Sportsleute sagen!" dachte ich bei dem lieblichen Anblick.

Im Wirtshause angekommen wunderte ich mich, mit welcher Umsicht und geräuschlosen Sorgfalt, mit wenig Worten, sie eine gute Bewirtung anzuordnen wußte und so aufmerksam für mich sorgte wie ein Hausmütterchen. Das ließ mich vermuten, daß sie in Amerika ihre Zeit in Städten und guten Häusern zugebracht habe; allein die Erzählungen und Schilderungen ihres Schicksals, die sie während des Nachtessens mit anmutiger Laune mir sowohl als den mitzuhorchenden Wirtsleuten zum besten gab, deuteten im Gegenteil darauf hin, daß sie im Kampfe mit der Not der Menschen und indem sie ihre Auswanderungsgenossen geradezu erziehen und zusammenhalten mußte, sich selbst notgedrungen veredelt und höher gehoben hatte.

Als sie nämlich mit ihren Landsleuten an Ort und Stelle der Ansiedlung gelangt und andere dazugestoßen waren, zeigte sich fast die ganze Gesellschaft als nicht ausdauernd und ungeschickt bei Widerwärtigkeiten, sowie sich auch die übrigen Eigenschaften, welche die Auswanderung veranlaßt, nicht sogleich verloren. Judith, als die meisten Mittel besitzend, hatte den größten Teil des Bodens angekauft; sie ließ jedoch ihr Land von den andern benutzen und begnügte sich, eine Art Handelskontor für die verschiedenen Bedürfnisse der kleinen Kolonie zu führen. Wie sie aber sah, daß

die Genossen sie am Schaden ließen und sie verarmen würde, änderte sie das Verfahren. Sie zog ihr Land wieder an sich, ließ es um den Tagelohn von denen bearbeiten, die für eigene Rechnung zu träg dazu gewesen, und so brachte sie alle miteinander dazu, sich zu rühren. Sie setzte den Weibern die Köpfe zurecht, pflegte die kranken Kinder und erzog die gesunden, kurz, der Selbsterhaltungstrieb war mit einer großen Opferfähigkeit so glücklich in ihr gemischt, daß sie die Leute und mit ihnen sich selbst so lange über Wasser hielt, bis ein bedeutender Verbindungsweg in die Nähe der Ansiedlung kam und mit demselben eine wachsende Zahl von kräftigeren Elementen, die schon geschult waren, so daß zusehends die Wendung zum Bessern für alle eintrat. Während der ganzen Zeit aber hatte sie die Bewerbungen um ihre Person abzuwehren, was sie mehr im Scherze andeutete als ernsthaft erwähnte; zeitweise, wenn gefährliche Abenteurer sich herbeimachten und die Sicherheit bedrohten, hielt sie sich sogar Waffen und verließ sich nur auf sich selber.

Als aber das Kalb durch den Bach gezogen, das Gedeihen begründet und die Ansiedlung mit dem Namen irgendeiner berühmten Stadt der Alten Welt vor Christi Geburt versehen war, zog sie sich zurück und überließ sich einer ruhigeren Lebensart; denn sie war weder eine gewohnheitsmäßige Pädagogin noch eine vorsätzliche Tatverrichterin. Dagegen vervielfachte sie durch den Verkauf ihres Landes ihr ursprüngliches Vermögen und beschaute sich zuweilen während einiger Wochen das Leben in der Hauptstadt des Staates oder anderen größeren Städten, oder sie fuhr auf den breiten Flüssen, wenn sich Gesellschaft fand, landeinwärts, bis sie die wilden Indianer zu sehen bekamen.

Alles das erzählte sie bruchstückweise und ungezwungen mit solcher Kurzweiligkeit, daß wir nicht müde wurden, zuzuhören, zumal jedes Wort den Stempel der Wahrheit an sich trug. Inzwischen war die Zeit wie ein Augenblick für mich verstrichen, da ich seit Jahren nicht so sorglos und

glücklich an einem Tische gesessen, und der Einspänner des Wirtes, der mich nach Hause bringen sollte, stand bereit, weil ich für die Morgenfrühe mehrere Amtsgeschäfte anberaumt hatte.

Ich dankte der Judith beim Abschiede für die Gastfreundschaft und lud sie ein, sich bald bei mir schadlos zu halten, wo wir zwar auch im Wirtshause essen müßten, weil ich keine Haushaltung führe.

„Ich werde schon in den nächsten Tagen angefahren kommen," sagte sie, „in diesem gleichen Triumphwagen, und mich bezahlt machen!"

Als ich schon im Gefährte saß, drückte sie mir in der Dunkelheit schweigend die Hand und blieb lautlos stehen, bis ich weggefahren war.

Das neue Glück, das mich erfüllte, trübte sich jedoch schon am andern Morgen, als ich bedachte, daß ich ihr nun das Geheimnis meines Gewissens und das Schicksal der Mutter enthüllen müsse. Denn wenn es jetzt ein Urteil gab, das ich fürchtete, so war es dasjenige dieser einfachen und wundersamen Frauenerscheinung, und doch war mir weder Freundschaft noch Liebe zwischen ihr und mir denkbar, wenn sie nicht alles wußte.

Ich erwartete sie deshalb mit ebensoviel Furcht als Ungeduld, bis sie am zweiten Vormittage kam. Eine gewisse Niedergeschlagenheit war in die Freude des Wiedersehens gemischt, und zwar bei ihr wie bei mir. Nachdem sie sich in meiner Wohnung ein wenig umgeschaut, sagte sie, Hut und Überwurf weglegend:

„Es ist doch recht hübsch in diesem großen Amtsdorfe, fast wie in einer Stadt. Ich hätte Lust, hieher zu ziehen und mehr in deiner Nähe zu sein, wenn nur —"

Sie hielt verschüchtert inne, gleich einem jungen Mädchen, fuhr dann aber fort:

„Sieh, Heinrich, schon mehrmals bin ich seit meiner Ankunft auf dem Bergpfade gewesen, wo du mich getroffen

hast, um hier herüber zu schauen, da ich mir nicht zu kommen getraute!"

„Nicht getraut! Eine so tapfere Person!"

„Sieh, das ging so zu: du liegst mir einmal im Blut, und ich habe dich nie vergessen, da jeder Mensch etwas haben muß, woran er ernstlich hängt! Nun erschien vor einiger Zeit in unserer Kolonie ein neuer Landsmann aus dem Dorfe, der sich jedoch auch schon einige Jahre drüben herumgetrieben hat. Da von den heimatlichen Dingen gesprochen wurde, frug ich beiläufig nach dir und ob man im Dorfe nichts von dir wisse, hoffte aber nicht, etwas zu erfahren, woran ich längst gewöhnt war. Der Mann besann sich ein Weilchen und sagte: ‚Ja, wartet, wie ist denn das? Ich habe davon gehört,' und nun erzählte er."

„Was erzählte er?" fragte ich traurig.

„Er habe gehört, daß du verarmt in der Fremde herumgezogen seist, die Mutter in Schulden gebracht und darüber habest sterben lassen, und daß du dann in elendem Zustande heimgekehrt seiest und als ein Schreiberlein irgendwo dein Leben fristest. Als ich so dein Unglück vernahm, packte ich unverzüglich auf, um zu dir zu kommen und bei dir zu sein!"

„Judith, das hast du getan?" rief ich.

„Was meinst du denn? Sollte ich, die dich als grünen Knaben einst so herzlich geliebt und gekost hat, dich nun in Not und Kummer wissen, ohne zu dir zu kommen? — Aber da ich nun kam, da war alles nicht wahr! Zwar die Mutter ist gestorben, du aber bist in guten Zuständen aus der Fremde gekehrt und stehst jetzt beim Regierungswesen und in Ehr' und Ansehen, wie ich wohl merke, obgleich man sagt, du seiest etwas stolz und unfreundlich! Dies letztere ist nun freilich auch nicht wahr!"

„Und du bist also meinetwegen aus Amerika aufgebrochen, obgleich du mich für schlecht gehalten hast?"

„Wer sagt das? Ich habe dich trotzdem nicht für schlecht, nur für unglücklich gehalten!"

„Das Schlimmste an dem Unglück ist aber dennoch wahr, meine Verschuldung! Ich habe wirklich meine Mutter in Kummer und Sorgen gebracht und bin eben recht gekommen, der daran Sterbenden die Augen zuzudrücken!"

„Wie ist das denn zugegangen? Erzähle mir alles, denke aber nicht, daß ich mich von dir werde abwendig machen lassen!"

„Dann hat dein Urteil keinen Wert, wenn es nur durch deine gütige Zuneigung bedingt wird!"

„Eben diese Neigung ist Urteils genug, und du mußt es anerkennen! Doch erzähle nur!"

Ich tat es in ausführlicher Weise, so ausführlich, daß ich gegen das Ende hin die Aufmerksamkeit auf meine Rede verlor und zerstreut wurde; denn ich spürte inzwischen den alten Druck von der Seele weichen und wußte, daß ich frei und gesund war. Plötzlich unterbrach ich mich und sagte:

„Es nützt nichts, länger zu schwatzen! Du hast mich erlöst, Judith, und dir danke ich's, wenn ich wieder munter bin; dafür bin ich dein, solang ich lebe!"

„Das läßt sich hören!" erwiderte sie mit glänzenden Augen und mit einem Ausdrucke von Zufriedenheit in ihren schönen Gesichtszügen, daß der Anblick mich in der Erinnerung wieder irre machte, wenn ich im Laufe der Jahre zu erwägen hatte, wie mit der Schönheit der Dinge doch nicht alles getan und der einseitige Dienst derselben eine Heuchelei sei, wie jede andere. Ja, neben der Erinnerung an Dortchens Angesicht am Tische des Kaplans leuchtet mir Judiths Anblick fort wie ein Doppelstern. Beide Sterne sind gleich schön und doch nicht beide gleich in ihrem wahren Wesen.

„Nun habe ich Hunger und möchte essen, wenn du was hast!" sagte Judith; „aber richte dich ein, den übrigen Tag mit mir im Freien zuzubringen; unter Gottes freiem Himmel wollen wir unsere Sachen zu Ende führen!"

Wir stellten fest, daß ich nach Tisch mit ihr heimwärts fahre, daß wir aber am Eingange des Tales, wo wir uns zu-

erst getroffen, den Wagen weiterschicken und den Berg mit der Nagelfluhe besteigen wollten.

Fröhlich und zufrieden aßen wir zusammen im Herrenstübchen des Gasthauses zum goldnen Stern. In einem der Fenster leuchtete eine zweihundertjährige gemalte Scheibe mit den Wappen eines Ehepaares, das nun schon lange zu Staub geworden. Über den beiden Wappen stand die Inschrift: „Andreas Mayer, Vogt und Wirt zum gülden Stern, und Emerentia Juditha Hollenbergerin sind ehlich verbunden am 1. Mai 1650." Der Hintergrund, auf welchem die zwei Wappen standen, zeigte ein Gartenland mit einer Gesellschaft zechender Engelsfigürchen zwischen Rosenbüschen. Ein geschmücktes Paar, die Handschuhe in den Händen, sah den kleinen Trinkgesellen wohlgefällig zu. Zu unterst aber quer über die Scheibe stand auf einem breiten Bande der Spruch:

Hoffnung hintergehet zwar,
Aber nur, was wankelmütig;
Hoffnung zeigt sich immerdar
Treugesinnten Herzen gütig!
Hoffnung senket ihren Grund
In das Herz, nicht in den Mund!

Die gemeinsame Quelle, aus welcher beide Schreiber, die so weit auseinander lebten, der alte Glasmaler und das Fräulein im Grafenschloß, geschöpft hatten, mußte somit ein sehr altes Buch sein.

Mich aber berührte diese Aufdringlichkeit des Zufalls, die aus der ganzen Schilderei leuchtete, eher ängstlich und beklemmend als freudig; denn dieser Machthaber schien sich förmlich zu meinem Führer aufwerfen zu wollen, und der Spruch konnte eine neue Täuschung verkünden. Judith las denselben, ohne auf das Bildwerk zu achten, und sagte lächelnd: „Welch ein schöner Vers und gewißlich wahr; man muß ihn nur richtig verstehen!"

Wir begaben uns also auf den Weg, schickten den Wagen am Fuße jenes mäßigen Berges weg, und wanderten ge-

mächlich hinauf, und zwar auf die Scheitelhöhe. Dort standen, weit in das Land ragend, zwei mächtige uralte Eichbäume, unter welchen eine Bank und ein steinerner ganz bemooster Tisch sich befanden. Vor der christlichen Zeit sollte hier eine Kultusstätte, später eine Dingstätte gewesen sein und von letzterer Bestimmung der Tisch herrühren.

Auf der Bank im Schatten der mächtig ausgreifenden Äste sitzend, schauten wir Hand in Hand in die bläuliche Ferne der Rundsicht. Judith hatte ihren Hut und Sonnenschirm auf den Tisch gelegt. Nach einer Weile, als sie auch den Tisch betrachtet und sich die Bedeutung desselben hatte erklären lassen, sagte sie mit bedächtlichen und bewegten Worten:

„Wie nennt man's denn in den Ländern, wo es Könige gibt, wenn diese gekrönt werden und an den Altären stehen?"

Ich wußte nicht gleich, was sie meinte, und sann nach. Da ich sie aber unverwandt auf den alten Steintisch schauen sah und sie sogar Hut und Schirm wegnahm, wie um die Sache deutlicher zu machen, fiel es mir ein und ich sagte:

„Es heißt, sie nehmen die Krone von Gottes Tisch!"

Da sah sie mich zärtlich an und flüsterte:

„Ja, so heißt es! Sieh, und nun könnten wir hier auch das Glück von Gottes Tisch nehmen, was die Welt das Glück nennt, und uns zu Mann und Frau machen! Aber wir wollen uns nicht krönen! Wir wollen jener Krone entsagen und dafür des Glückes um so sicherer bleiben, das uns jetzt, in diesem Augenblicke, beseligt; denn ich fühle, daß du jetzt auch glücklich und zufrieden bist!"

Ich schwieg erschüttert still. Doch fuhr sie fort:

„Schau, ich habe es mir schon auf dem Meere und während eines Sturmes überlegt, als die Blitze um die Masten zuckten, die Wellen über Deck schlugen und ich in der Todesangst deinen Namen ausrief, und die letzten Nächte wieder hab' ich es hin und her gewendet und mir gelobt: Nein, du willst sein Leben nicht zu deinem Glücke mißbrauchen! Er

soll frei sein und sich durch die Lebenstrübheit nicht noch mehr abziehen lassen, als es schon geschehen ist!"

Ich schüttelte aber den Kopf und sagte betroffen: „Ich will nicht unbescheiden sein, Judith, allein ich habe es mir doch anders gedacht. Wenn du mir in der Tat gut bist, willst du nicht lieber bei mir leben, als immer so einsam sein, so allein stehen in der Welt?"

„Wo du bist, da werde ich auch sein, solange du allein bleibst; du bist noch jung, Heinrich, und kennst dich selber nicht. Aber abgesehen hievon, glaube mir, solange wir so sind wie jetzt, in dieser Stunde, wissen wir, was wir haben, und sind glücklich! Was wollen wir denn mehr?"

Ich begann zu fühlen und zu verstehen, was sie bewegte; sie mochte zu viel von der Welt gesehen und geschmeckt haben, um einem vollen und ganzen Glücke zu vertrauen. Ich sah ihr ins Gesicht und strich ihr weiches braunes Haar zurück, indem ich rief:

„Ich habe ja gesagt, ich sei dein, und will es auf jede Art sein, wie du es willst!"

Sie schloß mich heftig in die Arme und an ihre gute Brust; auch küßte sie mich zärtlich auf den Mund und sagte leis: „Nun ist der Bund besiegelt! Aber für dich nur auf Zusehen hin, du bist und sollst sein ein freier Mann in jedem Sinne!"

Und so ist es auch zwischen uns geblieben. Noch zwanzig Jahre hat sie gelebt; ich habe mich gerührt und nicht mehr geschwiegen, auch nach Kräften dies oder jenes verrichtet, und bei allem ist sie mir nahe gewesen. Wenn ich den Wohnort verändern mußte, so ist sie mir das eine Mal gefolgt, das andere nicht, aber so oft wir wollten, haben wir uns gesehen. Wir sahen uns zuweilen täglich, zuweilen wöchentlich, zuweilen des Jahres nur einmal, wie es der Lauf der Welt mit sich brachte; aber jedesmal, wo wir uns sahen, ob täglich oder nur jährlich, war es uns ein Fest. Und wenn ich in Zweifel und Zwiespalt geriet, brauchte ich nur ihre Stimme zu hören, um die Stimme der Natur selbst zu vernehmen.

Sie starb, als eine verderbliche Kinderkrankheit herrschte und sie sich mit ihren hilfsbereiten Händen in eine ratlose Behausung armer Leute stürzte, die mit kranken Kindern angefüllt und von den Ärzten abgesperrt war. Sonst hätte sie leicht noch zwanzig Jahre leben können und wäre ebensolang mein Trost und meine Freude gewesen.

Ich hatte ihr einst zu ihrem großen Vergnügen das geschriebene Buch meiner Jugend geschenkt. Ihrem Willen gemäß habe ich es aus dem Nachlaß wieder erhalten und den andern Teil dazugefügt, um noch einmal die alten grünen Pfade der Erinnerung zu wandeln.

Ende

Nachwort

Ausgaben: Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. 1., 2., 3., 4. Bd. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn, 1854. 1855. — Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Neue Ausgabe in vier Bänden. 1., 2., 3. und 4. Bd. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1879. 1880. — Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Studienausgabe der ersten Fassung von 1854/55, herausgegeben von Emil Ermatinger. 2 Bde. Stuttgart 1914. (Dazu: Zwei Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung: „Der grüne Heinrich" in erster Fassung von F. M. [29. Mai 1914] und eine „Erklärung" Ermatingers gegen den dort gebrauchten Ausdruck „Pietätlosigkeit" und Begründung der Notwendigkeit der Neuausgabe.) Vorher (1913) war eine Luxusausgabe in 1250 Exemplaren herausgekommen. — Neuerdings ist eine Ausgabe der ersten Fassung auf Dünndruckpapier (Brandus, Berlin) erschienen.

Literatur: Ermatinger I, 281—339. 566—588. Baechtold I an vielen Stellen (1—126 und später, Anhang), III, 263 ff. — Köster, 55—81. — Hunziker, Glattfelden und Gottfried Kellers Grüner Heinrich. Zürich und Leipzig, 1911. — Franz Leppmann, Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" von 1854/5 und 1879/80. Beiträge zur Vergleichung. Berlin, 1902. Dazu die nur handschriftlich vorhandene zweite Hälfte der Arbeit, die Herr Dr. Leppmann dem Herausgeber freundlich zur Verfügung gestellt hat. — Franz Beyel, Zum Stil des Grünen Heinrich. Tübingen, 1914. — Paul Schaffner, Der „Grüne Heinrich" als Künstlerroman. Stuttgart-Berlin, 1919. — Kurt Beckenhaupt, Die Entstehung des Grünen Heinrich. Münchener Dissertation, 1915. — Bernhard Seuffert, Beobachtungen über dichterische Komposition I (Germ.-rom. Monatsschrift, 1. Jahrg., Heft 10 [1909]). — Hans Dünnebier, Gottfried Keller und Ludwig Feuerbach. Zürich, 1913. Vgl. dazu Lit. Echo vom 1. Okt. 1913. — Hans Dünnebier, Der grüne Heinrich (Nord und Süd, 143. Bd., August 1913). — Otto Brahm, Kritische Schriften II, S. 149 ff (Der Wortlaut ist im ganzen derselbe wie in Brahms selbständigem Essay 1883.) — Julius Petersen im Schweizer Jahrbuch der Südd. Monatshefte 1914 S. 707 ff. — Weitere Literatur siehe in der Bibliographie (Teil I).

Die Raumnot verbietet es, die Entstehungsgeschichte des Romans hier wiederzugeben. Sie wird nebst den Selbstzeugnissen des Dichters über den „Grünen Heinrich" im ersten Teil unserer Ausgabe

Platz finden. Auch die vielen Einzelprobleme, die dem Leser sich unwillkürlich aufdrängen, können hier aus dem gleichen Grund nicht erörtert werden. Es seien wenigstens die Überschriften der einzelnen Abschnitte der ursprünglichen Niederschrift des Herausgebers genannt: Die Zusammenhänge des Geschehens und der Lokalitäten im Roman mit der Wirklichkeit (nach Hunzikers schönem Buch, nach Ermatinger und Baechtold, nach Vollmann und Hunziker, Heimat und Dichtung). — Der Aufbau des Romans nach der ersten Fassung und Vergleich mit der späteren Gestalt (Leppmann, Beckenhaupt). — Die Entwicklung des grünen Heinrich (sehr schön von Dünnebier in „Nord und Süd" a. a. O. klargelegt), sodann in bezug auf diese Entwicklung eine Reihe von Teilfragen: Das Problem der Erziehung in Schule und Haus, Das Problem von Heinrichs Künstlertum, Das religiös-philosophische Problem, Das staatsbürgerliche Problem. — Der Stilwandel (nach Beyels ausgezeichneter Zusammenstellung).

Hier sei der Versuch einer Analyse abgedruckt, der das Ergebnis unterrichtlicher Behandlung ist:

Gottfried Kellers Grüner Heinrich, trotz der Seldwyler Novellen das Haupt- und Lebenswerk des Dichters, das ihn durch 37 Jahre hindurch wenn auch mit wechselnder Stärke beschäftigt hat, ist einerseits ein Bekenntnisbuch im Sinne der von Rousseau zu Goethe, Jung Stilling und Karl Philipp Moritz verlaufenden Entwicklungslinie und hat deshalb bis zu einem gewissen Grade autobiographischen Charakter. Namentlich gilt das von der Jugendgeschichte, die nach des Dichters Bekenntnis bis in das Anekdotische hinein Wiedergabe des Lebens ist, wobei wir natürlich nicht außer acht lassen, daß alle Fäden, die aus tatsächlichem Geschehen herlaufen, doch eben nur „den Einschuß für das Gewebe einer rechten Schöpfung" bilden können.

Anderseits aber, und in viel höherem Maße, stellt der Grüne Heinrich eine Bildungsgeschichte dar, wie sie für den deutschen Roman seit dem „Wilhelm Meister" kennzeichnend ist. Ein junger Mensch durchschnittlicher Art setzt sich mit seiner Zeit auseinander und erfährt natürlich rückwirkend den Einfluß dieser seiner Zeit auf sein Ich, so daß er zuletzt zu einer Art Typus derselben wird. „In dem bewegten Zusammenspiel des besonderen und scheinbar willkürlichen Lebens des Helden mit dem typischen und gesetzmäßigen Walten seines Zeitgeschickes liegt das zu bezwingende epische Grundproblem des Romans." (Stößl, G. Keller, S. 28.)

Hinsichtlich der Durchführung und Bewältigung des Problems ist nun hervorzuheben, daß sie die strenge, künstlerisch technische Einheit vermissen läßt (wie sie etwa in Soll und Haben so wundervoll klargelegt werden kann. Seuffert a. a. O.). An Stelle des wohlberechneten, sorgfältig gegliederten, in sich geschlossenen dramatischen Aufbaues tritt als einigendes Moment ganz schlicht die persönliche Entwicklung Heinrichs. Um sie gruppiert sich alles, aus ihr ergibt sich

alles. Und dadurch erhält das Geschehen in der Erzählung das Gepräge des Naturereignisses, des wirklichen Lebens, mit dem selbstverständlich auch mancherlei Zufälle verknüpft sind. Trotzdem waltet im Roman (und besonders in seiner zweiten Fassung) ein ausgeprägter Kunstverstand, worauf wir gebührende Rücksicht zu nehmen haben.

Hervorzuheben ist des ferneren, daß für den Helden unserer Erzählung (im Gegensatz zu tausend anderen) alles Entscheidungs- und Bedeutungsvolle aus seinem eigenen Innern herausdrängt, daß in seiner Brust seines Schicksals Sterne leuchten, daß die Außenwelt, so heiß er auch bemüht ist, sich mit ihr auseinanderzusetzen, doch nur sekundäre Bedeutung für ihn hat. (Brahm: „Das Ich ist das wahrhaft Existierende; was außer ihm, hat nur negative Bedeutung, ist Nichtich.“) Selten nur greift sie aktiv, wider seinen Willen, in das Leben des Helden ein, das Drama seines Schicksals hat im Grunde genommen kein Gegenspiel. Nur so weit er die Dinge der Welt auf sich bezieht, mit ihnen von sich aus in Berührung kommt, gewinnen sie für ihn Wichtigkeit.

Zwanglos gliedert sich das Ganze der Erzählung in drei Hauptteile: Die Jugend Heinrichs, der Aufenthalt in der Fremde, die Heimkehr. Die Teile sind von verschiedenem Umfang und bringen schon dadurch ihre verschieden große Wichtigkeit für die Entwicklung Heinrichs zum Ausdruck: die Jugendgeschichte nimmt mehr als die Hälfte des Ganzen ein, der Schlußteil faßt auf 140 Seiten unseres Textes das ganze weitere Leben Heinrichs von der Abreise aus München an kurz zusammen. Die Gliederung ist — abgesehen vom Ortswechsel — einmal durch einen zeitlichen Sprung von anderthalb Jahren markiert, so daß von der ersten Zeit des Aufenthalts in der Kunststadt gar nichts erzählt wird, während der dritte Teil des Romans vom zweiten äußerlich durch ein paar Verse abgetrennt ist, die die schwer lastende Stimmung des Gescheiterten und Verzweifelten wundervoll zum Ausdruck bringen, dem eben nur noch die Rückkehr in die Heimat als letzte Möglichkeit einer Rettung offensteht.

Wichtig ist weiter für die Gliederung die Einfügung einiger in sich geschlossener episodischer Darstellungen, die unter dem Gesichtspunkt der Parallelität zu dem Erleben des Helden betrachtet werden müssen und eine Erläuterung seiner innerlichen Zustände sein wollen, indem sie das Typische der Lage, in der er sich gerade befindet, dem Leser zum Bewußtsein bringen (Beckenhaupt a. a. O. 108). So wird der zweite vom ersten Teil durch die Geschichte vom Zwiehanschädel getrennt, „dieser etwas gar zu deutlichen Allegorie und Prototypik für einen Verlierer seines Wesens oder seiner Person“ (Keller an Storm, 11. April 1881), am Ende des zweiten Teils aber steht die Erzählung von Heinrichs Träumen, in denen „die guten Dinge und Ideen, die der Boden der Heimat in sich schließt“, und alle wichtigen Jugenderlebnisse wieder lebendig werden. (Freilich keine Episode im strengen

Sinn des Wortes.) Daß der Zwiehanschädel zum Zwecke der Gliederung noch zweimal (am Anfang und in der Mitte des dritten Teiles, beim Abschied aus dem Grafenschloß) neben sonstiger gelegentlicher Erwähnung Verwendung findet, sei nur angedeutet.

Drei Faktoren gewinnen für die Entwicklung von Heinrich Lees Jugendleben Bedeutung, wobei seine persönliche individuelle Artung, die schon im Kind zutage tritt, als gegebene Tatsache vorausgesetzt wird: die Vaterlosigkeit bzw. die dadurch verstärkte Zärtlichkeit und Nachsicht der Mutter, die zwangsweise Entlassung aus der Schule und was damit zusammenhängt, und der Entschluß, Maler zu werden, in seiner Verwirklichung bis zum Abschied aus der Heimat. Der erste Faktor erzieht im Verein mit der besonderen Anlage des Knaben ein äußerlich stilles, innerlich von abenteuerlicher Phantasie bewegtes, eigenbrötlerisches Kind mit frühzeitigen religiösen Erlebnissen eigenster Natur (die zu einem Teil in der Episode vom Meretlein ihre parallelverlaufende Ergänzung erfahren), mit sonderlichen Auswüchsen einer allzu leicht beweglichen, ungezügelten Einbildungskraft und mit einem ganz merkwürdigen Verhältnis zur Umwelt, die ihm allerdings in sehr ungewöhnlichen Vertretern begegnet (Margaret und Jacoblein, die beiden Atheisten ihres Kreises u. a.).

Die zum zweiten der genannten Faktoren hinführende Entwicklung (Schul- und Kadettenzeit) bedingt das Scheitern eines normalen Bildungsganges Heinrichs mit den unübersehbaren Folgen für seine Zukunft und dient durch die Einschaltung von Episoden kontrastierender Art (Meierlein, Leserfamilie) der Klärung unserer Vorstellung vom Wesen des Helden.

Aus dem dritten Faktor wächst der ganze verhängnisvolle Lebensirrtum des grünen Heinrich hervor, der durch die unglückliche Wahl seiner Lehrmeister, des gewissenlosen Pfuschers Habersaat und des geistesgestörten Römer, zwar nicht verursacht, aber doch nicht unwesentlich verstärkt und verlängert wird. Dafür aber gewährt er ihm durch den wiederholten längeren Aufenthalt im Dorfe und durch die dort gepflegten menschlichen Beziehungen einesteils die Anfänge einer, wenn man so sagen darf, wildgewachsenen Philosophie spiritualistischen Gepräges, die sich später für einen Teil seines Lebens zu einem beherrschenden Zug im Wesen des Helden entwickeln sollte, und er führt anderseits den tieferen Einklang mit der Natur herbei, nach dem sich Heinrich von Anfang an unbewußt sehnt (Landschaftsmalerei).

Als Symbole dieser Doppelentwicklung sind die gleichzeitigen Liebesbeziehungen Heinrichs zu Anna und Judith aufzufassen. Annas zarte Liebe, die vor der Sinnlichkeit erschrickt und vergeht, stellt eine Verkörperung von Heinrichs Spiritualismus dar; in Judith verkörpert sich der romantische Drang einer rein sinnlichen Phantasie, sie wird zur Offenbarung der Natur schlechthin, was besonders in der ersten Fassung des Romans, in der nächtlichen Szene am Bach deutlich

wurde, in der Judith dem Jüngling in unverhüllter Schönheit entgegentritt. In der uns vorliegenden Ausgabe des Romans wird die schöne junge Witwe durch nicht unwesentliche innere Umstellung und durch äußere Änderungen aus einer reinen Naturmanifestation zu einem Frauenideal umgestaltet, das sein naturhaftes Wesen zwar behält, das aber zugleich zu höherer Auffassung gesteigert und darum geeignet erscheint, dem zum mindesten in seinen menschlichen Beziehungen gescheiterten Helden des Romans zuletzt doch noch so eine Art von resignierendem Lebensbehagen zu bescheren.

In diesem Zusammenhang muß noch auf den Parallelismus hingewiesen werden, der zwischen der doppelten Liebesgeschichte des grünen Heinrich und der des Albertus Zwiehan besteht. Wie jener gleichzeitig Anna und Judith liebt, so fühlt sich dieser sowohl zur ätherischen vergeistigten Afra Zigonia Mayluft als auch zur praktischen und lebensklugen Kornelia hingezogen; nur daß wir es hier trotz oder vielmehr wegen der Kapriolen des närrischen Zwiehan mit karikaturistischen Verzerrungen einer Sache zu tun haben, bei der es jenem und auch uns (und das ist hier die Hauptsache) verteufelt ernst ums Herz ist.

Der zeitgenössische Hintergrund dieser Jugendgeschichte, den der Roman nun einmal nicht entbehren kann, damit sich die Einzelschicksale auf ihm abspielen, wird einesteils von der Heimatstadt Heinrichs gebildet mit ihren aus den Ideen des liberalen Bürgertums hervorgewachsenen Kultureinrichtungen (Schulen usw.), und er wird anderseits von der Dorfgemeinde dargestellt mit ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Arbeiten und Festen, und schließlich ist noch das Tellenspiel zu nennen, das der Ausdruck der Schweizerischen Volkstüchtigkeit und Volksfreudigkeit sein soll und in das wiederum die Episode vom Statthalter eingeschoben ist, der als Prototyp des Entsagenden erscheint, weil er diejenige Wirksamkeit geopfert hat, die ihn glücklich machen würde, und der damit vordeutend auf den grünen Heinrich und seine staatsbürgerliche Tätigkeit am Schluß des Romans hinweist.

Auf dem Hintergrunde des Dürerfestes, dieser deutschen Parallele zum Schweizerischen Tellenspiel, entwickelt sich der zweite Teil der Handlung des Romans. Über die Stellung der weit ausgesponnenen Schilderung im künstlerischen Organismus des Ganzen gingen die Meinungen der Freunde des Dichters und der Kritiker von je weit auseinander. Es will uns mit Beckenhaupt scheinen, als ob das Fest symbolisch das Vertrautwerden Heinrichs mit der deutschen Kultur veranschauliche und daß die Schilderung das Recht ihres Daseins aus diesem Umstand herzuleiten vermöge. Der Umstand, daß die Erzählung von Heinrich als sein Erlebnis vorgetragen wird, sichert den engen Zusammenhang mit dem Helden (Unterschied gegen die erste Fassung).

Die beiden Malerfreunde des grünen Heinrich, Oskar Erikson und Ferdinand Lys, verdanken zweifellos konstruktiven Absichten des Dich-

ters ihre Existenz. Sie sind teils Parallelfiguren zu dem Schweizer (Ausländer wie er; mangelnder innerer Beruf zum echten Künstlertum), teils wirken sie als Kontraste (Heinrichs Innerlichkeit — das Weltmenschentum Ferdinands; Heinrichs künstlerischer Idealismus — Eriksons nüchterner Erwerbsstandpunkt). Die Liebesbeziehungen der beiden Freunde verlaufen in enger Verschlingung mit dem Dürerfest, Erikson vereinigt sich mit der schönen Rosalie ohne sonderliche Schwierigkeit; in die Liebesgeschichte zwischen Lys und Agnes wird der grüne Heinrich hineingezogen und ficht, gleichsam als letzten Tribut an seinen religiösen Spiritualismus, mit dem Treulosen um des lieben Gottes willen ein Duell aus, das in der ersten Fassung für Lys tödlich verläuft, welcher Ausgang später zufolge des veränderten Planes in bezug auf das Schicksal des Helden nicht beibehalten werden konnte, so daß nunmehr der Kampf unblutig zu Ende geht. Ein besonderes Seitenkapellchen hat sich des Dichters Fabulierlust in der liebenswürdigen Geschichte von Agnes und dem fröhlichen rheinischen Gottesmacher gebaut.

Mit dem Dürerfest ist endlich das fernere Schicksal des grünen Heinrich, das die zweite Hälfte des zweiten Teiles erzählt, insofern verknüpft, als während des bunten Treibens erst leise, dann immer lauter die Stimmen in seinem Herzen zu Wort kommen, die seine Heimkehr fordern. Diese Heimkehr wird weiter vorbereitet durch die schmerzliche Erkenntnis, daß er in letzter Linie ebensowenig wie seine beiden Freunde zum wahren Künstler berufen sei, sie ist vorbereitet in dem Eifer, mit dem Heinrich sich in philosophische und fachwissenschaftliche Studien vertieft, um darin einen Ersatz für die zerbrochenen Ideale zu finden, und sie ist endlich bedingt durch die äußere Notlage, in die der Held gerät und die ihn zwingt, niedrigste mechanische Anstreicherarbeit zu leisten, um sich wenigstens satt essen zu können. Die stille Beruhigung aber, die die Befriedigung der unmittelbaren Lebensbedürfnisse gerade in diesem Augenblicke Heinrich gewährt, legt ihm den gefährlichen Gedanken nahe, auf das geistige Streben ganz zu verzichten und in stiller Dunkelheit bescheiden aber sicher dahinzuleben. Diese augenblickliche Neigung zum Niedersteigen in die tiefere soziale Schicht der dunklen Anspruchslosigkeit wird vom Dichter nicht nur durch die Sicherheit des täglichen Stückchens Brot, sondern außerdem noch mit dem Reiz eines lockenden Sinnenglücks im Verborgenen begründet, und zwar in der Darstellung der Liebesbeziehungen des grünen Heinrich zu der ziervollen Nähmamsell Hulda, die nichts anderes kennt als Arbeit und Liebe und deren vollsaftiger Menschlichkeit man ihre symbolische und konstruktive Herkunft wahrlich nicht ansieht. Erst der nicht mißzuverstehende Wink des Schicksals, der in bezug auf Leben und Leiden der wartenden Mutter von dem durchreisenden Landsmann übermittelt wurde, ferner das fortgesetzte buntfarbige und doch von *einem* Gedanken beherrschte Traumleben und endlich der

zufällige Umstand, daß er die Wohnung räumen muß, veranlassen zuletzt Heinrichs Abreise nach dem Heimatland.

Das Thema des dritten Teiles liegt im Worte Heimkehr beschlossen. Es wird in zwei Schritten behandelt: erst der Aufenthalt im Grafenschloß, sodann die Rückkehr in die Vaterstadt und die Tätigkeit Heinrichs im öffentlichen Dienst.

Jene Einkehr im Schloß bedeutet für den gescheiterten Maler, der nach seiner eigenen Erkenntnis höchstens ein dilettantischer Akademist zu werden vermag, eine Rehabilitation als Künstler, soweit sie eben innerhalb des von seiner Befähigung gespannten Rahmens möglich ist, und zugleich eine letzte entscheidende Probe auf den Ernst seines Verzichtes auf künstlerische Betätigung. Zugleich gewährt sie zufolge der vom Grafen für Heinrichs Zeichnungen gezahlten Summen, denen sich später das Legat des Trödelmännchens und die von Erikson entrichteten Beträge gesellen, die finanzielle Grundlage für das nächste wirtschaftliche Dasein des grünen Heinrich.

Daneben vollendet sich im Grafenschloß unter dem Einfluß der Weltanschauung seiner Bewohner und der Lektüre der Werke Ludwig Feuerbachs (der nach Dünnebiers Vermutung für den Grafen Modell gestanden hat) die religiös-philosophische Entwicklung unseres Helden zur Überzeugung von der reinen Diesseitigkeit menschlichen Daseins und Wesens, zu einem „mystischen Atheismus des Gefühls", der im Gegensatz steht zu dem dogmatischen Atheismus, wie er von dem nichtsnutzigen Possenreißer Peter Gilgus vertreten wird, der schon um deswillen als kontrastierende Episodenfigur zu betrachten ist, anderseits aber auch als Gegensatz zur befreiten, milden Menschlichkeit des katholischen geistlichen Herrn wirkt.

Die Folge seiner neuen Weltanschauung ist für Heinrich die Erkenntnis, daß er bisher in seinem passiven Spiritualismus der Gottheit allzuviel überlassen habe, und daraus erwächst von selbst der Entschluß, nunmehr aktiv und zielstrebig auf die Welt einzuwirken, das einzige Leben, welches ihm beschert ist, so auszukaufen, daß es am Ende wert war, gelebt zu werden. Als Künstler vermag er das nicht, wohl aber eröffnet sich ihm unter des Grafen Einfluß die Möglichkeit einer praktischen staatsbürgerlichen Tätigkeit im Dienste der Heimat.

Endlich aber beschert der Aufenthalt im Grafenschloß dem grünen Heinrich seine letzte Liebesleidenschaft zu Dortchen Schönfund (in welcher Gestalt Betty Tendering und Johanna Kapp in eins zusammengeflossen sein dürften). Wohl wird, wie an vielen Zeichen ersichtlich ist, seine Liebe erwidert, aber es liegt trotz aller neu errungenen Erkenntnis von der Notwendigkeit und Einzigartigkeit des „Jetzt und Hier" nicht in der Art dieses gefrorenen Christen Heinrich, entschlossen einem Gefühl zu folgen und zuzugreifen, wenn es sich um Allerpersönlichstes und um Allerzartestes dreht wie hier. Es würde ihm, wie er nun einmal ist, auch schlecht stehen, und so nimmt er von seiner Liebe

nichts mit fort in die Heimat als eine freundlich-schmerzliche Erinnerung, die ihn gelegentlich wohl einmal zu überwältigen droht, bis sie endlich vor dem Leben erblaßt.

Der Mutter gegenüber hat Heinrich durch sein verstocktes Schweigen und durch die Verzögerung der Heimkehr, nachdem er schon auf dem Weg gewesen war, schwere Schuld auf sich geladen. Nun darf er der Sterbenden bei der Heimkunft eben noch die Augen zudrücken, und nach einiger Zeit gewährt die Heimat dem Manne, der von phantastischem, seinen Kräften unangemessenem Streben geheilt erscheint, dem das Geheimnis treuer Arbeit im kleinen aufgegangen ist, der seine spiritualistischen Träumereien und Haltlosigkeiten überwunden hat und nunmehr eine klare, feste Stellung zur Welt einnimmt, ein zwar eng begrenztes, aber bescheiden-kräftiges und bewußtes Wirken im Dienste des vaterländischen Gemeinwesens. Und nachdem Judith, die personifizierte beseelte Natur, zu ihm zurückgekommen ist und ihn von der Schuld an der Mutter nach seinem mannhaften Bekenntnis losgesprochen hat, wird schließlich auch noch sein menschliches Sein von einem letzten Schimmer warmen Abendrotes vergoldet, und ein geschwisterliches, geruhiges Freundschaftsdasein gibt Judith und Heinrich am Ende doch tiefe und echte Lebensbefriedigung, die von einem ernsten, gehaltenen Stimmungston getragen wird und darum der toten Mutter im Grabe nicht wehe tut.

Zusammenfassend das Urteil der Ricarda Huch (Gottfried Keller, S. 73): „Der Grüne Heinrich in seiner endgültigen Fassung besitzt die Reife und Vollendung, die vielleicht nur ein Werk haben kann, an dem Jugend und Alter gemeinsam gearbeitet haben. Einen solchen Roman besaß unsere Literatur trotz Wilhelm Meister und der Romantik noch nicht; der einzige in deutscher Sprache, der war, was diese Dichtungsform sein sollte, nämlich ein modernes Epos, eine homerische Dichtung, der doch nirgends eine solche Analogie sucht und ganz unter ihren eigenen Bedingungen erwachsen ist."

Conrad Höfer

Druck und Einband von Hesse & Becker, Leipzig. 9211.0

Gottfried Keller

Sämtliche Werke

Neunter Teil

Gottfried Keller

Sämtliche Werke in vierzehn Teilen

Herausgegeben von Conrad Höfer

Neunter Teil

Gesammelte Gedichte. I

Leipzig / Hesse & Becker Verlag

Gesammelte Gedichte

von

Gottfried Keller

I

Leipzig / Hesse & Becker Verlag

Inhalt

I. Buch der Natur

	Seite
Spielmannslied	9
Am Himmelfahrtstage 1846	10
Stille der Nacht	12
Unruhe der Nacht	13
Unter Sternen	14
Drei Ständchen	
1. Vor einem Luftschlosse	15
2. Einer Verlassenen	15
3. Schifferliedchen	16
Nachtfalter	17
Nachtfahrer	17
Sommernacht	18
Trost der Kreatur 1, 2	19
Wetternacht	20
Morgen	22
Sonnenaufgang	22
Gruß der Sonne	23
Am Brunnen	24
Sonnenuntergang	25
Abendregen	26
Gewitterabend	27
Abendlied an die Natur	27
Abend auf Golgatha	28
Rosenwacht	28
Abendlied	29
Frühlingsbotschaft	30
Frühlingsglaube	31
Wieder vorwärts!	32
Bergfrühling	33
Frühling des Armen	33
Gewitter im Mai	34
Zur Erntezeit 1, 2	35
Waldlieder 1, 2	36
Am fließenden Wasser 1—4	38
Regen-Sommer	40
In Duft und Reif	41
Gasel	42
Herbstnacht	42
Sonntagsjäger	43
Feldbeichte	43
Trübes Wetter	44
Stiller Augenblick	45
Herbstlied	45
Land im Herbste	46
Fahrewohl	48
Erster Schnee	48
Im Schnee	49
Winterspiel	49
Winternacht	50

II. Erstes Lieben

Jugendgedenken	51
Der Nachtschwärmer	52
Die Mitgift	53
Liebchen am Morgen	55
Himmelsleiter	56
Nixe im Grundquell	58
Der Kirchenbesuch	59
Tagelied	60
Die Begegnung	61
Trauerweide 1, 2	61
Die Entschwundene	63
Scheiden und Meiden	64
Nachhall	65

III. Sonette

	Seite		Seite
Der Schulgenoß	66	Auf die Motten	75
Vier Jugendfreunde 1—4	66	Die Hehler	76
Ein früh Geschiedener . .	68	Die Goethe-Pedanten 1845	76
Schein und Wirklichkeit 1, 2	68	An A. A. L. Follen 1847 .	77
In der Stadt 1, 2 . . .	69	Clemens Brentano, Kerner und Genossen	77
Reformation	70	Herwegh	78
Von Kindern 1—3 . . .	71	Zur Verständigung . . .	78
Jeder Schein trügt . . .	72	Den Zweifellosen 1, 2 .	79
Winterabend	73	Dankbares Leben . . .	80
Nationalität	73	Erkenntnis	80
Eidgenossenschaft . . .	74	Eitles Leben 1—3 . . .	81
Alles oder nichts . . .	74	Kriege der Unfreien . .	82
Die Tellenschüsse . . .	75	Nach dem Siege . . .	82

IV. Lebendig begraben

1. Wie poltert es! — Abscheuliches Geroll . .	83	8. Da hab' ich gar die Rose aufgegessen . .	87
2. Da lieg' ich denn, ohnmächtiger Geselle . .	84	9. Zwölf hat's geschlagen — warum denn Mittag?	88
. Ha! was ist das? Die Sehnen zucken wieder .	84	10. Ja, hätt' ich ein verlaßnes Liebchen nun .	88
4. Läg' ich, wo es Hyänen gibt, im Sand . . .	85	11. Wie herrlich wär's, zerschnittner Tannenbaum	88
5. Horch! Stimmen und Geschrei, doch kaum zu hören	85	12. Der erste Tannenbaum, den ich gesehn	89
6. Als endlich sie den Sarg hier abgesetzt	86	13. Der schönste Tannenbaum, den ich gesehn	91
7. Horch — endlich zittert es durch meine Bretter!	87	14. Und wieder schlägt's — ein Viertel erst und zwölfe!	92

V. Feuer-Idylle

1. Laut stürmt der Schall der Glocken durch die Nacht	92	4. Da ist ein Buch, geschwärzt und halb verbrannt	95
2. Von Holz und Reisig eine hohe Wand . .	94	5. Und einer kommt und raunt mit trübem Mut	96
3. Von alter Zeit her war des Hauses Wand . .	94	6. Ein Apfelbaum in voller Blüte steht	97

Seite

7. Dort gegen Westen, traulich unterm Dach . 97
8. Welch lieblich Wunder nimmt mein Auge wahr? 98
9. Zu loben ist der Männer kühner Mut . . 99
10. Die Flamm' ist tot, der Krater ist verglüht . 99

VI. Rhein- und Nachbarlieder

Am Vorderrhein 100
Via mala! 101
Gegenüber 101
Vier Jahreszeiten . . . 102
An Frau Ida Freiligrath 1846 103
Stein- und Holz-Reden . 104
Beim Rheinwein 1847 . 105
Wien 1848 106
Die Schifferin auf dem Neckar 1849 1, 2 . . 107
Der Gemsjäger 1849 . . 110
Rheinbilder
1. Das Tal 111
2. Stilleben 111
3. Frühgesicht 112

VII. Sonnwende und Entsagen

Ich hab' in kalten Wintertagen 112
Die Zeit geht nicht. . . 113
Siehst du den Stern . . 114
Wir wähnten lange recht zu leben 114
Rosenglaube 114
Die Gräber 115
Wochenpredigt 116
Fahrende Schüler . . . 119
Flackre, ew'ges Licht im Tal 120

VIII. Festlieder und Gelegentliches

An das Vaterland . . . 121
Wegelied 122
Die Landessammlung zur Tilgung der Sonderbundskriegsschuld 1852 123
Abschiedslied. An einen auswandernden Freund 124
Marschlied für das ostschweizerische Kadettenfest 1856 125
Schweizerdegen. Tischlied am Jahresfest der schweizerischen Militärgesellschaft 1857 126
Eröffnungslied am eidgenössischen Sängerfest 1858 127
Das neue glückhafte Schiff 128
Ufenau. Studentenfahrt 1858 130
Schütz im Stichfieber 1859 131
Becherlied auf das eidgenössische Sängerfest in Chur 1862 133
Gedächtnis an Wilhelm Baumgartner 1867 . . 134
Auf das eidgenössische Schützenfest 1872 . . . 136
Am Volkstage in Solothurn 1873. Schlußgesang 137
Prolog zur Schillerfeier in Bern 1859 138
Prolog zu einer Theatereröffnung in Zürich 1864 144

Seite

Prolog zur Feier von Beethovens hundertstem Geburtstag in Zürich 1879 147
Für ein Gesangfest im Frühling 1878 148
Ein Festzug in Zürich 1856 149
Die Johannisnacht. Festspiel bei der Becherweihe der zürcherischen Zunftgesellschaft zur Schmieden 1876 161
Kantate bei Eröffnung einer schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1883 176
Kantate zum fünfzigjährigen Jubiläum der Hochschule Zürich 178

IX. Pandora (Antipanegyrisches)

Meergedanken 179
Apostatenmarsch 180
Auf Maler Distelis Tod . 182
Schlechte Jahreszeit . . 182
Lied vom Schuft . . . 183
Jesuitenzug 1843 . . . 184
Die öffentlichen Verleumder 185
Nacht im Zeughaus
1. Bleich beglänzte Wolkenscharen 186
2. Doch was will sich hier begeben? 187
3. Auf der hölzern' Trommel sitzet 188
4. Aus der schwarzen Riesenrüstung 188
5. Angetan mit rost'gen Waffen 189
6. Holzgeschnitzte Bilder prangen 189
7. Seht die dürre Spielersippe 190
8. So beginnt es rings zu leben 190

I. Buch der Natur

Spielmannslied

Im Frührot stand der Morgenstern
Vor einem hellen Frühlingstag,
Als ich, ein flüchtig Schülerkind,
Im silbergrauen Felde lag;
Die Wimper schwankte falterhaft,
Und ich entschlief an Ackers Rand,
Der Sämann kam gemach daher
Und streute Körner aus der Hand.

Gleich einem Fächer warf er weit
Den Samen hin im halben Rund,
Ein kleines Trüppchen fiel auf mich
Und traf mir Augen, Stirn und Mund;
Erwachend rafft' ich mich empor
Und stand wie ein verblüffter Held,
Vorschreitend sprach der Bauersmann:
„Was bist du für ein Ackerfeld?

Bist du der steinig harte Grund,
Darauf kein Sämlein wurzeln kann?
Bist du ein schlechtes Dorngebüsch,
Das keine Halme läßt hinan?
Du bist wohl der gemeine Weg,
Der wilden Vögel offner Tisch!
Bist du nicht dies und bist nicht das,
Am End' nicht Vogel und nicht Fisch?"

Unfreundlich schien mir der Gesell
Und drohend seiner Worte Sinn;
Ich ging ihm aus den Augen sacht
Und floh behend zur Schule hin.

Dort gab der Pfarr den Unterricht
Im Bibelbuch zur frühen Stund';
Von Jesu Gleichnis eben sprach
Erklärend sein beredter Mund. —

Die Jahre schwanden und ich zog
Als Zitherspieler durch das Land,
Als ich in einer stillen Nacht
Die alte Fabel wieder fand
Vom Sämann, der den Samen warf;
Da ward mir ein Erinnern licht,
Ich spürte jenen Körnerwurf
Wie Geisterhand im Angesicht.

„Was bist du für ein Ackerfeld?"
Hört' wieder ich, als wär's ein Traum;
Ich seufzte, sann und sagte dann:
O Mann, ich weiß es selber kaum!
Ich bin kein Dornbusch und kein Stein
Und auch kein fetter Weizengrund;
Ich glaub', ich bin der offne Weg,
Wo's rauscht und fliegt zu jeder Stund'.

Da wächst kein Gras, gedeiht kein Korn,
Statt Furchen ziehn Geleise hin,
Von harten Rädern ausgehöhlt,
Und nackte Füße wandern drin;
Das kommt und geht, doch fällt einmal
Ein irrend Samenkörnlein drauf,
So fliegt ein hungrig Vöglein her
Und schwingt sich mit zum Himmel auf.

Am Himmelfahrtstage 1846

Mit den ersten Gedichten

Ausgestorben scheint die Stadt,
Weil, was sich des Lebens freut
Und den Bund mit ihm erneut,
Sich hinausbegeben hat

Auf die Hügel, auf die Berge,
Angefüllt wird jedes Tal,
Rühren wird sich Wirt und Ferge
In dem warmen Maienstrahl.

Von dem höchsten Giebel schau'
Ich hinaus, o welch Gewimmel!
Ja, die Erde trägt gen Himmel
Menschenherz und grüne Au!
Und wie ferne Kirchenfahnen
Flattert's von der Burg Geländern
Bunt von seidnen Lenzgewändern
Unter grünenden Platanen.

Einsam wehen hier die Linden
Dieser Stadt um stille Dächer —
Ach, wie einen leeren Becher
Muß ich die verlass'ne finden,
Einen Becher, dessen Schein
Wird geflohn von jedem Munde,
Und auf dessen dunklem Grunde
Ich der letzte Tropfen Wein!

In die kühle Dämmernacht
Meines Hauses steig' ich nieder,
Wo mir meine jungen Lieder
Schlummern, bis ihr Tag erwacht;
Wo ein Strauß von Fliederzweigen
Drüber nickt mit stillem Neigen,
Mit erwartungsvollem Schweigen
Wilde Röschen halten Wacht.

Nun in tiefer Einsamkeit
Schreib' ich, eh für immer schied
Mir die lange Morgenzeit,
Meiner Jugend letztes Lied;
Und der Hoffnung sei's geweiht!
Was ich hoffe, hofft die Welt;
Ist sie nur zur Fahrt bereit,
Wird sie selbst ihr Himmelszelt!

Tu dich auf, o schöner Schrein,
Lasse deine Schätze funkeln!
Laß sie, blitzend hell, verdunkeln
Der Martyrer blaß Gebein! —
Weihrauch sind die Frühlingsdüfte,
Und auch du, mein Schwalbenzug,
Flattre, leichter Liederflug,
Aufwärts in die freien Lüfte!

Stille der Nacht

Willkommen, klare Sommernacht,
Die auf betauten Fluren liegt!
Gegrüßt mir, goldne Sternenpracht,
Die spielend sich im Weltraum wiegt!

Das Urgebirge um mich her
Ist schweigend, wie mein Nachtgebet;
Weit hinter ihm hör' ich das Meer
Im Geist und wie die Brandung geht.

Ich höre einen Flötenton,
Den mir die Luft von Westen bringt,
Indes herauf im Osten schon
Des Tages leise Ahnung dringt.

Ich sinne, wo in weiter Welt
Jetzt sterben mag ein Menschenkind –
Und ob vielleicht den Einzug hält
Das viel ersehnte Heldenkind.

Doch wie im dunklen Erdental
Ein unergründlich Schweigen ruht,
Ich fühle mich so leicht zumal
Und wie die Welt so still und gut.

Der letzte leise Schmerz und Spott
Verschwindet aus des Herzens Grund;
Es ist, als tät' der alte Gott
Mir endlich seinen Namen kund.

Unruhe der Nacht

Nun bin ich untreu worden
Der Sonn' und ihrem Schein;
Die Nacht, die Nacht soll Dame
Nun meines Herzens sein!

Sie ist von düstrer Schönheit,
Hat bleiches Nornengesicht,
Und eine Sternenkrone
Ihr dunkles Haupt umflicht.

Heut ist sie so beklommen,
Unruhig und voller Pein;
Sie denkt wohl an ihre Jugend —
Das muß ein Gedächtnis sein!

Es weht durch alle Täler
Ein Stöhnen, so klagend und bang;
Wie Tränenbäche fließen
Die Quellen vom Bergeshang.

Die schwarzen Fichten sausen
Und wiegen sich her und hin,
Und über die wilde Heide
Verlorene Lichter fliehn.

Dem Himmel bringt ein Ständchen
Das dumpf aufrauschende Meer,
Und über mir zieht ein Gewitter
Mit klingendem Spiele daher.

Es will vielleicht betäuben
Die Nacht den uralten Schmerz?
Und an noch ältere Sünden
Denkt wohl ihr reuiges Herz?

Ich möchte mit ihr plaudern,
Wie man mit dem Liebchen spricht —
Umsonst, in ihrem Grame
Sie sieht und hört mich nicht!

Ich möchte sie gern befragen
Und werde doch immer gestört,

Ob sie vor meiner Geburt schon
Wo meinen Namen gehört?

Sie ist eine alte Sibylle
Und kennt sich selber kaum;
Sie und der Tod und wir alle
Sind Träume von einem Traum.

Ich will mich schlafen legen,
Der Morgenwind schon zieht —
Ihr Trauerweiden am Kirchhof,
Summt mir mein Schlummerlied!

Unter Sternen

Wende dich, du kleiner Stern,
Erde! wo ich lebe,
Daß mein Aug', der Sonne fern,
Sternenwärts sich hebe!

Heilig ist die Sternenzeit,
Öffnet alle Grüfte,
Strahlende Unsterblichkeit
Wandelt durch die Lüfte.

Mag die Sonne nun bislang
Andern Zonen scheinen,
Hier fühl' ich Zusammenhang
Mit dem All' und Einen!

Hohe Lust, im dunklen Tal,
Selber ungesehen,
Durch den majestät'schen Saal
Atmend mitzugehen!

Schwinge dich, o grünes Rund,
In die Morgenröte!
Scheidend rückwärts singt mein Mund
Jubelnde Gebete!

Drei Ständchen

1. Vor einem Luftschlosse

Schöne Bürgerin, sieh, der Mai
Flutet um deine Fenster!
Alle Seelen sind nun frei
Und es zerfließen der Tyrannei
Grämliche Gespenster!

In die Tiefe tauche kühn,
Ewige Jugend zu werben,
Wo die Bäume des Lebens blühn
Und die Augen wie Sterne glühn,
Droben bei dir ist Sterben!

Löse der Krone güldenen Glanz
Aus den Lockenringen!
Wirf sie herab! In klingendem Tanz
Einen duftigen Rosenkranz
Wollen wir froh dir schlingen!

Fühle, du Engel, dies heilige Wehn,
Das allmächtige Treiben!
Ja, dein Himmel wird untergehn
Und ein schönerer auferstehn —
Willst du ein Engel bleiben?

Nicht wie Luna in schweigender Nacht
Küßte den träumenden Schläfer;
Komm, wenn der sonnige Tag uns lacht,
Daß das alte Lied erwacht:
Königstochter und Schäfer!

2. Einer Verlassenen

Wir haben deinen tiefen Gram vernommen
Und sind in deinen Garten still gekommen,
Wir stimmen unsere Saiten mit Bedacht,
Erwartend lauscht die laue Maiennacht.

Zu deines Ungetreuen Reu' und Leide,
Zu deiner Nachbarinnen bitterm Neide,
Zu deiner Mutter Stolz und stiller Lust,
So wollen singen wir aus voller Brust!

Zünd' an dein Licht, daß unser Lied dich ehre
Und vor dem Sternenzelt dein Leid verkläre!
Noch gibt's manch Auge, das in Treuen blitzt,
Manch Herz, das noch an rechter Stelle sitzt!

Wohl selig sind, die in der Liebe leiden,
Und ihrer Augen teure Perlen kleiden
Die weißen Wangen mehr, als Morgentau
Die Lilienkelche auf der Sommerau.

Die Liebe, die um Liebe ward betrogen,
Glänzt hoch und herrlich gleich dem Regenbogen;
Zu seinen Füßen, die in Blumen stehn,
Da liegen goldne Schüsseln ungesehn.

3. Schifferliedchen

Schon hat die Nacht den Silberschrein
Des Himmels aufgetan;
Nun spült der See den Widerschein
Zu dir, zu dir hinan!

Und in dem Glanze schaukelt sich
Ein leichter dunkler Kahn;
Der aber trägt und schaukelt mich
Zu dir, zu dir hinan!

Ich höre schon den Brunnen gehn
Dem Pförtlein nebenan,
Und dieses hat ein gütig Wehn
Von Osten aufgetan.

Das Sternlein schießt, vom Baume fällt
Das Blust in meinen Kahn;
Nach Liebe dürstet alle Welt,
Nun, Schifflein, leg' dich an!

Nachtfalter

Ermattet von des Tages Not und Pein,
Die nur auf Wiedersehen von mir schied,
Saß ich und schrieb bei einer Kerze Schein,
Und schrieb ein wild und gottverleugnend Lied.
Doch draußen lag die klare Sommernacht,
Mild grüßt mein armes Licht der Mondenstrahl,
Und aller Sterne volle goldne Pracht
Schaut hoch herab auf mich vom blauen Saal.
Am offnen Fenster blühen dunkle Nelken
Vielleicht die letzte Nacht vor ihrem Welken.

Und wie ich schreib' an meinem Höllenpsalter,
Die süße Nacht im Zorne von mir weisend,
Da schwebt herein zu mir ein grauer Falter,
Mit blinder Hast der Kerze Docht umkreisend;
Wohl wie sein Schicksal flackerte das Licht,
Dann züngelt' seine Flamme still empor
Und zog wie mit magnetischem Gewicht
Den leichten Vogel in sein Todestor.

Ich schaute lang und in beklommner Ruh,
Mit wunderlich neugierigen Gedanken
Des Falters unheilvollem Treiben zu.
Doch als zu nah der Flamme schon fast sanken
Die Flügel, faßt' ich ihn mit schneller Hand,
Zu seiner Rettung innerlich gezwungen,
Und trug ihn weg. Hinaus ins dunkle Land
Hat er auf raschem Fittich sich geschwungen.

Ich aber hemmte meines Liedes Lauf
Und hob den Anfang bis auf weitres auf.

Nachtfahrer

Es wiegt die Nacht mit himmelweiten Schwingen
Sich auf der Südsee blauen Wassergärten,
Daraus zurück wie Silberlilien springen
Die Sterne, die in tiefer Flut verklärten.

Wie ein entschlummert Kind an Mutterbrüsten
Ruht eine Insel selig in den Wogen,

So weich und weiß ist um die grünen Küsten
Die Brandung rings, ein Mutterarm, gezogen.

Ich wollt', es wär' mein Herz so dicht umflossen
Von einem Meer der Ruhe und der Klarheit,
Und drüberhin ein Himmel ausgegossen,
Des einz'ges Licht das Sonnenlicht der Wahrheit.

Und schöne Menschen schlafen in den Büschen,
Wie Bildwerk in ein Blumentuch gewoben;
Was ein erstorbnes Auge kann erfrischen,
Das hat ein Gott hier sorglich aufgehoben. —

Ein Blitz — ein Krach! — die stille Luft erzittert,
Dicht wälzt ein Rauch sich auf gekräuftem Spiegel —
Ein Wasserdrache, der den Raub gewittert,
So naht es pfeilschnell mit gespreiztem Flügel!

Wach' auf, wach' auf, du stiller Menschengarten!
Gib deine Blüte hin für Glaskorallen!
Sieh, deines unschuldvollen Fleisches warten,
Du sanftes Volk, Europas scharfe Krallen!

Die Anker rasseln und die Segel sinken,
Wie schneidend schallt das Wort der fremden Ferne!
Viel hundert Bleichgesichter lüstern blinken
Im fahlen Schein der trüben Schiffslaterne.

Zuvorderst aus des Schiffes schwarzen Wänden
Ragt schwärzer in der giererfüllten Rotte
Der Christenpriester, schwingend in den Händen
Das Marterholz mit dem gequälten Gotte.

Sommernacht

Es wallt das Korn weit in die Runde
Und wie ein Meer dehnt es sich aus;
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm noch andrer Graus;
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Gestirne Schein,
O goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grünen Talen,
Da herrscht ein alter schöner Brauch:
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch,
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Ährenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Burschе jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zuhauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben festgebunden
Und rasch in einen Ring gebracht;
Wie lieblich flohn die kurzen Stunden,
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenluft
Die nimmermüden braunen Jungen
Zur eignen schweren Arbeit ruft.

Trost der Kreatur

1

Wie schlafend unterm Flügel ein Pfau den Schnabel hält,
Von luft'gen Vogelträumen die blaue Brust geschwellt,
Geduckt auf einem Fuße, dann plötzlich oft einmal
Im Traume phantasierend das Funkelrad erstellt:
So hing betäubt und trunken, ausreckend Berg und Tal,
Der große Wundervogel in tiefem Schlaf, die Welt;
So schwoll der blaue Himmel von Träumen ohne Zahl,
Mit leisem Knistern schlug er ein Rad, das Sternenzelt.

2

Und als die Schöpfung bleischwer das Haupt im Schlafe wog
Und sie ein quälend Traumbild, daß sie nicht sei, betrog,
Und Gott im Himmel selber schlief, vergessend Meer und Land,
Worüber hin kein Lufthauch, ein Gräslein rührend, zog,
Da wacht' die schönste Lilie auf, die einsam, einsam stand,
Und die den fernen Sternglanz mit bangem Atem sog;
Da sank ein Falter tief in sie mit dunklem Schwingenrand,
Der durch den kalten Nachttau mit Mühe zitternd flog.
Die Flügel schmiegte bebend er an ihres Kelches Wand,
Die auch erbebend ob ihm sich eng zusammenbog.

Wetternacht

Der Sturm erwacht, es dunkelt allerenden,
Jetzt eben, hinter jenen Wolkenwänden,
Dort muß die Sonne untergehn;
Dort ist es abendklar und goldenhelle
Und sind nun Lilie, Rosenhag und Quelle
In einem seligroten Glanz zu sehn.

Hier aber ist ein kaltes Wehn und Brausen,
In dunkler Luft die hohen Wälder sausen,
Die Bäche toben durchs Gestein;
Des Windes Peitsche fühlt die Heide streichen,
Asketisch beugen sich die ernsten Eichen,
Die Nacht wankt finster in das Land herein.

Ich sehe kaum den Grund zu meinen Füßen,
Doch hör' ich rings die Regenströme gießen,
Es weint das schwarz verhüllte Land;
In meinem Herzen hallt die Klage wider,
Und es ergreift mich, wirft mich jäh darnieder,
Und meine Stirne preßt sich in den Sand.

O reiner Schmerz, der von den Höhn gewittert,
Du heil'ges Weh, das durch die Tiefen zittert,
Ihr schließt auch mir die Augen auf!
Ihr habt zu mir das Zauberwort gesprochen
Und meinen Hochmut wie ein Rohr gebrochen,
Und ungehemmt fließt meiner Tränen Lauf!

Du süßes Leid hast ganz mich überwunden!
Welch dunkle Lust, die ich noch nie empfunden,
Ist mit der Demut angefacht!
Wie reich bist, Mutter Erde! du zu nennen,
Ich glaubte deine Herrlichkeit zu kennen,
Nun schau' ich erst in deiner Tiefe Schacht!

Und leise schallen hör' ich ferne Tritte,
Es naht sich mir mit leicht beschwingtem Schritte
Durch die geheim erhellte Nacht;
Weiß, wie entstiegen einem Marmorgrabe,
So wandelt her ein schöner schlanker Knabe,
Einsamer Bergmann in dem lichten Schacht.

Willkommen, Tod! Dir will ich mich vertrauen,
Laß mich in deine treuen Augen schauen
Zum ersten Male fest und klar!
Wie wenn man einen neuen Freund gefunden,
Kaum noch von der Verlassenheit umwunden,
So wird mein Herz der Qual und Sorge bar.

Tief schau' ich dir ins Aug', das sternenklare,
Wie stehn dir gut die schwarzgelockten Haare,
Wie sanft ist deine kühle Hand!
O lege sie in meine warmen Hände,
Dein heil'ges Antlitz zu mir nieder wende!
Wohl mir, daß ich dies traute Wissen fand!

Ob mir auch noch beglückte Stunden schlagen,
Ich will dich heimlich tief im Herzen tragen,
Und wo mich einst dein Ruf ereilt:
Im Blütenfeld, im festlich bunten Saale,
Auf dürft'gem Bett, im schlachterfüllten Tale,
Ich folge dir getrost und unverweilt. —

Die Nacht vergeht, die grauen Wolken fliegen,
Der Tag erwacht und seine Strahlen siegen,
Im Osten steigt der Sonnenschild empor;
Es blitzt sein Schein auf meinen alten Wegen,
Ein andrer aber tret' ich ihm entgegen,
Der ich die Furcht des Todes still verlor.

Morgen

So oft die Sonne aufersteht,
Erneuert sich mein Hoffen
Und bleibet, bis sie untergeht,
Wie eine Blume offen;
Dann schlummert es ermattet
Im dunklen Schatten ein,
Doch eilig wacht es wieder auf
Mit ihrem ersten Schein.

Das ist die Kraft, die nimmer stirbt
Und immer wieder streitet,
Das gute Blut, das nie verdirbt,
Geheimnisvoll verbreitet!
Solang noch Morgenwinde
Voran der Sonne wehn,
Wird nie der Freiheit Fechterschar
In Nacht und Schlaf vergehn!

Sonnenaufgang

Fahre herauf, du kristallener Wagen,
Klingender Morgen, so frisch und so klar!
Seidene Wimpel, vom Osten getragen,
Flattre, du rosige Wölkleinschar!

Siehe, die Meere, sie wogen und branden,
Aber still das Gebirge steht,
Tau ist gesprengt auf den funkelnden Landen,
Weihbrunn zum heiligen Sonnengebet.

Tausendfach wollen die Blumen entriegeln
Aus ihrer Brust den gefangenen Gott;
Doch die vergoldeten Kreuze bespiegeln
Sich auf den Domen mit gleißendem Spott.

Singen nicht Lerchen dort hoch in den Lüften,
Schwenkend in freiem und fröhlichem Zug?
Nein, aber aufwärtsgeschwungen aus Klüften,
Sonnt sich ein kreischender Rabenflug.

Springt nicht ein Fischlein aus silberner Welle,
Das sich am lieblichen Lichte erfreut?
Ja, 's ist der Hecht, der bewehrte Geselle,
Der den alltäglichen Raub erneut.

Fahre hinüber auf drehenden Speichen,
Schimmernder Morgen, noch ist es nicht Zeit;
Rosige Wimpel, auch ihr mögt erbleichen —
Weh mir, schon weht ihr so blaß und so weit!

Fahr! Ein Josua träumet auf Erden,
Dem es schon ahnend in Ohren erklingt;
Aufspringt er einst, in die Zügel den Pferden,
Welche zum Stehn der Gewaltige zwingt!

Gruß der Sonne

Aus den braunen Schollen
Springt die Saat empor,
Grüne Knospen rollen
Tausendfach hervor.

Und es ruft die Sonne:
„Fort den blassen Schein!
Wieder will ich Wonne,
Glut und Leben sein!

„Wieder wohlig zittern
Auf dem blauen Meer,
Oder zu Gewittern
Führen das Wolkenheer!

„In den Frühlingsregen
Sieben Farben streun
Und auf Weg und Stegen
Meinen goldnen Schein!

„Ruhn am Felsenhange,
Wo der Adler minnt,
Auf der Menschenwange,
Wo die Träne rinnt!

„Dringen in der Herzen
Kalte Finsternis,

Blenden alle Schmerzen
Aus dem tiefsten Riß!

„Bringt — ich bin die Sonne —
An das Kerkertor,
Was ihr habt gesponnen
Winterlang, hervor!

„Alle finstern Hütten
Sollen Mann und Maus
Auf die Aue schütten,
An mein Licht heraus!

„Mit all euren Schätzen
Lagert euch herum,
Wendet eure Fetzen
Vor mir um und um!

„Daß durch jeden Schaden
Leuchten ich und dann
Mit dem goldnen Faden
Ihn verweben kann!"

Am Brunnen

Wie strahlet ihr im Morgenschein,
Du rosig Kind, der Blütenbaum
Und dieser Brunnen, frisch und rein —
Ein schönres Kleeblatt gibt es kaum.

Wie dreifach lieblich hat Natur
In euch sich lächelnd offenbart!
Aus deinem Aug' grüßt ihre Spur
Des Wandrers stille Morgenfahrt.

Es ist, als käm' aus deinem Mund
Das Lied, das dort die Quelle singt,
Es ist, als tät' der Brunnen kund,
Was tief in deiner Seele klingt!

Und wie der weiße Apfelbaum
Mit seinen Zweigen euch umweht,
Dies Bild, zart wie ein Morgentraum,
Ist ein geschautes Frühgebet!

Reich' einen Trunk, du klare Maid,
Vom Quell, der deine Kindheit sah!
Sein Rauschen sei dir allezeit,
Die Klarheit deinem Herzen nah!

Ich wünsche Segen deiner Hand
Zur Arbeit, wie zum Liebesbund,
Dem bravsten Burschen hie zu Land
Das keusche Ja von deinem Mund!

Sonnenuntergang

In Gold und Purpur tief verhüllt
Willst du mit deiner Leuchte scheiden,
Und ich, noch ganz von dir erfüllt,
Soll, Sonne, dich nun plötzlich meiden?
Du hast mein Herz mit Lust entzündet,
Du allerschönste Königin,
Wenn mir dein Strahlenantlitz schwindet,
Ist nicht das Leben tot und hin?

O reiche mir noch einen Strahl
Des Lichtes, daß er auf mich falle
Und ich aus diesem Dämmertal
An deiner Hand hinüberwalle!
Laß mich an deinem Hofe weilen
Als lichte leichte Wolke nur,
Vor deinem Zuge kündend eilen
Als deines Glanzes schwächste Spur!

Sie geht, ich wende bang mich ab,
Es dünkt die Welt mich eine Kohle;
Was jüngst nur Klarheit widergab,
Stäubt, Asche, unter meiner Sohle. —
Doch schau', wie ich gen Osten kehre,
Taucht mir ein neues Wunder auf:
Im rosig milden Nebelmeere
Beginnt der Silbermond den Lauf!

Der nach verlornen Strahlen jagt,
Ist er der Sonne Ährenleser?
Ist er, bis sie im Osten tagt,
Der goldnen Herrin Reichsverweser?

Ach, unsrer armen Mutter Erde
Ist er ja nur ein Lehenmann;
Und seht, mit glänzender Gebärde
Tut er die Lehnspflicht, wie er kann!

Er trägt das Licht durch Nacht und Graun
Getreu auf sanft erhellten Wegen,
Bis wir den Morgen wieder schaun
Und frisch die Erde taut im Segen.
Die Liebe wird den Ruhm nicht mindern,
Wenn Kleine mit den Kleinern gehn:
Die Sonne selbst samt ihren Kindern
Muß sich um größre Sterne drehn.

Abendregen

Langsam und schimmernd fiel ein Regen,
In den die Abendsonne schien;
Der Wandrer schritt auf schmalen Wegen
Mit düstrer Seele drunter hin.

Er sah die großen Tropfen blinken
Im Fallen durch den goldnen Strahl;
Er fühlt' es kühl aufs Haupt ihm sinken
Und sprach mit schauernd süßer Qual:

„Nun weiß ich, daß ein Regenbogen
Sich hoch um meine Stirne zieht,
Den auf dem Pfad, so ich gezogen,
Die heitre Ferne spielen sieht.

„Und die mir hier am nächsten stehen,
Und wer mich wohl zu kennen meint,
Sie können selber doch nicht sehen,
Wie er versöhnend ob mir scheint.

„So wird, wenn andre Tage kamen,
Die sonnig auf dies Heute sehn,
Um meinen fernen blassen Namen
Des Friedens heller Bogen stehn."

Gewitterabend

Es dämmert und dämmert den See herab,
Die Wasser sind gar so dunkel;
Doch wenn ob den Bergen der Blitzstrahl zuckt,
Was ist das für ein Gefunkel!

Dann tun dem Schiffer die Augen weh,
Er sputet sich ängstlich zu Lande,
Wo gaffend der Feierabend steht
Am grell erleuchteten Strande.

Die Leute freuen und fürchten sich
Und wünschen ein gutes Ende
Und daß der Herr kein Hagelgericht
In ihren Krautgarten sende.

Jetzt zischt der Strahl in die laue Flut,
Rings spannen sich feurige Ketten;
Der blöde Haufen ergreift die Flucht,
Sie verkriechen sich in die Betten.

Wenn Gott einen guten Gedanken hat,
Dann raunt man: „Es wetterleuchtet!"
Paß' auf, Gesindel, daß nicht einmal
Er in die Wirtschaft dir leuchtet!

Abendlied an die Natur

Hüll' ein mich in die grünen Decken,
Mit deinem Säuseln sing' mich ein,
Bei guter Zeit magst du mich wecken
Mit deines Tages jungem Schein!
Ich hab' mich müd in dir ergangen,
Mein Aug' ist matt von deiner Pracht;
Nun ist mein einziges Verlangen,
Im Traum zu ruhn, in deiner Nacht.

Des Kinderauges freudig Leuchten
Schon fingest du mit Blumen ein,
Und wollte junger Gram es feuchten,
Du scheuchtest ihn mit buntem Schein.

Ob wildes Hassen, maßlos Lieben
Mich zeither auch gefangennahm:
Doch immer bin ich Kind geblieben,
Wenn ich zu dir ins Freie kam!

Geliebte, die mit ew'ger Treue
Und ew'ger Jugend mich erquickt,
Du einz'ge Lust, die ohne Reue
Und ohne Nachweh mich entzückt —
Sollt' ich dir jemals untreu werden,
Dich kalt vergessen, ohne Dank,
Dann ist mein Fall genaht auf Erden,
Mein Herz verdorben oder krank!

O steh mir immerdar im Rücken,
Lieg' ich im Feld mit meiner Zeit!
Mit deinen warmen Mutterblicken
Ruh' auf mir auch im schärfsten Streit!
Und sollte mich das Ende finden,
Schnell decke mich mit Rasen zu;
O selig Sterben und Verschwinden
In deiner stillen Herbergsruh!

Abend auf Golgatha

Eben die dornige Krone geneiget, verschied der Erlöser,
Weißlich in dämmernder Luft glänzte die Schulter des Herrn;
Siehe, da schwebte, vom tauigen Schimmer gelockt, die Phaläne
Flatternd hernieder, zu ruhn dort, wo gelastet das Kreuz.
Langsam schlug sie ein Weilchen die samtenen Flügel zusammen,
Breitet' sie aus und entschwand fern in die sinkende Nacht.
Nicht ganz blieb verlassen ihr Schöpfer, den Pfeiler des Kreuzes
Hielt umfangen das Weib, das er zur Mutter sich schuf.

Rosenwacht

Im Glase blüht ein frischer Rosenstrauß,
Daneben webt ein Jünglingsleben aus;
Ins Zimmer bricht der volle Abendglanz —
Welch schönes Bild in einen Totentanz!

Von rotem Golde taut das Sommerland,
Die Reb' am Fenster und die Kammerwand,
Der Sterbenskranke und sein Linnentuch,
Das Kirchenmännlein und sein schwarzes Buch.

Du armer Dunkelmann, was suchst du hier?
Die Menschen nicht, noch Blumen lauschen dir!
Nach Westen neigen sie sich insgesamt:
Die Sonne hält das heil'ge Totenamt.

Wie abendschön des Kranken Antlitz glüht,
Daß kaum man ahnt, wie weiß der Tod da blüht!
Sein Nachtmahlkelch ist flüssig Sonnengold,
Wie durstig trinkt er diesen Liebessold!

Und scheidend winkt der letzte Sonnenstrahl,
Erkaltet und verglüht sind Berg und Tal,
Das junge Menschenkind ist bleich und tot,
Die Rosen sind geblieben frisch und rot.

So halten die Vergänglichen die Wacht
Beim stillen Manne bis zur dritten Nacht;
Dann legen sie bescheiden ihr Gewand
Dem Herrn des Lebens in die Vaterhand.

Abendlied

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh,
Legt sich auch in ihre finstre Truh.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn
Wie zwei Sternlein, innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!

Frühlingsbotschaft

Zum Gerichte rief der Frühling.
Denn mit Strenge zu verfahren
Gegen ketzerisch verstockte
Übelsinnige Verzweiflung,
Haben seine Heiligkeit
Bei der Sonne Glanz geschworen.

Und in grünem Feuer flammen
Alle Bäume nun auf Erden,
Jeder Baum ist eine Flamme!
Und geschürt sind alle Gluten,
Angefacht glühn alle Rosen,
Während die schismatisch grauen
Aufgelösten Nebelflocken
Klagend durch die Lüfte flattern,
Gleich verbrannter Ketzer Asche;
Doch der heilig ernste Himmel
Läßt sie ohne Spur verschwinden,
Und er schaut ins grüne Feuer
Mit erbarmungsloser Bläue.

Habt ihr jetzo unter euch
Einen schlimmen und verschraubten,
Heuchlerischen und verstockten
Und verbohrten Hypochonder,
Der da zwischen Gut und Böse
Eigensinnig schwankt und zweifelt,
Weder warm noch kalt kann werden,
Oder zu gerechtem Argwohn
Grund gibt, daß sein schwarzes Innres
Wohl ein ungeheures hohles
Aufgeblasnes Schisma berge:
Diesen legt nun auf die Folter,
Diesen lasset nun bekennen!
Bindet ihn mit jungem Efeu,
Werft ihn nieder auf die Rosen,
Gießt ihm Wein auf seine Zunge,
Tropfen flüssig heißen Goldes,
Das den Mann zum Beichten zwingt,
Glas auf Glas, bis er bekennt!

Zeiget sich ein Hoffnungsfunke,
Nur ein Fünklein heitern Glaubens,
Nur ein Strahl des guten Geistes,
O so stellt ihn auf zur Linken,
Zur Belehrung und zur Beßrung!
O so stellt ihn, wo das Herz schlägt,
Auf der Menschheit frohe Linke,
Auf des Frühlings große Seite!

Sollt' es sich jedoch ereignen,
Daß das peinliche Verfahren
Nichts enthüllte, nichts ergäbe,
Was da nur der Rede wert,
Das Delirium des Rausches
Selbst nur eine dunkle Leere
Vor den Richtern offenbarte:
Schleunig laßt den Sünder laufen,
Jagt ihn stracks zur schnöden Rechten,
Wo Geheul und Zähneklappen,
Dummheit und Verdammnis wohnen!

Frühlingsglaube

Es wandert eine schöne Sage
Wie Veilchenduft auf Erden um,
Wie sehnend eine Liebesklage
Geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden
Und von der Menschheit letztem Glück,
Von goldner Zeit, die einst hienieden,
Der Traum als Wahrheit, kehrt zurück,

Wo einig alle Völker beten
Zum einen König, Gott und Hirt;
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wird's nur eine Schmach noch geben,
Nur eine Sünde in der Welt:
Des Eigen-Neides Widerstreben,
Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
Und böslich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren:
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Wieder vorwärts!

Berghinan vom kühlen Grund
Durch den Wald zum Felsenknauf
Haucht des Frühlings holder Mund,
Tausend Augen tun sich auf.

Sachte zittert Reis an Reis,
Langt hinaus, noch halb im Traum,
Langt und sucht umher im Kreis
Für drei grüne Blättlein Raum.

Doch mit lautem Wellensang
Weckt der Bach die Waldesruh',
Mitten drin am jähen Hang
Schläft ein Trumm von einer Fluh.

Das einst hoch am Silberquell
In des Berges Krone lag,
Nieder führt' an diese Stell'
Es ein solcher Frühlingstag.

Wo es hundert Jahre blieb
Hangen an der Eschenwurz;
Heute reißt der junge Trieb
Weiter es im Wassersturz.

Dröhnend springt's von Stein zu Stein,
Trunken von der wilden Flut,
Bis es dort am Wiesenrain
Schwindelnd unter Blumen ruht.

Du versteinte Herrlichkeit,
O wie tanzest du so schwer
Mit der tollen Frühlingszeit —
Hinter dir kein Rückweg mehr!

Bergfrühling

Der Lenz ist da, die Lawine fällt,
Sie rollt mit Tosen und Sausen ins Tal;
Ich hab' mein Hüttlein daneben gestellt
Auf grünende Matten am sonnigen Strahl.

Und ob auch die Laue mein Hüttchen trifft
Und nieder es führt im donnernden Lauf —
Sobald wieder trocken die Alpentrift,
Bau' ich mir singend ein neues auf.

Doch wenn in meines Landes Bann
Der Knechtschaft verheerende Löwin fällt,
Dann zünd' ich selber die Heimstatt an
Und ziehe hinaus in die weite Welt!

Hinaus in die Welt, in das finstere Reich,
Zu dienen im Dunkel dem fremden Mann,
Ein armer Gesell, der die Sterne bleich
Der Heimat nimmer vergessen kann!

Frühling des Armen

Der Lenzwind tanzt auf Berg und Heide,
Jung Ivo taumelt wie im Traum,
Und zierlich schürzt die Birk' den Saum
An ihrem grünen Seidenkleide.
Sein Bündelchen im tollen Reigen
Wirft er empor zum lust'gen Ritt:
„O Birke! wieg auf deinen Zweigen
Mein armes Ränzel freundlich mit!

„Was macht der Heide Glanz so traurig
Mein arm unwissend Bubenherz?
Was bettelt es und was begehrt's,
Das mich durchwallt so süß und schaurig?
Tief möcht' ich in den Himmel greifen,
Und meine Lippen zucken leis —
O könnt' ich singen oder pfeifen,
Was mir im Blute gärt so heiß!

„Am Bach sah ich mein Mädchen stehen,
O traute Birk'! im Morgenstrahl,
Dann aber froh aus unserm Tal
Mit Wanderschritten eilend gehen.
Sie ist dies Jahr so schön geworden,
Ich sah's mit jähem Schrecken ein!
Was aber soll im Bettelorden
Der reichen Schönheit Prunk und Schein!

„Was schiert mich all dies stolze Blühen?
Beschränke dich, du eitle Brust;
Umsonst! mich will die fremde Lust
Weit in die dunkle Ferne ziehen!
Du liebe Schwester Birke, senke
Mein Säcklein wieder frei herab
Und einen deiner Äste schenke
Mir noch zum grünen Bettelstab!

„Ich wandre, bis das Land ich finde,
Das beßre, wo der ärmste Mann
Ein Quentlein Hoffnung kaufen kann
Für einen Deut von Birkenrinde.
Dann wird mein Stecken bald zu Golde,
Das schönste Schloß erstürm' ich frisch,
Drin sitzt als Glück mein Kind, das holde,
Und winkt mir lächelnd an den Tisch!"

Gewitter im Mai

In Blüten schwamm das Frühlingsland,
Es wogte weiß in schwüler Ruh;
Der dunkle feuchte Himmel band
Mir schwer die feuchten Augen zu.

Voll Reu' und Leid hatt' ich den Mai
Gegrüßt und seinen bunten Flor;
Nun zog er mir im Schlaf vorbei,
Verträumt von dem vergrämten Tor!

Da war ein Donnerschlag geschehn,
Ein einziger; den Berg entlang
Hört' ich Erwachender vergehn
Erschrocken seinen letzten Klang!

„Steh auf! Steh auf! Entraffe dich
Der trägen tatenlosen Reu'!"
Durch Tal und Herz ein Schauer strich,
Das Leben blühte frisch und neu.

Zur Erntezeit

1

Das ist die üppige Sommerzeit,
Wo alles so schweigend blüht und glüht,
Des Juli stolzierende Herrlichkeit
Langsam das schimmernde Land durchzieht.

Ich hör' ein heimliches Dröhnen gehn
Fern in der Gebirge dämmerndem Blau,
Die Schnitter so stumm an der Arbeit stehn,
Sie schneiden die Sorge auf brennender Au.

Sie sehnen sich nach Gewitternacht,
Nach Sturm und Regen und Donnerschlag,
Nach einer wogenden Freiheitsschlacht
Und einem entscheidenden Völkertag!

2

Es deckt der weiche Buchenschlag
Gleich einem grünen Samtgewand,
So weit mein Auge reichen mag,
Das hügelübergoßne Land.

Und sachte streicht darüber hin
Mit linder Hand ein leiser West,
Der Himmel hoch mit stillem Glühn
Sein blaues Aug' drauf ruhen läßt.

Mir ist, ich trag' ein grünes Kleid
Von Sammet und die weiche Hand
Von einer schweigsam holden Maid
Strich' es mit ordnendem Verstand.

Wie sie so freundlich sich bemüht,
Duld' ich die leichte Unruh' gern,
Indes sie mir ins Auge sieht
Mit ihres Auges blauem Stern.

Uns beiden ist, dem Land und mir,
So innerlich, von Grund aus, wohl —
Doch schau, was geht im Feldweg hier,
Den Blick so scheu, die Wange hohl?

Ein Heimatloser sputet sich
Waldeinwärts durch den grünen Plan —
Das Menschenelend krabbelt mich
Wie eine schwarze Wolfsspinn' an!

Waldlieder

1

Arm in Arm und Kron' an Krone steht der Eichenwald verschlungen,
Heut hat er bei guter Laune mir sein altes Lied gesungen.

Fern am Rande fing ein junges Bäumchen an sich sacht zu wiegen,
Und dann ging es immer weiter an ein Sausen, an ein Biegen;

Kam es her in mächt'gem Zuge, schwoll es an zu breiten Wogen,
Hoch sich durch die Wipfel wälzend kam die Sturmesflut gezogen.

Und nun sang und pfiff es graulich in den Kronen, in den Lüften,
Und dazwischen knarrt' und dröhnt' es unten in den Wurzelgrüften.

Manchmal schwang die höchste Eiche gellend ihren Schaft alleine,
Donnernder erscholl nur immer drauf der Chor vom ganzen Haine!

Einer wilden Meeresbrandung hat das schöne Spiel geglichen;
Alles Laub war weißlich schimmernd nach Nordosten hingestrichen.

Also streicht die alte Geige Pan der Alte laut und leise,
Unterrichtend seine Wälder in der alten Weltenweise.

In den sieben Tönen schweift er unerschöpflich auf und nieder,
In den sieben alten Tönen, die umfassen alle Lieder.

Und es lauschen still die jungen Dichter und die jungen Finken,
Kauernd in den dunklen Büschen sie die Melodien trinken.

2

Aber auch den Föhrenwald
Lass' ich mir nicht schelten,
Wenn mein Jauchzen widerhallt
In dem sonnerhellten!

Heiter ist's und aufgeräumt
Und das Wehn der Föhren,
Wenn die Luft in ihnen träumt,
Angenehm zu hören!

Schlanken Riesenkindern gleich
Stehn sie da im Bunde,
Jedes erbt ein kleines Reich
Auf dem grünen Grunde.

Aber oben eng verwebt,
Eine Bürgerkrone
Die Genossenschaft erhebt
Stolz zum Sonnenthrone.

Schmach und Gram umfängt sie nie,
Nimmer Lebensreue;
Schnell und mutig wachsen sie
In des Himmels Bläue.

Wenn ein Stamm im Sturme bricht,
Halten ihn die Brüder;
Und er sinkt zur Erde nicht,
Schwebend hängt er nieder.

Lieg' ich so im Farrenkraut,
Schwindet jede Grille,
Und es wird das Herz mir laut
In der Föhrenstille.

Weihrauchwolken ein und aus
Durch die Räume wallen —
Bin ich in ein Gotteshaus
Etwan eingefallen?

Doch der Unsichtbare läßt
Lächelnd es geschehen,
Wenn mein wildes Kirchenfest
Hier ich will begehen!

Am fließenden Wasser

1

Hell im Silberlichte flimmernd
Zieht und singt des Baches Welle,
Goldengrün und tiefblau schimmernd
Küßt sie flüchtig die Libelle;
Und ein drittes kommt dazu,
Eine Blüte hergeschwommen:
Alle haben drauf im Nu
Heitern Abschied schon genommen.

Und die Esche beugt sich drüber,
Schaut in Ruh das holde Treiben,
Denkt: Ihr Lieben, zieht vorüber,
Ich will grünen hier und bleiben!
Und ich unterm Eschenbaum:
Was soll denn mit mir geschehen
In dem reizend leichten Traum?
Soll ich bleiben? Soll ich gehen?

2

Ich liege beschaulich
An klingender Quelle
Und senke vertraulich
Den Blick in die Welle;
Ich such' in den Schäumen,
Weiß selbst nicht, wonach?
Verschollenes Träumen
Wird in mir wach.

Da kommt es gefahren
Mit lächelndem Munde,
Vorüber im klaren
Kristallenen Grunde,
Das alte vertraute,
Das Weltangesicht!
Sein Aug' auf mich schaute
Mit ätherischem Licht.

Wohin ist's geschwommen
Im Wellengewimmel?
Woher ist's gekommen?
Vom blauenden Himmel!
Denn als ich ins Weben
Der Wolken gesehn,
Da sah ich noch eben
Es dort vergehn.

Ich seh' es fast immer,
Wenn's windstill und heiter,
Und stets macht sein Schimmer
Die Brust mir dann weiter;
Doch wenn sein Begegnen
Der Seele Bedarf,
Im Stürmen und Regnen
Auch seh' ich es scharf.

3

Ein Fischlein steht am kühlen Grund,
Durchsichtig fließen die Wogen,
Und senkrecht ob ihm hat sein Rund
Ein schwebender Falk gezogen.

Der ist so lerchenklein zu sehn
Zuhöchst im Himmelsdome;
Er sieht das Fischlein ruhig stehn,
Glänzend im tiefen Strome!

Und dieses auch hinwieder sieht
Ins Blaue durch seine Welle;
Ich glaube gar, das Sehnen zieht
Eins an des andern Stelle!

4

Sah ich eine junge Welle,
Die durch Alpenrosen floß
Und sich rauschend mit der Quelle,
Mit dem Strom ins Tal ergoß.

Schien der Himmel drin versunken,
Und war doch so leicht und klar,
Und ich hab' davon getrunken,
Wie so frisch und rein sie war!

Bin dann auf dem Meer gelegen,
Wo das Kreuz am Himmel steht;
Nicht konnt' unser Schiff sich regen,
In der Glut kein Lüftchen weht'!

Schaut' ich in die Wasser nieder,
In die Tiefen unverwandt,
Und sah meine Welle wieder
Aus den Bergen, wohlbekannt.

Von dem heißen Strahl durchzittert,
Ja, sie war es, deutlich, nah!
Doch versalzen und verbittert,
Still und mutlos lag sie da.

Regen-Sommer

Nasser Staub auf allen Wegen!
Dorn und Distel hängt voll Regen,
Und der Bach schreit wie ein Kind!
Nirgends blüht ein Regenbogen,
Ach, die Sonn' ist weggezogen
Und der Himmel taub und blind!

Traurig ruhn des Waldes Lieder,
Alle Saat liegt siech darnieder,
Frierend schläft der Wachtel Brut.
Jahreshoffnung, fahler Schimmer!
Mit den Menschen steht's noch schlimmer,
Kalt und träge schleicht ihr Blut!

Krankes Weib am Findelsteine
Mit dem Säugling, weine! weine
Trostlos oder hoffnungsvoll:
Nicht im Feld und auf den Bäumen —
In den Herzen muß es keimen,
Wenn es besser werden soll!

Fleh' zu Gott, der ja die Saaten
Und das Menschenherz beraten,
Bete heiß und immerdar,
Daß er, unsre Not zu wenden,
Wolle Licht und Wärme senden
Und ein gutes Menschenjahr!

In Duft und Reif

Im Herbst verblichen liegt das Land,
Und durch die grauen Nebel bricht
Ein blasser Strahl vom Waldesrand,
Den Mond doch selber sieht man nicht.

Doch schau! der Reif wird Blütenstaub,
Ein Lorbeerhain der Tannenwald,
Das falbe, halb erstorbne Laub
Wie bunte Blumenwogen wallt!

Ist es ein Traumbild, das mir lacht?
Ist's Frühlingstraum vom neuen Jahr?
Die Freiheit wandelt durch die Nacht
Mit wallend aufgelöstem Haar!

Und wandelnd späht sie rings und lauscht,
Die bleiche, hohe Königin,
Und ihre Purpurschleppe rauscht
Leis über dunkle Gräber hin.

Sie hat gar eine reiche Saat
Verborgen in der Erde Schoß;
Sie forscht, ob die und jene Tat
Nicht schon in grüne Halme sproß.

Sie drückt ein Schwert an ihre Brust,
Das blinkt im weißen Dämmerlicht;
Sie bricht in wehmutvoller Lust
Manch blutiges Vergißmeinnicht. —

Es ist auf Erden keine Stadt,
Es ist kein Dorf, des stille Hut
Nicht einen alten Kirchhof hat,
Darin ein Freiheitsmärt'rer ruht.

Gasel

Herbstnächtliche Wolken, sie wanken und ziehn
Gleich fieberisch träumenden Kranken dahin;
Auf Bergwald und Seele die Düsternis ruht,
Ob kalt sie auch Wind und Gedanken durchfliehn.
Klar strahlend jedoch tritt hervor nun der Mond,
Und weithin die Nebel entschwanken um ihn;
Geh auf auch im Herzen mir, lieblicher Stern,
Dem immer die Schatten noch sanken dahin!

Herbstnacht

Als ich, ein Kind, am Strome ging,
Wie ich da fest am Glauben hing,
Wenn ich den Wellen Blumen gab,
So zögen sie zum Meer hinab.

Nun hält die schwarz verhüllte Nacht
Erschauernd auf den Wäldern Wacht,
Weil bald der Winter, kalt und still,
Doch tödlich mit ihr ringen will.

Schon rauscht und wogt das weite Land,
Geschüttelt von des Sturmes Hand,
Es braust von Wald zu Wald hinauf
Entlang des Flusses wildem Lauf.

Da schwimmt es auf den Wassern her,
Wie ein ertrunknes Völkerheer,
Schwimmt Leich' an Leiche, Blatt an Blatt,
Was schon der Streit verschlungen hat.

Das ist das tote Sommergrün,
Das zieht zum fernen Weltmeer hin —
Ade, ade, du zarte Schar,
Die meines Herzens Freude war!

Sing's in die Niedrung, dunkle Flut:
Hier oben glimmt ein heißes Blut,
Wie Heidefeuer einsam glüht,
An dem die Welt vorüberzieht!

Sonntagsjäger

Es läſſet ſich mit aller Kraft
Ein Horn im Walde hören;
Ich krieg' ein altes Rohr beim Schaft
Und ſchlendre in die Föhren.

Der Wald, der macht mir vielen Spaß,
Er flunkert in der Sonnen;
Der Reif hat wie mit Jungfernglas
Die Nadeln überſponnen.

Da hüpft ein junger Has daher
Und ſpielt vor mir im Graſe;
Ich brenne wie von ungefähr
Mein Schrot ihm auf die Naſe.

Es iſt, als ſchrie' er: „Gott vergelt's!"
Mit kläglicher Gebärde;
Sein rotes Blütlein färbt den Pelz
Und macht ſich in die Erde.

Was ſtierſt du ſo, du Heidekind,
Im Sterben immer dümmer?
Du ſiehſt mich, wie die andern ſind,
Nicht beſſer und nicht ſchlimmer!

Und als das Häslein ausgeſchnappt,
Hab' ich es heimgetragen —
Doch freilich ſchon genug gehabt
Von Weidmanns Heil und Jagen!

Feldbeichte

Im Herbſt, wenn ſich der Baum entlaubt,
Nachdenklich wird und ſchweigend,
Mit Reif beſtreut ſein welkes Haupt,
Fromm ſich dem Sturme neigend:

Da geht das Dichterjahr zu End',
Da wird mir ernſt zu Mute;
Im Herbſt nehm' ich das Sakrament
In jungem Traubenblute.

Da bin ich stets beim Abendrot
Allein im Feld zu finden,
Da brech' ich zag mein Stücklein Brot
Und denk' an meine Sünden.

Ich richte mir den Beichtstuhl ein
Auf ödem Heideplatze;
Der Mond, der muß mein Pfaffe sein
Mit seiner Silberglatze.

Und wenn er grämlich zögern will,
Der Last mich zu entheben,
Dann ruf' ich: „Alter, schweig nur still,
Es ist mir schon vergeben!

Ich habe längst mit Not und Tod
Ein Wörtlein schon gesprochen!"
Dann wird mein Pfaff vor Ärger rot
Und hat sich bald verkrochen.

Trübes Wetter

Es ist ein stiller Regentag,
So weich, so ernst, und doch so klar,
Wo durch den Dämmer brechen mag
Die Sonne weiß und sonderbar.

Ein wunderliches Zwielicht spielt
Beschaulich über Berg und Tal;
Natur, halb warm und halb verkühlt,
Sie lächelt noch und weint zumal.

Die Hoffnung, das Verlorensein
Sind gleicher Stärke in mir wach;
Die Lebenslust, die Todespein,
Sie ziehn auf meinem Herzen Schach.

Ich aber, mein bewußtes Ich,
Beschau' das Spiel in stiller Ruh,
Und meine Seele rüstet sich
Zum Kampfe mit dem Schicksal zu.

Stiller Augenblick

Fliehendes Jahr, in duftigen Schleiern
Streifend an abendrötlichen Weihern
Walleſt du deine Bahn;
Siehſt mich am kühlen Waldſee ſtehen,
Wo an herbſtlichen Uferhöhen
Zieht entlang ein ſtummer Schwan.

Still und einſam ſchwingt er die Flügel.
Tauchet in den Waſſerſpiegel,
Hebt den Hals empor und lauſcht;
Taucht zum andern Male nieder,
Richtet ſich auf und lauſchet wieder,
Wie's im flüſternden Schilfe rauſcht.

Und in ſeinem Tun und Laſſen
Will's mich wie ein Traum erfaſſen,
Als ob's meine Seele wär',
Die verwundert über das Leben,
Über das Hin- und Widerſchweben,
Lugt' und lauſchte hin und her.

Atme nur in vollen Zügen
Dieſes friedliche Genügen
Einſam auf der ſtillen Flur!
Und haſt du dich klar empfunden,
Mögen enden deine Stunden,
Wie zerfließt die Schwanenſpur!

Herbſtlied

Laßt uns auf alle Berge gehen,
Wo jetzt der Wein zu Tale fließt,
Und überall am nächſten ſtehen,
Wo ſich der Freude Quell ergießt,
Uns tief in allen Augen ſpiegeln,
Die durch das Rebenlaub erglühn!
Laßt uns das letzte Lied entriegeln,
Wo noch zwei rote Lippen blühn!

Seht, wie des Mondes Antlitz glühend
Im Rosenscheine aufersteht,
Indes die Sonne, freudesprühend,
Den Leib im Westmeer baden geht!
Wie auf der Jungfraun einer Wange
Der Widerschein des Mondes ruht,
Dieweil, erhöht vom Niedergange,
Erglänzt der andern Purpurblut.

O küsset schnell die Himmelszeichen,
Eh sich verdunkelt die Natur!
Mag dann der Abglanz auch erbleichen,
Im Herzen loht die schönre Spur!
Mag sich, wer zu dem süßen Leben
Der Lieb' im Lenz das Wort nicht fand,
Der holden Torheit nun ergeben,
Den Brausebecher in der Hand!

Wohl wird man edler durch das Leiden
Und strenger durch erlebte Qual;
Doch hoch erglühn in guten Freuden,
Das adelt Seel' und Leib zumal.
Und liebt der Himmel seine Kinder,
Wo Tränen er durch Leid erpreßt,
So liebt er jene drum nicht minder,
Die er vor Freude weinen läßt.

Und sehnen blasse Gramgenossen
Sich nach dem Grab in ihrer Not,
Wem hell des Lebens Born geflossen,
Der scheut noch weniger den Tod!
Taucht euch ins Bad der Lust, ins klare,
Das euch die kurze Stunde gönnt,
Daß auch für alles heilig Wahre
Ihr jede Stunde sterben könnt!

Land im Herbste

Die alte Heimat seh' ich wieder,
Gehüllt in herbstlich feuchten Duft;
Er träufelt von den Bäumen nieder,
Und weithin dämmert grau die Luft.

Und grau ragt eine Flur im Grauen,
Drauf geht ein Mann mit weitem Schritt
Und streut, ein Schatten nur zu schauen,
Ein graues Zeug, wohin er tritt.

Ist es der Geist verschollner Ahnen,
Der kaum erstrittnes Land besät,
Indes zu seiten seiner Bahnen
Der Speer in brauner Erde steht?

Der aus vom Kampf noch blut'gen Händen
Die Körner in die Furche wirft,
So mit dem Pflug von End' zu Enden
Ein jüngst vertriebnes Volk geschürft?

Nein, den Genossen meines Blutes
Erkenn' ich, da ich ihm genaht,
Der langsam schreitend, schweren Mutes
Die Flur bestäubt mit Aschensaat.

Die müde Scholle neu zu stärken,
Läßt er den toten Staub verwehn;
So seh' ich ihn in seinen Werken
Gedankenvoll und einsam gehn.

Grau ist der Schuh an seinem Fuße,
Grau Hut und Kleid, wie Luft und Land;
Nun reicht er mir die Hand zum Gruße
Und färbt mit Asche mir die Hand.

Das alte Lied, wo ich auch bliebe,
Von Mühsal und Vergänglichkeit!
Ein wenig Freiheit, wenig Liebe,
Und um das Wie der arme Streit!

Wohl hör' ich grüne Halme flüstern
Und ahne froher Lenze Licht!
Wohl blinkt ein Sichelglanz im Düstern,
Doch binden *wir* die Garben nicht!

Wir dürfen selbst das Korn nicht messen,
Das wir gesät aus toter Hand;
Wir gehn und werden bald vergessen,
Und unsre Asche fliegt im Land!

Fahrewohl

Den Linden ist zu Füßen tief
Das dürre Laub geblieben;
Am Himmel steht ein Scheidebrief
Ins Abendrot geschrieben.

Die Wasser glänzen still und kühl,
Ein Jahr ist drin ertrunken;
Mir ist ein schaudernd Grabgefühl
Ins warme Herz gesunken.

Du schöne Welt! muß wohl ich bald
In diese Blätter sinken,
Daß andres Herz und andrer Wald
Die Frühlingslüfte trinken?

Wenn du für meines Wesens Raum
Ein beßres weißt zu finden,
Dann laß mich aus dem Lebenstraum
Rasch und auf ewig schwinden!

Erster Schnee

Wie nun alles stirbt und endet
Und das letzte Lindenblatt
Müd sich an die Erde wendet
In die warme Ruhestatt,
So auch unser Tun und Lassen,
Was uns zügellos erregt,
Unser Lieben, unser Hassen
Sei zum welken Laub gelegt.

Reiner weißer Schnee, o schneie,
Decke beide Gräber zu,
Daß die Seele uns gedeihe
Still und kühl in Wintersruh!
Bald kommt jene Frühlingswende,
Die allein die Liebe weckt,
Wo der Haß umsonst die Hände
Dräuend aus dem Grabe streckt.

Im Schnee

Wie naht das finster türmende
Gewölk so schwarz und schwer!
Wie jagt der Wind, der stürmende,
Das Schneegestöber her!

Verschwunden ist die blühende
Und grüne Weltgestalt;
Es eilt der Fuß, der fliehende,
Im Schneefeld naß und kalt.

Wohl dem, der nun zufrieden ist
Und innerlich sich kennt!
Dem warm ein Herz beschieden ist,
Das heimlich loht und brennt!

Wo, traulich sich dran schmiegend, es
Die wache Seele schürt,
Ein perlend, nie versiegendes
Gedankenbrauwerk rührt!

Winterspiel

Verschlossen und dunkel ist um und um
Mein winterlich Herz zu schauen,
Doch innen, da ist es leuchtend und hell
Und dehnen sich grünende Auen.

Da stell' ich den Frühling im kleinen auf
Mit Rosengärten und Bronnen,
Und spann' ich ein zierliches Himmelsgezelt
Mit Regenbögen und Sonnen.

Da entzünd' ich Morgen- und Abendrot
Und lasse die Nachtigall schlagen,
Schlank gehende, blühende Jungfräulein
Meergrüne Gewänder tragen.

Dann ändr' ich die Szene, dann lass' ich mit Macht
Den gewaltigen Sommer erglühen,
Die Schnitter auf goldenen Garben ruhn,
Blutrot das Mohnfeld blühen.

Dann plötzlich erhell' ich mit Wetterschein
Mein Herz und füll' es mit Stürmen,
Lass' Schiffe und Männer zugrunde gehn,
Dann „Feuer" auf Bergen und Türmen!

Hei! Revolution und Mordgeschrei
Mit Galgen und Guillotinen!
Geköpfte Könige, wahnsinnig Volk,
Konvente und Höllenmaschinen!

Nun ist mein Busen der Greveplatz
Voll Pöbels und blutiger Leichen;
Ich sehe mich selber im dichsten Gewühl
Entsetzt und todblaß schleichen.

Es wird mir so bang, kaum find' ich die Kraft,
Den Greuel noch wegzuhauchen;
Braun dämmert ein Moor, ich liege tot,
Wo verlassene Trümmer rauchen.

Wie alles so stumm und erstorben ist,
So trag' ich mich schweigend zu Grabe
Und pflanz' ein schwarzes Kreuz darauf,
Das ich selber gezimmert habe.

Ich schreibe darauf: „Hier ist ins Gras
Ein spielender Träumer gekrochen;
Wohl ihm und uns, wär' die Welt von Glas,
Er hätte sie lange zerbrochen!"

Winternacht

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weiße Schnee.
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror;
An den Ästen klomm die Nix' herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied;
Dicht ich unter meinen Füßen sah
Ihre weiße Schönheit Glied um Glied.

Mit ersticktem Jammer tastet' sie
An der harten Decke her und hin,
Ich vergess' das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn!

II. Erstes Lieben

Jugendgedenken

Ich will spiegeln mich in jenen Tagen,
Die wie Lindenwipfelwehn entflohn,
Wo die Silbersaite, angeschlagen,
Klar, doch bebend gab den ersten Ton,
Der mein Leben lang,
Erst heut noch, widerklang,
Ob die Saite längst zerrissen schon;

Wo ich ohne Tugend, ohne Sünde,
Blank wie Schnee vor dieser Sonne lag,
Wo dem Kindesauge noch die Binde
Lind verbarg den blendend hellen Tag:
Du entschwundne Welt
Klingst über Wald und Feld
Hinter mir wie ferner Wachtelschlag.

Wie so fabelhaft ist hingegangen
Jener Zeit bescheidne Frühlingspracht,
Wo, von Mutterliebe noch umfangen,
Schon die Jugendliebe leis erwacht,
Wie, vom Sonnenschein
Durchspielt, ein Edelstein,
Den ein Glücklicher ans Licht gebracht.

Wenn ich scheidend einst muß überspringen
Jene Kluft, die keine Brücke trägt,
Wird mir nicht ein Lied entgegenklingen,
Das bekannt und ahnend mich erregt?
O die Welt ist weit!
Ob nicht die Jugendzeit
Irgendwo noch an das Herz mir schlägt?

Träumerei! Was sollten jene hoffen,
Die nie sahn der Jugend Lieblichkeit,
Die ein unnatürlich Los getroffen,
Frucht zu bringen ohne Blütenzeit?
Ach, was man nicht kennt,
Danach das Herz nicht brennt
Und bleibt kalt dafür in Ewigkeit!

In den Waldeskronen meines Lebens
Atme fort, du kühles Morgenwehn!
Heiter leuchte, Frühstern guten Strebens,
Laß mich treu in deinem Scheine gehn!
Rankend Immergrün
Soll meinen Stab umblühn,
Nur noch einmal will ich rückwärts sehn!

Der Nachtschwärmer

Von heißer Lebenslust entglüht,
Hab' ich das Sommerland durchstreift,
Darüber ist der Tag verblüht
Und zu der schönsten Nacht gereift.
Ich steige auf des Berges Rücken
Zur Kanzel von Granit empor
Und beuge mich mit trunknen Blicken
In die entschlafne Landschaft vor.

Am andern Berge drüben steht
Im Sternenschein der Liebe Haus,
Aus seinem offnen Fenster weht
Ein Vorhang in die Nacht hinaus;

Das ist fürwahr ein luftig Gitter,
Das mir das Fräulein dort verschließt,
Nur schade, daß mir armen Ritter
Der tiefe Strom dazwischen fließt!

So will ich ihr ein Ständchen bringen,
Das weithin durch die Lüfte schallt,
Und spiele du zu meinem Singen,
O Geist der Nacht, auf Tal und Wald!
Den Wind laß mit den Tannen kosen,
Die wie gespannte Saiten stehn,
Und mit der Wellen fernem Tosen
Der Nachtigallen Chor verwehn!

Im Osten zieht ein Wetter hin,
Das stellen wir als Helfer an,
Wie leuchtend schwingt sein Tamburin
Am Horizonte der Titan!
Die Mühlen sind die Zitherschläger
Beim Wasserfturz im Felsengrund;
Im Wagen fährt mein Fackelträger
Hoch vor mir her am Himmelsrund!

Nun will ich singen überlaut
Vor allem Land, das grünt und blüht,
Es ist kein Turm so hoch gebaut,
Darüberhin mein Sang nicht zieht!
So eine kühne Brücke schlagend,
Such' ich zu ihrem Ohr den Weg;
Betritt im Traum das Seelchen zagend
Des wilden Lärmers schwanken Steg?

Die Mitgift

Ich ging am grünen Berge hin, wo sich der Weih im Äther wiegt
Und reisemüd der Sonnenstrahl ausruhend auf der Quelle liegt,
Wo wilde Rosen einsam blühn, die Föhre hoch den Gipfel kränzt
Und drüberhin noch eine Burg von weißen Sommerwolken glänzt.

Und wie in solcher Weihezeit der Herr der Welt schon zu mir trat,
Erschien er jetzo in des Bergs noch frisch ergrünter Eichensaat;

Der jungen Stämme schlanke Schar umschwankte säuselnd seine Knie',
So groß und herrlich ging er her vor meiner regen Phantasie!

Sein Haupthaar war wie Morgengold und wallte gar so reich und schwer,
Und in den klaren Augen ruht' ein ätherblaues Liebesmeer;
Ein Regenbogen gürtete sein Kleid mit edler Farbenlust;
Er trug 'nen duftigen Blütenstrauß von jungen Linden an der Brust.

Es traf mich seiner Augen Licht wie wolkenlos ein Tag im Mai,
Und als er meinen Namen sprach, erhob mein Haupt ich stolz und frei.
Ich wuchs und rankte rasch empor, daß ich mir selbst ein Wunder schien,
Und wandelte mit leichtem Schritt an Gottes hoher Seite hin.

Und nun erzählte plaudernd ich dem Herrn mein irdisch Tun und Sein;
Doch alles dies besteht ja nur in dir, du gutes Kind, allein!
Aus vollem Herzen sprach ich drum von dir, von dir die ganze Zeit;
Er aber spiegelt' lächelnd sich in meiner frohen Seligkeit.

Dann trug ich ihm auch klagend vor, wie ich so sehr ein armes Blut,
Und bat darauf um Haus und Hof, um Tisch und Schrein, um Geld und Gut,
Um Garten, Feld und Rebenland, um eine ganze Heimat traut,
Darin ich dich empfangen könnt' als myrtenschöne Schleierbraut.

Es mußte doch einmal geschehn, drum schilt mich nicht und werd' nicht rot!
Hör' an, was mir der Herr für dich für eine wackre Mitgift bot!
Er sprach: „Zu wenig und zu viel hast du verlangt, mein lieber Sohn!
Drum tu' ich dir noch viel dazu und nehm' ein wenig auch davon.

„Nicht Haus und Hof verleih' ich euch, doch meine ganze große Welt,
Darinnen ihr euch lieben könnt, wie's euren Herzen wohlgefällt;

Zwei jungen Seelen ist zu eng das größte Haus, sei's noch so weit;
Doch finden sie noch eben Raum in meiner Schöpfung Herrlichkeit.

„Der ganze Lenz soll euer sein, so weit nur eine Blume blüht,
Doch nicht das allerkleinste Land, um das sich eine Hecke zieht.
Kein Prunkgetäfel geb' ich euch, kein Silberzeug, kein Kerzenlicht,
Weil sich ob Silberbronnenglanz Goldstern an Stern zum Kranze flicht.

„Und alles soll besonders blühn für euch und schöner, wo ihr geht,
Dieweil euch in mein Paradies ein eigen Pförtlein offen steht.
So führe deine junge Braut getrost in deine Wirtschaft ein,
Brautführer soll mein lieblichster und allerschönster Frühling sein!

„Hofjungfer soll die Anmut sein bei deines Herzens Königin,
Ihr hübscher flinker Page sei ein immergrüner Jugendsinn!
Zum Haushofmeister geb' ich euch ein unvergänglich Gottvertraun,
Es ist ein klug erfahrner Mann, und Felsen dürft ihr auf ihn baun!"

Ist unser Haus nicht gut bestellt und auserlesen das Gesind?
So zaudre nun nicht länger mehr und folge mir, du blödes Kind!
Ich glaub', auf deinen Wangen spielt vom Morgenrot ein Widerschein:
Sobald die Sonn' am Himmel steht, will ich als Freier bei dir sein.

Liebchen am Morgen

Die Sonne fährt durchs Morgentor
Goldfunkelnd über den Bergen,
Und wie zwei Veilchen im frühen Mai,
Zwei blaue Augen klar und frei,
Die lachen auf ihren Wegen
Geöffnet ihr entgegen.

Glück auf, mein Liebchen ist erwacht
Mit purpurroten Wangen!
Ihr Fenster glitzert im Morgenstrahl,
Und alle Blumen in Garten und Tal
Erwarten sie mit Sehnen,
Die Äuglein voller Tränen.

Es ist nichts Schöneres in der Welt
Als diese grüne Erde,
Wenn man darauf ein Schätzlein hat,
Das still und innig, früh und spat,
Für einen lebt und blühet,
Ein heimlich Feuerlein, glühet.

„Hallo, du später Jägersmann,
Was reibst du deine Augen?"
Ich hab' die ganze Nacht geschwärmt
Und mich am Mondenschein gewärmt,
Und steige frisch und munter
Vom hohen Berg herunter.

Mein Mädchen durch den Garten geht
Und singt halblaute Weisen;
Mich dünkt, ich kenne der Lieder Ton,
Was gilt's, ich habe sie alle schon
Heut nacht dort oben gesungen!
Sie sind herübergeklungen.

Himmelsleiter

Müde saß ich in der Dämmrung
Von des Tages Lärm und Staube,
Eingelullt von Abendsäuseln,
Schlummernd in der Rebenlaube;
Da begann von Licht und Blumen
Gar ein seltsam schimmernd Weben
Und ein Spielen vor den Augen
Gleich dem Ranken goldner Reben.

Rote Rosen, weiße Rosen,
Primeln, Tulpen und Narzissen,
Sterne, Kelche hundertfarbig
Sah ich durcheinandersprießen.
Purpur, Gold, Azur und Silber
Flimmerten in Wechseltönen,
Lila, Rosa, zartes Laubgrün
Mußten Glanz mit Glanz versöhnen.

O das war ein schöner Reigen,
Wie die Farben all ihn tanzten,

Wie die Blütenstern' und Glocken
Kreisend sich in Beete pflanzten!
Aber in den Wundergarten
Senkte eine Jakobsleiter
Von zwei Strahlen sanft sich nieder
Aus zwei Sternen bläulich heiter!

Kleine blonde Liebesengel
Schwebten daran auf und nieder,
Stiegen in den blauen Himmel,
Kehrten in mein Herze wieder,
Weckten andre Engelknaben,
Welche träumend drinnen schliefen
Und darauf mit jenen spielend,
Kosend durch die Blumen liefen.

Und die aus dem Himmel kamen,
Wollten meines Herzens Kinder
Ringend mit sich aufwärts ziehen;
Aber diese auch nicht minder
Hielten stand und kämpften wacker,
Bis sie jene bald umschlangen,
Hielten sie in meines Herzens
Beiden Kämmerlein gefangen.

Oben auf der Himmelsleiter
Eine klare Seele schwebte,
Die halb scheltend, halb mit Lächeln
Sie zurückzulocken strebte;
Doch es schien mir im Gefängnis
Ihnen leidlich zu gefallen,
Denn ich sah, der Herrin trotzend,
Bunt sie durcheinanderwallen.

Und sie mußte sich bequemen,
Endlich selbst herabzusteigen,
Sah sich plötzlich bang umschlossen
Mitten in dem frohen Reigen.
Doch für all den Kinderjubel
Ward das Herz zu eng und nieder,
Klingend sprangen auf die Pforten,
Sprangen auf die Augenlider.

Sieh! da standest du, auf meine
Schläferaugen schweigsam schauend,
Vorgeneigt und unbefangen,
Auf den festen Schlaf vertrauend;
Wurdest rot und flohst vorüber,
Fast wie Schwalbenflügel summend
Und vergeblich dein Geheimnis
In der Dämmerung vermummend!

Fliehe nur, verratne Seele,
Trostlos durch des Gartens Blüten!
Suche stärkre Zauberdrachen,
Deines Busens Schatz zu hüten!
Töricht Kind! nun magst du immer
Dreifach deinen Mund verschließen,
Unerbittlich aus den Augen
Seh' ich Liebesengel grüßen!

Nixe im Grundquell

Nun in dieser Frühlingszeit
Ist mein Herz ein klarer See,
Drin versank das letzte Leid,
Draus verflüchtigt sich das Weh.

Spielend meine Seele ruht,
Von der Sonne überhaucht,
Und mit Lieb' umschließt die Flut,
Was sich in dieselbe taucht.

Aber auf dem Grunde sprüht
Überdies ein Quell hervor,
Welcher heiß und perlend glüht
Durch die stille Flut empor.

Und im Quelle badest du,
Eine Nix' mit goldnem Haar;
Oben deckt den Zauber zu
Das Gewässer tief und klar.

Der Kirchenbesuch

Wie ein Fischlein in dem Garn
Hat der Dom mich eingefangen,
Und da bin ich festgebannt,
Warum bin ich dreingegangen?
Ach, wie unter breiten Malven
Taubesprengt ein Röslein blitzt,
Zwischen guten Bürgerfrauen
Hier mein feines Liebchen sitzt!

Die Gemeinde schnarcht so sanft,
Wie das Laub im Walde rauschet,
Und der Bettler an der Tür'
Als ein Räuber guckt und lauschet;
Doch wie eines Bächleins Faden
Murmelnd durchs Gebüsche fließt,
So die lange dünne Predigt
Um die Pfeiler sich ergießt.

Eichenbäume, hoch und schlank,
All die gotischen Pfeiler ragen;
Ein gewölbtes Blätterdach
Ihre krausen Äste tragen;
Untenher spielt hin und wieder
Dämmerhaft ein Sonnenschein;
Wachend sind in dieser Stille
Nur mein Lieb und ich allein.

Zwischen uns webt sich ein Netz
Von des Lichts gebrochnem Strahle,
Drin der Taufstein, grün und rot,
Wandelt sich zur Blumenschale;
Ein geflügelt Knäblein flattert
Auf des Deckels altem Knauf,
Und es gehen uns im Busen
Auch der Sehnsucht Rosen auf.

Weit hinaus, ins Morgenland,
Komm, mein Kind, und laß uns fliegen,
Wo die Palme schwankt am Meer
Und die sel'gen Inseln liegen,

Flutend um die große Sonne,
Grundlos tief die Himmel blaun:
Angesichts der freien Wogen
Unsre Seelen frei zu traun!

Tagelied

Du willst dich freventlich emanzipieren
Und aufstehn wider mich mit keckem Sinn,
Ein rotes Mützlein und die Zügel führen,
Du schöne kleine Jakobinerin?

Zur Politik nun auch dein Wörtlein sagen,
Die Spindel meidend in den Ratsaal fliehn?
Wohl gar mit weißer Hand die Trommel schlagen,
Wann einst wir gegen die Tyrannen ziehn?

Berufest dich auf meine eignen Lehren
Von Freiheit, Gleichheit und von Menschenrecht?
O laß, mein Kind, mit Küssen dich bekehren,
Dies eine Mal errietest du mich schlecht!

Die Ketten all, von denen ich entbinden
Die Völker möchte, o Geliebte mein!
Als Blumenketten eng dir umzuwinden
Wird einzig nur mein Tun und Trachten sein.

Ich will dir einen festen Turm erbauen
Und drin ein Kämmerlein von Seide weich;
Da sollst du nur des Himmels Sterne schauen
Und mich, den Kerkermeister froh und reich!

Nie lass' ich dich dein langes Haar beschneiden,
Damit dein Denken um so kürzer sei;
So räch' ich an dem Weibe Simsons Leiden
Und bleibe ungeschoren, stark und frei!

Solang die lieben Nachtigallen schlagen,
Leb' ich in dir ein Stück Unendlichkeit;
Doch flieht die Nacht und will's auf Erden tagen
Eil' ich für dich und mich zum Kampf der Zeit.

Die Begegnung

Schon war die letzte Schwalbe fort
Und wohl seit manchen Tagen auch
Die letzte Rose abgedorrt,
Nach altem Erdenbrauch.

Es flimmerte der Buchenhain
Wie Rauschgold rot im Abendlicht;
Herbstsonne gibt gar sondern Schein,
Der in die Herzen sticht.

Ich traf sie da im Walde an,
Nach der allein mein Herz begehrt,
Mit Tuch und Hut weiß umgetan,
Von güldnem Schein verklärt.

Sie war allein; doch grüßt' ich sie
Verschüchtert kaum im Weitergehn,
Weil ich so feierlich sie nie,
So still und schön, gesehn.

Es blickt' aus ihrem Angesicht
Ein vornehm Etwas neu hervor,
Und ihrer Augen Veilchenlicht
Glomm hinter einem Flor.

Ein fremder Hirt, ein blasser, ging
Im Schatten dieser Huldgestalt;
Im Gurt ein silbern Sichlein hing,
Das klang: ich schneide bald!

Es scheint mir ein Rival erwacht!
Sprach ich und schaut' ins Abendrot,
Bis es erlosch und bis die Nacht
Die dunkle Hand mir bot.

Trauerweide

1

Es schneit und eist den ganzen Tag,
Der Frost erklirret scharf und blank,
Und wie ich mich gebärden mag —
Es liegt ein Mägdlein ernstlich krank.

Das Rosengärtlein ist verschneit,
Das blühte als ihr Angesicht,
Noch glimmt, wie aus der Ferne weit,
Der Augen mildes Sternenlicht.

Noch ziert den Mund ein blasses Rot
Und immer eines Kusses wert;
Sie läßt's geschehen, weil die Not
Die Menschenkinder beten lehrt.

Ich lieb' auch deinen lieben Mund,
Lieb' deine Seele nicht allein —
Im Frühling wollen wir gesund
Und beide wieder fröhlich sein!

Ich lieb' auch deiner Füße Paar,
Wenn sie in Gras und Blumen gehn;
In einem Bächlein sommerklar
Will ich sie wieder baden sehn!

Auf dem besonnten Kieselgrund
Stehn sie wahrhaftig wie ein Turm,
Obgleich der Knöchel zartes Rund
Bedroht ein kleiner Wellensturm!

Da scheint die Wintersonne bleich
Durchs Fenster in den stillen Raum,
Und auf dem Glase, Zweig an Zweig,
Erglänzt ein Trauerweidenbaum!

2

O Erde, du gedrängtes Meer
Unzähliger Gräberwogen,
Wie viele Schifflein kummerschwer
Hast du hinuntergezogen,
Hinab in die wellige grünende Flut,
Die reglos starrt und doch nie ruht!

Ich sah einen Nachen von Tannenholz,
Sechs Bretter von Blumen umwunden,
Drin lag eine Schifferin bleich und stolz,
Sie ist versunken, verschwunden!
Die Leichte fuhr so tief hinein,
Und oben blieb der schwere Stein!

Ich wandle wie Christ auf den Wellen frei,
Als die zagenden Jünger ihn riefen;
Ich senke mein Herz wie des Lotsen Blei
Hinab in die schweigenden Tiefen;
Ein schmales Gitter von feinem Gebein,
Das liegt dort unten und schließt es ein.

Die Trauerweide umhüllt mich dicht,
Rings fließt ihr Haar aufs Gelände,
Verstrickt mir die Füße mit Kettengewicht
Und bindet mir Arme und Hände:
Das ist jene Weide von Eis und Glas,
Hier steht sie und würgt mich im grünen Gras.

Die Entschwundene

Es war ein heitres goldnes Jahr,
Nun rauscht das Laub im Sande,
Und als es noch im Knospen war,
Da ging sie noch im Lande.

Besehen hat sie Berg und Tal
Und unsrer Ströme Wallen;
Es hat im jungen Sonnenstrahl
Ihr alles wohlgefallen.

Ich weiß in meinem Vaterland
Noch manchen Berg, o Liebe,
Noch manches Tal, das Hand in Hand
Uns zu durchwandern bliebe.

Noch manches schöne Tal kenn' ich
Voll dunkelgrüner Eichen; —
O fernes Herz, besinne dich
Und gib ein leises Zeichen!

Da eilte sie voll Freundlichkeit,
Die Heimat zu erlangen —
Doch irrend ist sie allzu weit
Und aus der Welt gegangen.

Scheiden und Meiden

Ja, das ist der alte Kirchhof,
Der in blauer Flut sich spiegelt,
Offen steht sein morsches Gitter,
Niemand ist, der es verriegelt!
Hier der kleine Berg voll Rosen
Dicht und üppig aufgesprossen,
Drunter liegt die weiße Lilie,
Eine Sage schon, verschlossen.

Um die Sage, um ein Märchen,
Um den Tod hab' ich geworben,
Und so sei mein treues Hoffen
Fürhin tot und abgestorben!
Zitternd reiß' ich aus dem Busen
Noch die letzten zarten Blüten,
Gebe sie dem toten Liebchen
Bis zum Jüngsten Tag zu hüten!

Schwarzer Gärtner, Grabespfleger,
Laß, o laß das Grab verwildern!
Seine wermutbittern Schauer
Soll kein Lenz mehr freundlich mildern!
Binde nicht mehr diese Zweige,
Tränke nicht mehr diese Rosen!
Und mit dem verdorrten Kranze
Mag der kalte Nordwind kosen!

Gegen Morgen, gegen Morgen
Schau' ich trotzig in die Sonne;
Wie erglänzt sie wild und feurig,
Lächelnd in Gewitterwonne!
Kühn gewappnet um die Heldin
Sich die Wetterwolken scharen,
Wie auf weitem Ozeane
Drohende Armaden fahren!

Vor mir liegt das rauhe Leben,
Schlägt die Zeit die hohen Wogen,
Kreist die Welt mit ihren Welten,
Mutig bin ich ausgezogen;

Biete Stirn und Herz den Stürmen,
Lasse meine Wimpel wehen,
Und beim Kreuzen ruhlos denk' ich
Kaum noch an ein Wiedersehen!

Nachhall

Sieh den Abendstern erblinken
Tief im Westen, schön und hell!
Lieblich ist und gut zu trinken
Dieser Nachtluft lauer Quell!

Komm heraus, du junges Leben!
Komm, so leis dein Fuß dich trägt!
Recht in Lieb' und Traum zu schweben,
Wär' ich jetzund aufgelegt.

Und ich habe, dir zu Ehren,
Einen guten Freund gebracht;
Minnesang will der uns lehren
Durch die kurze Sommernacht.

Liebeslieder sollen schallen,
Die vor alten Zeiten schon
Schönen Frauen wohlgefallen,
Und er weist uns ihren Ton!

Laß uns einmal rückwärts fliegen
In die Welt, so jugendfern!
Solcher Schwärmerei dich schmiegen,
Weiß ich, mochtest sonst du gern.

„Sie kommt nicht?" fragt mein Begleiter,
„Und schon wird es morgenrot?"
Wahr ist es! so sag' ich weiter,
Denn sie ist, wie du, schon tot!

Armer Ritter, laß uns gehen,
Hurtig such' dein kühles Haus,
Denn des Morgenwindes Wehen
Lacht uns große Kinder aus!

III. Sonette

Der Schulgenoß

Wohin hat dich dein guter Stern gezogen,
O Schulgenoß aus ersten Knabenjahren?
Wie weit sind auseinander wir gefahren
In unsern Schifflein auf des Lebens Wogen!

Wenn wir die Untersten der Klasse waren,
Wie haben wir treuherzig uns betrogen,
Erfinderisch und schwärmrisch uns belogen
Von Aventuren, Liebschaft und Gefahren!

Da seh' ich just, beim Schimmer der Laterne,
Wie mir gebückt, zerlumpt ein Vagabund
Mit einem Häscher scheu vorübergeht —!

So also wendeten sich unsre Sterne?
Und so hat es gewuchert, unser Pfund?
Du bist ein Schelm geworden — ich Poet!

Vier Jugendfreunde

1

Du, der so lang im Herzen mich geborgen,
Mit allen meinen grämlichen Gebrechen,
Mit meinen hastig immer neuen Schwächen,
Mit allen meinen wunderlichen Sorgen,

Die Hand vergessend botest jeden Morgen,
Wenn ich die Nacht vorher mit blindem Stechen,
Mit ungerechtem oder bittrem Sprechen
Dir schnitt ins Herz, so treu und unverborgen;

Nicht um zu spähn nach Tadel oder Lobe,
Will ich dir diese Lieder übersenden,
Eh unsre Jugendtage ganz erblassen:

Nein, nur zur letzten schwersten Freundesprobe!
Ich muß mich gegen deinen Glauben wenden —
Wirst du mich darum endlich doch verlassen?

2

Ich sehe dich mit lässig sichrer Hand
Die Schulterlinien einer Göttin schreiben,
Dazu den Hohn um deine Lippen treiben:
„'s ist nichts dahinter!" oder „eitler Tand!"

Seh' dich zuhinterst an der Schenke Wand
Bis Mitternacht bei den Gesellen bleiben;
Dein Schwarzaug' sucht des Witzes breite Scheiben,
Jedoch dein schöner Mund des Bechers Rand.

Du schlenderst heim, ein leichtes Liedchen pfeifend,
Drückst in die Kissen deine dunklen Locken,
Bald steigt im Traum dir neuer Schwank empor.

Zeigt er dir mich, in wachen Träumen schweifend,
Begeistert über hundert Büchern hocken?
Schon schwirrt dein Traumgelächter mir im Ohr!

3

Da liegt vor mir dein unglückseel'ger Brief,
Und weder Rat, noch Hilfe seh' ich winken;
Schwer ist das Aufstehn wohl nach solchem Sinken,
Du aber, Freund, du sankest fast zu tief!

Der Lenz, der dich von Blum' zu Blume rief,
Erloschen ist jetzt seiner Sonne Blinken;
Den du so sinnlos hastig mußtest trinken,
Siehst du, was auf des Bechers Grunde schlief?

Ich aber steh' in Ohnmacht, in der Ferne,
Und fluch' der Kraft, die dich von mir getrieben,
Die nur zu wirren weiß und nie zu lösen.

Am Ende preis' ich meine dürft'gen Sterne;
Im Guten träge und zu blöd' im Bösen,
Bin ich ein stilles Kind im Land geblieben!

4

Ans Fenster schlägt ein unerschöpfter Regen,
Her rauscht die Mitternacht auf feuchten Schwingen,
Und mit dem Dunkel muß das Lämplein ringen —
Wie bin ich müd', ich will zu Bett mich legen!

Was sinn' ich noch zu meinem Abendsegen? —
In meinem Ohre summt ein leises Klingen
Und widerhallet ein verschollnes Singen:
Mein denket einer auf entfernten Wegen.

Bist du's, o Freund? Auch ich gedenke dein!
Sei mir gegrüßt im unsichtbaren Raume
Nach Jahren voll Vergessenheit und Leiden!

Bei unsrer Jugend bleichem Sternenschein
Sehn wir uns flüchtig fragend an im Traume,
Um wieder lang, auf immer wohl zu scheiden.

Ein früh Geschiedener

Er war geschaffen, durch das All zu schweifen
Mit hellem Mute und gestählten Sinnen,
Zu lauschen, wo des Lebens Quellen rinnen,
Und forschend jeden Abgrund zu durchstreifen.

Hinaus, hinüber, wo die Palmen reifen,
Zog es ihn mächtig jeden Lenz von hinnen;
Von des Planeten höchsten Gletscherzinnen
Gelüstet's ihn, den Äther zu ergreifen.

Er blieb gefesselt an das tiefe Moor
Theologie, die Notdurft zu erwerben,
Im Nacken hart der Armut scharfe Klauen.

Da öffnet ihm der Tod das Sonnentor,
Der Jüngling säumte nicht, das Licht zu schauen
Und jungfräulichen Geistes hier zu sterben.

Schein und Wirklichkeit

1

In Mittagsglut, auf des Gebirges Grat
Schlief unter alten Fichten müd' ich ein;
Ich schlief und träumte bis zum Abendschein
Von leerem Hoffen und verlorner Tat.

Schlaftrunken und verwirrt erwacht' ich spat;
Gerötet war ringsum Gebüsch und Stein,
Des Hochgebirges Eishaupt und Gebein,
Der Horizont ein sprühend Feuerrad.

Und rascher fühlt' ich meine Pulse gehen,
Ich hielt die Glut für lichtes Morgenrot,
Erharrend nun der Sonne Auferstehen.

Doch Berg um Berg versank in Schlaf und Tod,
Die Nacht stieg auf mit frostig rauhem Wehen,
Und mit dem Mond des Herzens alte Not.

2

So manchmal werd' ich irre an der Stunde,
An Tag und Jahr, ach, an der ganzen Zeit;
Es gärt und tost, doch mitten auf dem Grunde
Ist es so still, so kalt, so zugeschneit!

Habt ihr euch auf ein neues Jahr gefreut,
Die Zukunft preisend mit beredtem Munde?
Es rollt heran und schleudert, o wie weit!
Euch rückwärts. — Ihr versinkt im alten Schlunde.

Doch kann ich nie die Hoffnung ganz verlieren,
Sind auch noch viele Nächte zu durchträumen,
Zu schlafen, zu durchwachen, zu durchfrieren!

So wahr erzürnte Wasser müssen schäumen,
Muß, ob der tiefsten Nacht, Tag triumphieren,
Und sieh: Schon bricht es rot aus Wolkensäumen!

In der Stadt

1

Wo sich drei Gassen kreuzen, krumm und enge,
Drei Züge wallen plötzlich sich entgegen
Und schlingen sich, gehemmt auf ihren Wegen,
Zu einem Knäu'l und lärmenden Gedränge.

Die Wachtparad' mit gellen Trommelschlägen,
Ein Brautzug kommt mit Geigen und Gepränge,
Ein Leichenzug klagt seine Grabgesänge;
Das alles stockt, es kann kein Glied sich regen.

Verstummt sind Geiger, Pfaff' und Trommelschläger;
Der dicke Hauptmann flucht, daß niemand weiche,
Gelächter schallet aus dem Freudenzug.

Doch oben, auf den Schultern schwarzer Träger
Starrt in der Mitte kalt und still die Leiche
Mit blinden Augen in den Wolkenflug.

2

Was ist das für ein Schrein und Peitschenknallen?
Die Fenster zittern von der Hufe Klang,
Zwölf Rosse keuchen an dem straffen Strang,
Und Fuhrmannsflüche durch die Gasse schallen.

Der auf den freien Bergen ist gefallen,
Dem toten Waldeskönig gilt der Drang;
Da schleifen sie, wohl dreißig Ellen lang,
Die Rieseneiche durch die dumpfen Hallen.

Der Zug hält unter meinem Fenster an,
Denn es gebricht zum Wenden ihm an Raum,
Verwundert drängt sich alles Volk heran.

Sie weiden sich an der gebrochnen Kraft;
Da liegt entkrönt der tausendjähr'ge Baum,
Aus allen Wunden quillt der edle Saft.

Reformation

Im Bauch der Pyramide tief begraben
In einer Mumie schwarzer Totenhand
War's, daß man alte Weizenkörner fand,
Die dort Jahrtausende geschlummert haben.

Und prüfend nahm man diese seltnen Gaben
Und warf sie in lebendig Ackerland,
Und siehe da! die goldne Saat erstand,
Des Volkes Herz und Auge zu erlaben!

So blüht die Frucht dem späten Nachweltskinde,
Die mit den Ahnen schlief in Grabes Schoß;
Das Sterben ist ein endlos Auferstehn.

Wer hindert nun, daß wieder man entwinde
Der Kirche Mumienhand, was sie verschloß,
Das Korn des Wortes, neu es auszusän?

Von Kindern

1

Man merkte, daß der Wein geraten war:
Der alte Bettler wankte aus dem Tor,
Die Wangen glühend, wie ein Rosenflor,
Mutwillig flatterte sein Silberhaar.

Und vor und hinter ihm die Kinderschar
Umdrängt' ihn, wie ein Klein-Bacchantenchor,
Draus ragte schwank der Selige empor,
Sich spiegelnd in den hundert Äuglein klar.

Am Morgen, als die Kinderlein noch schliefen,
Von jungen Träumen drollig angelacht,
Sah man den braunen Wald von Silber triefen.

Es war ein Reif gefallen über Nacht;
Der Alte lag erfroren in dem tiefen
Gebüsch, vom Rausch im Himmel aufgewacht.

2

Die Abendsonne lag am Bergeshang,
Ich stieg hinan, und auf den goldnen Wegen
Kam weinend mir ein zartes Kind entgegen,
Das, mein nicht achtend, schreiend abwärts sprang.

Ums Haupt war duftig ihm ein Schein gelegen
Von Abendgold, das durch die Löcklein drang.
Ich sah ihm nach, bis ich den Gramgesang
Des Kleinen nur noch hörte aus den Hägen.

Zuletzt verstummte er; denn freundlich Kosen
Hört' ich den Schreihals liebevoll empfangen;
Dann tönt' empor der Jubelruf des Losen.

Ich aber bin vollends hinaufgegangen,
Wo oben blühten just die letzten Rosen,
Fern, wild und weh der Falken Stimmen klangen.

3

Ich sah jüngst einen Schwarm von frischen Knaben,
Gekoppelt und gezäumt wie ein Zug Pferde;
Sie wieherten und scharrten an der Erde
Und taten sonst, was Pferde an sich haben.

Und mehr noch; was sonst diesen ist Beschwerde,
Das schien die Buben köstlich zu erlaben;
Denn lustig sah ich durch die Gasse traben
Auf einen Peitschenknall die ganze Herde.

Das Leitseil war in eines Knirpses Händen,
Der, klein und schwach, nicht sparte seine Hiebe
Und launisch das Gespann ließ gehn und wenden.

Wenn nur dies frühe Sinnbild niedrer Triebe,
Anstatt mit schlimmer Wirklichkeit zu enden,
Einst mit den Kinderschuhn verloren bliebe!

Jeder Schein trügt

Ich weiß ein Haus, das ragt mit stolzen Zinnen,
Frei spielt das Licht in allen seinen Sälen.
Sein Giebel schimmert frei von allen Fehlen,
Kein Neider schilt's, nicht außen und nicht innen.

Nur wer es weiß mit Klugheit zu beginnen,
In seine Grundgewölbe sich zu stehlen,
Sieht üppig feuchten Moder dort verhehlen
Von dicken Schlangen wahre Königinnen.

Doch würde der sich auch betrogen haben,
Der rasch empor die Treppe wollte steigen,
Die Feinde mit der Kunde zu erlaben:

Denn tiefer noch, im allertiefsten Schweigen,
Da liegt ein ungehobner Schatz begraben,
Der niemals wird dem Tage wohl sich zeigen.

Winterabend

Schneebleich lag eine Leiche, und es trank
Bei ihr der Totenwächter unverdrossen,
Bis endlich ihm der Himmel aufgeschlossen
Und er berauscht zu ihr aufs Lager sank.

Von rotem Wein den Becher voll und blank
Bot er dem Toten; bald war übergossen
Das Grabgesicht und purpurn überflossen
Das Leichenhemd; so trieb er tollen Schwank.

Die trunken rote Sonne übergießt
Im Sinken dieses schneeverhüllte Land,
Daß Rosenschein von allen Hügeln fließt;

Von Purpur trieft der Erde Grabgewand,
Doch die verblaßte Leichenlippe tut
Erstarrt sich nimmer auf der roten Flut.

Nationalität

Volkstum und Sprache sind das Jugendland,
Darin die Völker wachsen und gedeihen,
Das Mutterhaus, nach dem sie sehnend schreien,
Wenn sie verschlagen sind auf fremden Strand.

Doch manchmal werden sie zum Gängelband,
Sogar zur Kette um den Hals der Freien;
Dann treiben Längsterwachsne Spielereien,
Genarrt von der Tyrannen schlauer Hand.

Hier trenne sich der lang vereinte Strom!
Versiegend schwinde der im alten Staube,
Der andre breche sich ein neues Bette!

Denn einen Pontifex nur faßt der Dom,
Das ist die Freiheit, der polit'sche Glaube,
Der löst und bindet jede Seelenkette!

Eidgenossenschaft

Wie ist denn einst der Diamant entstanden
Zu unzerstörlich alldurchdrungner Einheit,
Zu ungetrübter, strahlenheller Reinheit,
Gefestiget von unsichtbaren Banden?

Wenn aus der Völker Schwellen und Versanden
Ein neues sich zu einem Ganzen einreiht,
Wenn Freiheitslieb' zum Volke dann es einweiht,
Wo Gleichgesinnte ihre Heimat fanden:

Wer will da wohl noch rütteln dran und feilen?
Zu spät, ihr Herrn! schon ist's ein Diamant,
Der nicht mehr ist zu trüben und zu teilen!

Und wenn, wie man im Edelstein erkannt,
Darin noch kleine dunkle Körper weilen,
So sind sie fest umschlossen und gebannt.

Alles oder nichts

Ja, du bist frei, mein Volk, von Eisenketten,
Frei von der Hörigkeiten alter Schande;
Kein Hochgeborner schmiedet dir die Bande,
Und wie du liegen willst, darfst du dir betten!

Doch nicht kann dies dich vor der Herrschaft retten,
Die ohne Grenzen schleicht von Land zu Lande;
Ein grimmer Wolf in weichem Lammsgewande,
Schafft sie zum Lehn sich all bewohnte Stätten.

Wenn du nicht völlig magst den Geist entbinden
Von ihres Dunstes tödlicher Umhüllung,
Nicht tapfer um der Seele Freiheit ringen:

So wird der Feind stets offne Tore finden,
All deinem Werke rauben die Erfüllung
Und jede Knechtschaft endlich wiederbringen!

Die Tellenschüsse

Ob sie geschehn? Das ist hier nicht zu fragen;
Die Perle jeder Fabel ist der Sinn,
Das Mark der Wahrheit ruht hier frisch darin,
Der reife Kern von allen Völkersagen.

Es war der erste Schuß ein Alleswagen,
Kind, Leib und Gut, an köstlichen Gewinn:
„Blick her, Tyrann! was ich nur hab' und bin,
Will ich beim ersten in die Schanze schlagen!

„Und du stehst leer und heillos, wie du bist,
Und lässest fühllos dir am Herzen rütteln,
Und spiegelst lächelnd dich an meinem Blut?

„Und immer: Nein? — Verlaufen ist die Frist!
Verflucht sei deines Hauptes ewig Schütteln!
O zweiter, heil'ger Schuß, nun triff mir gut!"

Auf die Motten

„Wo ist ein Volk, so frei von allen Plagen,
Die andrer Völker traurig Erbteil sind,
Ein glücklicher nutznießrisch Heldenkind
Als unser Schweizervölklein zu erfragen?

„Und doch, wie fiebernd seine Pulse schlagen!
Für seiner Freiheit Überfülle blind,
Hascht übermütig es nach leerem Wind,
Wann enden seine undankbaren Klagen?"

So sprechen jene flink gelenken Motten,
Die so gemütlich in dem Rauchwerk nisten,
Dem warmen, köstlichen, und es zernagen.

„Nur eben euch gilt es noch auszurotten
(So sprechen wir, die radikalen Christen),
Mit lindem Klopfen aus dem Pelz zu jagen!"

Die Hehler

Ihr nennt uns Träumer, Schächer, blinde Toren,
Wenn redlich wir die Möglichkeit erstreben!
Ja, eure Namen habt ihr uns gegeben,
So merket auf mit hochgehobnen Ohren!

Wir haben uns bescheidentlich erkoren,
Zu lichten dieses dornenvolle Leben;
Ihr laßt verschmachtend uns gen Himmel schweben,
Wo ihr schon lang das Bürgerrecht verloren!

Und wenn die Sterne uns geheim erzählen
Von neuem Leben und Unsterblichkeit,
Was geht das euch denn an zu dieser Zeit?

Braucht ihr darum gestohlnes Öl zu hehlen,
Das unsrer Tage Dämmerung erhellt,
Indes den Fuß ihr setzt auf diese Welt?

Die Goethe-Pedanten

1845

„Nur Ordnung, Anmut!" tönt es immerdar.
Wer spricht von Ordnung, wo die Berge wanken?
Wer spricht von Anmut, während die Gedanken
Noch schutzlos irren mit zerrauftem Haar?

Noch kämpfen wir, durchringend Jahr um Jahr,
Noch tut uns not ein scharf, ob unschön Zanken;
Durch dieses Zeitenwaldes wirre Ranken
Lacht eine Zukunftsau noch nicht uns klar.

Und Goethe ist ein Kleinod, das im Kriege
Man still vergräbt im sichersten Gewölbe,
Es bergend vor des rauhen Feindes Hand;

Doch ist der Feind verjagt, nach heißem Siege
Holt man erinnrungsfroh hervor dasselbe
Und läßt es friedlich leuchten durch das Land.

An A. A. L. Follen

1847

Nimm diese Lieder, Lobgesang und Klagen.
Wie sie die bunte Jahreszeit gebracht!
Wie mir der Himmel wechselnd weint' und lacht',
Hab' ich die Lyra regellos geschlagen.

Im Sande knarrt der Freiheit goldner Wagen,
Es ist ein müßig Schreien Tag und Nacht;
Betäubt, verworren von der Zungenschlacht,
Zeigt sich der Beste schwach in diesen Tagen.

Uns mangelt des Gefühles edle Feinheit,
So Schwung und Schärfe leiht dem Schwert im Fechten,
Das hohe Wollen und des Herzens Reinheit.

Klar sind sich nur die Schlimmen und die Schlechten,
Sie suchen sich und scharen sich in Einheit,
Entsagend dumpf der Ehre und dem Rechten!

Clemens Brentano, Kerner und Genossen

„Was sind das für possierliche Gesellen
In weißen Laken und mit Räucherpfannen?
Ob sie nach Schätzen graben? Geister bannen?
Sie lassen sonderbare Töne gellen!

„Sahst du dem einen rotes Blut entquellen,
Indes dem andern große Tränen rannen?
Sie huschen sacht, gespensterhaft von dannen
Auf dieser Zeiten grundempörten Wellen.

„Auch scheinen Schild' und Schwerter sie zu tragen
Von Holz und um die Stirn ein dürr Geflecht
Von Reisig, draus die feinsten Rosen ragen?"

Sie ziehen gen die Sonne ins Gefecht;
Poeten sind's, so laß sie ungeschlagen!
Denn solche, weißt du, haben immer recht.

Herwegh

Schäum' brausend auf! Wir haben lang gedürstet,
Du Goldpokal, nach einem jungen Wein,
Da traf in dir ein guter Jahrgang ein,
Wir haben was getrunken, was gedürstet!

Noch immer ragt Zwing-Uri hoch gefirstet,
Noch ist die Zeit ein stummer Totenschrein,
Der Schläfer harrt auf seinen Osterschein —
Zum Wecker bist vor vielen du gefürstet!

Doch wenn nach Sturm der Friedensbogen lacht,
Wenn der Dämonen finstre Schar bezwungen,
Zurückgescheucht in ihres Ursprungs Nacht:

Dann soll dein Lied, das uns nur Sturm gesungen,
Erst voll erblühn in reicher Frühlingspracht:
Nur durch den Winter wird der Lenz errungen!

Zur Verständigung

„Du bist ein Schreier, bist ein frecher Prahler,
Ein Dreschер mehr auf abgedroschnen Halmen,
Ein Räuchlein mehr in der Empörung Qualmen,
Ein Vielversprecher und ein Wenigzahler!"

Gemach, o du Philisterschwarm, du kahler!
Bei dir nicht such' und find' ich meine Palmen;
Säng' ich, ein David, dir die hehrsten Psalmen,
Sie deuchten durch dein Lob mir so viel schaler.

Ich geb' es zu, ich habe laut geschrien,
Ein rauhes Echo von geweihtern Tönen,
Und nur die gute Sache mag mich tragen!

Doch ist's mein Herzblut, das ich ausgespien,
Der Schlachtschrei, der beim Angriff muß erdröhnen,
Auf diesen folgt ein regelrechtes Schlagen!

Den Zweifellosen

1

Wer ohne Leid, der ist auch ohne Liebe,
Wer ohne Reu', der ist auch ohne Treu',
Und dem nur wird die Sonne wolkenfrei,
Der aus dem Dunkel ringt mit heißem Triebe.

Bei euch ist nichts als lärmendes Geschiebe,
In wildem Tummel trollt ihr euch herbei,
Meßt aus und schließt den Zirkel sonder Scheu,
Als ob zu hoffen kein Kolumb mehr bliebe!

Euch ist der eigne Leichnam noch nicht klar,
Ihr kennet nicht den Wurm zu euren Füßen,
Des Halmes Leben nicht auf eurem Grab;

Und dennoch kränzt ihr schon mit Stroh das Haar,
Als Eintagsgötter stolz euch zu begrüßen —
Der Zweifel fehlt, der alte Wanderstab.

2

Es ist nicht Selbstsucht und nicht Eitelkeit,
Was sehnend mir das Herz grabüber trägt;
Was mir die kühngeschwungne Brücke schlägt,
Ist wohl der Stolz, der mich vom Staub befreit.

Sie ist so eng, die grüne Erdenzeit,
Unendlich aber, was den Geist bewegt!
Wie wenig ist's, was ihr im Busen hegt,
Da ihr so satt hier, so vergnüglich seid!

Und wenn auch einst die Freiheit ist errungen,
Die Menschheit hoch wie eine Rose glüht,
Ihr tiefster Kelch vom Sonnenlicht durchdrungen:

Das Sehnen bleibt, das uns hinüberzieht,
Das Nachtigallenlied ist nicht verklungen,
Bei dessen Ton die Knospen sind erblüht!

Dankbares Leben

Wie schön, wie schön ist dieses kurze Leben,
Wenn es eröffnet alle seine Quellen!
Die Tage gleichen klaren Silberwellen,
Die sich mit Macht zu überholen streben.

Was gestern freudig mocht' das Herz erheben,
Wir müssen's lächelnd heute rückwärts stellen;
Wenn die Erfahrungen des Geistes schwellen,
Erlebnisse gleich Blumen sie durchweben.

So mag man breiter stets den Strom erschauen,
Auch tiefer mählich sehn den Grund wir winken
Und lernen täglich mehr der Flut vertrauen.

Nun zierliche Geschirre, sie zu trinken,
Leiht, Götter! uns, und Marmor, um zu bauen
Den festen Damm zur Rechten und zur Linken!

Erkenntnis

Willst du, o Herz! ein gutes Ziel erreichen,
Mußt du in eigner Angel schwebend ruhn;
Ein Tor versucht zu gehn in fremden Schuhn,
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen!

Ein Tor, der aus des Nachbars Kinderstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne schwache Tun,
Der immer um sich späht und lauscht und nun
Sich seinen Wert bestimmt nach falschen Zeichen!

Tu frei und offen, was du nicht willst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
Und lerne früh nur deine Fehler hassen!

Und ruhig geh den anderen entgegen;
Kannst du dein Ich nun fest zusammenfassen,
Wird deine Kraft die fremde Kraft erregen.

Eitles Leben

1

„Geh auf, o Sonn'! und öffne mir die weiten
Kristallnen Tore dieser weiten Welt!
Mein Sinn ist auf den goldnen Ruhm gestellt,
Zu ihm sollst du mich unaufhaltsam leiten!

„Nicht kann uns Hebe reinern Trank bereiten,
Der lieblicher uns in die Seele quellt
Und froher, als der Ruhm, die Adern schwellt
Und sichrer hilft den Abgrund überschreiten!

„Der Frauen Gunst vermag er zuzuwenden
Und macht uns leicht dereinst das letzte Scheiden,
Da wir zur Hälfte nur das Dasein enden.

„Er läutert besser als die Glut der Leiden:
Wer wird, bekränzt, mit ungewaschnen Händen,
Mit Lorbeer und mit Staub zugleich sich kleiden?"

2

„Seid mir gesegnet, meiner Heimat Gründe,
Die in des Niederganges Röte strahlen!
Glimmt mir die Liebe noch in diesen Talen,
An der sich neu mein kaltes Herz entzünde?

„Nun schließ' ich mit dir ewig feste Bünde!
Kann ich mit einem größern Ruhme prahlen,
Der Nachwelt schöner alle Schulden zahlen,
Als wenn ich deine Treue laut verkünde?

„Du wandelst still auf trauten Schattenwegen
Mit keines Schirms bedürft'gem Schritt, du Reine!
O führe mich Ermüdeten und Trägen!

„Und meinen Kranz sollst du in deinem Schreine
Zu abgelegtem Zeug und Bändern legen,
Daß nimmer er vor Augen mir erscheine!"

3

Seht da den Vogel mit gerupften Schwingen!
Halb flattert er, halb läuft er hin zum Neste,
Sich einzubaun in weicher Arme Feste,
Wohin kein rauhes Lüftchen mehr soll dringen!

Doch war er frech und mochte Ruhm erringen;
Sein Reisig grünt' und blühte schon aufs beste,
In seinen Schatten lud er stolz die Gäste
Und war so recht ein Thema zum Besingen.

Nur als den Zweig dem freien Feld er raubte.
Aus Luft und Licht, darin er aufgeschossen,
Und sachte mit sich zu salvieren glaubte:

Da war der Traum bald wie ein Schaum zerflossen;
Das Reis verdorrt', das schon so nett belaubte —
Nun zieht er ab, unfertig und verdrossen.

Kriege der Unfreien

Du tapfres Volk in deinem Löwenzorn,
Wie kühn du schwingst dich über Zaun und Planken,
Voll Wut die Feinde greifst in deinen Flanken,
Begeistert aus der Freiheit Feuerborn;

Ein Sankt Georg mit eingedrücktem Sporn
Sie all' zurückwirfst über ihre Schranken,
In großer Heldeneintracht sonder Wanken
Doch tief im Herzen lässest deinen Dorn:

Wie hoch wir um dein Heldenblut dich ehren,
Doch mahnst du uns an jenen närr'schen Tropf,
— Laß dir's gesagt sein lachend und mit Zähren —

Der, als die Laus ihn biß in seinem Schopf,
Sich gegen solche Plackerei zu wehren,
Mit Ingrimm kratzte auf des Nachbars Kopf.

Nach dem Siege

Laßt rot vor Scham erglühen eure Wangen,
Die ihr mit eurer Reime leerem Beten
Euch anschickt, vor ein tapfres Volk zu treten,
Das eben kommt von Tat und Sieg gegangen!

Des Trommlers Schlegel, die im Wirbel sprangen,
Der rauhste Tagruf gellender Trompeten,
Sie gelten jetzo mehr, ihr Nach-Propheten!
Als all eur unnütz eitles Versefangen!

Der letzte schlichte Wächter vor dem Heere,
Der, Treu' und Pflicht im Herzen, hat getragen
In kalter Sternennacht die blanke Wehre,

Und jeder, der nur einen Streich geschlagen,
Ist nun ein König von lebend'ger Ehre —
Was soll ihm unser Singen noch und Sagen?

IV. Lebendig begraben

1

Wie poltert es! — Abscheuliches Geroll
Von Schutt und Erde, modernden Gebeinen!
Ich kann nicht lachen und kann auch nicht weinen,
Doch nimmt's mich wunder, wie das enden soll!

Nun wird es still. — Sie trollen sich nach Haus
Und lassen mich hier sieben Fuß tief liegen:
Nun, Phantasie! laß deine Adler fliegen,
Hier schwingen sie wohl nimmer mich hinaus!

Das ist jetzt eine wunderliche Zeit!
Im dunkeln Grab kein Regen und kein Rühren,
Indes der Geist als Holzwurm mag spazieren
Im Tannenholz — ist das die Ewigkeit?

Die Menschen sind ein lügnerisch Geschlecht
Und haben in das Grab hineingelogen,
Den ernsten Moder schnöd mit mir betrogen —
Weh, daß die Lüge an sich selbst sich rächt!

Die Lügner gehn von hinnen ungestraft,
Ach, aber ich, die Lüge, muß bekleiben,
Daß sich der Tod ergrimmt an mir kann reiben,
In Tropfen trinkend meines Lebens Kraft!

2

Da lieg' ich denn, ohnmächtiger Geselle,
Ins Loch geworfen, wie ein Straßenheld,
Ein lärmender, von der Empörung Welle;
Ein blinder Maulwurf im zerwühlten Feld!

Wohlan, ich will, was kommen soll, erwarten,
Es ist am End' ein friedlich Wohnen hier;
Ich fühle nicht die Glieder, die erstarrten,
Doch heiter glimmt die stille Seele mir!

Hätt' ich nun einen ewigen Gedanken,
An dem man endlos sich erproben mag,
So möcht' ich liegen in den engen Schranken,
Behaglich sinnend bis zum Jüngsten Tag.

Vielleicht, wer weiß, wüchs' er zu solcher Größe,
Daß er, in Kraft sich wandelnd, ein Vulkan,
Im Flammenausbruch dieses Grab erschlösse,
Vorleuchtend mir auf neuer Lebensbahn!

Wie wundersam, wenn über meinem Haupte
Der Abendtau die matten Blumen kühlt,
Ob wohl lustwandelnd dann der Pfarrherr glaubte,
Daß unter ihm ein Wetterleuchten spielt?

Daß glänzend in des eignen Lichtes Strahlen
Hier unten eine Menschenseele denkt?
Vielleicht sind dieses der Verdammung Qualen:
Geheim zu leuchten, ewiglich versenkt!

3

Ha! was ist das? Die Sehnen zucken wieder,
Wie Frühlingsbronn quillt neu erweckt das Blut!
Es dehnen sich die aufgetauten Glieder,
Und in der Brust schwillt junger Lebensmut!

Nun ist's geschehn, nun bricht herein der Jammer!
Die Späne knirschen unter dem Genick,
Ich messe tastend meine Totenkammer
Und messe aus mein grausiges Geschick!

Halt ein, o Wahnsinn! denn noch bin ich Meister
Und bleib' es bis zum letzten Odemzug!
So scharet euch, ihr armen Lebensgeister,
Treu um das Banner, das ich ehrlich trug!

So öffnet euch, krampfhaft geballte Fäuste,
Und faltet euch ergeben auf der Brust!
Wenn zehnfach mir die Qual das Herz umkreiste,
Fest will ich bleiben, meiner selbst bewußt!

Von Erdenduldern ein verlorner Posten,
Will ich hier streiten an der Hölle Tor;
Den herbsten Kelch des Leidens will ich kosten,
Halt mir das Glas, o Seelentrost Humor!

4

Läg' ich, wo es Hyänen gibt, im Sand,
Wie wollt' ich hoffnungsvoll die Nacht erharren,
Bis hungrig eine käme hergerannt,
Mich heulend aus der lockern Gruft zu scharren!

Wie wollt' ich freudig mit dem gier'gen Tier
Dann um mein Leben, unermüdlich, ringen!
Im Sande balgt' ich mich herum mit ihr,
Und weiß gewiß, ich würde sie bezwingen.

Und auf den Rücken schwäng' die Bestie ich
Und spräng' im Leichentuch, wie neugeboren,
Und singend heimwärts und schlüg' wonniglich
Dem Arzt den Leichengräber um die Ohren!

5

Horch! Stimmen und Geschrei, doch kaum zu hören;
Dumpf und verworren tönt es, wie von ferne,
Und ich erkenne, die allnächtlich stören
Der Toten Schlaf, den stillen Gang der Sterne:

Der trunkne Küster, aus der Schenke kommen,
Setzt sich noch in den Mondschein vor dem Hause,
Kräht einen Psalm; doch kaum hat sie's vernommen,
So stürzt sein Weib hervor, daß sie ihn zause,

Heißt ihn hineingehn und beschilt ihn grimmig,
Hell kräht und unverdrossen der Geselle;
So mischen sich geübt und doppelstimmig
Ihr Katzmiaulen und sein Mondsgebelle.

Sie muß ganz nah sein, da ich es kann hören,
Die überkommne alte Pfründerhöhle;
Laß sehn, ob das Gesindel ist zu stören:
Schrei, was du kannst, o du vergrabne Seele!

Die Tür schlägt zu — der Lärm hat sich verloren,
Es hülfe nichts, wenn ich zutod mich riefe!
Sie stopfen furchtsam ihre breiten Ohren
Vor jedem Ruf des Lebens aus der Tiefe.

6

Als endlich sie den Sarg hier abgesetzt,
Den Deckel hoben noch zu guter Letzt,
In jenem Augenblick hab' ich gesehn,
Wie just die Sonne schied im Untergehn.

Beleuchtet von dem abendroten Strahl
Sah ich all die Gesichter noch einmal,
Den Turmknopf oben in der goldnen Ruh —
Es war ein Blitz, sie schlossen wieder zu.

Ich sah auch zwischen Auf- und Niederschlag,
Wie Märzenschnee rings auf den Gräbern lag;
Das Wetter muß seither gebrochen sein,
Denn feucht dringt es in diesen leichten Schrein.

Ich hör' ein Knistern, wie wenn sacht und leis
Sich Schollen lösen von des Winters Eis;
Ich ärmster Lenzfreund bin ja auch erwacht
Und kann nicht regen mich in dunkler Nacht!

Wie jeglich Samenkorn sich mächtig dehnt,
Der junge Halm ans warme Licht sich sehnt,
So reck' ich den gefangnen, meinen Leib,
Doch ist's ein fruchtlos grimmer Zeitvertreib!

Hört man nicht klopfen laut da obenwärts
Hier mein zum Blühen so bereites Herz?

Sie wissen nicht, wie es da unten tut,
Und keine Wünschelrute zeigt dies Blut!

Käm' auch geschlichen so von ungefähr
Ein alter Schatz- und Quellengräber her,
Sein Stäblein, nur auf Geld und Gut gericht',
Es spürt' das warme rote Brünnlein nicht.

7

Horch — endlich zittert es durch meine Bretter!
Was für ein zauberhaft metallner Klang,
Was ist das für ein unterirdisch Wetter,
Das mir erschütternd in die Ohren drang?

Jach unterbrach es meine bangen Klagen,
Ich lauschte zählend, still, fast hoffnungsvoll:
Elf — zwölf — wahrhaftig, es hat zwölf geschlagen,
Das war die Turmuhr, die so dröhnend scholl!

Es ist die große Glock', das Kind der Lüfte,
Das klingt ins tiefste Fundament herab,
Bahnt sich den Weg durch Mauern und durch Grüfte
Und singt sein Lied in mein verlaßnes Grab.

Gewiß sind jetzt die Dächer warm beschienen
Vom sonnigen Lenz, vom lichten Atherblau!
Nun kräuselt sich der Rauch aus den Kaminen,
Die Leute lockend von der grünen Au.

Was höhnst du mich, du Glockenlied, im Grabe,
Du Rufer in des Herrgotts Speisesaal!
Mahnst ungebeten, daß ich Hunger habe
Und nicht kann hin zum ärmlich stillen Mahl? —

8

Da hab' ich gar die Rose aufgegessen,
Die sie mir in die starre Hand gegeben!
Daß ich noch einmal würde Rosen essen,
Hätt' nimmer ich geglaubt in meinem Leben!

Ich möcht' nur wissen, ob es eine rote,
Ob eine weiße Rose das gewesen?
Gib täglich uns, o Herr! von deinem Brote,
Und wenn du willst, erlös' uns von dem Bösen!

9

Zwölf hat's geschlagen — warum denn Mittag?
Vielleicht der Mitternacht ja galt der Schlag,
Daß oben nun des Himmels Sterne gehn,
Ich weiß es nicht und kann es ja nicht sehn!

Ha, Mitternacht! Ein heller Hoffnungsstrahl!
Der nächtlich wohl schon manches Grab bestahl,
Der Totengräber schleicht vielleicht herbei
Und macht erschrocken mich Lebend'gen frei!

Doch was für Kleinod sollt' er suchen hier?
Er weiß zu gut, er findet nichts bei mir!
Ein golden Ringlein nun erlöste mich,
Jedoch umsonst ist nur der Tod für dich!

10

Ja, hätt' ich ein verlaßnes Liebchen nun,
Das vor dem Morgenrot zu klagen käme,
Auf meinem frischen Pfühle auszuruhn,
Und meinen Ruf mit süßem Graun vernähme!

Warum hab' ich der einen nicht gesagt,
Daß junge Liebe mir im Herzen sprosse?
Ich zauderte und hab' es nicht gewagt —
Die Krankheit kam und diese tolle Posse!

Wenn einsam sie vielleicht und ungeliebt,
Nachdenklich manchmal ihre Augen senkt,
O wüßte sie dann, daß ein Herz es gibt,
Das, unterm Rasen schlagend, an sie denkt!

11

Wie herrlich wär's, zerschnittner Tannenbaum,
Du ragtest als ein schlanker Mast empor,
Bewimpelt, in den blauen Himmelsraum,
Vor einem sonnig heitern Hafentor!

Da, müssen wir einmal beisammen sein,
Lehnt' ich an dir im schwanken Segelhaus;
Du aus dem Schwarzwald, drüben ich vom Rhein,
Kamraden, reisten wir aufs Meer hinaus.

Und bräch' das Schiff zu Splittern auseinand',
Geborsten du und über Bord gefällt,
Umfaßt' ich dich mit eisenfester Hand,
So schwämmen beide wir ans End' der Welt.

Am besten wär's, du ständest hoch und frei
Im Tannenwald, das Haupt voll Vogelsang,
Ich aber schlenderte an dir vorbei,
Wohin ich wollt', den grünen Berg entlang!

12

Der erste Tannenbaum, den ich gesehn,
Das war ein Weihnachtsbaum im Kerzenschimmer;
Noch seh' ich lieblich glimmend vor mir stehn
Das grüne Wunder im erhellten Zimmer.

Da war ich täglich mit dem frühsten wach,
Den Zweigen gläubig ihren Schmuck zu rauben;
Doch als die letzte süße Frucht ich brach,
Ging es zugleich an meinen Wunderglauben.

Dann aber, als im Lenz zum erstenmal
In einen Nadelwald ich mich verirrte,
Mich durch die hohen stillen Säulen stahl,
Bis sich der Hain zu jungem Schlag entwirrte:

O Freudigkeit! wie ich da ungesehn
In einem Forst von Weihnachtsbäumchen spielte,
Dicht um mein Haar ihr zartes Wipfelwehn,
Das überragend mir den Scheitel kühlte.

Ein kleiner Riese in dem kleinen Tann,
Sah ich vergnügt, wo Weihnachtsbäume sprießen;
Ich packte keck ein winzig Tännlein an
Und bog es mächtig ringend mir zu Füßen.

Und über mir war nichts als blauer Raum;
Doch als ich mich dicht an die Erde schmiegte,

Sah unten ich durch dünner Stämmchen Saum,
Wie Land und See im Silberduft sich wiegte.

Wie ich so lag, da rauscht' und stob's herbei,
Daß mir der Lufthauch durch die Locken sauste,
Und aus der Höh' schoß senkrecht her der Weih,
Daß seiner Schwingen Schlag im Ohr mir brauste.

Als schwebend er nah ob dem Haupt mir stand,
Funkelt' sein Aug' gleich dunkeln Edelsteinen;
Zu äußerst an der Flügel dünnem Rand
Sah ich die Sonne durch die Kiele scheinen.

Auf meinem Angesicht sein Schatten ruht'
Und ließ die glühen Wangen mir erkalten —
Ob welchem Inderfürst von heißem Blut
Ward solch ein Sonnenschirm emporgehalten?

Wie ich so lag, erschaut' ich plötzlich nah,
Wie eine Eidechs mit neugier'gem Blicke
Vom nächsten Zweig ins Aug' mir niedersah,
Wie in die Flut ein Kind auf schwanker Brücke.

Nie hab' ich mehr solch guten Blick gesehn
Und so lebendig ruhig, fein und glühend;
Hellgrün war sie, ich sah den Odem gehn
In zarter Brust, blaß wie ein Röschen blühend.

Ob sie mein blaues Auge niederzog?
Sie ließ vom Zweig sich auf die Stirn mir nieder,
Schritt abwärts, bis sie um den Hals mir bog,
Ein fein Geschmeide, ruhend ihre Glieder.

Ich hielt mich reglos, und mit lindem Druck
Fühlt' ich den leisen Puls am Halse schlagen;
Das war der einzige und schönste Schmuck,
Den ich in meinem Leben je getragen!

Damals war ich ein kleiner Pantheist
Und ruhte selig in den jungen Bäumen;
Doch nimmer ahnte mir zu jener Frist,
Daß in den Stämmchen solche Bretter keimen!

13

Der schönste Tannenbaum, den ich gesehn,
Das war ein Freiheitsbaum von sechzig Ellen,
Am Schützenfest, im Wipfel Purpurwehn,
Aus seinem Stamme flossen klare Wellen.

Vier Röhren gossen den lebend'gen Quell
In die granitgehau'ne runde Schale;
Die braunen Schützen drängten sich zur Stell'
Und schwenkten ihre silbernen Pokale.

Unübersehbar schwoll die Menschenflut,
Von allen Enden schallten Männerchöre;
Vom Himmelszelt floß Julisonnenglut,
Erglühnd ob meines Vaterlandes Ehre.

Dicht im Gedräng, dort an des Beckens Rand
Sang laut ich mit, ein fünfzehnjähr'ger Junge;
Mir gegenüber an dem Brunnen stand
Ein zierlich Mädchen von roman'scher Zunge.

Sie kam aus der Grisonen letztem Tal,
Trug Alpenrosen in den schwarzen Flechten
Und füllte ihres Vaters Siegpokal,
Drin schien ihr Aug' gleich Sommersternennächten.

Sie ließ in kindlich unbefangner Ruh
Vom hellen Quell den Becher überfließen,
Sah drin dem Widerspiel der Sonne zu,
Bis ihr gefiel, den vollen auszugießen.

Dann mich gewahrend, warf sie wohlgemut
Aus ihrem Haar ein Röslein in den Bronnen,
Erregt' im Wasser eine Wellenflut,
Bis ich erfreut den Blumengruß gewonnen.

Ich fühlte da die junge Freiheitsluft,
Des Vaterlandes Lieb' im Herzen keimen;
Es wogt' und rauscht' in meiner Knabenbrust
Wie Frühlingssturm in hohen Tannenbäumen.

14

Und wieder schlägt's — ein Viertel erst und zwölfe!
Ein Viertelstündchen erst, daß Gott mir helfe,
Verging, seit ich mich wieder regen kann!
Ich träumte, daß schon mancher Tag verrann!

Doch bin ich frei, das Weh hat sich gewendet,
Der seine Strahlen durch das Weltall sendet,
Er löst auch Zeit und Raum in diesem Schrein —
Ich bin allein und dennoch nicht allein!

Getrennt bin ich von meinem herben Leiden,
Und wie ein Meer, von dem ich mich will scheiden,
Laß' brausen ich mein siedend heißes Blut
Und steh' am Ufer als ein Mann von Mut.

So toset nur, ihr ungetreuen Wogen,
Lange genug bin ich mit euch gezogen!
Ich übersing' euch, wie ein Ferg' am Strand,
Und tausch' euch an ein gutes Heimatland!

Schon seh' ich schimmernd fließen Zeit in Zeiten,
Verlieren sich in unbegrenzte Weiten
Gefilde, Bergeshöhen, Wolkenflug:
Die Ewigkeit in einem Atemzug!

Der letzte Hauch ein wallend Meer von Leben,
Wo fliehend die Gedanken mir entschweben!
Fahr hin, o Selbst! vergängliches Idol,
Wer du auch bist, leb' wohl du, fahre wohl!

V. Feuer-Idylle

1

Laut stürmt der Schall der Glocken durch die Nacht,
Und Schüsse dröhnen von des Berges Wacht;
In allen Gassen tönt's: „Es brennt! Es brennt!"
Und jeder angstvoll an sein Fenster rennt.

Der erste Blick: ist es in unserm Haus?
Der zweite mindert schon den Schreck und Graus,

Wenn weit, o weit die „furchtbar schöne“ Glut
Behaglich dort am fernen Himmel ruht.

Nun strömt der Neugier Bächlein ungehemmt,
Und ungewaschen wohl und ungekämmt,
Der ohne Strümpfe, jener ohne Schuh,
Läuft alles dem willkommnen Schauspiel zu.

Und manchem ehrlichen Philister bangt,
Es könnte enden, eh er angelangt;
Auch der Poet, er watschelt mit hinaus
Und sendet seinen Kennerblick voraus.

Da wallt vom Berg mit ungebrochnem Lauf
Die rote Lohe hell zum Himmel auf;
Von Feuerlilien ein gewalt'ger Strauß,
So blüht und glüht das große Bauernhaus.

Es ist die allerschönste Maiennacht,
Von Gold durchwirkt, tiefblau der Himmel lacht;
Eng zwischen Gärten ganz im Frühlingsflor
Zu Feuers Hofstatt führt der Weg empor.

Da sitzt der helle Geist auf seinem Raub
Und macht den morschen Kram zu Asch' und Staub;
Umsonst belästigt ihn der Menschenschwarm,
Er wehrt ihn ruhig ab mit glühndem Arm.

Es brennt der Hof dem reichen Bauersmann,
Der nie genug sehn und erraffen kann;
Längst hat der Sohn ein neues Haus begehrt,
Wogegen sich der Alte stets gewehrt.

Nun steht er da und schlottert jämmerlich,
Weiß nicht zu raten noch zu helfen sich;
Doch alle sind in guter Sicherheit,
Kein Nachbarhaus gefährdet weit und breit.

Drum laß uns keck ein wenig näher gehn,
Die heiße Wirtschaft besser zu besehn,
Zu lesen in des Feuers Angesicht
Und was es heimlich mit den Sternen spricht!

2

Von Holz und Reisig eine hohe Wand
Seit langen Jahren um die Scheune stand;
Schon vieles macht' Verwittrung unbrauchbar,
Doch jeder Herbst bringt neue Lasten dar.

Der letzte Winter brachte große Not,
Und manche arme Witwe frierend bot
Ihr armes Geld dem Mann für wenig Holz,
Er gab's nicht her in seinem Bauernstolz.

Nun flammt es auf in wildem Funkenflug
Mit Scheun' und Stall, Pferd, Wagen, Vieh und Pflug;
Die armen Weiber stehn und schaun es an
Und wärmen lächelnd ihre Hände dran.

Dies Lächeln mag die bleichste Blume sein,
Die zieren wird des Mannes Totenschrein. —
Weh dem, der solchen Blütenflor gesät,
Wenn einst die Saat in reifen Früchten steht!

3

Von alter Zeit her war des Hauses Wand
Von wuchernd dichtem Efeu überspannt;
Den liebt' der Bauer, sonst so liebeleer,
Weil er so gierig, alt und zäh, wie er!

Nun brennt das dunkle Unkraut lichterloh
Und flackert in der Luft wie leichtes Stroh;
Wer glaubte, daß der alte, schwere Kranz
So lustig hielte seinen Totentanz?

Oho, was fliegt für Ungeziefer aus?
In ganzen Schwärmen flieht die Fledermaus!
Kreuzspinnen, Käfer, was da kriechen mag,
Erlebt im Feuer seinen Jüngsten Tag.

Was von Gespenstern und von Koboldsbrut,
Von alten Sünden auf dem Hause ruht,
Und was es sonst für Spuk und Sagen gab,
Brennt mit den dicken Efeuranken ab.

Was mag wohl schimmern dort, und, seh' ich recht?
Was löst sich aus dem brennenden Geflecht
Und poltert da zu meinen Füßen her?
Ein tüchtig Kruzifix von Silber schwer!

Einst riß der Ahn, es sind dreihundert Jahr',
Das Bild als Bilderstürmer vom Altar;
Es blieb im grünen Rankenwerk versteckt,
Nun endlich hat's das Feuer aufgedeckt.

Zwar munkelt man, daß in verschloßner Brust
Die Enkel jederzeit davon gewußt:
Sie hätten's nächtlich auf den Tisch gesetzt
Und sich an dem Geflunker oft ergötzt.

Eins tut mir leid: manch zierlich Schwalbennest
Hing traulich in den wirren Ranken fest;
Wenn nun die liebe Schwalbe wiederkehrt,
So findet sie ihr kleines Haus verheert.

Doch tröste dich, o Vöglein altvertraut,
Ist erst der neue Giebel aufgebaut,
Gnug Winkel noch und Ecken findest du,
Daran du bauen kannst in guter Ruh!

4

Da ist ein Buch, geschwärzt und halb verbrannt,
Wonach der Mann in Todesangst gesandt;
Ein Jüngling wagte dran sein junges Blut
Und trug's mit kecken Händen aus der Glut.

Und gierig stürzt der Mann sich auf das Buch
Und — wirft es weg mit einem derben Fluch;
Sein dickes Schuldnerbuch hat er gemeint,
Nun liegt die Bibel vor dem guten Freund!

Wie arg und undankbar ist diese Welt!
Wie schmählich nun der alte Mann sich stellt!
Erinnert ihn die Bibel nicht mehr dran,
Wie gütlich er sich oft an ihr getan?

Wenn er am Sonntagabend vor ihr saß
Und schmunzelnd dann von dem Kamele las,

Dem Nadelöhre und dem Himmelreich,
Wie ward ihm das Gemüt da froh und weich!

Wie manchen Bettler, hungerig und matt,
Macht' er mit schönen Bibelsprüchen satt,
Beteuernd hoch und feierlich dabei,
Daß dies das wahre Brot des Lebens sei!

Nun liegt das alte Buch zertreten hier,
Im Feuer blieb der Spangen Silberzier,
Zerrißnen Angesichtes liegt im Kot
Das einst so hochgepries'ne Lebensbrot.

5

Und einer kommt und raunt mit trübem Mut,
Wie rettungslos ein königliches Blut,
Indes das Haus in Rauch und Schutt verfliegt,
Tief unter ihm in schnöden Banden liegt.

Goldfarbner Löwe, seufzt der edle Wein
Seit Jahr und Tag im dunklen Eichenschrein,
Und ob ihm trampelte der geiz'ge Wicht,
Ließ keinen Tropfen an das Tageslicht.

Wenn still der Sonnenschein das Haus umfing
Und singend ein Gesell vorüberging,
Ein fröhlich Dürstender mit warmem Blut,
Dann wallt es unten auf mit süßer Wut:

„O laßt mich an des Tages heitern Blick,
Ich bring' euch Freiheit, Freude, Lieb' und Glück!
Laßt schäumend mich entgegensprühn dem Lied,
Das aus der frohen Menschenkehle zieht!"

Umsonst verhieß er reichen Minnelohn,
Gefesselt blieb der goldne Sonnensohn;
Nicht wahr, ihr alle, die ihr Herrscher heißt,
Es ruht sich wohl auf unterdrücktem Geist?

Nun wankt und stürzt das morsche Sündenhaus,
Doch unter seinen Trümmern atmet aus,
Vergessen, was so lang das Licht gesucht. —
Heil unsrer jungen Reben süßer Frucht!

6

Ein Apfelbaum in voller Blüte steht,
Ein leichter West in seinen Zweigen weht;
Er schaut, verklärt vom blendend roten Schein,
Verwundert in den wilden Brand hinein.

Es ist, als ob der helle Glanz ihn freut',
Weil Blütenblätter in die Glut er streut;
Er atmet ein des Feuers heißen Hauch,
Durch seine Krone zieht der schwarze Rauch.

Da plötzlich langt herüber aus dem Brand
In seine Äste tief die Flammenhand,
Zu Kohlen brennt der schöne Blütenbaum —
Hin ist ein dichterlicher Lebenstraum!

7

Dort gegen Westen, traulich unterm Dach
Liegt froh und abgeschieden das Gemach,
Das sich des Hauses Töchter jederzeit
Zu ihrem Allerheiligsten geweiht.

Es ist ein eng und niedrig Kämmerlein
Mit runden Scheiben und uraltem Schrein,
Drin Putz und Mädchenkleinod aller Art,
In buntbemaltem Schachtelwerk verwahrt.

Am Fenster steht das Spinnrad und davor
Auf einem Brett der lang gehegte Flor,
Levkojen, Nelken, Rosen ohne End',
Und wie man all das lose Zeug benennt.

Manch nächtlich Lied hat hier hinaufgetönt
Und jene Fensterchen sind dran gewöhnt,
Geräuschlos blinkend, heimlich aufzugehn,
Geöffnet halbe Nächte durch zu stehn.

Und manche Leiter wurde aufgetürmt,
Die stille Liebeswarte kühn gestürmt;
Ob stets das Rosengitter widerstand,
Gehört zu den Geheimnissen im Land.

Auch jetzt ist eine Leiter angelegt,
Die einen Schwarm berußter Männer trägt;
Im roten Mantel stürmet in die Tür
Ein Freiersmann mit flammendem Panier.

Und vor ihm fährt ein Knäuel, wirr und kraus,
Erschreckter Liebesgötter fliehend aus;
Das flattert irrend in der Frühlingsluft,
Auch riecht es, wie verbrannten Ambers Duft.

Das ganze Fenstergärtlein stürzt herab
Und findt in einer Höllenglut sein Grab;
So ging's den Gärten der Semiramis
Und ging es noch mit jedem Paradies.

8

Welch lieblich Wunder nimmt mein Auge wahr?
Dort fließt ein Brünnlein, gar so frisch und klar,
Ein holzgeschnitzter Meergott gießt den Trank
In eine ausgehöhlte Eichenbank!

Der Westwind hat die Glut herangeweht,
Der alte Gott in vollen Flammen steht,
Und aus der Feuersäule quillt der Schwall,
Des Wasserstrahls lebendiger Kristall!

Wie fröhlich tönt der schöne Silberstrang,
Gleich jenem Kleeblatt, das im Feuer sang!
Du klares Leben, ew'ger Wellenschlag,
Was sendet aus der Tiefe dich zu Tag?

Ich glaubt', ein Brunnenhaus sei feuerfest,
Nun ist ein Häuflein Kohlen hier der Rest!
Die Quelle aber rieselt frisch und rein
Auch über Kohlen in die Welt hinein.

Wer weiß, wie lange schon der Bergquell springt?
Wer weiß, wie lang er noch zum Lichte dringt?
Auf, schnitzelt einen neuen Brunnenmann,
Der wieder hundert Jahr' ihn fassen kann!

9

Zu loben ist der Männer kühner Mut,
Womit sie ringen, aus der Feuersglut
Zu retten, was man irgend retten kann,
Doch ist nicht redenswert, was man gewann.

Das Beste ist ein alter Totenkranz,
Erinnerung an froher Jugend Glanz,
An den, wie ein verstummter Harfenton,
In voller Hoffnung früh verblichnen Sohn.

Mit welken Blättern liegt er in der Au,
Und auf ihn fällt der kühle Maientau;
Die blassen Bänder wehn im Morgenwind,
Daneben fröstelnd wacht ein schwaches Kind.

Wie leicht und dürr der alte Kranz mag sein,
Man wird ihm wieder eine Stelle weihn
Im neuen Bau, hoch an der Stubenwand,
Als des Vergangnen letztem leichten Pfand.

Da wird er still aufs junge Leben sehn
Und dieses ehrend ihm vorübergehn,
Bis, was einst grün war, endlich ganz zerstiebt
Und man den nackten Reif dem Feuer gibt.

10

Die Flamm' ist tot, der Krater ist verglüht,
Die Himmelsrose drüber aufgeblüht;
Sie glänzt auf Asche, wo die Wohnung stand,
Verschwunden ist das morsche Werk der Hand.

Woran der Mensch ruhlos die Hände legt,
Und was er diebisch scheu zusammenträgt:
Hin ist nun alles, was nach Richt' und Maß
Gefügt, gebunden aufeinandersaß.

Doch ihr erglänzet mir unwandelbar,
Ihr Morgenlande, wonniglich und klar!
Ihr Berg' und Täler rings im Knospendrang,
Voll Quellenrauschen und voll Vogelsang!

O Überfülle, die zum Lichte schwillt,
O Blütenwirbel, der da überquillt
Und überwuchert, wo die tote Hand
Mit ihrer Spanne mißt das reiche Land.

Das ist die Nachhut, die den Rücken deckt;
Drum auf zum Werke, Menschheit, unerschreckt!
Bau' auf, reiß nieder und bau' wieder auf:
Das Jahr geht immer seinen Segenslauf!

VI. Rhein- und Nachbarlieder

Am Vorderrhein

Wie ahnungsvoll er ausgezogen,
Der junge Held, aus Kluft und Stein!
Wie hat er durstig eingesogen
Die Milch des Berges, frisch und rein!
Nun wallt der Hirtensohn hernieder,
Hin in mein zweites Heimatland:
O grüß' mir all die deutschen Brüder,
Die herrlichen, längs deinem Strand!

So grüß' auch all die deutschen Frauen
Und lerne ritterlichen Brauch;
Und wenn du wirst die Dome schauen,
Die krausen Käuze, grüß' sie auch!
Sonst wüßt' ich niemand just zu grüßen,
Vielleicht die schlimme Lorelei
Und deiner Reben freudig Sprießen —
Den Vierzigen geh still vorbei!

Es taucht ein Aar ins Wolkenlose
Hoch über mir im Sonnschein;
Ich werfe eine Alpenrose
Tief unten in den wilden Rhein:
Führ' nieder sie, führ' sie zu Tale,
Und eh du trittst zum Meerestor,
Den Vettern halt, im Eichensaale,
Den harrenden, dies Zeichen vor!

Via mala!

Wie einst die Tochter Pharaos
Im grünen Schilf des Niles ging,
Des Auge hell, verwundrungsgroß
An ihren dunkeln Augen hing;
Wie sie ihr Haupt, das goldumreifte,
Sehnsüchtig leicht flutüber bog,
Um ihren Fuß das Wasser schweifte
Und silberne Ringe zog:

So seh' ich dich, du träum'risch Kind,
Am abendlichen Rheine stehn,
Wo seine schönsten Borde sind
Und seine grünsten Wellen gehn.
Schwarz sind dein Aug' und deine Haare,
Und deine Magd, die Sonne, flicht
Darüber eine wunderbare
Krone von Abendlicht.

Ich aber wandle im Gestein
Und wolkenhoch auf schmalem Steg,
Im Abgrund schäumt der weiße Rhein
Und via mala heißt mein Weg!
Dir gilt das Tosen in den Klüften,
Nach dir schreit dieses Tannenwehn,
Bis hoch aus kalten Eiseslüften
Die Wasser jenseits niedergehn!

Gegenüber

Da rauscht das grüne Wogenband
Des Rheines Wald und Au entlang:
Jenseits mein lieb Badenserland,
Und hier schon Schweizerfelsenhang.

Da zieht er hin, aus tiefer Brust
Mit langsam stolzem Odemzug,
Und über ihm spielt Sonnenlust
Und Eichenrauschen, Falkenflug.

Kein Schloß, kein Dom ist in der Näh',
Nur Wälder schauen in die Flut!

Von Deutschland schwimmt ein fliehend Reh
Herüber, wo es auch nicht ruht.

Und in der Stromeseinsamkeit
Vergeß ich all den alten Span,
Versenke den verjährten Streit
Und hebe hell zu singen an:

„Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo ungestört und ungekannt
Ich Schweizer darf und Deutscher sein!

Wo ich hinüberrufen mag,
Was freudig mir das Herz bewegt,
Und wo der klare Wellenschlag
Den Widerhall zurück mir trägt!

O steigt zum Himmel, Lied und Wort!
Schwebt jubelnd ob dem tiefen Rhein!
Hier ist ein stiller Freiheitsport
Und hier wie dorten schweigt der Hain!"

Da raschelt's drüben, und der Scherg,
Zweifärbig, reckt das Ohr herein —
Ich fliehe rasch hinan den Berg,
Ade, du stiller Ort am Rhein!

Vier Jahreszeiten

Und wieder grünt der schöne Mai,
O dreimal selige Zeit!
Wie flog die Schwalbe froh herbei,
Als ob ich mitgeflogen sei,
War mir das Herz so weit!

O linde Luft im fremden Land,
Auf Bergen und Gefild!
Wie reizend fand ich diesen Strand,
Allwo mein suchend Auge fand
Ihr leichthinwandelnd Bild!

Ich sah des Sommers helle Glut
Empörtes Land durchziehn;
Sie stritten um das höchste Gut,
Geschlagen muß das freiste Blut
Aus hundert Wunden fliehn.

Kaum hört' ich in verliebter Ruh
Der schwülen Stürme Wehn;
Ich wandte mich den Blumen zu
Und sprach: „Vielleicht, mein Herz, wirst du
Ein andres Herz erstehn!"

Die Traube schwoll so frisch und blank,
Und ich nahm beiderlei:
Mit ihrem Gruß den jungen Trank —
Und als die letzte Traube sank,
Da war der Traum vorbei.

Doch jene, die zur Sommerszeit
Der Freiheit nachgejagt,
Sie schwanden mit der Schwalbe weit,
Sie liegen im Friedhof eingeschneit,
Wo trüb der Nachtwind klagt.

An Frau Ida Freiligrath

Albumblatt von 1846

So ist es doch betrübt zu klagen,
Wo deutsche Mütter den Rhein hinab,
Hinab und über des Meeres Grab
Die zarten Wickelkindlein tragen
Nach freier Länder Gestaden hin,
Indes die Männer auf weiten Wegen,
Getrennt, bekümmert zum Ziele fliehn!
Ich streue meinen leichten Segen,
Fast trauernd, in dein Frauenherz;
Fahr glücklich denn rheinniederwärts
Und finde Leut' in allen Reichen,
Die gute Milch dem Kindlein reichen,
Und auf den Schiffen, wenn es schreit,
Ein Publikum, das ihm verzeiht!

Des Reimes wegen, als ein Schweizer,
Wünsch' ich dir einen nüchternen Heizer,
Der da vorsichtig, sanft und lind
Das Schiff dich tragen läßt mit dem Kind
Ich wünsche, daß alles, was sehenswert,
Die schönste Seite zu dir kehrt,
Vor deinen Fuß frisch Rasengrün,
Dem Auge freundlicher Sterne Glühn,
In deine Hände weißes Brot
Und alle Tag Morgen- und Abendrot!
Derweil sei deinem Mann der Wein
Allüberall süß, stark und rein!

Und weil die Guten dieser Erden
Noch lange Tage wandern werden,
So mache die Ferne das Herz euch satt
Mit allem Besten, was sie hat!
Sie fülle freundlich euch die Truh
Und geb' euch leichte Sorgen am Tag,
Des Abends Nachtigallenschlag,
Zur Nachtzeit aber die goldene Ruh;
Des Sommers Frucht, des Frühlings Zier,
In England immer vom besten Bier,
Den Fisch im Wasser, den Vogel der Luft,
Nur keinen Boden zu einer Gruft;
Denn in der Heimat sollt ihr sterben
Und euern Kindern die Freiheit vererben!

Stein- und Holz-Reden

Auf Lüneburger Heide,
Da steht der alte Stein,
Daneben die alte Eiche,
Sie mag wohl tausendjährig sein.

Gesellen ziehn vorüber
Im Lenz mit frischem Sang;
Sie singen von deutscher Freiheit,
In heller Luft verhallt der Klang.

Da spricht der Stein zur Eiche,
Als wacht' er auf vom Traum:

„Ging nicht vorbei die Freiheit?
Wach' auf, wach' auf, du deutscher Baum!"

Und durch des Baumes Krone,
Da fährt ein Windesbraus,
Die moosigen Äste schlagen
In tausend jungen Augen aus!

Da spricht zum alten Steine
Der frisch ergrünte Baum:
„Klang nicht das Lied der Einheit?
Wie, oder war's des Windes Traum?"

Die Sänger sind gezogen
Fernhin durchs Heidekraut.
Die Eiche hat ihnen von oben
Gar lang und traurig nachgeschaut.

Den letzten Ton in Lüften
Hat sie verhallen gehört,
Dann hat sie rauschend die Äste
Vom welken Laub im Zorn geleert.

„Nun will ich wieder schlafen,"
Spricht sie zum alten Stein,
„Du wunderlicher Träumer
Sollst mir nun einmal stille sein!"

Beim Rheinwein

1847

Aller Sonnenschein,
Der einen Sommer lang
Längs dem schönen Rhein
Sich um die Berge schlang,
Breitet heute aus dem Wein zumal
Seine Glorie durch den weiten Saal.

In dem Scheine steigt
Es auf wie Rebenhöhn;
Ob dem Zauber schweigt
Der Gläser hell Getön,
Und der selbstvergeßne Zecher lauscht,
Wie der Strom in seinen Ohren rauscht.

Und im Morgenschein
Durch die Gestade hin
Sieht den hellen Rhein
Er sich vorüberziehn,
Und ein Binsenkörbchen trägt die Flut,
Drin das Moseskind der Deutschen ruht.

Scharf am Felsenriff
Bricht sich der Morgenwind,
O gebrechlich Schiff,
O du verlaßnes Kind!
Keine Königstochter badet heut,
Die dir schützend ihre Hände beut!

Nur die Liebe wacht
Und folgt am Uferhang,
Und ihr Auge lacht
Auf dich die Fahrt entlang,
Liebe, die das Heldenkind gebar,
Die der Freiheit reine Mutter war.

Bis die Zeit entfloh,
Wo du einst wiederkehrst
Und den Pharao
Vor Gott erbeben lehrst,
Wirst ein starker, kluger Moses sein —
O wie lang noch fließt der grüne Rhein?

Wien

1848

Stadt der Freude, Stadt der Töne,
Morgenfrohes, stolzes Wien,
Dessen frühlingsheitre Söhne
Nun der Freiheit Rosen ziehn:
Ja, wir haben uns versündigt,
Als wir grollten deiner Lust,
Deinem Jauchzen, das verkündigt
Eine starke, tiefe Brust!

Auf den zauberischen Wogen
Deutscher Tänze schwebtest du;

Wetter kamen schwül gezogen,
Schelmisch logst du üppige Ruh.
Eisgrau saßen tote Wächter
Vor dem klangerfüllten Haus —
Sieh, da sandtst du edle Fechter
Singend in das Frührot aus!

Mit den Flöten, mit den Geigen,
Mit Posaunen hell voran
Führe vorwärts deinen Reigen
Auf der morgenroten Bahn!
Einmal noch durch deutsche Lande
Führ' ein deutsches Kaiserbild,
Reich zu schaun im Goldgewande,
Und wir grüßen fromm und mild!

Dieser Traum wird auch verwehen
Und am alten Sternenzelt
Endlich unter die Sterne gehen
Zu der toten Götterwelt;
Und wo flimmernd Schwan und Leier
Und das Bild des Kreuzes sprühn,
Wird dereinst im stillen Feuer
Karoli magni Krone glühn!

Aber dann in tausend Wiegen,
Hier in Gold und dort in Holz,
Wird der junge Kaiser liegen,
Freier Mütter Ruhm und Stolz,
Wird als Hirt auf Blumenauen,
Im Gebirg als Jäger gehn,
Auf des Meerschiffs schwanken Tauen
Als ein braver Seemann stehn!

Die Schifferin auf dem Neckar

1849

1

Wir standen an rauschender, schwellender Flut,
Wir sieben Gesellen mit brausendem Blut,
Entzündet vom Weine, von Lied und von Lust,
Hol' über! ertönt es aus jauchzender Brust.

Da kam eine Schifferin rüstig heran,
Sie faßte das Ruder und wandte den Kahn;
Wir sprangen mit Mutwill und Lachen hinein,
Fast war der gebrechliche Nachen zu klein.

So stieß sie vom Land in die Wogen hinaus,
Die Mitte des Stromes war weißlich und kraus;
Wir brachten mit Schaukeln das Schifflein in Not,
Doch ruhig und aufrecht regiert' sie das Boot.

Mit Schmeicheln und Scherzen belagerten wir
Die wehrlose Maid, und es hingen an ihr
Die glänzenden Blicke, doch ihnen vorbei
Schaut' sie auf die Wasser so kühl und so frei.

Zuletzt in den Lüften entbrannte die Lust,
Zu stehlen der Jungfrau das Tuch von der Brust,
Und Augen und Worte wie Wellen und Wind,
Sie gaben zu schaffen dem kämpfenden Kind.

Und siegreich erreicht' sie den anderen Strand
Und ließ uns mit fliegendem Busen ans Land!
Gewendet den Nachen, schon kehrt' sie zurück,
Fuhr über das Wasser mit ruhigem Blick.

2

Es ringen die Ströme gewaltig zu Tal,
Die Deutschen nach Einheit mit Feder und Stahl,
Der Neckar erreichet den wallenden Rhein,
Doch ewig muß deutsche Zerrissenheit sein.

Die feindlichen Stämme, sie stritten im Land,
Die Preußen, die Bayern, die Hessen zu Hand
Verfochten mit blutiger Mühe den Thron,
Die Badischen sind gegen Süden geflohn.

Am Strand blieb ein Häuflein Rebellen zurück,
Die finden zum Fliehn weder Furten noch Brück',
Vom Rotweine trinken die Neige sie noch
Und bringen voll Wut ihrem Hecker ein Hoch.

Da kracht es vom Walde, da blinkt es vom Berg,
Es flüchtet der Fischer, es birgt sich der Ferg;

Ja blickt nur, ihr wilden Gesellen, euch an!
Wohl ist es um euere Köpfe getan!

Schon schimmert durch Bäume der Helm und der Speer,
Es fliegt der Husar auf der Straße daher;
Die Schifferin drüben steht einsam am Bord,
Schon schwenkt sie das Ruder, schon ist sie am Ort.

Sie springen mit bleichen Gesichtern hinein,
Fast ist der gebrechliche Nachen zu klein;
Mit Männern und Waffen zum Sinken beschwert,
Hat sie schon das Schiff in die Fluten gekehrt.

Das ist eine düstre Gesellschaft im Boot,
Wie Blut weht am Hute die Feder so rot,
Zerrissen die Bluse, geschwärzt das Gesicht,
In den Augen flackert das Totenlicht!

Ein dürftiges Fähnlein im Winde sich rollt,
Aus schlechtem Kattun, das ist schwarz, rot und gold;
So treibt auf den Wellen der schwankende Kahn,
Die Schifferin sucht ihm die rettende Bahn.

Und wie sie die Mitte des Flusses erreicht,
Schon Kugel auf Kugel das Wasser bestreicht;
Sie schlagen ins Ruder, sie schlagen ins Schiff,
Es schweift um die Ohren der greuliche Pfiff.

Da recken die Bursche sich fluchend empor,
Und schnell fährt der schlummernde Blitz aus dem Rohr;
Sie stemmen den Fuß auf den schwebenden Rand
Und laden und senden die Kugeln ans Land.

Es rieselt im Nachen die purpurne Flut,
Die Schifferin steht in dem tanzenden Blut;
Scharf streift ihr der Tod an den Brüsten vorbei,
Das Aug' hängt am Ziele nur sicher und frei.

Schon führt sie zerschossene Leichen an Bord,
Und bleicher nur kämpfen die Lebenden fort;
Das Fähnlein verschwindet und flattert aufs neu',
Fest steht nur die Jungfrau und steuert getreu.

Und endlich gewinnt sie die schützende Bucht,
In Hohlwegen bergen die letzten die Flucht;
Wo nächtliche Diebe und Wilderer gehn,
Verliert sich des Deutschpaniers klagendes Wehn.

Die Maid aber legt jetzt das Ruder zur Ruh
Und drückt ihren Toten die Augen zu.
Sie ziehet den schwimmenden Sarg auf den Sand
Und setzt ihren Fuß auf den blutigen Rand.

Da hat doch ihr Herz ein Erbeben gefaßt,
Da erst sind die rosigen Wangen erblaßt;
Das ruhvolle, kühle, das klare Gemüt
Hat einmal in zitternden Flammen geglüht!

Der Gemsjäger

1849

Er kam, ein alter Jägersmann,
Herab an unsrer Ströme Flut,
Er hatte kurze Hosen an
Und trug 'nen spitzen Jägerhut.

Er ging so ernst, er sah so schlicht,
Wie seiner Joppe graues Tuch;
Aus seinem Mund ging das Gerücht
Von manchem guten Weidmannsspruch.

In seiner Tasche, dachten wir,
Birgt er gewiß aus Alpenkraut
Für altes Leid das Elixier,
In hoher Einsamkeit gebraut.

Und wachsam, recht nach Jägerart,
Späht rings sein scharfes Aug' herum,
Und seine sichre Kugel wahrt
Vor Feinden unser Heiligtum!

Wir holten ihn mit Kränzen ein
Und führten ihn mit frohem Mut
In unser neues Haus hinein,
Und ernsthaft zog er seinen Hut.

Nun sitzt er drin, der Spaß ist aus,
Verriegelt ist die neue Tür,
Und aus dem totenstillen Haus
Blinzt nur des Jägers Rohr herfür!

Rheinbilder

1. Das Tal

Mit dem grauen Felsensaal
Und der Handvoll Eichen
Kann das ruhevolle Tal
Hundert andern gleichen.

Kommt der Strom mit seinem Ruhm
Und den stolzen Wogen
Durch das stille Heiligtum
Prächtig hergezogen,

Und auf einmal lacht es jetzt
Hell im klarsten Scheine,
Und dies Liederschwälbchen netzt
Seine Brust im Rheine!

2. Stilleben

Durch Bäume dringt ein leiser Ton,
Die Fluten hört man rauschen schon,
Da zieht er her die breite Bahn,
Ein altes Städtlein hängt daran

Mit Türmen, Linden, Burg und Tor,
Mit Rathaus, Markt und Kirchenchor;
So schwimmt denn auf dem grünen Rhein
Der goldne Nachmittag herein.

Im Erkerhäuschen den Dechant
Sieht man, den Römer in der Hand,
Und über ihm sehr stille steht
Das Fähnlein, da kein Lüftchen geht.

Wie still! nur auf der Klosterau
Keift fernhin eine alte Frau;
Im kühlen Schatten nebendran
Dumpf donnert's auf der Kegelbahn.

3. Frühgesicht

Es donnert über der Pfaffengass'
Des weiland heil'gen römischen Reiches
Wie Gottes Heerschild jähen Streiches;
Der Morgen dämmert rosig blaß.

Und wie der Schlag weithin verhallt,
Wogt eine graue Nebelmasse,
Als zög' ein Heervolk seine Straße,
Das auf den Wassern endlos wallt.

Im Zwielicht raget Dom an Dom,
An allen Fenstern lauscht's verstohlen;
Doch auf gedankenleichten Sohlen
Vorüber eilt der Schattenstrom.

Das rauscht und tauschet Hand und Kuß,
Der Sturmhauch rührt verjährte Fahnen
Wie neues Hoffen, altes Mahnen,
Erschauernd wie ein Geistergruß.

Was brav und mannhaft ist, vereint
Zieht es, den letzten Streit zu schlagen;
Er klirrt zu Fuß, zu Roß und Wagen,
Zum Freunde wird der alte Feind,
Und neben Siegfried reitet Hagen.

VII. Sonnwende und Entsagen

Ich hab' in kalten Wintertagen

Ich hab' in kalten Wintertagen,
In dunkler hoffnungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen,
O Trugbild der Unsterblichkeit.

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
Nun seh' ich, daß ich wohlgetan;
Ich habe neu das Herz umkränzet,
Im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strome,
Er rinnt mir kühlend durch die Hand;
Ich schau' hinauf zum blauen Dome —
Und such' kein beßres Vaterland.

Nun erst versteh' ich, die da blühet,
O Lilie, deinen stillen Gruß,
Ich weiß, wie hell die Flamme glühet,
Daß ich gleich dir vergehen muß!

Die Zeit geht nicht

Die Zeit geht nicht, sie stehet still,
Wir ziehen durch sie hin;
Sie ist ein Karawanserei,
Wir sind die Pilger drin.

Ein Etwas, form- und farbenlos,
Das nur Gestalt gewinnt,
Wo ihr drin auf und nieder taucht,
Bis wieder ihr zerrinnt.

Es blitzt ein Tropfen Morgentau
Im Strahl des Sonnenlichts;
Ein Tag kann eine Perle sein
Und ein Jahrhundert nichts.

Es ist ein weißes Pergament
Die Zeit, und jeder schreibt
Mit seinem roten Blut darauf,
Bis ihn der Strom vertreibt.

An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End',
Auch ich schreib' meinen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgeblüht
In deinem runden Kranz;
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz.

Siehst du den Stern

Siehst du den Stern im fernsten Blau,
Der flimmernd fast erbleicht?
Sein Licht braucht eine Ewigkeit,
Bis es dein Aug' erreicht!

Vielleicht vor tausend Jahren schon
Zu Asche stob der Stern;
Und doch steht dort sein milder Schein
Noch immer still und fern.

Dem Wesen solchen Scheines gleicht,
Der ist und doch nicht ist,
O Lieb', dein anmutvolles Sein,
Wenn du gestorben bist!

Wir wähnten lange recht zu leben

Wir wähnten lange recht zu leben,
Doch fingen wir es töricht an;
Die Tage ließen wir entschweben
Und dachten nicht ans End' der Bahn!

Nun haben wir das Blatt gewendet
Und frisch dem Tod ins Aug' geschaut;
Kein ungewisses Ziel mehr blendet,
Doch grüner scheint uns Busch und Kraut!

Und wärmer ward's in unsern Herzen,
Es zeugt's der froh gewordne Mund;
Doch unsern Liedern, unsern Scherzen
Liegt auch des Scheidens Ernst zu Grund!

Rosenglaube

Dich zieret dein Glauben, mein rosiges Kind,
Und glänzt dir so schön im Gesichte!
Es preiset dein Hoffen, so selig und lind,
Den Schöpfer im ewigen Lichte!
So loben die tauigen Blumen im Hag
Die Wahrheit, die ernst sie erworben:
Solange die Rose zu denken vermag,
Ist niemals ein Gärtner gestorben!

Die Rose, die Rose, sie duftet so hold,
Ihr dünkt so unendlich der Morgen!
Sie blüht dem ergrauenden Gärtner zum Sold,
Der schaut sie mit ahnenden Sorgen.
Der gestern des eigenen Lenzes noch pflag,
Sieht heut schon die Blüte verdorben —
Doch seit eine Rose zu denken vermag,
Ist niemals ein Gärtner gestorben.

Drum schimmert so stolz der vergängliche Tau
Der Nacht auf den bebenden Blättern;
Es schwanket und flüstert die Lilienfrau,
Die Vögelein jubeln und schmettern!
Drum feiert der Garten den festlichen Tag
Mit Flöten und feinen Theorben:
Solange die Rose zu denken vermag,
Ist niemals ein Gärtner gestorben!

Die Gräber

Zwei Gräber waren auf der Heide,
Von Immortellen ganz bedeckt,
Ein schönes Weib mit schwerem Leide
Lag auf dem einen hingestreckt;
Das andre hielt mit bittern Tränen
Ein trauervoller Mann bewacht,
Und beide sahn mit Liebessehnen
Hinauf zur hellen Frühlingsnacht.

„In jenen heil'gen Atherfernen
Harrt nun die liebste Seele mein,
Bald werd' ich unter goldnen Sternen
Auf ewig, ewig bei Ihm sein!
Als einen Hauch und Seufzer zähle
Ich noch die kurze Spanne Zeit;
Dann aber sind so Lieb' wie Seele
Ganz der Unendlichkeit geweiht!"

„O kreiset rascher, träge Sonnen!
Und löset dieses Leibes Bann,
Daß ich befreit in neuen Wonnen
Mein selig Liebchen finden kann!

Heil mir! Ich will sie wiedersehen!
Und ob auch Stern um Stern zerbricht,
In Ewigkeit wird nie vergehen
Zwei treuer Seelen Bund und Licht!"

So riefen Weib und Mann, so beide,
Ganz in den eignen Gram gebannt;
Sie sahn sich nicht auf dunkler Heide,
Die Blicke himmelwärts gewandt.
So trauerten sie, bis der Morgen
Errröten hieß der Wolken Schar,
Im Atherblau das Gold verborgen
Und lichter Tag auf Erden war.

Da rafften sie sich auf und gingen
Entlang das schimmernde Gefild,
Bis plötzlich ihre Augen hingen
Eins an des andern schönem Bild.
Und eh der junge Tag, der warme,
Die letzten Tränen weggeküßt,
Schon fielen lächelnd in die Arme
Sich beide, Leid in Luft gebüßt.

Der Enkel Trupp mit festen Händen
Auf selber Heid' im Sonnenschein
Sieht pflügen man und singend wenden
Ein längst verschollenes Gebein.
Sie decken rasch, was sie gefunden
Mit jungen Saaten, im Gemüt
Leis ahnend, daß die eignen Stunden
Aus diesem Tode nur erblüht!

Wochenpredigt

In heißem Glanz liegt die Natur,
Die Ernte lagert auf der Flur;
In langen Reihn die Sichel blinkt,
Mit leisem Geräusch die Ähre sinkt.

Doch hinter jenen grünen Matten,
In seines Kirchleins kühlem Schatten

Geborgen vor dem Stich der Sonne,
Da steht das Pfäfflein der Gemeine,
Auf diesem, dann auf jenem Beine,
In seiner alten Predigertonne
Hoch an dem Pfeiler grau und fest,
Dem Kranich gleich in seinem Nest.

Schwarz glänzt das kurzgeschorne Haar,
Wie Röslein blüht das Wangenpaar;
Nur etwas schläfrig blinzen nieder
Die Äuglein durch die fetten Lider,
Weil er sich seiner Wochenpredigt
Mit ziemlich saurer Müh' entledigt.
So spricht er von dem ewigen Leben,
Das nach dem Tod es werde geben:
Wie man auch da noch müsse ringen
Und immer weiter vorwärts dringen,
Und nie von Handel und Wandel frei,
Bis man zuletzt vollkommen sei;
Von einem Stern zum andern hüpfen
Und endlich in den Urquell schlüpfen.
Doch unten in des Kirchleins Tiefen
Die Hörer auf den Bänken schliefen.
Sie waren alle hoch an Jahren,
Mit weißen oder gar keinen Haaren,
Ganz klingeldürre Fraun und Greise,
Gebeugt von ihrer langen Reise;
So lehnten sie an ihren Krücken
Mit lebensmüdem sanften Nicken.
Sie hatten gelebt und hatten gestritten,
Erde gegraben und Garben geschnitten,
Bürden getragen und Freuden gehabt
Und, wenn sie gedürstet, sich gelabt.
Sie hatten nicht ihr Leben verfehlt,
Kein Genie und keine Tugend verhehlt,
Auch keine Schwänke unterlassen;
Wen f' konnten bei der Nase fassen,
Den haben sie gar fest ergriffen
Und ihn mit Freuden ausgepfiffen,
Und immer bezahlt, was sie geborgt,

Und fleißig doch für Erben gesorgt.
Die Predigt schweigt, sie sind erwacht,
Die Kirchentür wird aufgemacht,
Und leuchtend bricht der grüne Schein
Der Bäume in die Dämmrung ein.
Die Alten stehen mühsam auf
Und setzen sich gemach in Lauf
Und schleichen seltsam kreuz und quer
Zwischen den Gräbern hin und her.
Sie setzen sich auf die Leichensteine
Und reiben ihre kranken Beine,
Sie hüsteln, spucken aus und lachen
Und sprechen bewußtlos kindische Sachen.
Sie schauen in die goldnen Auen,
Wo ihre Enkel und Sohnesfrauen
Im fernen Sonnenglanze gehen,
Die reifen Früchte rüstig mähen;
Sie sehen in all den hellen Schein
Mit blöden Augen stumm hinein.
Schon ist verklungen leis und weit
Das Lied von der Unsterblichkeit.
Und wie vor langen achtzig Jahren
Die Flämmlein im Entstehen waren
Und mählich aus der tiefen Nacht
Sich in ein helles Licht entfacht,
Das freilich auch sich ewig schien,
So glimmen sie jetzt wieder hin
Und denken Beßres nicht zu tun,
Als ewig, ewig auszuruhn.
Von Durst nach neuem Kommerzieren,
Wenn recht ihr schaut, ist nichts zu spüren.

Das Pfäfflein ist nach Haus gekommen,
Hat einen Schluck zu sich genommen
Und wandelt jetzt im schmucken Garten,
Den kühlen Abend zu erwarten,
Wo er sich freut auf ein Gelage,
Zu dem er freundlich ist gebeten;
Doch steht die Sonn' noch hoch am Tage.
Des ist er nun in großen Nöten;

Er weiß, die besten Bachforellen
Werden auf blumiger Schüssel schwellen,
Ausländische Wurst und köstlicher Schinken
Reizen ihn zu frohem Trinken;
Er kennt die staubigen Flaschen zu gut
In Herrn Confratris frommer Hut,
Die schön geschliffenen Gläser dringen
Schon in sein Ohr mit feinem Klingen;
Er kennt das Tischlein hinter der Türen,
Von wo die Flaschen hermarschieren,
Bis er eine mit silbernem Hals entdeckt,
Die vor dem Abschied doppelt schmeckt.

Und noch drei lange, lange Stunden! —
Hier hat er Ranken angebunden,
Ein nagendes Räupchen abgelesen,
Dort aufgehoben einen Besen
Und an das Gartenhaus gelehnt,
Dann einen Augenblick gewähnt,
Er wolle auf den Sonntagmorgen
Noch schnell für eine Predigt sorgen;
Doch ist er hievon abgegangen,
Hat einen Schmetterling gefangen,
Wirft einen Socken über den Hag,
Der mitten in einem Beete lag.
Die Sonne steht noch hoch am Tag.
Er wird der langen Weil' zum Raube
Und sinkt in eine kühle Laube,
Macht dort ein Ende seiner Pein,
Schläft zwischen Rosen und Nelken ein.

O Pfäfflein, liebes Pfäfflein, sag',
Ist dir zu lang der eine Tag,
Was willst du mit all den Siebensachen,
Den Millionen Sternen und Jahren machen?

Fahrende Schüler

Fliehe nicht, du holde Maid,
Wenn wir dir vorüberkommen,
Leute, denen aus Wanderleid
Ist ein guter Stern entglommen!

Sind gebräunt in Wetter und Wind
Und gereift an heißen Sonnen;
Über unsre Wangen sind
Ein paar Tränen schon geronnen.

Treten jetzo fest einher,
Fühlen unter uns die Erde,
Nicht von eitlem Hoffen schwer,
Noch verzagend vor Gefährde.

Atmen froh das Morgenwehn,
Wenn wir durch die Lande schweifen;
Glauben nichts, als was wir sehn
Und mit unsern Sinnen greifen!

Halten nichts auf hohlen Dunst,
Mögen nichts auf Worte geben;
Doch verstehen wir die Kunst,
Wie wir denken, auch zu leben.

Scheiden leicht von jedem Traum,
Der sich nicht mit Wahrheit paarte;
Doch hegt unser Busen Raum
Für das Starke wie das Zarte.

Ruhen heut im sonnigen Tal,
Lauschend, wie die Knospen springen,
Stehen morgen im Wetterstrahl,
Wo die Stürme die Wolken schwingen.

Und es lobet unser Geist,
Was da lebt in Licht und Grauen;
Doch wir ehren noch zumeist,
Wenn sie gut sind, holde Frauen!

Flackre, ew'ges Licht im Tal

Flackre, ew'ges Licht im Tal,
Friedlich vor dem Fronaltare;
Auch dein Küster liegt einmal,
Der das Öl hat, auf der Bahre!

Rausche fort, du tiefer Fluß!
Dein Gesang wird fortbestehen;

Aber jede Welle muß
Endlich doch im Meer vergehen.

Nachtviolen, süß und stark
Duftet ihr durch diese Lauben,
Und ihr wißt das feinste Mark
Luft und Erde schnell zu rauben.

Von der warmen Nacht geküßt,
Säumt ihr nicht, es auszuhauchen,
Eh ihr selber wieder müßt
Eure Köpflein untertauchen.

Aus des Äthers dunklem Raum
Perlen leuchtend goldne Sonnen,
Kommen, schwinden wie ein Traum,
Doch gefüllt bleibt stets der Bronnen.

Und nur du, mein armes Herz,
Du allein willst ewig schlagen,
Deine Lust und deinen Schmerz
Endlos durch die Himmel tragen?

Ewig neu der Wirbel ist,
Zahllos aller Dinge Menge,
Und es bleibt uns keine Frist,
Zu beharren im Gedränge.

Wie der Staub im Sonnenstrahle
Wallt's vorüber, Kern und Schale —
Ewig ist, begreifst es du,
Sehnend Herz, nur deine Ruh!

VIII. Festlieder und Gelegentliches

An das Vaterland

O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!
Schönste Ros', ob jede mir verblich,
Duftest noch an meinem öden Strand!

Als ich arm, doch froh, fremdes Land durchstrich,
Königsglanz mit deinen Bergen maß,
Thronenflitter bald ob dir vergaß,
Wie war da der Bettler stolz auf dich!

Als ich fern dir war, o Helvetia!
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid;
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud',
Wenn ich einen deiner Söhne sah!

O mein Schweizerland, all mein Gut und Hab!
Wann dereinst die letzte Stunde kommt,
Ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt,
Nicht versage mir ein stilles Grab!

Werf' ich von mir einst dies mein Staubgewand,
Beten will ich da zu Gott dem Herrn:
„Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland!"

Wegelied

Drei Ellen gute Bannerseide,
Ein Häuflein Volkes, ehrenwert,
Mit klarem Aug', im Sonntagskleide,
Ist alles, was mein Herz begehrt!
So end' ich mit der Morgenhelle
Der Sommernacht beschränkte Ruh
Und wandre rasch dem frischen Quelle
Der vaterländ'schen Freuden zu.

Die Schiffe fahren und die Wagen,
Bekränzt, auf allen Pfaden her;
Die luft'ge Halle seh' ich ragen,
Von Steinen nicht noch Sorgen schwer;
Vom Rednersimse schimmert lieblich
Des Festpokales Silberhort:
Heil uns, noch ist bei Freien üblich
Ein leidenschaftlich freies Wort!

Und Wort und Lied, von Mund zu Munde,
Von Herz zu Herzen hallt es hin;
So blüht des Festes Rosenstunde
Und muß mit goldner Wende fliehn!

Und jede Pflicht hat sie erneuet,
Und jede Kraft hat sie gestählt
Und eine Körnersaat gestreuet,
Die nimmer ihre Frucht verhehlt.

Drum weilet, wo im Feierkleide
Ein rüstig Volk zum Feste geht
Und leis die feine Bannerseide
Hoch über ihm zum Himmel weht!
In Vaterlandes Saus und Brause,
Da ist die Freude sündenrein,
Und kehr' nicht besser ich nach Hause,
So werd' ich auch nicht schlechter sein!

Die Landessammlung

zur Tilgung der Sonderbundskriegsschuld 1852

Wohl dehnen endlos Steppen sich, drauf dünnes Volk gesäet,
In dessen Hirn ein leichter Geist wie Sand vorm Auge wehet;
Doch unser Land ist eng und hoch zum Himmel aufgetürmt,
Darinnen hat ein groß Geschick schon manches Mal gestürmt.

Und dieses Schicksals nennen wir mit Fug uns selbst die Schmiede;
Wir feilen sechs Jahrhundert schon am selben alten Liede,
Bald sacht und leis, bald laut und rauh, wie es der Zeiten Lauf;
Und mehr als einmal sprüht' es heiß von Feil' und Hammer auf!

Das Sprühen ist der Bürgerkrieg, der Völker Fluch geheißen;
Doch festet es ein gut Metall, wo schwache Ketten reißen.
Gerade weil wir Schmiede sind, so schmieden wir in der Glut,
Die Pflugschar in der eignen Ess', das Glück aufs neue gut!

Die rechte Faust im Bürgerkrieg verkrallt und festgebunden,
Hat doch die link' den fremden Feind dort kämpfend überwunden,
Wo bei Sankt Jakob an der Birs ein Mann auf zehen kam,
Die sterbend zur Gesellschaft er mit sich zum Hades nahm.

Nicht solcher Taten rühmen wir uns, die wir heute leben;
Jedoch, ist leichter unsre Hand, ist geistiger auch das Streben.
Und zankten wir, und brauchten wir die Ratio ultima,
So sind nun alle überzeugt und alle sind noch da!

Wir stritten nicht um Geld und Gut und nicht um Land und Leute;
Die Leute waren wir alle selbst, ein neuer Bund die Beute,
Ein neues Recht, ein neues Haus, doch auf dem alten Plan,
Und, außer dem guten Neuenburg, kein neuer Stein daran!

Der Raum ist eng, die Seelen fest: „Hie alte — hie neue Zeiten!"
Erscholl's, und blutig maßen sich die Mehr- und Minderheiten.
Doch nun der Streit gestritten ist, so sind wir wie ein Mann,
Ein Mann, der sich bezwungen hat, und niemand geht's was an!

Wir teilten in die Arbeit uns als werkerfahrne Geister;
Doch keiner hat nun Knechteslohn und alle sind wir Meister!
Was soll nun noch das Schuldenbuch, der schnöde Kostenpunkt?
Ein Wicht, der sich bezahlen läßt das Glück, womit er prunkt!

Wie der Prozeß im Volk begann, als es zum Krieg gepfiffen,
So sei nun diese Sühne auch zuerst vom Volk ergriffen!
Du Schreiber in der Halle dort, zerreiße flugs den Wisch,
Denn sieh, schon drängt sich Kind und Greis um deinen Rechentisch!

Abschiedslied

An einen auswandernden Freund, Dr. Christian Heußer

1856

Von Berg und grünen Weiden
Steigt nieder der Genoß,
Und wieder heißt es meiden,
Was treue Lieb' umschloß!
Die letzten Jugendtage
Sind eben nun verrauscht,
Mit rauhem Flügelschlage
Der Wind ein Segel bauscht.

So geh zu Schiff, Geselle!
Und fahre deine Bahn!
Das mutige Wehen schwelle
Dir alle Segel an!
Doch stet, wie deine Ehre,
Und treulich, wie dein Sinn,
So tragen dich die Meere
Zu der Atlantis hin!

An Weltmeers Silberschäumen,
Durch fernes Palmengrün
Such' nicht in bangem Träumen
Der Heimat Firnenglühn!
Doch siehst du bang sich sehnen
Verlaßnes Schweizerblut,
Da hilf und still' die Tränen,
Das steht den Schweizern gut!

So schreite fest, umwandre
Die Welt an Wundern reich!
Kehr' einst und find uns andre,
Will's Gott, uns selber gleich!
Du kennst die besten Bande,
Die Altes binden neu:
Bleib treu dem Vaterlande,
So bleibst dir selber treu!

Marschlied

für das ostschweizerische Kadettenfest

1856

Was eilt zu Tal der Schweizerknab'
Und wandert aus den Toren?
Er fährt den Strom und See herab,
Was hat er wohl verloren?

Heiho! heiho! er sucht geschwind
Und findet seine Brüder,
Bis hundert und bis tausend sind
Und dreimal tausend wieder!

Hei seht! er schwärmt von Haus zu Haus
Und will schon Eisen tragen!
Sie ziehn mit Wehr und Waffen aus
Und auch mit Stück und Wagen.

Und auf des Herbstes goldner Au
Erglänzt in langen Zügen
Der Jugend kecke Heeresschau,
Und ihre Fahnen fliegen.

Von hundert Trommeln ist der Klang
Zum Vorgehn dumpf zu hören;
Das Blachfeld hier und dort entlang
Wallt Rauch aus tausend Röhren.

Der Eidgenossen Oberst schlägt
Zufrieden an den Degen;
Er ruft, von frohem Mut bewegt:
„Die Saat, die steht im Segen!

Und wie im hohen Schweizertann
Die alte Brut gesungen,
So, wehr dich, guter Schweizermann!
So pfeifen auch die Jungen!"

Schweizerdegen

Tischlied am Jahresfest der schweizerischen Militärgesellschaft 1857

Heißt ein Haus zum Schweizerdegen,
Lustig muß die Herberg sein;
Denn die Trommel spricht den Segen,
Und der Wirt schenkt Roten ein!
Kommen die Gäste, schön' Wirtin, sie lacht,
Sie hat schon manchen zu Bette gebracht!

Ist kein Volk fast allerwegen,
Was da nicht schon eingekehrt,
Und der Wirt zum Schweizerdegen
Hat den Eintritt nie verwehrt,
Hat dann die blutige Zeche gemacht,
Daß die Frau Wirtin vor Freuden gelacht.

Zweiundzwanzig Schilde blitzen
Von dem Giebel weit zu Tal;
Zeug- und Bannerherren sitzen
Harrend in dem hohen Saal,
Lauschend, bis jauchzend die Mutter sie ruft
Und von den Schilden erklinget die Luft.

Und auf allen Weg' und Stegen
Steht es auf zu Berg und Tal;

Hört, es klingt der Schweizerdegen,
Hört, es singt der alte Stahl!
Tut ihm genug und erprobt ihn vereint!
Besser, das Mütterchen lacht, als es weint!

Wo in Ländern, schön gelegen,
Wo in altgetürmter Stadt
Schweizerherz und Schweizerdegen
Die gemeine Herrschaft hat,
Da ist die Mutter, so hold und so fein,
Lacht sie, so wird's Frau Helvetia sein!

Eröffnungslied

am eidgenössischen Sängerfest 1858

Wir haben hoch im Bergrevier
Den Tannenwald gehauen,
Draus euch in rot und weißer Zier
Das Wanderzelt zu bauen.
Herein, was nun die Halle faßt,
O Schweizerkind! Du deutscher Gast!
Und wie's im Bergwald kühn erklang,
Laßt rauschen hier den Männersang!

Die grauen Adler schrieen wild,
Seit wir zuletzt gesungen,
Da ist der Freiheit Silberschild
Gar hell und rein erklungen!
Wir kehrten ein ins eigne Herz,
Da löst sich jeder Groll und Schmerz,
Da hatte sich die Treu' gelohnt,
Der Rat, der stet im Manne wohnt.

Es ward geraten, ward gebraut
Auf aller Herren Gassen;
Doch jeder tat da, still wie laut,
Was er nicht konnte lassen!
Ein Mehrer seines Reichs zu sein,
Dünkt sich der Fürst im roten Schein;
Wir mehrten nur im Heimatland
Den Menschenwert mit reiner Hand!

Erhebt die Stimmen froh und hell!
Ringt um des Preises Schale!
Dann setzt euch an den Purpurquell,
Singt abermals beim Mahle!
Und singt: Das Land ist eben recht,
Ist nicht zu gut und nicht zu schlecht,
Ist nicht zu groß und nicht zu klein,
Um drin ein freier Mann zu sein!

Wie grüne Aun im Firnenschnee
In alter Zeit verschwunden,
So hat noch jedes Volk das Weh
Des Endes auch empfunden;
Doch trotzen wir dem Untergang
Noch langehin mit Sang und Klang!
Noch halten wir aus eigner Hand
Dich hoch empor, o Vaterland!

Das neue glückhafte Schiff

Erinnerung an die Luftfahrt, welche am Schlusse des eidgenössischen Gesangfestes 1858 zu Ehren der elsässischen Sänger auf dem Zürichsee stattfand. Auf dem Schiffe glänzte vor allem das von Straßburg den Zürchern gebrachte Geschenk eines schönen Trinkhornes, das jetzt die Stadtbibliothek bewahrt.

Die Freundschaft fuhr auf klaren Wogen,
Das Schiff war wahrlich gut bemannt!
In heitrer Luft vereinigt flogen
Die alten Banner wohlbekannt;
Und aus der Tiefe rauscht' die Sage
Verwundrungsvoll ans Licht empor,
Sie, die im Glanz verschwundner Tage
Einst auf dem Rhein zum Festgelage
Sah fahren schneller Männer Chor.

Wir hoben singend aus den Wellen
Die viermal hundertjähr'ge Fee;
Sie schaute lachend uns Gesellen,
Das Glanzgestad', den blauen See;

Sie sah ein Kleinod leuchtend schwenken,
Das Horn in Gold und Elfenbein,
Wie's reiche Treu' nur kann erdenken,
Als gält' es, Helden draus zu tränken, —
Das blitzt' im Julisonnenschein.

Sie neigte trinkend sich zum Horne
Und wurde jung vom goldnen Schaum;
Begeistert rief die schöne Norne:
„Es ist ein Traum und doch kein Traum!
So seid ihr Männer von den gleichen,
Die ich zusammen einst geführt,
Von jenen mut- und freudereichen,
Die da nicht wanken und nicht weichen,
Wo keck zu leben sich's gebührt?"

Wohl sind wir andre, doch wir wohnen
Im Haus, das jene aufgebaut;
Noch hüten wir die Mauerkronen,
Von denen jene ausgeschaut.
Wir hoffen, da noch Trauben reifen,
Es jenen Alten nachzutun,
Ein gutes Ziel nicht bloß zu streifen,
Das Steuer recht und fest zu greifen
Und niemals vor der Tat zu ruhn!

Nun stieg ein Eiland aus den Fluten,
Da sprang die Freundschaft an den Strand;
Wir knüpften neu der wohlgemuten
Im Grünen jedes schmucke Band.
Manch schönes Aug' war zu gewahren
Im holden Hin- und Widergehn;
So mögen noch der Enkel Scharen
Die Flut des Lebens froh befahren
Und unsre Städte fortbestehn!

Ufenau

1858

Von den Züricher Studenten anläßlich einer festlichen Fahrt nach Ulrichs von Hutten Grabinsel gesungen.

Hier unter diesem Rasengrün,
Wo wir in Jugend stehn,
Da liegt ein Ritter frei und kühn,
Wie keiner mehr zu sehn!
Er floh herein vom römischen Reich,
Trug einen Lorbeerkranz,
Das Antlitz zorn- und kummerbleich,
Das Aug' voll Sonnenglanz!

Und wo die Well' den Blumenstrand
In holder Minne küßt,
Warf er sein Schwert auf sichres Land
Und rief: „Sei mir gegrüßt!"
In schwerer Not sank er dahin,
Zerbrochen das Gebein;
Doch glühte noch sein starker Sinn
Im Tod wie junger Wein.

Nun weht sein Schatten um uns her,
Nun ruft sein Geist uns zu:
„Ich war ein Schiff auf wildem Meer,
Ich kannte keine Ruh;
Ihr wißt, was ich gestritten hab'
Und was gelitten auch;
Doch stieg' ich nochmals aus dem Grab,
Übt' ich den gleichen Brauch!

„Die Qual verfliegt, die Sorg' ist klein,
Nun bin ich unbeschwert;
Die besten Freunde nannt' ich mein
Und fand mich ihrer wert!
Ihr lieben Brüder, wagt es nur
Und acht't die Not gering!
Das Elend zeigt die goldne Spur,
Wo sich ein Held erging!"

Du lichter Schatten, habe Dank,
Gut sprach dein kühner Mund!
Und wem der Sinn von Zweifel krank,
Der wird an dir gesund!
Wie diese lustige Silberflut
Dein Grab so hell umfließt,
So uns dein nie geschwundner Mut
Das frohe Herz erschließt!

Schütz im Stichfieber

1859

„Geh, gewinn mir Geld ins Haus!"
Sprach das böse Weib zum Schütz;
Er gewann, in Saus und Braus
Bracht' er's durch, der gute Schütz;
Denn er dacht', noch mancher Schuß
Bleibt mir für das böse Weib,
Bleibt mir für den Hausverdruß —
Jetzo gilt's dem Zeitvertreib!

Becher, Uhr und blankes Geld,
Alles schlug er durch, der Schütz,
Manchen Beutel leert' der Held,
Stets gewann er neu, der Schütz,
Schenkt' die Uhr der schönen Dirn'
Recht zum Hohn dem bösen Weib;
In den Bechern klar und firn
Perlt' der Wein zum Zeitvertreib.

Also trieb er's Tag und Nacht,
Bis zu End' das große Fest
Und die bittre Reu' erwacht,
Weil er denkt ans Drachennest,
Wo der böse Drach' ihm haust,
Der nur Gold und Silber frißt;
Und dem guten Schützen graust,
Da er die Gefahr ermißt.

Blieb ihm noch ein Schuß zur Hand
Und noch zehn Minuten Zeit

Für den Stich ins „Vaterland" —
Ach wie scheint die Scheibe weit!
Hell vom Tempel blinkt der Gruß
Goldgefüllter Silberschal':
„Sie gewinn' ich, weil ich muß,
Denn es bleibt mir keine Wahl!

„Vater Tell im Himmelszelt!
Biedrer Schütz in Gottes Schoß!
Lenk' dein Falkenaug' zur Welt,
Hilf mir, denn die Not ist groß!
Mach' den Willen fest und frei,
Reglos sicher meine Hand!
Sind die Zeiten denn vorbei,
Da man Meisterschüsse fand?"

Und er schlägt bedächtlich an,
Zielet lang, der gute Schütz;
Was verwirrt ihm Sinn und Plan?
Setzt er ab, der gute Schütz?
Und er starrer bleich und fremd,
Starret sprachlos nach der Scheib' —
Denn im roten Zeigerhemd
Sah er gaukeln dort sein Weib.

Niemand sah's, als er allein,
Und er sieht's, so oft er zielt!
Macht's die Angst, ist es der Wein,
Der ihm das Gehirn bespült?
Zweimal, dreimal schlägt er an,
Zitternd stark am ganzen Leib —
Immer tanzt auf grüner Bahn
Grad' im Schuß das rote Weib.

Und die Sippe kommt zur Stell',
Freunde, Vettern ringsherum,
Büchsenmeister und Gesell,
Lader, Warner grad' und krumm!
Ei welch ein berühmter Schütz,
Der so viel Klienten hat,
Die ihm dienlich sind und nütz,
Jeder gibt ihm guten Rat!

Dieser untersucht das Schloß,
Jener dreht ein Schräubchen an,
Der gebietet Ruh dem Troß
Und ein andrer spannt den Hahn,
Und der fünfte flößt ihm Mut,
Doch der sechste stellt sich bang,
Und der siebte hält den Hut
Vor den Sonnenuntergang!

Endlich doch ermannt er sich,
Zielt in Wut, der gute Schütz,
Und die Freunde, feierlich,
Sie umstehn den kühnen Schütz,
Und er sieht das böse Weib,
Schließt die Augen — sei's, weil's muß!
Und er drückt — fort ist das Weib
Und zum Teufel ist der Schuß!

Eben dröhnt Kanonenknall,
Feierabend Schütz und Rohr!
Tausendfacher Gläserschall!
Klangvoll schließt des Tages Tor!
Klanglos mit gebeugtem Mut
Heimwärts wallt der arme Wicht —
Sich zur Freude schoß er gut;
Für den Geiz gelang's ihm nicht.

Becherlied

auf das eidgenössische Sängerfest in Chur 1862

Der Traube Saft behagt dem Mund,
Doch Müh' erheischt der edle Wein,
Und blitzt des Bechers köstlich Rund:
Sein Silber will gegraben sein;
Dann harret erst noch auf das Erz
Des Schmiedes kunsterfahrne Hand,
So ähnlich reift des Mannes Herz
Entgegen seinem Vaterland.

So schwebt das Lied wie Glockensang
Durch heitre Sommerluft einher
Und kündet laut, daß winterlang
Dem Sänger keine Müh' zu schwer.
Drum schafft, bis aus dem Becher blinkt
Der Männer Ehre schön verklärt
Und keiner mehr aus Silber trinkt,
Der nicht des Weins und Silbers wert!

Wie Glück und Glas so leicht zerbricht,
Nur etwas später bricht das Erz,
Die Schale schmilzt — die Seele nicht,
Sie glüht bewegend Herz um Herz.
Die höchsten Tempel stürzen ein,
Des Werkmanns reiche Hand verdorrt,
Verwildert stirbt am Berg der Wein —
Doch alles lebt im Liede fort.

Und wo sein ferner goldner Ton
Aus Trümmern neue Völker hebt,
Blüht auch die neue Rebe schon
Und ihre Ranke spinnt und webt;
In Wäldern trinkt am Felsenquell
Das Hirtenkind aus hohler Hand,
Bis wieder bringt aus Bechern hell
Der Mann sein Hoch dem Vaterland!

Gedächtnis an Wilhelm Baumgartner,
Gesangführer und Tondichter, gest. 1867.

Gesprochen am schweizerischen Musikfest 1867

Haltet, Freunde, eine kurze Weile
Auf des Festes hellen Silberwogen,
Daß noch einmal zu erscheinen eile
Euch der Freund, der unlang fortgezogen,
Als der junge Lenz im Lande war,
Fort zu der Gewesnen stiller Schar.

Still und freundlich kommt er aus der süßen
Ruh' der ew'gen Nacht herangegangen,

Still und freundlich will er schnell euch grüßen,
Noch sein Lächeln auf den bleichen Wangen,
Will noch rasch in eure Freude sehn
Und zufrieden wieder heimwärts gehn.

Grüßt das traute Bild nur traulich wieder,
Grüßt den Schatten, der euch nicht erschreckt!
Grüßt ihn mit dem Klange seiner Lieder,
Der so oft euch das Gemüt erweckt!
Und von euern Kränzen reich belaubt
Leget einen auf sein gutes Haupt!

Mancherlei sind unsers Volkes Gaben;
Denn auch mancherlei hat es zu tun,
Und beim harten Ringen, wie zum Ruhn
Muß es einen guten Spielmann haben,
Der, wenn Sichel, Schwert und Hammer klingt,
Stets dazu die rechte Weise singt.

Unser Spielmann war er treu und klug,
Meister Wilhelm mit der rechten Weise,
Und sein Sinn wie froher Fahnenflug,
Und sein Herz ertönte laut und leise!
Lenz- und sommerlang, sein Spiel zur Hand,
Ging er treulich mit dem Vaterland.

Mit dem Vaterland und allen Freien
Ging er stets dem goldnen Licht entgegen;
Freiheit, Licht und Wohlklang, diesen dreien
Galt der Takt von seines Herzens Schlägen.
Was er tat, das tat er recht mit Fleiß,
Und beim Schmieden war sein Eisen heiß.

Neulich sahen wir in Sommerstunden,
Wie der Schnee auf grünen Linden lag,
Von der Last das Ährenfeld gebunden
Niedersank vor seinem Erntetag;
Schlimmes Jahr! So sank der Sänger nieder —
Hier sein Schatten noch und seine Lieder!

Ein Gedenken noch und seine Lieder,
Alles, was uns bleibt, und doch genug!
Fröhlich heben wir die Fahnen wieder,
Und es ruft aus ihrer Falten Flug
Seine Stimme wie in Abendglut:
Lebt und singt, doch singet fein und gut!

Auf das eidgenössische Schützenfest
1872

Im Laube weht der Sommerwind
Und über das Halmenmeer,
Da naht mit ihrem Festgesind
Die Fahne freudenschwer!
Da wallt das Völklein Wohlgetan,
Der Schalk zieht mit dem Biedermann
Froh hinter ihr einher.

Halt! Steckt das Banner auf den Turm:
Hie Schweizerland zehn Tag',
Zehn Tage lang Gemütersturm
Und Vaterlandsgelag!
Doch in der Brandung lautem Spiel
Sucht still der Schütz sein altes Ziel,
Der Schütz vom alten Schlag.

Ihr andern aber heuchelt nicht
Und gebt euch, wie ihr seid,
Und eh das Herz vor Schweigen bricht,
Verkündet euer Leid!
Der Weise spreche warm erregt,
Der Schwätzer schwatze tief bewegt
In seinem Narrenkleid!

Und zürnt ihr, sei die Hand geballt
Von echtem Freundeszorn:
Sie öffnet sich, sobald erschallt
Das alte Wunderhorn!
Wir dürsten all nach einem Trank
Und baden alle, wenn wir krank,
In einem klaren Born!

Die Freiheit gibt sich nicht in Pacht,
Sie folgt nicht einem Mann
Und hat noch immer den verlacht,
Der sie zu fangen sann,
Das einz'ge Weib, dem gut es steht,
Wenn es mit tausend Männern geht,
Vertraut in Ring und Bann.

Die wilden Rosen auf dem Hut,
Läßt sie die Augen gehn;
Dann braust verwirrt der Männer Blut,
Daß sie sie doppelt sehn[1]).
Und wie das Volk im Streite ringt,
Sie ordnend ihre Fahne schwingt
Und läßt's im Reihn sich drehn.

Nun seid gegrüßet Mann für Mann,
Die Festfanfare schallt!
Nun treib' es jeder, wie er's kann,
Ein Rufer in den Wald!
Getrost vergeßt des Tages Not,
Bis daß im zehnten Abendrot
Der letzte Schuß verhallt!

Schlußgesang

am Volkstage in Solothurn für Annahme der abgeänderten Bundesverfassung

1873

Schließt auf den Ring, drin wir im Frieden tagten,
Aus treuer Brust entbietend unsern Rat!
Die Zweifel fliehn, die lang am Herzen nagten,
Und mit uns schreitet froh der Geist der Tat.
Es muß, laßt's laut erschallen,
Die letzte Zwingburg fallen!
Dann wall' empor aus deiner dumpfen Gruft,
O Seele, frei, wie Gottes goldne Luft!

[1]) Das Land war zur Zeit durch die politischen Gegensätze namentlich des Föderalismus und Zentralismus bei Erneuerung der Bundesverfassung aufgeregt, sowie durch die Fragen der Beseitigung der konfessionellen Schranken im bürgerlichen Leben.

Von Bergen rauscht's wie unsichtbare Fahnen,
Von Flühen ruft's wie leise Geisterwacht;
Gelagert lauscht das Schattenheer der Ahnen,
Die uns den Leib von Ketten frei gemacht.
Nun tönt ihr Sang hernieder
Und hallt vom Felsen wider:
Laß dich nicht reun, lebendiges Geschlecht,
In deiner Zeit zu finden auch dein Recht!

Tut auf den Ring und zieht ihn weit und weiter
Durch tausend Boten über Berg und Tal!
Bald glüht der Bund und flammet stet und heiter
Den Völkern all ein friedlich Feuermal.
Was schlecht ist, soll zerrinnen,
Die Lüge nicht gewinnen!
Ein furchtlos Herz und offne Bruderhand
Gewinnt den Sieg im alten Heimatland!

Prolog

zur Schillerfeier in Bern 1859

Nachdem wir nun begraben, was das letzte
Jahrhundert, das wir lebten, groß gemacht
Und reich, an Schicksal wie an Taten,
An hochgespanntem Denken und Empfinden,
Daß hier in einer Nacht die Haare bleichten
Und dort ein Tag ein Leben in sich trug
Erhöhten Seins, voll Geisterseligkeit —
So übrigt uns, gleich armen Ährenlesern,
Die Gräber überspringend, rückzugreifen
Und den erwählten Tagen nachzugehn,
Die all dies Leben uns ans Licht geboren.
Denn nach dem Einzeln messen wir die Menschheit,
Bis uns das Maß der matten Hand entsinkt
Und wir dahingehn, ungewiß, ob einst
Das Ganze größer als der Teil wird werden.

Heut ist der Ehrentag der schwäb'schen Mutter,
Die ihre Freude an die Brust gelegt,
Nicht ahnend, was der Welt sie weihvoll brachte.

Ein weis Gesetz verhüllt, wie aller Liebe,
So auch der unschuldvollen Mütter Auge;
Denn wüßten sie, was sie auf Händen tragen,
So schlüge hochverwirrt ihr weiches Herz
Vor Stolz und Wonne oder auch vor Grauen,
Und stürmisch flöss' dem Kind die weiße Nahrung,
Das erste süße Mittel wider'n Tod.
Doch heute, wo der Tag sich hundertmal
Ruhmvoll erneut und hundertfältig leuchtet,
Heut schaun wir sehnsuchtsvoll den lichten Mann,
Den jene Sonne uns heraufgebracht,
Und sehen seine morgenrote Bahn
Mit hellem Vorwurf uns herüberglänzen
Auf dieses Brachfeld einer Zwischenzeit.

Und wo im weiten Reich des deutschen Wortes
Und wo es wanderlustig hingezogen,
Sich überm Meer Kraft und Gestalt zu suchen,
Drei Männer sind, die nicht am Staube kleben,
Da denken sie bewegt an Friedrich Schiller
Und mit ihm an das Beste, was sie kennen!
Er aber ruft aus seinem ew'gen Morgen:
„Ich steh' euch fest und steh' euch unbezwinglich!
Und hilft's euch nicht, so steh' ich euern Kindern,
Und auch den Kindern steh' ich eurer Kinder,
Bis sie gelernt, mit reiner, starker Hand
Das alte Sehnen frei sich zu erfüllen
Und meisterlich zu leben, wie sie denken!"

Wir aber an der Grenzmark seiner Sprache,
Wir hier im alten ehrenreichen Bern,
Der neuen Bundesstadt der Eidgenossen,
Wir rufen seinen Schatten, wohlbewußt
Des, was wir tun, laut her in unsre Mitte;
Wir richten auf sein Bild in unsern Herzen
Und wissen zwiefach wohl, warum wir's tun!

Zwar lehret nicht die Not des Tages uns
Zu solchen Sternen aus Verzweiflung beten;
Denn treulich fest bestehn wir unser Dasein
Und hoffen Daseinsrecht auch zu erhärten,

Sobald die Stunde nicht mehr säumt, die drohend
Uns einen Frager vor die Schwelle führt.
Ob wir in unserm Land gelassen hausen,
Ob regen Sinnes in die Ferne schweifen,
Wir schaffen allwärts recht und schlecht das unsre,
Nie rühret uns, was unerreichbar ist.
Auch kitzelt uns nicht müßige Verehrung,
Ein Bild zu schaffen und es anzubeten,
Weil stolz bescheiden wir uns rühmen dürfen:
So manchen guten Mann wir unser nennen,
Die Quelle seines Wertes springt im Volke,
Und was er ist, dankt jeder dieser Quelle.
Und dennoch preisen wir des Tages Helden
Im wohlerwognen Sinn für künft'ge Tage.

Uns hat das Schwert das Vaterland gegründet,
Wie's uns behagt, ein warm gebautes Haus.
Die eigne Treu', dazu die Gunst des Himmels,
Ein freundlich Glück im Sturmgewog' der Zeiten
Erhielten uns das Haus mit seinem Wappen.
Doch was der Väter Schwert nachhaltig schuf,
Was der Geschlechter treue Denkart wahrte
Und was des Himmels Sonne hell besiegelt:
Nicht ist es uns ein Bett der trägen Ruhe,
Der Buhlerin des grauen Unterganges!
Nein, rüstig leben wir und tun es kund
Im rastlos wachen Fleiß, der sich ergeht
In Talesgründen und auf luft'gen Höhen,
Und unsre hurt'gen Wasser treiben lachend,
Das Land durcheilend, tausend schnelle Räder.
Auf allen Meeren schwimmen unsre Güter,
Und wo die großen Völker ihre Märkte
Wetteifernd halten, breitet auch der Schweizer
Rühmlich die reichgehäuften Waren aus.
Zugleich wird fort und fort das alte Schwert
Mit neuem Eifer vorbedacht geschliffen,
Dem ärmsten Mann im Land zu Trost und Freude.
In hellen Sälen wird Vertrag und Recht,
Gesetz und Ordnung forschend ausgebildet,
Wie es das wechselvolle Leben heischt;

Und selbst der Gegensätze zorn'ge Flammen
Besiegt die stärkre Hand des guten Willens,
Der nicht vergeblich in die Schule ging.

Doch ist der Augenblick uns nicht das Höchste!
Drum führt der kinderfrohe Schweizermann
Der Jugend Scharen auf die freien Fluren,
Da läßt er kühn sie in der Sonne spielen,
An Tage sinnend, wo er nicht mehr lebt;
Und denkt er ehrend der Vergangenheit:
Des Landes Hoffnung liebt er wie sich selbst.
Der Enkel Wohlfahrt wägt er als die eigne,
Das ist die schönste Krone, die ihn ziert.

Das ist das Wort! Und mutig sag' ich es:
Vorüber sind die halbbewußten Tage
Unsichern Werdens und dämon'schen Ringens!
Und freudig sag' ich: unserer Geschichten
Sei nur das erste Halbteil nun getan!
So gilt es auch, die andre schuld'ge Hälfte
Mit unerschlaffter Hand heranzuführen,
Daß hell das Ende, das uns einst beschieden,
Sich in des Anfangs fernem Glanze spiegle,
Und daß es heißt: was diese werden konnten,
Das haben sie voll Lebensmut erfüllt!
Auf! schirrt die Wagen! Bewimpelt eure Schiffe,
Ins Reich der dunkeln Zukunft auszufahren,
Ein einig durchgebildet Volk von Männern,
Das redlich selbst sich prüft und kennt und dennoch
In ungetrübter Frische lebt und wirkt,
Daß seine Arbeit festlich schön gelingt
Und ihm das Fest zur schönsten Arbeit wird!
Zur höchsten Freiheit führt allein die Schönheit;
Die echte Schönheit nur erhält die Freiheit,
Daß diese nicht vor ihren Jahren stirbt.
Vollkraft und Ebenmaß gibt sie dem Denken,
Schon eh es sinnlich sich zur Tat verkörpert,
Und knechtisch ist das unschön Mißgestalte
Im Keim verborgener Gedanken schon,
Drum gelt' es uns, ein hohes Ziel zu stellen:
Da nun die niedern Mächte überwunden,

Die gröbern Elemente sich gefüget,
Laßt uns der Schönheit einen Ort bereiten,
Daß sie das Eigenart'ge und Besondre,
Was uns beschränkt, frei mit der Welt verbinde
Und auch bei uns zugleich Gestalt erwerbe,
Sie, die oft heimatlos im Äther wohnt!

Sie klärt des Priesters Wort zur reinen Liebe,
Sie hellt dem Ratsmann trefflich den Verstand,
Sie macht des Kriegers Waffen scharf und glänzend;
Dem Werkmann adelt sie die harte Arbeit,
Erhebt den Kaufmann über die Gefahr,
Sein Herz in seinen Schätzen zu begraben,
Und schützt, wie vor dem Rost des rohen Geizes,
Vor weichlicher Entnervung seinen Sinn;
Und selbst der Leidenschaft, die nimmer stirbt,
Nimmt sie das Gift, das zum Verderben führt.
Um alle windet sie ein Zauberband,
Das gleich uns macht im edlern Sinn des Wortes,
Wertvoll und fähig zu der Freiheit Zwecken.

Nicht ist's die Schönheit, die Despoten pflegen,
Der Unterworfnen blödes Aug' zu blenden,
Mit trügerischem Reiz das Land betörend!
Und nicht die Schönheit, die verfallne Völker
Mit Tonnen Goldes auf dem Markte kaufen,
Zum Histrionendienste sie zu zwingen!
Nicht ist's die Schönheit, die voll Eitelkeit
Und Selbstsucht sich mit Pfauenfedern schmückt
Und wie der Pfau von allen Dächern kräht;
Und nicht die Schönheit, die, das Aug' verdrehend,
Mit matter Salbung schale Heuchler pred'gen,
Die auf den Gassen mit der Halbheit buhlen,
Der Dinge Wesen schwächlich übertünchend,
Und mit dem unerschöpften Redeschwall
Die Kraft zur schönen Tat im Keim ersticken!
Die Schönheit ist's, die Friedrich Schiller lehrt,
Die süß und einfach da am liebsten wohnt,
Wo edle Sitte sie dem Reiz vermählt
Und der Gedanken strenge Zucht gedeiht!
Die Schönheit ist's, die nicht zum Ammenmärchen

Die Welt uns wandelt und das Menschenschicksal,
Zaghaft der Wahrheit heil'gem Ernst entfliehend —
Nein! die das Leben tief im Kern ergreift
Und in ein Feuer taucht, draus es geläutert
In unbeirrter Freude Glanz hervorgeht,
Befreit vom Zufall, einig in sich selbst
Und klar hinwandelnd wie des Himmels Sterne!
Die Schönheit ist's, die Friedrich Schiller lehrt
Und die mit eignen Tagen er gelebt,
Die jugendlich, ein schäumender Alpenstrom,
Die erste Kraft in jähem Felssprung übt,
Dann aber sich vertieft im klaren See
Und auferstehend aus der Purpurnacht
Dem Meer der Ewigkeit und der Vollendung
Kraftvoll mit breiter Flut entgegenzieht!

Ist uns ein Stern und Führer nun vonnöten,
Des Schönen Schule stattlich aufzubaun:
Er ist der Mann! Ihn führen wir herein
In unsre Berge, deren reine Luft
Im Geist in vollen Zügen er geatmet
Und sterbend in ein Lied hat ausgeströmt,
Das uns allein schon eine hohe Schule
Der wahren Schönheit ist, wie wir sie brauchen!
Die das Gewordene als edles Spiel verklärt,
Das seelenstärkend neuem Werden ruft,
Daß Dichtung sich und kräft'ge Wirklichkeit
In reger Gegenspieglung so durchdringen,
Wie sich, wo eine wärmre Sonne scheint,
Am selben Baume Frucht und Blüten mengen,
Bis einst die Völker selbst die Meister sind,
Die dichtrisch handelnd ihr Geschick vollbringen.

Ein großer Torso ist's, den heut wir feiern,
Dem allzufrüh das große Leben brach;
Und unermeßlich ist, was ungeschaffen
Er mit hinab zur Nacht des Todes trug!
Doch jeder Teil von ihm, der uns geblieben,
Birgt in sich eine Welt urweiser Schönheit,
Vollendet ans Unendliche sich knüpfend,

Und lehrt uns so zu handeln, daß, wenn morgen
Ein Gott uns jählings aus dem Dasein triebe,
Ein fertig Geistesbild bestehen bliebe.

Was unerreichbar ist, das rührt uns nicht,
Doch was erreichbar, sei uns goldne Pflicht!

Prolog

zu einer Theatereröffnung in Zürich[1])

1864

Halb sorg- halb lustbewegt ziehn wir das Tuch,
Das leichte, das ein leichtes Spiel verhüllt,
Empor zum niedern Himmel dieser kleinen
Gemalten Welt, ein Spiegel eurer großen.
Von Lust bewegt sind wir, voll anzustimmen
Das endlos stete, wechselvolle Lied
Des alten Menschenschicksals, dessen Rad,
Wie eine Mühl' am Bächlein, ewig dreht
An ros'ger Quelle herzentströmten Blutes.
Laut mitzusingen diesen alten Sang,
Schon wiegend uns in den gemeßnen Rhythmen,
Ziehn wir entschlossen rasch den Vorhang weg,
Doch sorgerfüllt auch, weil wir fremd euch sind
Und ungewiß des Beifalls eurer Augen.

Dort, wo die Gärtner ihre Blumen pflegen,
Sagt man vom Flor, der einen Sommer lang
Nur blüht, um dann dem Mutterschoß der Erde
Entrafft zu werden: das ist Sommerflor!
Uns, die wir kommen, wann die Schwalben ziehen,
Und gehen, wann der holde Mai erschien,
Um winterlang an dieser Lampen Licht
Ein kurzes Blütenleben zu entfalten,
Uns nennt man füglich armen Winterflor.
Ja, wann der Sonnenwagen höher steigt
Und abendlich der trüben Lampen spottet,
Dann wandern schon wir wieder in der Ferne,
Und keines weiß, ob es je wiederkehrt.

[1]) Das Theater in Zürich wird nur im Winter benutzt, unter jährlichem Wechsel der Schauspieler. Es ist in Schiff und Chor der ehemaligen Barfüßerkirche eingebaut; an den zum Teil noch erhaltenen Kreuzgang stößt anderseits der Schwurgerichtssaal.

Denn dieses Haus, auf alten Mauern ruhend,
Es bietet dennoch keinen festen Stab,
An dem ein Kunstgesetz mag dauernd ranken
Und Wurzel fassen in des Volkes Leben,
In seiner Sitte und der reichen Sage
Des Landes, drin der Tell einhergeschritten.
Ja, dieses Volk, in reg' empfundnem Triebe,
Eilt aller Kunst voran und übt sich frei,
Gesetzlos spielend auf den freien Fluren;
Da sieht man oft auf kaum ergrünter Wiese
Ein leicht Gerüst, drauf unter Frühlingswolken
In bunter Tracht, voll Eifer, es tragieren,
Von seiner eignen Menge ernst umringt.
Und schließt die Handlung, so begehn die Spieler
Vereint in einem Zuge mit den Hörern
Des Orts Gemarkung feierlichen Schritts;
So freut das Volk der trauten Heimat sich.
Wir aber, fremd, verdrängen Schar um Schar
Uns, niemals heimisch, jede wischt die Spur
Der andern eilig aus, und wen'ge nur
Hört man, schon halb vergessen, flüchtig nennen.

Wie man uns sagt, war hier in diesen Mauern
In alter Zeit ein Schauplatz höhrer Art;
Die bunte Leinwand unsrer Szene birgt
Die Pfeiler eines Gotteshauses, drin
Das kniende Volk in priesterlichem Pomp
Das hehre Spiel der Wandlung Gottes sah.

Verschollen sind und Asche längst die Priester!
Doch seht, hier dicht am Kreuzgang, der noch steht,
Und eingebaut in seine got'schen Bogen,
Der nächste Nachbar klangerfüllter Bühne
Ist das Theater der Gerechtigkeit!
Da sieht das Volk geschworene Richter sitzen,
Die ernst und tief der Menschen Schuld erwägen;
Hört die erstaunliche Beredsamkeit
Und Kunst der Todesfurcht, womit die Schuld'gen
Den Dialog mit ihrem Kläger führen
Und die gelaßnen Zeugen grimmig schelten,
Bis sie besiegt die Maske von sich werfen,

Um Gnade flehend, oder auch mit Ruh,
Die beßrer Sache würdig, untergehn.
Und eine Handlung, graun- und schicksalsvoll,
Verdrängt die andre vor entsetzter Menge.
Wohl auch Gelächter füllt den bangen Raum,
Wenn schlimme Toren um unsäglich Schnödes
Sich noch vor Schwert und Wage trüglich streiten
Und possenhaft dem Richterspruch erliegen.

Und wagen dennoch wir das Musenspiel
An solchem Ort, in solcher Nachbarschaft?
Wenn wir's gestehn, sie schrecken uns nicht weg,
Sie mahnen uns, den tiefern Ernst zu suchen,
Der unserm Spiel sein höhres Recht verleiht.
Uns klingt das Lied des Dichters in den Ohren
Von jenen Kranichen des Ibykus,
Und schauernd fühlen wir den Mut in uns,
Das Herz bewegt, das Trauerspiel zu wagen
Von Menschenschuld und Sühne des Gewissens
Uns reizt der Wettkampf auch mit der Natur,
Wenn sie durch Leidenschaft den höchsten Stil gewinnt.

Doch wie es euch gefällt! Nicht wir sind es,
Die euch belehren dürfen über euren Sinn.
Gefällt es euch, in heitrem Wechsel stets
Aus weiter Welt das Neuste herzuholen:
Wohlan, wir selbst sind hier durch diesen Sinn
Und eures Urteils aufmerksam gewärtig.
Wir spielen eure Welt, wie wir's verstehn
Und wie der Geist uns treibt, und müßten spielen —
Auch wenn kein Augenstern uns freundlich glänzte.
Und dünken uns dabei recht was zu tun!
Vergönnt uns diesen Stolz! Er ist das Maß
Der Fordrung, die wir ehrlich selbst uns stellen.
Dem Guten schenket Nachsicht, das wir geben,
Das Beste noch bedarf der Freundlichkeit;
Und wo wir fehlen, schenkt den Tadel nicht,
Doch seid gerecht, dies ist des Schauers Pflicht!
Und richtet er mit ungeschickter Hand,
So wird er selbst des Spielers Gegenstand!

Prolog

zur Feier von Beethovens hundertstem Geburtstag in Zürich

1870

Man sagt, das in der Völkerschlacht,
Wo donnern Stück und Wagen,
In schmelzenden Gesanges Pracht,
Als wär' der schönste Lenz erwacht,
Die Nachtigallen schlagen.

In Busch und Baum die Schlacht entlang,
Verborgen in den Wettern,
Wetteifernd mit Drommetenklang
Und der Gefallnen Wehgesang
Hört man die Triller schmettern.

Sie halten den Streit für Frühlingslust,
Den Tod für holdes Minnen,
Sind keiner Sorge sich bewußt —
Da fährt das Blei durch ihre Brust
Und reißt das Nest von hinnen.

So war's, als des Jahrhunderts Tor
Aufsprang mit ehrnen Pforten,
Ein roter Morgen trat hervor,
Mit ihm ein endlos langer Chor
Von blutenden Kohorten.

Was tausendjährig, sank in Staub
Wohl unter ihren Schritten,
Und Glück und Staub des Cäsars Raub,
Er selber dann wie falbes Laub
Knirscht' unter des Siegers Tritten. —

Da saß ein stiller Mann im Land,
Dem war Gewalt gegeben,
Zu wirken mit gefeiter Hand
Ein tausendtönig Zauberband
In das empörte Leben.

Er goß des Wohllauts süßen Wein
Aus über die Wogenheere;
Mocht' noch so laut die Brandung schrein,
Doch stärker klang sein Spiel darein,
Wie Orgelton am Meere.

Nicht sorglos wie die Nachtigall
Hat er sein Lied gesungen;
Es war der großen Klage Schall,
Die Menschenherz und weites All
Geheimnisvoll durchdrungen.

Der Klage, die mit höchster Kraft
In Freude dann sich wendet,
Und die, den Sternen kühn entrafft,
Den letzten Kranz der Meisterschaft
Dem sel'gen Sänger spendet.

Vorüber zogen hundert Jahr',
Seit er ans Licht geboren;
Hin ist die Welt, die mit ihm war, —
Noch wandeln seine Sterne klar
Im Äther unverloren.

Noch hallt sein unsichtbares Haus
Und klingt von Meer zu Meere,
Und wieder haust des Sturmes Graus,
Geharnischt führt der Tod hinaus
Zahllose Völkerheere.

Ein Cäsar liegt — mit goldner Zier
Wird sich der Deutsche krönen;
Sein Donner grollt — doch ferne hier
In goldnem Frieden lassen wir
Des Zaubrers Lied ertönen.

Für ein Gesangfest im Frühling

1878

Jetzt ist des Winters grimmer Frost
Entflohen aus den Landen
Und rings der reiche Blumentrost
In Feld und Hag erstanden;

Und singt auch keine Nachtigall
Im weiten Tal mit süßem Schall,
So gehn wir Leute selber dran
Und stimmen hell das Lenzlied an!

Die Zeit ist rauh und schwer der Tag,
An Not und Neid kein Mangel;
Es zuckt das Herz mit bangem Schlag
Wie's Fischlein an der Angel;
Doch steht die Welt in Sorgen still,
Und wenn sich keiner fassen will,
So gehn wir Leute dennoch dran
Und heben hell das Lenzlied an!

Verschließt des Kummers dunkle Gruft
Und stellet ein das Klagen!
Laßt lieber uns die Maienluft
Mit seidnen Fahnen schlagen!
So treiben wir den Teufel aus,
Schon wird es frei und licht im Haus!
Wir aber reihn uns Mann zu Mann
Und heben froh das Lenzlied an!

Ein Festzug in Zürich

1856

Als einst die Luft von Lindenblust
Durchduftet und die Bürgerlust
Darob erwacht und munter war,
Da regt' sich junger Männer Schar
Und strebte menschlich nach dem Ziel,
Sich darzustellen recht im Spiel.
Auch hatt' zu jenen Stunden
Sich bald ein Fest gefunden;
Denn fertig war das Eisenband,
Das mit dem deutschen Nachbarland
Am blauen See die alte Stadt
Wegsam und neu verbunden hat,
Und wurde just der Tag erharrt,
An dem sich tat die erste Fahrt.

Es waren zu dem Feste
Geladen schnell die Gäste,
Schon rüst't sich jeglicher Gesell.

Da lehnt auch Meister Heinrich schnell,
Der Cramer ehrlich zubenannt,
Das blanke Schlachtbeil an die Wand;
Den Gurt, mit Kupfer hell verziert,
Woran ihm Stahl und Messer klirrt,
Den weißen Schurz tut er von sich
Und greift zum Stifte; säuberlich
Nimmt er Papier und träumt und sinnt
Und gleich zu zeichnen drauf beginnt.
Denn wißt und seid des Meisters froh,
Seit manchem Jahre treibt er's so:
Wenn sich ein Spiel begeben will,
So steht sein Eifer nimmer still,
In Reim und Bildnis gleich gewandt,
Entwirft und ordnet seine Hand,
Bis frisch die Arbeit ist getan
Und fröhlich klar des Festes Plan!
Bald sieht man ihn nun walten,
Die Scharen zu gestalten,
Wie jedes Mannes Stand und Tracht
Er weislich zu Papier gebracht.

Jetzt aus der Vorzeit fernen Aun
Läßt er beglänzte Bilder schaun;
Dann mischt er kecklich Alt und Neu,
Vergangner Zeiten Ehr' und Treu
Und stolzes Fahnenrauschen
Muß man mit Torheit tauschen,
Und Schwank und Schalkheit sind zu sehn,
Wie sie dem Ernst zur Seite gehn.

Auch hat er schon den Lauf der Welt
Mit zarten Kindern dargestellt;
Der Ahnen kriegrisch Prangen
Kam rosig da gegangen;
Dann hüpften Fächer, Degen,
Gepudert allerwegen;

Als Gärtner, Fischer, Jägersmann
Dann sind die Kleinen angetan,
Der Jahreszeiten Wechseltanz
Sieht man in Kinderaugenglanz
Und goldner Locken jungem Flug
Vorüberwallen Zug auf Zug.
Das Märchen ward lebendig,
Titania lilienhändig
Schien selber mitzuwirken
In solchen Lenzbezirken,
Und einem Wandelgarten
Von tausend Blumenarten
Glich dann die volkerfüllte Stadt.

Doch jetzo weiß er andern Rat.
Was Heut und Morgen sturmbeschwingt
Uns auf dem Eisen fliegend bringt
Vom alten trauten Nachbarort,
Wie von der Erde fernstem Port,
Das kommt zumal nun Troß um Troß,
Zu Fuß, zu Wagen und zu Roß,
Und durch des Volkes wogend Meer
Rauscht es von allen Seiten her.
Befremdlich wie die Aventür
Tritt's aus den Häusern jäh herfür;
Hier trabt der braune Wüstensohn
Und dort des Zaren Kind vom Don,
Der Kriegerfürst vom Kaukasus,
Der Häuptling vom Lorenzofluß;
Und was am Nil sich regt und drängt,
Auf Asiens Strömen treibt und mengt,
Wie durch die Luft gefahren,
Ist's hier nun zu gewahren.

Dann aus Italiens Myrtenland
Kommt uns der Schönheit Volk zur Hand,
Der Schnitterinnen brauner Chor,
Korallen rot an Hals und Ohr;
Hispan'scher Majas üpp'ge Schar,
Die dunkle Ros' im schwarzen Haar,

Von blühnden Knaben dargestellt,
Die trüglich volle Brust geschwellt;
Das drängt sich durch und bleibet stehn
Und wendet sich im Weitergehn
Mit Scherzen hier und dort mit Schlägen,
Wenn sich zu grober Witz will regen.
Zuletzt mit Fiedel, Horn und Baß
Schnurrt es vertraulich durch die Gass',
Vom Elsaß und vom Schwabenland
Die Bauernhochzeit wohlbekannt.

Und alles woget kunterbunt,
Verworren noch zu dieser Stund',
Und jeder strengt sich eifrig an,
Daß er das einz'le sehen kann,
Eh später es der große Zug
Zu flüchtig ihm vorübertrug.
Da gilt es nun zu preisen
Das Wandern und das Reisen
Der Landesart in alle Welt,
Die solch ein Bild zusammenstellt;
Denn leicht wird hier und dort erkannt
Gar manches echte Prunkgewand;
Des Scheiches Mantel goldbestickt,
Er ward aus Syrien hergeschickt;
Des Japanesen Doppelschwert,
Des Mandarinen Drachenkleid
Und seiner Liebsten Staatsgeschmeid,
Es brachten's unsre Söhne wert
Heimkehrend über manches Meer.
Aus mexikan'schen Bergen her
Stammt dort der Sattel silberreich
Und was der Sennor schlank und bleich
Von fremder Tracht am Leibe trägt.
Echt ist auch, was da unbewegt
Der Kurde läßt an Waffen
Bewundern und begaffen.

Lang ist der letzte schon enteilt
Zum Sammelplatz, und harrend weilt

Des Volkes farblos dunkles Meer;
Da plötzlich, wie die Sonne hehr
Aufgeht, erschallt Fanfarenton,
Die Menschenflut bewegt sich schon
Und lichtet ordnend eine Bahn,
Und langsam zieht das Fest heran.

Da kommt es nun, da ist es nun!
Jetzt kann das Auge satt sich ruhn
Auf Farbe, Glanz und Wohlgestalt;
Beglückt ist, wer im Reihen zieht
Und wer am Wege steht und sieht.
Das ist des Augenblicks Gewalt,
Der läßt, als wär' er erst das Leben,
Den Sinn in seinem Banne schweben,
Indes er rasch vorüberrinnt,
Und unversehns ein End' gewinnt.

Fern ist der Lärm, die Straße leer,
Drauf schleicht die Sorge still einher,
Des Menschen traute Muhmenfrau
In Kapp' und Schleiern spinnegrau,
Doch dem, der sie sein eigen nennt
Und wie den eignen Atem kennt,
Ein zieres Weiblein, weiß und fein,
Das, was da wird, schafft ganz allein
Mit dir bei leisem Sternenschein.
Zur Stund' jedoch läßt man sie stehn,
Es will das Volk sie nicht besehn;
Der letzte läuft gar eilig fort,
Sie bleibt allein am stillen Ort,
Sitzt auf ein hölzern Bänklein nun
Und denkt: Man kann ein Schläflein tun!
Sie hüllt das Haupt in ihr Gewand
Und schlummert ein, den Stab zur Hand.

Die Sorge schläft, der Abend sinkt,
Und neue Lust den Scharen winkt;
Denn als die kühlern Lüfte wehn,
Ruft dort, wo hoch die Linden stehn,
Auf räum'gem Bühel, dessen Fuß
Bespült der grüne Limacus,

Ein nächtlich Mahl zur Stelle,
Wo Meister und Geselle
Durch die Jahrhunderte entlang
Erhuben schon den Becherklang.
Das ist der schönste Bürgersaal;
Vom Himmel flimmert sanft der Strahl
Der alten Sterne hoch herein,
Und Lindenblüte schwimmt im Wein.

Gelagert hat die Freude sich;
Auch jenes graue Weiblein schlich,
Das sich indes ermuntert hat,
Herbei zur bunten Lagerstatt.
Sie drängt sich zwischen Mann und Mann,
Rührt leise den und jenen an;
Der zuckt die Schulter halb bedacht,
Doch nimmt sich weiter nicht in acht;
Der schaut im Glas ihr Angesicht,
Führt's träumerisch zum Munde dicht,
Und in sich selbst versunken,
Hat er den Wein getrunken.
Kein Ohr ist, das sich borge
Dem leisen Ruf der Sorge,
Kein waches Aug' zu finden;
Der dunkle Dom der Linden
Summt wie ein großes Bienenhaus,
Wo Sang und Klang schwirrt ein und aus.

Da, horch, erdröhnt das Feuerhorn!
Und wie der Wind sich dreht im Korn,
Wend't alles Volk den Kopf herum,
Die Spieler und das Publikum,
Was oben schmaust, was unten steht,
Am Strand und auf den Brücken geht,
Kehrt mit erschreckt neugier'gem Sinn
Den Blick nach einer Richtung hin.

Grad überm Fluß ragt, in sich fest
Verschränkt, ein altes Häusernest
Mit Treppleinwerk und Holzgesperr,
Ein Dachgewirr hoch drüber her;

Der braune Rauch quillt draus hervor,
Und schon schlägt auch die Flamm' empor;
Aus Fenstern, Löchern, Luken
Sieht man sie glühn und zucken,
Bis breit die Feuerkrone sitzt,
Darin es knattert, loht und blitzt;
Sie wirft den taghell roten Schein
Hinüber in den Lindenhain,
Wo Tisch und Glas verlassen steht
Und keines Gastes Kleid mehr weht;
Denn jeder weilt schon eingereiht
Am Ort, wo seine Pflicht gebeut.
Sie sind, so wie sie waren,
Zur Lohe hingefahren,
Und einer schaut den andern an,
Wie er so seltsam angetan.
Nie sah man solchen Mummenschanz
Sich tummeln in des Feuers Glanz
Mit raschem Tun und Schaffen.

Hier schleppen dunkle Pfaffen
Langbeinig Bett und Kasten fort,
Und starke Nonnen tragen dort
Mit rauhem Ruf die Leiter her
Und richten sie, die schwank und schwer,
Mühsam empor; mit langem Schlauch
Ein perlbesäter Hindumann,
Der Maharadja klimmt hinan
Und schwindet hoch in Qualm und Rauch.
Am Ufer schöpft australisch Volk
Vereint mit dem Kosakenpolk;
Die bräunliche Zigeunerin
Fährt mit dem Windlicht her und hin,
Sie schlägt den dicken Mönch aufs Ohr,
Der sie zu müß'gem Scherz erkor,
Und schickt ihn zu den Spritzen;
Tscherkessenhelme blitzen,
Und mit den kahlen Köpfen
Und rückenlangen Zöpfen
Tun dort Chinesen enggeschart
Des Pumpwerks Arbeit heiß und hart.

So schießt von allen Seiten bald
Das Wasser in den Flammenwald
Und stirbt in seiner wilden Glut,
Das klare Labsal hold und gut.

Doch seht! auf höchstem Gipfel ragt
Ein Wendrohrführer unverzagt:
Der Irokes' mit roter Haut,
Den grauslich man von unten schaut!
Der Bäcker ist's von Unterstraß,
Ein lust'ger Mann voll Schwank und Spaß;
Wenn er im Herbst den Neuen trinkt
Und der ihn gar zu trübe dünkt,
Bringt ihm die Zipfelmütz' Gewinn,
Er zieht sie nieder bis zum Kinn,
Trinkt durch die Maschen dann getrost
Und nennt es seigen seinen Most;
Stumm sitzt er da, dem Fremdling graut,
Der den verkappten Zecher schaut.
Auch wie ein Frosch, ein grüner Mann,
Sagt man, daß jener hüpfen kann
Auf gradem Strich die Dielen lang,
Und quakt und quirlt den Froschgesang;
Dann bellt er wie ein heisrer Fuchs,
Bewegt die Ohren als ein Luchs,
Mit feiner Kinderstimme singt
Er Schelmenliedlein, leicht beschwingt,
Und klemmt die Auglein froh gelaunt,
Wenn lachend ihn die Welt bestaunt.

Jetzt, mit dem Element im Kampf,
Verbirgt ihn bald der krause Dampf,
Bald steht er schwarz im hellen Schein
Auf kräftig ausgespreiztem Bein;
Umstoben von der Funkenglut,
Lenkt er des Wassers Silberflut
Und schleudert mächtig Strahl auf Strahl
In den empörten Flammensaal.
Sein indian'scher Kriegerschmuck
Erzittert vom gewalt'gen Druck,

Der Geierfittich schräg im Schopf
Raucht halb versengt auf seinem Kopf.
Das ist ihm nun die wahre Lust,
Ein Jauchzer steigt aus seiner Brust
Hoch über allen Lärm und Drang.

Zugleich ertönt ein andrer Sang:
Das Angstgeschrei erheben
Bedrohte Menschenleben,
Ein Schrei zuerst — dann gellt es fort
Markschütternd am verlaßnen Ort,
Im Gassenwinkel, wo der Glast
Ein dunkles Fensterloch umfaßt
Und drin ein rotes Pünktlein schwimmt,
Ein einsam Lämpchen irrend glimmt.
Kaum ist die Leiter dort getürmt,
Des Todes Warte rasch erstürmt,
So ruft es hier vom höchsten Sitz
Um Hilf' in all den Menschenwitz,
Der unten dicht und emsig schwärmt
Und selber nun voll Schrecken lärmt.

Zwei fremde Männer, wohl bestellt,
Die friedsam wandernd sich gesellt,
Die Sommerfrische zu begehn
Und auch das Fest am Weg zu sehn,
Die ruhten da behaglich aus
Im wirrgebauten Herbergshaus,
Und ihr bescheidenes Quartier
Ragt oben an die Wolken schier.
Wie nun das Haus von innen brennt,
Sind sie von aller Welt getrennt,
Vergessen liegen sie im Traum.
Von einem blitzzerspellten Baum
Voll Angst der eine träumt, derweil
Der andere mit banger Eil'
Auf einem glatten Eise flieht,
Das krachend er zersplittern sieht.
Sie wachen auf, ganz sinnverstört
Vom Knall und Schall, den sie gehört;

Noch zittert das Gemach vom Klang:
Es hat ein starker Wasserstrang
Das Fenster eingeschlagen. —

Und eh sich ihre Blicke fragen,
So klappert auch die Tür im Schloß,
Wie wenn ein später Schlafgenoß
Mit Rütteln gröblich Einlaß heischt,
Sie sperren auf — Entsetzen kreischt
Aus bleichem Mund, es starrt das Haar,
Denn wo unlängst die Treppe war,
Rollt eine Säule Rauchs empor,
Aus der die Flammenzunge sticht;
Ein Feuerriese von Gestalt,
Scheint's aus dem Abgrund aufgewallt,
Sich lagernd vor die Schwelle dicht.
Sie werfen zu das schwache Tor
Und schieben flugs den Riegel vor,
Denn schreckenvoll war das Gesicht!
Und wieder rüttelt an der Tür
Der Hauch der Glut mit Ungebühr.

Was noch vom Fensterwerk bestand,
Reißt auf nun bebend ihre Hand;
Sie lehnen angstvoll sich hinaus,
Da faßt sie gleich ein neuer Graus!
Ein breit Gesims versperrt dem Blick
Den Weg nach unten und zurück.
Sie schrein erbärmlich, ungesehn,
Bis jene, die entfernter stehn,
Erschaun die bittre Not der zwei
Und wo ertönt das Hilfsgeschrei.
Nun rauscht es unten stärker auf
Vom Rufen, Hin- und Hergelauf.

Je größer die Gefahr zur Frist
Und schwieriger die Rettung ist,
Schwillt brausender es durch die Reihn:
Soll wie in einer Narrenstadt,
Die weder Witz noch Sitte hat,
Der Fremdling schmählich untergehn

Und seine Sippe klagend schrein:
„Hätt' dieses Nest er nie gesehn?"

Mit nichten! Denn schon eilt herbei
Die Zahl der edeln Steigerei,
Das Auge kühn und ungetrübt,
In neuen Künsten wohlgeübt,
Bewehrt, gegürtet schlank und schlicht,
Vor jeder Brust ein leuchtend Licht!
Ergraut schon ist ihr Obermann,
Der sechzig Jahre zählen kann,
Ein Herr, ein sogenannter
Und jugendlich gewandter,
Von der Muralti altem Haus;
Vornehm und ruhig sieht er aus.
Ein Leiterbau wird aufgericht't,
Ein schwanker, bis er ebner Schicht
Fast zum verlornen Fenster trägt;
Doch jenem scheint vom Tageslauf
Die wackre Mannschaft aufgeregt,
Drum steigt er wohlbedacht vorauf
Und klimmt zum obersten Geschoß
So rüstig, wie ein Lenzgenoß
Zu Berge steigt im Sonnenschein.
Und mit ihm steiget Glied an Glied
Fritz Waser auf, der Messerschmied,
Der schon sich Brau' und Hand verbrannt,
Als er den Feind im Haus berannt.
Der eine alt, der andre jung,
Tun sie den gleichen schweren Schwung,
Und schwingen mutig sich hinein,
Wo die zwei Wandrer starr wie Stein,
Lautlos in Wolken Rauches stehn.
Die wissen nicht, wie es geschehn,
Daß die Errettung treulich nah;
Wie lieblich tönt den Männern da,
Als Hoffnung schon verloren,
Der Heilsruf in den Ohren!

Ein hanfner Schlauch wird festgehakt,
Das Wallerpaar frisch eingepackt,

Und hurtig reisen sie zu Tal.
Ein Freudenschall die Luft durchzieht,
Da man im schwebenden Kanal
Das Eingeschobne fahren sieht,
Und fröhliches Gelächter schwellt
Des Volkes Brust; behutsam stellt
Es auf die Beine rund und heil
Die zitternden Gestalten.
Ein Ritter erst und dann ein Graf
Vom kaiserlichen Land Tirol
Entstiegen so dem dunklen Hohl,
Um zu entgehn dem Todesschlaf,
Und des Geschickes Walten
Jetzt fromm zu loben, ist ihr Teil.
Und wie sie sprachlos aufwärts schaun,
Betrachten sie mit Lust und Graun,
Der sie entflohn, die Höllenglut,
Und denken mit befreitem Mut
An Weib und Kind und Heimatland;
Auch preisen sie nun mit Verstand
Die Zucht und Ordnung dieser Stadt
Und werden nicht des Preisens satt.
Die guten Bürger hören gern
So weises Wort der fremden Herrn,
Und hätten fast indessen
Das Löschen drob vergessen.

Doch nun geschieht der letzte Kampf;
Erstickend stirbt im Wasserdampf
Und zischend wie ein böser Drach'
Das rote Feuer allgemach,
Bis friedlich herrscht die Ruh der Nacht
Und mit der Sorge ganz allein
Bei leiser Sterne Zitterschein
Weit über Stadt und Türmen wacht.

Befriedigt ruhn die Männer aus
Beim Labetrunk in manchem Haus,
Durchnäßt, ermüdet und berußt;
Das war das End' der Bürgerlust.

Wie viele Jahre sind dahin!
Mir liegt der bunte Tag im Sinn
Wie an der Jugend fernem Saum
Ein halbvergeßner Junitraum.

Der Meister Heinrich lobesan,
Der immerfrohe Bäckersmann
Mit seiner Mütz' und der Muralt:
Sie sind schon längst dahin gewallt,
Von wannen keiner wiederkehrt
Und keine Botschaft man erfährt.
Nur Waser glüht den Stahl noch hart,
Und stahlgrau ist sein langer Bart!

Die Johannisnacht

Festspiel
bei der Becherweihe der zürcherischen Zunftgesellschaft
zur Schmieden

1876

Ein bewaffneter Schmied von 1278 (tritt auf):

Johannisfeuer glimmt und flimmert
Von allen Höhen durch die Nacht,
Hat in mein Kämmerlein geschimmert,
Daß ich aus tiefem Schlaf erwacht
Und aus der Fremde hergefahren,
Wo ich seit sechsmal hundert Jahren
Auf weitem Marchfeld, fern bei Wien,
Ein toter Mann, begraben bin. —

Die alte Wasserstadt zu sehn,
In ihren Straßen umzugehn,
Hat's mich wie Sturmwind hergetrieben,
Zu sehn, ob Stein auf Stein geblieben
Und ob die tapfern Gutgesellen,
Was rinnet, rüstig noch verschwellen!

Nun find' ich schwierig Pfad und Steg,
Hier war das Tor, nun ist es weg!

Doch steht ein Haus mit heller Stuben,
Drin summt und singt's wie muntre Buben —
Ich glaub', da tut noch jemand spuken,
Wer kommt da? Will sich einer mucken?

Ein Schwertfeger von 1351, ebenfalls bewaffnet (tritt auf):

Nur still! Wir sind von gleicher Art,
Wir tragen Staub in Haar und Bart,
Und blutig klaffen uns die Wunden! —
Wo hast du deine Ruh gefunden?

Schmied:

Mit König Rudolf zog ich aus,
Den wilden Ottokar zu schlagen,
Und half das Östreich ihm erjagen;
Fast war vorbei der Heidengraus,
Der Sieg kam an, doch blutig rot,
Wir hundert Zürcher meistens tot.

Da naht der kluge Habsburgmann,
Es schien sein schweres Roß zu hinken,
Er merkte das und tät mir winken:
„Bist du nicht Hansli Gugliguck,
Der Schmied, und deine Schmidtenbruck
Am Rain, wo man zum Hofe geht,
Der an der Aa zu Zürich steht?"

„Ja, dort mir Weib und Esse zischt!"
Sagt' ich, von Rudolfs Wort erfrischt.
Er lacht' und rief: „So schau' mal nach,
Ob sich mein Gaul den Huf zerstach!"
Und wie ich nun den Huf will heben,
War ausgeblasen auch mein Leben,
Es sandten fliehnd ein paar Böhmaken
Zween lange Pfeil' mir durch den Nacken.
Doch wo hast du das End' erstritten?

Schwertfeger:

Bin nicht so weit wie du geritten!
Wo Cyriaci Kirchlein war,
Lieg' ich schon fünfmalhundert Jahr'!

Das Ostreich, das du halfst erringen,
Wollt' nachmals uns zu Boden zwingen!
Wir machten eignes Regiment,
Da nahm die Freundschaft nun ein End'!
Wir gingen in den jungen Bund,
Was ihnen nicht, doch uns gesund!
Drum zupften jetzt die Rudolfsenkel
Voll Bosheit uns am Fahnenschwenkel;
Wir aber schlugen unverloren
Den Herrn die Stangen um die Ohren!

Schmied:

Wer war nun euer Feldhauptmann?

Schwertfeger:

Das war Herr Brun, der Anschicksmann,
Der uns das Bürgertum gewann,
Ein gar geriebner schlauer Vetter,
Aufdringlich, stet, wie Regenwetter!
Wir wußten nicht zu jenen Stunden,
Ob er, ob wir das Ding erfunden;
Man wird nicht klug bei solchen Spielen:
Ist es der eine? Sind's die vielen?

Schmied:

Versteh nicht jenes und nicht dies!

Schwertfeger:

Verstehst nichts in Politicis?

Schmied:

Doch war der Hauptmann gut im Feld?

Schwertfeger:

Ei nun — dort war er just kein Held!
Als in dem Tale von Tätwyl
Der Feind rings auf uns niederfiel,
Da hat er sich davongemacht
Und ließ uns stehn in schlimmer Nacht;

Als er schon ziemlich weit geschlichen,
Da merkt' man erst, daß er entwichen.
Mir raunt' der Nachbar in die Ohren:
„Herr Brun ist fort, wir sind verloren!"
Ich sagte: „Laß den Schelmen laufen,
Man braucht ihn, darf ihn nicht verkaufen!
In jeder gut besorgten Stadt
Braucht's einen, der kein' Ehr' nicht hat,
Nicht Ekel kennt und nicht Gewissen
Und immer schafft und ist beflissen,
Zu wirken, daß er nötig bleibt!
Nur muß man eben nicht urgieren,
Daß er sein Leben soll riskieren!
So wird er alt und wohlbeleibt!
Die Nachwelt wird sich dran ergetzen
Und solchem Kerl ein Denkmal setzen,
Indes ein braver fauler Hund
Zunichte wird und geht zugrund!"

Indem ich so die Zunge wetzte
Und mich am bösen Leumund letzte,
So brach herein die bittre Not;
Da ging es an ein Stechen, Hauen,
In dunkler Herbstnacht konnt' ich schauen
Den, der mich packt', den blassen Tod!

Jedennoch ward der Sieg erstritten
Durch Rüegg Manesses kluge Sitten,
Der still im zweiten Range stand
Und in der Not die Rettung fand.
Er brachte treu mit reicher Beute
Heimwärts uns vierzig tote Leute;
Ganz steif wie ein gefrorner Hecht
Lag ich querüber schlecht und recht!

Doch horch! Was lärmt und klirrt da vorn?

Ein geharnischter Kupferschmied von 1445 (schleppt einen andern Gewaffneten mit sich):
So komm nur mit, bei Gottes Zorn!
Hier ist das Haus zum goldnen Horn,

Da wollen wir jetzt Einkehr halten
Und nächtlich in der Stuben walten!
Mich wundert, ob ein Tröpflein Weins
Uns nicht das kalte Herz kann wärmen
Und vor der Kraft des goldnen Scheins
Ein Weilchen flieht des Grabes Härmen!
Heut war Johanns des Täufers Tag,
Da man der Zunft- und Ratswahl pflag —
Ein paar Gesellen stehn noch hier —
Doch weh! Die sind so kühl wie wir!

Schmied:

Doch nicht so naß! Woher die Fahrt?
Ihr tragt ja Sand und Tang im Bart,
Und Wasser aus dem Harnisch läuft;
Hat man euch eurer Zeit ersäuft?

Kupferschmied:

Im tiefen See, da liegen wir
Wohl jetzo der Jahrhundert' vier!
Der Kupferschmied Götz aus der Auw
Bin ich, und der zu Wollerau
Der Beck vom Hof, der blieb geduldig
Mir einst ein' kupfern' Bratpfann' schuldig!
Als nun der lange Krieg[1]) gekommen
Und sie die Höfe uns genommen,
Da lief er mit den Eidgenossen,
An uns die Hörner abzustoßen.
Und wo ein Schutt und Rauch entstand,
Da war der Beck gewiß zur Hand!
Und beim Scharmutzen tät er prahlen,
Ob er die Pfanne mir soll zahlen?

(Er schüttelt ihn)

Doch wie sich alles endlich wend't,
Der Krieg naht' mählich auch dem End';
Ein schöner Herbst war just im Land,
Die Rebe voll von Trauben stand,

[1]) Aller Eidgenossen gegen Zürich wegen des toggenburgischen Erbes.

Die wollten sich die Ländler kaufen
Noch ohne Geld, in hellen Haufen
Sind in die Reben sie gestiegen
Am Erlenbach zum Herbstvergnügen.
Ein dicker Nebel hüllt verschwiegen
Die reisige Schar der Winzer ein —
Doch uns zugleich am Waldesrain,
Wo wir der Sach' gewärtig standen
Und alle Riemen fester banden.

Wie nun die leckern Eidgenossen
Die Trauben schnitten samt den Schossen
Mit Schneidezeug von allen Arten,
Mit Dolchen, Schwertern und Halmbarten,
Im grauen Nebel fröhlich hausten
Und manchen Weinberg arg zerzausten,
Auch sangen grobe Winzerlieder:
Da fielen wir mit Macht hernieder
Und zahlten ihnen Winzerlohn!
Da ward ein frischer Trank geboten,
Es floß der Most, und zwar vom roten,
Und wer noch konnte, ist entflohn
Ans Ufer abwärts zu den Schiffen.
Natürlich war mein Beck dabei!
Vor sich die alte Pickelhauben
Ganz angefüllt mit blauen Trauben,
Sprang hoch er, wie ein Böcklein frei!
Ich hätt' den Schelmen fast ergriffen,
Da konnt' er in ein Schiff sich schwingen,
Ich auf dem Fuß mit tollem Springen
Ihm nach ins Fahrzeug — und allein
Muß ich mit zwanzig Spießen sein,
Die eilig jetzt vom Lande stoßen,
Doch, als der sichre See gewonnen,
Mich rings umstarren voll Erboßen
Und scharf zu kitzeln mich begonnen.
Da dacht' ich mir: was hilft das Zagen?
Ich packte meinen Beck am Kragen
Und sprang bordüber in die Flut,
Wo er mit mir am Grunde ruht.

Dort halt' ich fest den wackern Mann,
Bis er die Pfanne zahlen kann;
Wenn er etwan entrinnen will,
Kriegt er 'nen Puff, dann liegt er still,
Und treibt das Heimweh mich, zu geisten,
So tut er mir Gesellschaft leisten.

Schwertfeger:

Wir müssen all' die Sehnsucht tragen,
Des Lebens Schatten nachzujagen! —
Mich dünkt, es wallt noch einer her,
Ich hörte seufzen tief und schwer!

Schmied:

Ein Grauer kommt herangeschritten
In reichen Waffen, ernst von Sitten.

Ein Stückgießer von 1515 (tritt auf):

So viel' ich euer hier gewahre,
Tragt ihr der Jugend Braun im Haare,
Und keiner ist, der so betagt
Wie ich dem Streite nachgejagt.
Ich war bei Granse, Murten, Nanzig,
Und sah nie meine Werkstatt wieder,
Strich durch die Lande auf und nieder
Wohl in die Jahre zehn und zwanzig;
Im Schwabenkriege tummelt' ich,
Am Rheine und im Thurgau mich;
Ich machte manchen still und bleich
Und manche Burg dem Boden gleich.
Dann ging es lange Jahre wieder
Jenseit des großen Berges nieder;
Ich hauste in der Lampartei
Mit Übeltat und Kriegsgeschrei;
Ich stellte mich den Fürsten gleich
Und spielt' mit ihnen Reich um Reich,
War nur dem eitlen Ruhme hold
Und dürstete nach schlechtem Gold,

Bis ich im Feld zu Marignan
Der heißen Arbeit Lohn gewann:
Den Mund voll Gras und das Erkennen,
Daß wir nach Dunst und Wolken rennen!

Als dort ich sieglos niedersank,
War mir vom übernächt'gen Morden
Der graue Kopf ganz weiß geworden,
Es brach das Herz, von innen krank!
Jetzt ruh' ich längst von Streit und Fechten;
Doch eil' ich gern in stillen Nächten,
Wenn lind der Hauch von Süden weht,
Zur alten Heimat — doch zu spät!
Das Vaterhaus ist längst verschwunden,
Doch scheint, die Zunft steht noch zu diesen Stunden.

Kupferschmied:

Wir schwirren um das helle Licht
Wie graues Nachtgevögel dicht,
Das keinen Einlaß finden kann. —
Da flattert noch ein Schattenmann!

Ein Schlosser in Offizierstracht von 1649 (tritt auf):

Manch zierlich Gitter konnt' ich schmieden,
Doch fand dabei ich nicht den Frieden
Und bin als Kriegsmann hingefahren,
Wo man gelockt der Söldner Scharen.
Hab' beim Savoyer Wacht gestanden
Und patrouilliert in span'schen Landen,
Im weiten Hof der Tuilerien
Mein nächtlich Werda laut geschrien.
Bin zu den Schweden dann gelaufen
Und tät mit den Panduren raufen;
Zuletzt stand in Dalmatia
Ich als ein Leutnant trotzig da,
Der für Venedigs Republik
Um gutes Gold wagt sein Geschick.
Die Türken galt es zu verjagen,
Ich ward von vieren dort erschlagen,

Als ich allein hinausgegangen,
Ein wildes Hühnlein mir zu fangen.
Da lernt' ich, heißen Brei zu essen,
Die Quadratur des Zirkels messen!
Zwei hab' ich überecks erstochen,
Zwei sind im Ring herumgekrochen
Und ließen ihre Sichelklingen
Mir schmählich durch die Sehnen dringen.
Sie werfen mich vom Felsen munter
Hoch in des Meeres Schaum hinunter;
Das Hühnlein, das davongeflattert,
Ward von den Türken drauf ergattert.
Ich aber dacht' im Untergehn:
Tätst du daheim am Schraubstock stehn!

Ein Chirurgus von 1757[1]) (mit langem Zopf und Degen):

Hier ist das Haus zum Schwarzen Garten,
Ich klopf' und schell', doch kann ich warten,
Verschlossen ist's und dunkel drin!
Wo sind denn die Gesellen hin,
Die hier beim Becher fröhlich saßen
Und des Examens Angst vergaßen?
Vom Pflasterstreichen, Laborieren
Erholten sich mit Kommerzieren?
He! Holla! — Wie bin ich genarrt!
Nur Stüßis Fähnlein dorten knarrt,
Der steht noch auf dem Brunnenstein —
Doch was dort sprudelt, ist kein Wein!

Die Schuster auch sind weggezogen,
Die nachbarlich der Zunft gepflogen;
Und weiland hier der Müller Stube
Ist finster, wie des Todes Grube;
Am Haus zwar noch das Wappen steht:
Ein Mühlerad, das nicht mehr geht!

Was hat mich nun hieher getrieben?
Wär' ich in meinem Sandloch blieben,

[1]) Die Ärzte waren, als die Zünfte politische Bedeutung hatten, behufs Ausübung ihrer Rechte den Schmieden zugeteilt; sonst hatten sie ihre Stube im „Schwarzen Garten".

Wo eine dürre Kiefer steht,
Durch die der Nachtwind pfeifend weht!

Doch halt, verlier die Hoffnung nicht!
Dort bei den Schmieden ist noch Licht:
Drum! Heut ja ist Johannistag,
Dort sind die Ärzte beim Gelag!
Doch, glaub' ich, ist vorbei der Schmaus,
Da steht schon mancher vor dem Haus.

(Tritt näher)

Oho! die sind so dünn wie Luft!
Ich glaub', es ist ein Nebelduft,
Und an den schimmlig alten Trachten
Merkt man, wo diese übernachten!

Schwertfeger:

He du, mit deinem Stiel im Nacken!
Willst du uns an der Ehre packen?

Chirurgus:

Geduld, ihr Herrn! und habt Vernunft!
Ich bin mit euch von gleicher Zunft,
Bin tot, wie ihr! Macht keine Faxen,
Denn hiefür ist kein Kraut gewachsen!

Stückgießer:

Wo wardst der Schule du entlassen?

Kupferschmied:

Liegst du im Trocknen oder Nassen?

Schlosser:

Dein Leib ist lang und steif und grad,
Du warst wie wir wohl ein Soldat?

Chirurgus:

Ein Feldscher Seiner Majestät
Des alten Fritzen vor euch steht! —
Mit rotem Mantel, wenig Geld
Ritt als Student ich in die Welt

Und dacht' in Halle zu kapieren,
Was mir noch fehlt' zum Praktizieren;
Verkauft' den Klepper und hub an,
Hab' leider bald mein Geld vertan!
Die Werbetrommel hört' ich rühren
Und trat zu Friedrichs Grenadieren
Und zog mit ihnen Tag und Nacht,
Von Feld zu Feld, von Schlacht zu Schlacht.
Hab' mit dem König auch gesprochen,
Einst hat er frisch mich angestochen
Und sagte näselnd: „Herr Chirürge,
Ist er der Schweizer nicht von Zürch,
Wo sie die Schriften tun petschieren
Mit drei geköpften Personnagen,
Die auf den Händen die Visagen
Wie drei Pasteten präsentieren?"
Ich sagte: „Sire! so Gott es will,
Bleibt das noch lange das Sigill
Von unsrer alten Republique,
Verstehn nicht Spaß in diesem Stücke!
Was schon ein halb Jahrtausend alt,
Erhält erst feste Leibsgestalt,
Mit eines Eichbaums Prospertät
Grad in des Lebens Mitte steht!"

Da setzt' den Schimmel er in Trab
Und hopst' die Lagergass' hinab.

Indessen folgt' ich seinem Stern,
Der einsam glänzte nah und fern.
Er funkelt' in der Nacht von Prag
Wie eine Sonne hell am Tag;
Ich sah ihn bei Kollin erbleichen,
Dort mußten wir blutrünstig weichen;
Darauf bei Roßbach zwinkt' er wieder
Gar lustig durch die Wolken nieder.
Jedoch im großen Sieg bei Leuthen
Schoß ein Kroat mich von der Seiten,
Als ich, den Degen in der Faust,
Mein Amt vergessend, dreingebraust.

Dort blieb ich in den letzten Zügen
Auf einer Föhrenheide liegen.

Ein alter Stubenknecht oder Zunftwirt (ruft aus dem Fenster):

's ist Mitternacht, das Haus ist leer,
Ihr luft'gen Gäste kommt nun her!

Schwertfeger:

Auf, wie die Windsbraut fahren wir
Hinein durch die bekannte Tür!

(Sie sitzen am Tisch)

Chirurgus (zum Wirt):

Nun sprich, der du im Hause weilst,
Trepp' auf und nieder schlurfend eilst,
Als ob du noch die Kannen trügest,
Und so dich selbst lebendig lügest:
Wie geht's der Stadt und dieser Zunft?
Blüht noch die alte Überkunft
Von Macht und Wohlfahrt, Rat und Tat,
Von Ehr' und Arbeit früh und spat?

Stückgießer:

Wie steht's um Herrschaft und Vogtei,
Gericht und Rat und Klerisei?
Ist unsre Zunft mit Ruhm dabei?

Der Wirt:

Vogtei und Grafschaft sind dahin,
Im Rate sitzt das Volksgesind
Und im Gericht des Bauern Kind,
Der Pfaffheit Stern ist im Verglühn.

Schmied:

Was ist vergangen und entstanden,
Seit ich gelebt in diesen Landen!

Schlosser:

Wie nahm ein löblich Regiment
Gemeiner Stadt so schnödes End'?

Wirt:

Wie wir den Rittern einst getan,
So fing's mit uns der Bauer an!

Kupferschmied:

Jedoch das alte Banner weht
Voran noch, wenn's zum Streite geht?

Wirt:

Es flattert noch bei Lenzgelagen,
Im Feld wird nur das Kreuz getragen,
Das herrscht allmächtig unter Gleichen,
Soweit des Bundes Grenzen reichen!

Kupferschmied:

Wenn sie es denn so weit getrieben,
Was ist Besondres überblieben?

Wirt:

Nur Freundschaft und Erinnerung,
Der Becher hier und dieser Saal;
Da sitzen sie beim Brudermahl
Und dünken sich von neuem jung.
Sie trinken Kraft vom goldnen Rande
Und stehen treu zum freien Lande.

(Stellt den Pokal auf den Tisch)

Alle:

Seht, welch ein herrlich Trinkgeschirr!
Es hüpft das Herz vor Freuden mir!

Chirurgus:

Seit wann besteht dies Prachtgerät?

Wirt:

Sie haben es ganz frisch gegründet,
Damit sich neue Glut entzündet
An seinem Glanz und Dignität.

Geheimnisvoll umschließt das Gold,
Was in der Freude ehrenhold
Vergangenes und Künft'ges bindet.

Stückgießer:

Doch sagt: wer ist der reisige Mann,
Der auf des Deckels Kuppel ragt,
Mit Schwert und Banner unverzagt
Bewacht der Schale runden Bann?

Wirt:

Das ist ein hehrer Zunftgenoß,
Des Blut bei Kappel heldisch floß,
Der Bannerherr in Rüstung blank,
Der bei der Fahne sterbend sank
Und, wie er stieg zur Nacht hinab,
Sie treu dem zweiten Retter gab.

Bannerherr Schweizer[1]) (in gleicher Gestalt wie auf dem Becher) tritt herein:

Ich hörte traute Rede gehn,
Die mich geweckt wie Frühlingswehn!
Seid mir gegrüßt, ihr Herrn zur Schmieden,
Und sei mit euch des Geistes Frieden!

(Es erheben sich alle)

Wirt:

Durch dich wird unsre Schattenwelt
Mit einem lichten Schein erhellt;
Denn vornehm ist und höhrer Art,
Was damals euch zum Kampf geschart!

Bannerherr:

Im bittersten und schwersten Streit
Für des Gewissens Einigkeit,
Unangesehn den Feind, zu fallen,
Das ist das höchste Los von allen;
Da wallt das Herz in lichter Ruh
Der Freiheit ew'ger Heimat zu!

[1]) Zunftmeister zu Schmieden, fiel in der Reformationsschlacht bei Kappel 1531.

Wirt:

Wie dankbar dich die Enkel ehren,
Mag dich die Becherzierde lehren!

Bannerherr:

Fürwahr, das kleine Denkmal hier
Bedünkt mich größre Ehrenzier,
Als ständ' ich hoch in Erz gegossen,
Von Lärm und Staub des Markts umflossen.
Ich steh' an meinem kleinen Ort
Als Wächter bei der Freundschaft Hort!

(Er hebt den Deckel ab)

Laßt sehn, ob diese edle Flut
Noch wärmt das leichte Geisterblut!
Ich trink's euch zu — mich dünkt, die Glieder
Durchströmt ein Hauch des Lebens wieder!
Trink, Schmied! und gib den Becher weiter!

Schmied (tut es):

Mir glänzen Jugendsterne heiter
Aus goldnem Abgrund dieser Schale!

Schwertfeger (ebenso):

Mir ist, ich geh' im grünen Tale,
Als würde mich ein Liebchen küssen!

Kupferschmied (ebenso):

Ich bade in kristallnen Flüssen!

(Er hebt den Becher dem Beck an den Mund, welcher trinkt)

Trink, Bruder, hier gibt's Rebenlauben!

Beck von Wollerau:

O süßer Saft der Lebenstrauben!
Ich atme Luft von Bergesaun!

(Der Kupferschmied läßt den Becher weitergehen)

Stückgießer (trinkt):

Dem Siege darf ich wieder traun,
Es schlägt mein Herz in alter Stärke!

Schlosser (ebenso):

Ich spüre Kraft zu jedem Werke,
Das ich in Tagen einst versäumt!

Chirurgus (ebenso):

Ein Traum, der schon einmal geträumt,
Lockt mich mit längst entschlafnen Wonnen!

Wirt (nachdem er getrunken):

So schließ' ich nun den Zauberbronnen,
Schon nahet leis der junge Tag;
Bald tönt im Korn der Wachtel Schlag!

(Deckt den Becher zu)

Alle singen:

Fahr wohl, du schöne Sommernacht,
Dein heitrer Glanz ist still verglommen!
Steig auf, verjüngte Morgenpracht
Für unser Volk, das nach uns kommen!
Wir ziehn dahin nach Geisterbrauch
Und lösen uns in Luft und Hauch.

(Während des Gesanges, der mit gemäßigten Stimmen begonnen und bis zum Schluß immer leiser wird, nimmt auch die Beleuchtung ab, in welcher die vortragende Gruppe steht, so daß diese mit dem Verhallen des Gesanges zugleich im Dunkel verschwindet.)

Kantate

bei Eröffnung einer schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1883

Die Schifflein ruhn, und schimmernd ausgebreitet
Erfreut das Auge der Gewebe Schwall;
Der Hammer schweigt, doch mit dem Lichte streitet
In tausend Formen das Metall.
Aus tausend Stoffen hat Gestalt gewonnen,
Was Not und Lust der Welt ersonnen;
Mit heil'gem Ernst, mit heiterm Tand
Umdrängt uns das Gebild der Hand.

Es will sich zeigen Wehr und Lehre,
Und er, der mit der Scholle ringt,
Der Mann im Kampf um Brot und Ehre
Des Feldes Frucht zum Feste bringt.

Alle Kräfte, die da schliefen,
Jeden Fleiß, der schaffend wacht
Auf den Höhen, in den Tiefen,
Sehen wir zu Tag gebracht.

Und ein ganzes Volk will tagen,
Kind und Jüngling, Mann und Frau
Bringen hoffend hergetragen
Ihrer Hände Werk zur Schau.

Große Städte, Nationen
Eifern lang schon im Verein;
Aber wo wir Kleinen wohnen,
Darf die Müh' nicht kleiner sein!

Gleich stürmender Wolken geschlossenen Scharen,
So reihn sich die Völker und drängen voran;
Da gilt es zu stehn und sich regend zu wahren,
Wer rastet, geht unter im Staube der Bahn!
In steter Bewegung ernährt sich die Kraft,
Die Ruh liegt im Herzen dem Manne, der schafft!

Arbeit ist das wärmste Hemde,
Frischer Quell im Wüstensand,
Stab und Zelt in weiter Fremde
Und das beste Vaterland!

Vaterland! ja du mußt siegen,
Aller Welt an Ehren gleich:
Laß die Spreu von dannen fliegen,
Nur durch Arbeit wirst du reich!

Kantate

zum fünfzigjährigen Jubiläum der Hochschule Zürich

Das Urmaß aller Dinge ruht
In Händen nicht, die endlich sind,
Es liegt verwahrt in Schatzgewölben,
Die kein vergänglich Auge schaut.
Wir führen Wage, Stab und Uhr,
Und was wir wägen, schwindet hin;
Darum mit ehrerbiet'ger Scheu
Gebrauchen wir das Maß der Zeit,
Und rufen hoher Jahre Zahl
Mit Weihefesten an.

Ein halbes Jahrhundert
Was ist es, ihr Brüder?
Ein Hauch, wie ein ganzes
Und wie ein Jahrtausend!
Doch wenn es das erste,
Dann winden wir schmeichelnd
Und rühmend den Kranz.

Das eigne Erinnern
Umfängt uns die Seele,
Die Jahre der Jugend
Sind lange dahin,
Indessen die neuen
Geschlechter erblühten.
Es ragt uns die Burg mit
Den Ämtern des Wissens,
Wir sahn noch die Stifter
Und sahn die Genossen
Die Halle durchschreiten,
Geschlecht auf Geschlecht.
Wo sind sie geblieben,
Sie all', die gekommen
Und wieder geschieden,
Zu lehren, zu lernen?
Sie ruhen in Gräbern,
Zerstreut auf der Erde,
Und hier in der Heimat.

Doch mancher, er hält noch
In schneeigen Locken
An fernen Altären
Der Weisheit die Wacht;
Getreulich gehn andre,
Als Bürger ergrauend,
Mit uns noch zum Forum.

Kein fürstlicher Reichtum,
Kein Erbe der Väter
Erhält uns die Schule;
Auf schwankem Gesetze,
Sie steht in den Äther
Des täglichen Willens,
Des täglichen Opfers
Des Volkes gebaut!

Doch um so lichter stehet
Und schirmet uns das Haus,
Solang ein Geist nur gehet,
Ein guter, ein und aus.

Reich' immer froh dem Morgen,
O Jugend, deine Hand!
Die Alten mit den Sorgen
Laß auch bestehn im Land!
Ergründe kühn das Leben,
Vergiß nicht in der Zeit,
Daß mit verborgnen Stäben
Mißt die Unendlichkeit!

IX. Pandora

(Antipanegyrisches)

Meergedanken

O wär' mein Herz das tiefe Meer
Und seine Feinde die Schiffe,
Wie schleudert' es sie hin und her
An seines Zornes Riffe!

Und endlich schläng' es unter sie,
Hinunter in die Tiefe,
Daß drüber glänzend spät und früh
Der Meeresfrieden schliefe.

So aber ist's ein Wellchen kaum,
Von tausend Wellen eine;
Doch nagt und wäscht ihr leichter Schaum
Am morschen Schiffsgebeine.

Wir Wellen ziehen treu vereint,
Und eine folgt der andern;
Wir haben all' den gleichen Feind,
Nach dem wir spähn und wandern.

Die Geisternot, der Wirbelwind,
Der peitscht uns, bis wir schäumen,
Bis alle wach geschlagen sind
Aus ihren Wasserträumen.

Und endlich sinkt im Trümmerfall,
Was wir so lang getragen —
Heil uns, wenn wir mit sattem Schwall
Dann oben zusammenschlagen!

Dann ruft's von allen Ufern her,
Als ständ' der Himmel offen:
Das Schiff der Lügner ist im Meer
Mit Mann und Maus ersoffen!

Apostatenmarsch

Bum! Bum! Bim, bam, bum!
Schnürt den Sack und kehrt links um!
Abgeweidet ist die Matte,
Spute dich, du Wanderratte,
Hungern ist kein Gaudium!
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Sind wir nicht ein schöner Zug,
Galgenfroher Rabenflug?

Hinter uns die guten Tröpfe
Stehn und brechen sich die Köpfe
Ob dem lustigen Betrug.
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Hohn und schriller Pfeifenklang
Folgen uns den Weg entlang;
Weiter, weiter in dem Kote,
Weiße süße Gnadenbrote
Lohnen uns den sauren Gang!
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Aus dem Busen reißt das Herz,
Werft es fluchend hinterwärts!
Pfaffenküch' und Kellerkühle
Spülen weg die Hochgefühle,
Ei, es war nur Bubenscherz!
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Nieder mit dem Jungfernkranz!
Ausgelöscht der Ehre Glanz!
Ausgepfiffen jede Wahrheit,
Angeschwärzt der Sonne Klarheit,
In den Staub mit dem Popanz!
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Judas starb den dummsten Tod,
Schäme dich, Ischariot!
Magst du zappeln! Unsereiner
Schwimmt mit Würde stets als reiner
Goldfisch durch das Blut so rot!
Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum! Bum! Bim, bam, bum!

Auf Maler Distelis Tod

Sie haben Ruh, die Kutten braun und schwarz,
Die Fledermäuse, Raben, Eulenköpfe,
Spießbürger alle mit und ohne Zöpfe,
Und was da klebt im zähen Pech und Harz!

Er hat sie drangsaliert und ließ sie tanzen,
Die faulen Bäuche wie die krummen Rücken,
Die dicken Käfer und die dünnen Mücken,
Die Maulwurfsgrillen und die Flöh' und Wanzen!

Schaut her, ihr draußen, denen im Genick
Der Adler und der Geier Fänge lasten,
Schaut dies Gewimmel ohne Ruh und Rasten,
Den Bodensatz in einer Republik!

Solch einen Sabbat wohlgemut zu schildern,
Braucht es fürwahr ein unerschrocknes Blut!
Nun warf er hin den Stift, nahm Stock und Hut,
Und fluchend steht das Volk vor seinen Bildern.

Schlechte Jahreszeit

Wo ist der schöne Blumenflor,
Den wir so treu gehegt?
Vom Hoffen und vom Grünen sind
Herz, Garten kahl gefegt!
Und wie in einer Nacht ergraut
Ein unglückselig Haupt,
Hat sich heut nacht das Vaterland
Geschüttelt und entlaubt!

Der Rhein entführt ins Niederland
Die welke Sommerlust,
Läßt öd' und fahl die Felder uns,
Den Frost in unsrer Brust.
Die Silberfirnen hüllen sich
In dunkle Wolken ein;
Doch bald wird jeder Kehricht nun
Ein blanker Schneeberg sein!

Und alles wird so klein, so nah,
So dumpf und eingezwängt;
Wie drückend ob dem Scheitel uns
Der graue Himmel hängt!
Auf jedem Kreuzweg sitzt ein Feind —
Es ist ein harter Stand:
Mit Schurken atmen gleiche Luft
Im engen Vaterland!

Lied vom Schuft

Ein armer Teufel ist der Schuft,
Er weiß, es kennt ihn jedes Kind;
Er wandelt wie ein Träumender,
Wo unverdorbne Menschen sind.

Ein dummer Teufel ist der Schuft,
Weil er doch der Geprellte ist,
Wenn ihn die Welt, die er betrog,
Mit großen, klaren Augen mißt.

Er geht einher im Silberhaar
Und keimt schon in des Knaben Blick,
Er kriecht umher in dunkler Not
Und spiegelt sich in Glas und Glück.

Bald sitzt er auf dem Königsthron
Und heißt von Gottes Gnaden Schuft,
Bald steckt er und vermodert er
In eines Bettlers Hundegruft.

Doch immer müht und plagt er sich
Und tut, als wär' er sehr gescheit;
Wenn man an ihm vorübergeht,
So pfeift er aus Verlegenheit.

Laßt pfeifen sie und nagen nur,
Die Ratten, im dunklen Erdenhaus;
Es tagt dereinst ihr Wandertag,
Dann schweigen sie und sterben aus!

Jesuitenzug

1843

Hussa! Hussa! Die Hatz geht los!
Es kommt geritten klein und groß,
Das springt und purzelt gar behend,
Das kreischt und zetert ohne End':
Sie kommen, die Jesuiten!

Da reiten sie auf Schlängelein
Und hinterdrein auf Drach' und Schwein;
Was das für muntre Bursche sind!
Wohl graut im Mutterleib dem Kind:
Sie kommen, die Jesuiten!

Hu, wie das krabbelt, kneipt und kriecht,
Pfui, wie's so infernalisch riecht!
Jetzt fahre hin, du gute Ruh!
Geh, Grete, mach' das Fenster zu:
Sie kommen, die Jesuiten!

„Gewissen, Ehr' und Treue nehmt
Dem Mann und macht ihn ausverschämt,
Und seines Weibes Unterrock
Hängt ihm als Fahne an den Stock:
Wir kommen, die Jesuiten!"

Von Kreuz und Fahne angeführt,
Den Giftsack hinten aufgeschnürt,
Der Fanatismus ist Profoß,
Die Dummheit folgt als Betteltroß:
Sie kommen, die Jesuiten!

Wir nisten uns im Niederleib
Wie Maden ein bei Mann und Weib,
Und was ein Schw..n erfinden kann,
Das bringen wir an Weib und Mann:
Wir kommen, die Jesuiten!"

O gutes Land, du schöne Braut,
Du wirst dem Teufel angetraut!
Ja, weine nur, du armes Kind!
Vom Gotthard weht ein schlimmer Wind:
Sie kommen, die Jesuiten!

Die öffentlichen Verleumder

Ein Ungeziefer ruht
In Staub und trocknem Schlamme
Verborgen, wie die Flamme
In leichter Asche tut.
Ein Regen, Windeshauch
Erweckt das schlimme Leben,
Und aus dem Nichts erheben
Sich Seuchen, Glut und Rauch.

Aus dunkler Höhle fährt
Ein Schächer, um zu schweifen;
Nach Beuteln möcht' er greifen
Und findet bessern Wert:
Er findet einen Streit
Um nichts, ein irres Wissen,
Ein Banner, das zerrissen,
Ein Volk in Blödigkeit.

Er findet, wo er geht,
Die Leere dürft'ger Zeiten,
Da kann er schamlos schreiten,
Nun wird er ein Prophet;
Auf einen Kehricht stellt
Er seine Schelmenfüße
Und zischelt seine Grüße
In die verblüffte Welt.

Gehüllt in Niedertracht
Gleichwie in einer Wolke,
Ein Lügner vor dem Volke,
Ragt bald er groß an Macht
Mit seiner Helfer Zahl,
Die, hoch und niedrig stehend,
Gelegenheit erspähend,
Sich bieten seiner Wahl.

Sie teilen aus sein Wort,
Wie einst die Gottesboten
Getan mit den fünf Broten,
Das klecket fort und fort!

Erst log allein der Hund,
Nun lügen ihrer tausend;
Und wie ein Sturm erbrausend,
So wuchert jetzt sein Pfund.

Hoch schießt empor die Saat,
Verwandelt sind die Lande,
Die Menge lebt in Schande
Und lacht der Schofeltat!
Jetzt hat sich auch erwahrt,
Was ernstlich war erfunden:
Die Guten sind verschwunden,
Die Schlechten stehn geschart!

Wenn einstmals diese Not
Lang wie ein Eis gebrochen,
Dann wird davon gesprochen,
Wie von dem schwarzen Tod;
Und einen Strohmann baun
Die Kinder auf der Heide,
Zu brennen Lust aus Leide
Und Licht aus altem Graun.

Nacht im Zeughaus

1

Bleich beglänzte Wolkenscharen
Draußen durch die Mondnacht fahren,
Ungewisse Lichter fallen
Hier in diese grauen Hallen.

Schwert an Schwert und Lanz' an Lanze
Reihen sich mit düsterm Glanze,
Banner, braun vom Schlachtenwetter,
Rascheln da wie Herbstesblätter.

Licht aus heller Jugendferne,
Seid gegrüßt, ihr Morgensterne,
Und auch ihr mit tausend Scharten:
Axte, Schilde und Halmbarten!

Eisenhüllen, dunkel schimmernd,
Gleich verglühten Sonnen flimmernd
Steht ihr da, des Kerns Beraubte,
Brust an Brust und Haupt an Haupte!

Die euch ehrne Chrysaliden
Sich zum Kleide mochten schmieden,
Sind die Falter ausgeflogen?
Sagt, wo sind sie hingezogen?

Und in welcher Schöpfungsweite
Stehn die Helden jetzt im Streite?
Sieht man sie im Feld marschieren
Unter fliegenden Panieren?

In gedrängten Männerhaufen
Stürmend an die Feinde laufen
Und Dämonenheere schlagen,
Ew'ge Freiheit zu ersagen?

Schweigen herrscht — sie ruhn im Frieden;
Tatenfroh sind sie geschieden,
Ließen stolz und reich im Sterben
Land und Freiheit ihren Erben.

2

Doch was will sich hier begeben?
Fängt das Erz nicht an zu leben?
Leise klirrt es auf und nieder,
Und was hohl war, füllt sich wieder!

Aber statt der tapfern Alten
Seh' ich Schlimmes sich gestalten:
Grause Larven, kaum zu glauben,
Grinsen aus den Eisenhauben!

Und es raunt aus allen Ecken
Ein Gelächter mir zum Schrecken;
Wechselnd flirrt es auf den Schilden
Wie von tausend Fratzgebilden.

Sind vom Hause fort die Katzen,
Tanzen auf dem Tisch die Ratzen.
Traurig in dem wärmelosen
Zwielicht flammen Schwerterrosen.

3

Auf der hölzern' Trommel sitzet,
Wert, daß man die Zung' ihm schlitzet,
Dort ein altes Weib mit Gleißen:
Schwätzerei wird es geheißen!

In der Schürze einen Knäuel
Birgt es von verworrnem Greuel,
Brandraketen, Schwefelschnüre:
Mißtraun, Furcht und Zeugenschwüre.

Das Verdächtigungsgeräte,
Des Gerüchtes Blechtrompete,
Abgenutzt und neu doch täglich,
Schund und Trödelei unsäglich!

Eine Brille auf der Nase,
Eulenhaft, von blindem Glase,
Lauert es und spioniert es,
Keift und schreit und peroriert es.

4

Aus der schwarzen Riesenrüstung,
Lehnend an der Fensterbrüstung,
Scheint mir mit verwesungsgrauen
Zügen ein Gespenst zu schauen.

Frecher Hohn glüht aus den Augen,
Die nur Gott zu kränken taugen,
Auf dem Mund ein lächelnd Schweigen,
Wie es der Verleumdung eigen,

Wenn ihr Pfeil ist abgeschossen
Und die Unsaat draus entsprossen;

An der Hüfte mittlerweile
Hängt der Köcher noch voll Pfeile.

Droht es so ins Horn zu blasen,
Zitternd laufen Füchs' und Hasen,
Selbst die starken Löwen kneifen
Aus mit eingezognen Schweifen.

5

Angetan mit rost'gen Waffen
Seh' ich einen fahlen Affen,
Schielen eine Affenschande:
Bruderneid im Vaterlande!

Bruderneid auf freier Erde,
Der mit knechtischer Gebärde
Mürrisch auf der Hofstatt lungert,
Nach des Nachbars Apfeln hungert.

Einen Raub an seinem Lehen
Schilt er jedes Wohlergehen;
Grimmig schlägt dem eignen Enkel
Er vom Kruge weg den Henkel.

6

Holzgeschnitzte Bilder prangen
Blinden Augs, gemalt die Wangen,
Dieses sind die toten Ehren,
Die vom Eigenruhme zehren!

Hoch vom Helme nicket jeder
Die vergilbte Straußenfeder,
So am Flamberg aufgetakelt
Selbstvergnügt die Puppe wackelt:

„Ja, ich bin der große Veitel,
Auf der Welt ist alles eitel
Und am eitelsten ich selber,
Andre sind bescheidne Kälber!

Lob zu fangen sind die Ohren
Reichlich groß mir angeboren;
Wische mir damit die Augen,
Wenn gerührt sie Wasser saugen!"

7

Seht die dürre Spielersippe:
Vier geharnischte Gerippe,
Mit der Klapperfaust, der harten,
Haun sie auf den Tisch die Karten!

Ihre Sanduhr ist zerbrochen,
Fort doch spielen diese Knochen,
Hohl die Schädel, drinnen nisten
Bettelhafte Spielerlisten.

Sau und Bube, Lumpentrümpfe,
Helfen ihnen auf die Strümpfe
So im Rat, wie bei den Karten —
Nur nicht bei den Feldstandarten.

Und sie zählen falsch die Stiche,
Und sie schleichen ihre Schliche:
„Übung, Übung macht den Meister!"
Sprechen auch verlorne Geister.

8

So beginnt es rings zu leben,
Und die alten Spinnen weben,
Und die schwarzen Mäuse nagen,
Und ich wollt', es würde tagen!

Hielt den Teufel für gestorben,
Und nun spukt er unverdorben
Noch in diesen Mauerschlüften —
Bis der Zeugwart kommt, zu lüften;

Zeugwart ist der Herr der Stürme,
Der die Felsen bricht und Türme

Und der Torheit rohen Willen
Wird mit Bitterniſſen ſtillen!

Wehen wird's in Ungewittern,
Daß das Haus im Grund muß zittern
Und die Ziegel auf dem Dach
Klappern uns vor Ungemach!

Wohl uns, kann man alsdann ſagen:
Die das Glück nicht mochten tragen,
Haben ihres Unſterns Nacht
Sich zum Morgenſtern gemacht!

Gottfried Keller

Sämtliche Werke

Zehnter Teil

Gottfried Keller

Sämtliche Werke in vierzehn Teilen

Herausgegeben von Conrad Höfer

Zehnter Teil

Gesammelte Gedichte. II

Leipzig / Hesse & Becker Verlag

Gesammelte Gedichte

von

Gottfried Keller

II

Leipzig/Hesse & Becker Verlag

Inhalt

X. Trinklaube

Seite

Gaselen

1. Unser ist das Los der Epigonen . 9
2. O heiliger Augustin im Himmelssaal . 9
3. Der Herr gab dir ein gutes Augenpaar 9
4. Wenn schlanke Lilien wandelten . . 10
5. Nun schmücke mir dein dunkles Haar mit Rosen . . . 10
6. Perlen der Weisheit sind mir deine Zähne 10
7. Ich halte dich in meinem Arm. . . 10
8. Berge dein Haupt, wenn ein König vorbeigeht 11
9. Mich tadelt der Fanatiker 11
10. Verbogen und zerkniffen war . . . 11

Panard und Galet

1. Sie kamen von der Tränke 12
2. Auf seinem Bette liegt Galet. 13
3. Es klagt Panard: Habt ihr gesehn . . 13

Seite

Ungemischt. 14
Geübtes Herz 14
Doppelgleichnis 15
Mit einer Reißkohle . . 15
Die Aufgeregten . . . 16
Lacrimae Christi . . . 16
Landwein 17
Rote Lehre 19

Epigrammatisches

Venus von Milo . . 20
Ratzenburg 20
An eine junge Simplicitas 21
Historiograph 21
Einem Tendenzriecher . 21
Der Scheingelehrte . . 21
Rhetorische Histrionen . 21
Ein schuldlos Unwahrer 22
Dynamit 22
Dem Kopf- und Herz-Dogmatiker 22
Ein Goethe-Philister . 22
Parteileben. 22
Majorität 23

Aus ihrem Leben: Dichtung und Wahrheit 1, 2 24
In den Äpfeln 25
Der falsche Hafisjünger . 26
Morgenwache. 27

XI. Vermischte Gedichte

	Seite
Denker und Dichter 1, 2	28
Wanderlied	31
Überall 1843	32
Die Thronfolger	33
Frau Rösel	34
Der Kürassier	35
Auf der Landstraße	36
Die Spinnerin 1, 2	37
Am Sarg eines neunzigjährigen Landmannes vom Zürichsee 1846	39
An das Herz	42
Revolution	43
Des Friedens Ende	44
Nikolai	46
Napoleons Adler	46
Der Waadtländer Schild	48
Ein Tagewerk 1, 2	49
Grillen	51
Bei einer Kindesleiche	53
Schlafwandel	54
Klage der Magd	55
Alte Weisen	
1. Mir glänzen die Augen	57
2. Die Lor' sitzt im Garten	57
3. Du milchjunger Knabe	58
4. Ich fürcht' nit Gespenster	58
5. Singt mein Schatz wie ein Fink	59
6. Tretet ein, hoher Krieger	59
7. Röschen biß den Apfel an	60
8. Wandl' ich in dem Morgentau	60
9. Das Köhlerweib ist trunken	61
10. Das Gärtlein dicht verschlossen	62
11. Wie glänzt der helle Mond	62
12. Alle meine Weisheit	62
Der Taugenichts	63
Waldfrevel	65
Der alte Bettler	66
Der Schöngeist	68
Wanderbilder 1852	
1. Am Tegelsee	70
2. In einem Luftwalde	71
3. Sonntags	71
4. Berliner Pfingsten	72
5. Weihnachtsmarkt	73
6. Polkakirche	74
7. Biermamsell	74
In fremden Landen	75
Die kleine Passion	77
Krötensage	78
David	78
Parteigänger	79
Im Meer	81
Mönchspredigt	81
Tafelgüter	82
Tod und Dichter	84
Stilles Abenteuer	85
Ehescheidung (Amerikanisch)	87
Untergehende Liebe	88
Wardeins Brautfahrt	89
Aus einem Romane	
1. Verlornes Recht, verlornes Glück	90
2. In der Trauer I.—III.	91
Melancholie	92
Ein Berittener	93
Stutzenbart	94
Poetentod	95
An Justinus Kerner	97
Der Kranz	99
Has von Überlingen	100
Das Weinjahr	101

Seite

Aroleid 102
Der Narr des Grafen von Zimmern 103
Die Winzerin 105
Geistergruß 107
Jung gewohnt, alt getan 108
Am Ufer des Stromes . 109
Ein Schwurgericht . . . 110
Zeitlandschaft 113
Das große Schillerfest 1859 114

XII. Der Apotheker von Chamounix

Ein Buch Romanzen

Erster Teil 1—9 . . . 118
Zweiter Teil 1—13. . . 140

Alphabetisches Verzeichnis der Überschriften und der Anfänge der Gedichte 178

Nachwort 184

X. Trinklaube

Gaselen

1

Unser ist das Los der Epigonen,
Die im weiten Zwischenreiche wohnen;
Seht, wie ihr noch einen Tropfen presset
Aus den alten Schalen der Zitronen!
Geistiges ist mäßig noch vorhanden,
Auch des Lebens Süße wird noch lohnen;
Wasser flutet uns in breiten Strömen,
Brauchen es am wenigsten zu schonen:
Braut den Trank für lange Winternächte,
Bis uns blühen neue Lenzeskronen
Und der Dichtung Fahrzeug mag entrinnen
Dem Bereich der grausen Lästrygonen!

2

O heiliger Augustin im Himmelssaal,
Nun werd' ich glauben an deine Gnadenwahl;
Denn gleich dem Affen, der eine Tulpe hält,
Sah heut ich einen halten den Festpokal!
Wie hat zerreißend es mir ins Ohr gegellt,
Als er der Maid froschmäulige Küsse stahl!
Dazu schaut' er so jämmerlich in die Welt,
Als stäk' er in des Fegefeuers Qual!

3

Der Herr gab dir ein gutes Augenpaar,
Du weißt damit zu blicken lieb und klar.
Mit feiner Hand hältst du in schönen Banden,
Das er dir gab, dein anmutreiches Haar.
Gleich einer Palme aus den Morgenlanden
Ließ er dich wachsen, der im Anfang war;

Du aber weißt dich köstlich zu gewanden,
Daß sich verdunkelt deiner Schwestern Schar.
Wie dankbar du des Schöpfers Sinn verstanden,
Als seine Interpretin legst du dar!

4

Wenn schlanke Lilien wandelten, vom Weste leis geschwungen,
Wär' doch ein Gang, wie deiner ist, nicht gleicherweis' gelungen!
Wohin du gehst, da ist nicht Gram, da ebnet sich der Pfad,
So dacht' ich, als vom Garten her dein Schritt mir leis erklungen.
Und nach dem Takt, in dem du gehst, dem leichten, reizenden,
Hab' ich, im Nachschaun wiegend mich, dies Liedlein leis gesungen.

5

Nun schmücke mir dein dunkles Haar mit Rosen,
Den Schleier laß die Schultern klar umkosen!
In holden Züchten laß die Augen streifen,
Sie können es so wunderbar, die losen!
Du sollst an meinem Arm die Stadt durchschweifen
Und meiner Neider goldne Schar erbosen.

6

Perlen der Weisheit sind mir deine Zähne!
Wie stets ich mich nach ihrem Scheine sehne!
Denn über dem Bemühn, sie zu erblicken,
Vertrocknet mir des Kummers letzte Träne.
Indem ich dich zu holdem Lachen reize,
Vergeß ich ganz der Welt unreine Späne;
Doch um dein schönstes Lächeln zu gewinnen,
Verlieren sich in Torheit meine Pläne!

7

Ich halte dich in meinem Arm, du hältst die Rose zart,
Und eine junge Biene tief in sich die Rose wahrt;
So reihen wir uns perlenhaft an einer Lebensschnur,
So freun wir uns, wie Blatt an Blatt sich an der Rose schart.
Und glüht mein Kuß auf deinem Mund, so zuckt die Flammenspur
Bis in der Biene Herz, das sich dem Kelch der Rose paart!

8

Berge dein Haupt, wenn ein König vorbeigeht,
Tief an der Brust des Geliebten, der frei steht;
Aber dem Bettelsjung laß es erglänzen,
Welchen das Elend des Lebens vorbeiweht!

9

Mich tadelt der Fanatiker, in deinen Armen weich zu ruhn,
Und heischt, indem zum Streit er eilt, zu lärmen und ihm gleich zu tun;
In tollen Sätzen springt er fort und peitscht die Luft mit seinem Stahl
Und schwört: es geb' kein größer Heil, als auf dem Schlachtfeld bleich zu ruhn!
Laß laufen ihn, den Närrischen, und küsse mich noch hundertmal,
Ich denke doch beizeiten noch vor ihm den ersten Streich zu tun!

10

Verbogen und zerknissen war der vordre Rand an meinem Hut,
Und rötlich färbte er sich auch, wie es des Trinkers Nase tut;
Und wenn ich auf der Straße ging, so fiel ich in der Spötter Schlingen.
Das füllte mich mit Ärger; der Chapeau war doch im ganzen gut.
Drum dreht' ich ihn, bis hinter mir des würdigen gelähmte Schwingen,
Und vorn den wohlerhaltnen Rand, trat ich einher mit frischem Mut.
Doch weh! an meinem Rücken nun die tausend schlimmen Augen hingen,
Ich hörte zischeln hinter mir, und in den Kopf stieg mir das Blut
Und zwang mich, den verdammten Filz flugs wieder vorn herum zu bringen,
Denn lieber vor als hinter mir mag ich der Tadler stille Wut.
In seinen Schatten neige dich, Schlußton von allem meinem Singen,
Mein treues Lieb, und tröste mich mit deiner Lippen süßer Glut!

Panard und Galet[1])

1

Sie kamen von der Tränke,
Sie wankten aus der Schenke
Mit einer Zecherschar,
Als es Karfreitagmorgen
Und grabesstille war.

Von heißen Stirnen nicken
Und stäuben die Perücken,
Wie Wolke birgt den Blitz;
Die spitze Kling' am Degen
Zuckt wie geschliffner Witz.

Sie taumelten und sangen,
Vom Mund wie Stöpsel sprangen
Die Verse, Schlag auf Schlag;
Da schrie Panard: „O fühlet
Den furchtbar großen Tag!

Das Universum trauert,
Die dunkle Sonne schauert,
Die Erde wankt und bebt,
Daß unter unsern Füßen
Der hohle Boden schwebt!

Unsicher ist's, zu stehen,
Und ratsam nicht, zu gehen!
Kehrt um zu unsrem Wirt!" —
Und alsbald kroch die Herde
Zurück zu ihrem Hirt.

Dort blieben sie verborgen
Bis an den dritten Morgen
Tief und geheimnisvoll,
Bis in der goldnen Frühe
Die Osterglocke scholl.

[1]) Französische Poeten des 18. Jahrhunderts.

Als die verjüngte Sonne
In Auferstehungswonne
Durchschritt des Frühlings Tor,
Da stiegen aus der Höhle
Weinselig sie hervor.

2

Auf seinem Bette liegt Galet,
Weglachend seines Todes Weh.

Er schickt Panard den Morgengruß,
Sechs neue Lieder zum Genuß.

„Erst wollt' ich reimen, liebes Kind!
So viele, als Apostel sind.

Doch hab' ich's nur auf sechs gebracht,
Weil schon der Totengräber wacht.

Der Totengräber an der Tür
Mit seinem Spaten lauscht herfür.

Der hackt mich mit den andern sechs
Bald unter grünes Grasgewächs.

Leb' wohl, mich dünkt, nun muß es sein,
Der beste Reim ist Rhein und Wein!"

3

Es klagt Panard: „Habt ihr gesehn
Die Stätte, wo er ruht?
So könnt ihr meinen Schmerz verstehn
Und meines Herzens Wut!

Der keiner Quelle, noch so rein,
Beim größten Durst genaht,
Ihn, dem kein schnödes Wässerlein
Die Lippe je betrat,

Ihn haben sie nun hingelegt,
Wo graus vom Turm herab
Die Traufe ihm zu Häupten schlägt
Und plätschert auf dem Grab!

Ich selbst bin nun ein Wasserfaß,
Dran keine Daube schließt,
Da stets ein unglückselig Naß
Mir aus den Augen schießt.

Es regnet meiner Tränen Fluß
Wie toll zu jeder Stund',
Daß mit der Hand ich decken muß
Das Glas an meinem Mund!

Die süße Traube sank zur Ruh
Vom Stocke, der ich bin;
O Winzer Tod, nun schneide du
Mich selber bald dahin!"

Ungemischt

Daß ich nicht ein jedes Atom von Wein
Mit einer Flut von Blödigkeiten büße,
Schenke mir das blühende Gold vom Rhein,
Unvermischt in seiner würz'gen Süße!

Deine Augen laß frei von Tränen sein,
Daß die lieblichen Sterne nicht versiegen;
Weich genug droht schon der bläuliche Schein
Wie ein zartes Traumbild zu verfliegen!

Frühlingstage, Stunden der Seligkeit,
Wie sie lind in unsre Seelen rinnen!
Und wir sollten die köstliche Neige Zeit
Mit dem Gedanken der Ewigkeit verdünnen?

Geübtes Herz

Weise nicht von dir mein schlichtes Herz,
Weil es schon so viel geliebet!
Einer Geige gleicht es, die geübet
Lang ein Meister unter Lust und Schmerz.

Und je länger er darauf gespielt,
Stieg ihr Wert zum höchsten Preise;
Denn sie tönt mit sichrer Kraft die Weise,
Die ein Kundiger ihren Saiten stiehlt.

Also spielte manche Meisterin
In mein Herz die rechte Seele,
Nun ist's wert, daß man es dir empfehle,
Lasse nicht den köstlichen Gewinn!

Doppelgleichnis

O ein Glöcklein klingelt mir früh und spät
Silbernen Schalles in die Seele herein,
Zart wie ein Luftlied, welches von Westen weht,
Unermüdlich plaudernd, so lieb und fein!

Aber wandl' ich es um zum Becherlein,
Kehr' ich es um und häng' es an meinen Mund,
Trinke daraus den allersüßesten Wein,
Schweigt das Becherglöckelchen zur Stund'.

Hält sich stille, solang ich trinken mag,
An meinen durstigen Lippen verhallt sein Rand,
Tönet jedoch wieder mit hellem Schlag,
Kaum ich es der innigen Haft entband.

Kelch und Glöcklein ist, mein Engelchen,
Mir dein Mündchen ohne Rast und Ruh,
Und das Zünglein drin das Schwengelchen,
Das nie schweigt, als wenn ich dich küssen tu'.

Mit einer Reißkohle

Gefächelt von der Lüfte Schwingen,
Zeigt's deines Mundes hohe Rosenglut
Und knistert leis, wie deine Lippen singen,
Wenn ein geheimer Traum bewegt dein Blut.

Nun schweigt das Knistern, stirbt die Röte,
In tiefe Nacht versinkt der Fünklein Tanz;
Nun ist es tot und schwarz, was überböte
Die Schwärze, als dein Haar im Morgenglanz?

Noch warm nehm' ich die zarte Leiche
Und schreib' auf deines Flurs besonnten Stein
Ihr art'ges Leben, dem das deine gleiche,
So hoch erglühend und so schlicht und rein!

„Ich war ein Bäumlein auf den Rainen,
Mein Mark war weich und weiß, die Blättlein grün;
Ich sah die Sonne feurig niederscheinen,
Dann brannt' ich selber, selig im Verglühn!

Was von mir blieb, zeigt noch die Triebe
Der Adern und der Jahresringe Lauf;
Schreib froh mit mir, Poet, den Preis der Liebe
Und brauch' mich ganz zu deinem Liede auf!"

Die Aufgeregten

Welche tief bewegten Lebensläufchen,
Welche Leidenschaft, welch wilder Schmerz!
Eine Bachwelle und ein Sandhäufchen
Brachen gegenseitig sich das Herz!

Eine Biene summte hohl und stieß
Ihren Stachel in ein Rosendüftchen,
Und ein holder Schmetterling zerriß
Den azurnen Frack im Sturm der Mailüftchen!

In ein Tröpflein Tau am Butterblümchen
Stürzt' sich eine kleine Käferfrau,
Und die Blume schloß ihr Heiligtümchen
Sterbend über dem verspritzten Tau!

Lacrimae Christi

Wie des Rauches Silbersäumchen
Vom Vesuv den Himmel sucht!
Feigenbäumlein, Feigenbäumchen,
Und wie süß ist deine Frucht!
Und ein kühlender Zephir fächelt
Über den warmen Lavagrund,
Drauf die Madonna niederlächelt
Mit dem feingeschnitzten Mund.

Kommt ein lustiger Mönch gegangen
Mit dem vollen Tränenkrug;
Kommt ein Weib mit Purpurwangen
Und mit nächtlichem Lockenflug;

Schön ist's unter dem Feigenbaum,
Wo der Berg in Liebe brennt!
Drüben leuchten, wie ein Traum,
Ischia, Capri und Sorrent.

Sind ihre Locken die dunkle Nacht,
Ist seine Glatze der Mondenschein,
Und es können die Sternenpracht
Ihre glühenden Augen sein.
Also schaffen am hellen Tag
Sie die heimliche stille Nacht;
Was doch alles geschehen mag,
Wenn man's klug und sinnig macht!

Nur die hölzerne Madonne
Schmachtet in der heißen Sonne;
Daß auch sie genieße der Ruh,
Wirft das Weib ihr den Schleier zu.
Lachend über die See her blinken
Ischia, Capri und Sorrent;
Süß und selig ist zu trinken,
Was man Christi Tränen nennt!

Landwein

Am Hügel wohnt der alte Bauersmann,
Der hat sein Gut von neuer Hand gegründet,
Daß all sein Land im weitgezognen Bann
Des Eigners feste Willenskraft verkündet;
Was harter Fleiß der Erd' entlocken kann,
Hat er zu immergrüner Pracht entzündet;
Und in der Mitte steht sein stattlich Haus,
Die Fenster schimmern in das Land hinaus.

Da ist das ganze Jahr ein wechselnd Blühn;
Geteilt in Streifen und in allen Farben
Dehnt es sich aus, vom hellen Saatengrün
Bis zum gediegnen Gold der schweren Garben.
Des Mohnes traumerfüllte Kelche glühn,
Wenn kaum des Flachses blaue Blüten starben;
Vereinigt leuchtet aller Farben Flor
Im Blumengarten vor des Hauses Tor.

Vom fernen Berge aus dem eignen Wald
Hat er zum Hof den Brunnen hergeleitet,
Und von des Forstes felsiger Gestalt
Aus eignem Stein des Hauses Grund gebreitet.
Man sieht, wie neben mächt'ger Eiche bald,
Bald neben der gefällten Tann' er schreitet,
Die blanke Axt fest in den Stamm gehauen,
Dem langen Zug den richt'gen Weg zu schauen.

Vom Morgengrauen bis zum Nahn der Nacht
Kann man ihn sehn durch Flur und Felder streifen,
Soweit noch seines Halmes Blüte lacht,
Treu seine Bienen Pflug und Stier umschweifen;
Selbst von der Lüfte sonnig heitrer Pracht
Die Tauben seines Hofs Besitz ergreifen.
Und auch die Lerche, Wachtel, Eul' und Rabe
Sind heimatliche Kinder seiner Habe.

Jedoch sein Herzfleck ist ein jäher Rain,
Der sich erhebt aus weiten Ackergründen,
Da, wo am vollsten ruht der Sonne Schein
Und abgewandt des Nordens rauhern Winden;
Da zieht der Landmann seinen Labewein,
Da ist er manchen langen Tag zu finden,
Wie Arbeit er und Müh mit Lust verschwendet,
Der Rebe wählrisch Schoß zum Lichte wendet.

Doch zieht er nicht die Traube zum Erwerb,
Mit seinen Söhnen trinkt er selbst den Saft,
Der nicht wie Honig süß, doch frisch und herb
Der Männer Blut erhält mit tücht'ger Kraft;
Auch Brot und Leib und Leben sind ja derb
Dem Volke, das in brauner Scholle schafft;
Nur wenn ein heißes Weinjahr ist auf Erden,
Kann auch sein Wein ein rechter Festwein werden.

Wie oftmals, wenn der kühle Herbst gekehrt,
Gelungen war des Jahrs mühsel'ger Plan,
Die Speicher hoch mit reicher Frucht beschwert,
Der neue Wein in seine Haft getan,

Hat er das erste Glas davon geleert —
Nie setzt' er eines ruhig wohler an —
So saß der Mann inmitten seiner Sippe
Und trank den jungen Wein mit froher Lippe.

Wenn dieser so im Glas zu gären schien,
Im Innersten nach Klarheit heiß zu ringen,
Dann sprach der Mann wie träumend vor sich hin,
Als hört' er wo ein fernes Lied erklingen:
„Gott hat's gegeben, und wir preisen ihn!
Wir loben ihn, wenn wir es wieder bringen!
Denn wie er's geben kann, mag er es nehmen,
Und unser ist ein mutiges Bequemen!

Wohl hört man ihn durch Tann und Schlüchte fahren,
Wer aber weiß, von wannen kommt der Wind?
So drängen sich der Menschheit schwere Scharen,
Die selber sich ein tief Geheimnis sind,
Das aber endlich sich soll offenbaren
Den Lebensklugen, die nicht taub und blind.
Indes zur Übung, Stärkung unserm Streben
Wird dieser harte Ackergrund gegeben.

Und was wir heute sammeln und gestalten,
Das wird der Morgen schonungslos zerstreuen;
Doch wollt ihr einen süßen Kern erhalten,
Dürft ihr euch nicht zu sehr der Schalen freuen;
Wenn sich der Geist der Geister will entfalten,
Wird unablässig er das Wort erneuen.
Wir aber müssen bei der Arbeit lauschen,
Wohin die heil'gen Ströme wollen rauschen!"

Rote Lehre

„Ich bin rot und hab's erwogen
Und behaupt' es unverweilt!
Könnt' ich, würd' ich jeden köpfen,
Der nicht meine Meinung teilt!"

In des Baders enger Stube
Vetter Hansen also sprach,
Eben als 'nem feisten Bäcker
Jener in die Ader stach.

Und des Blutes muntrer Bogen
Aus dem dicken drallen Arm
Fiel dem Vetter auf die Nase,
Sie begrüßend freundlich warm.

Bleich, entsetzt fuhr er zusammen,
Wusch darauf sich siebenmal;
Doch noch lang rümpft er die Nase,
Fühlt noch lang den warmen Strahl.

Mittags widert ihm die Suppe,
Rötlich dampft sie, wie noch nie;
Immer geht es so der alten
Grauen Eselstheorie!

Manches Brünnlein mag noch springen
In das Gras mit rotem Schein;
Doch der Freiheit echter, rechter
Letzter Sieg wird trocken sein.

Epigrammatisches

Venus von Milo

Wie einst die Medizäerin
Bist, Armste, du jetzt in der Mode
Und stehst in Gips, Porz'lan und Zinn
Auf Schreibtisch, Ofen und Kommode.

Die Suppe dampft, Geplauder tönt,
Gezänk und schnödes Kindsgeschrei;
An das Gerümpel längst gewöhnt,
Schaust du an allem still vorbei.

Wie durch den Glanz des Tempeltors
Sieht man dich in die Ferne lauschen,
Und in der Muschel deines Ohrs
Hörst du azurne Wogen rauschen!

Ratzenburg

Die Ratzenburg will Großstadt werden
Und schlägt die alten Linden um;
Die Türme macht sie gleich der Erden
Und streckt gerad, was traulich krumm.

Am Stadtbach wird ein Kai erbauet
Und einen Boulevard man schauet
Vom untern bis zum obern Tor;
Dort schreitet elegant hervor
Die Gänsehirtin Katharine,
Die herrlich statt der Krinoline,
Zu aller Schwestern blassem Neide,
Trägt einen Faßreif stolz im Kleide.
So ist gelungen jeder Plan,
Doch niemand sieht das Nest mehr an!

An eine junge Simplicitas

Schämig versagst du den Blick dem übel beleumdeten Ketzer,
Spendest zur Seite gewandt deinen verkümmerten Knicks!
Schwebe nur zierlich von hinnen: als Mütterchen seh' ich dich humpeln,
Welches zu Hussens Gericht steuert sein schwelendes Scheit!

Historiograph

Weisheitsvoll und prophetisch betrieb er und schrieb er Geschichte:
Als sie mit blitzendem Schild aufstand, purzelt' er um!
„Wär' ich doch lieber ein Kätzlein, ein schäbiges, welches Miau schreit,
Als ein solcher Prophet!" riefen die Dichter im Chor.

Einem Tendenzriecher

Weil in Tendenzen du dich hast müd und kränklich geschwelget,
Ärgert dich jetzo der Gran, welcher Gesunden bekommt!

Der Scheingelehrte

„Wissende sagten es lange!" so schnarrte der Esel zu Erfurt,
Als er den Hafer entdeckt, schnuppernd im Psalter des Till.

Rhetorische Histrionen

Einer flötet wie Honig so süß, der andere lümmelt,
Doch vor dem gleichen Trumeau wurden die Reden studiert.
Denk' an die Leere des Spiegels, sobald das verlogene Wesen
Dir den redlichen Sinn irrezuführen versucht!

Ein schuldlos Unwahrer

Launig erlog die Natur und bemalte den stattlichen Golem,
Dann, auf sich selber gestellt, log das Gebilde sich durch;
Was es berührt, wird unwahr, Gold zu gleißendem Tombak,
Kläglich im festlichen Krug macht es zu Wasser den Wein!
Möchte Natura naturans mit solchem Betrieb uns verschonen,
Laufen ja mehr als genug wirkliche Schelme herum!

Dynamit

Seit ihr die Berge versetzet mit archimedischen Kräften,
Fürcht' ich, den Hebel entführt euch ein dämonisch Geschlecht!
Gleich dem bösen Gewissen geht um die verwünschte Patrone,
Jegliches Bübchen verbirgt schielend den Greuel im Sack.
Wahrlich, die Weltvernichtung, sie nahet mit länglichen Schritten,
Und aus dem Nichts wird nichts: herrlich erfüllt sich das Wort!

Dem Kopf- und Herz-Dogmatiker

Dein schlechtes Fühlen stieg aus deinem Kopf hernieder,
Dein schlechtes Denken kommt aus deinem Herzen bieder:
Das macht, weil dein Gehirn ein roher Hausknecht ist,
Die träge Magd, das Herz, zu wecken ihn vergißt!

Ein Goethe-Philister

Den mit trocknen Erbsen angefüllten Schädel
Taucht er jauchzend in des klaren Meeres Wellen,
Das man Goethe nennt; nun schauet achtsam,
Wie die Nähte platzen, wenn die Erbsen schwellen!

Parteileben

Wer über den Parteien sich wähnt mit stolzen Mienen,
Der steht zumeist vielmehr beträchtlich unter ihnen.

*

Trau' keinem, der nie Partei genommen
Und immer im Trüben ist geschwommen!
Doch wird dir jener auch nicht frommen,
Der nie darüber hinaus will kommen.

*

Fällt einer ab von eurer Schar,
So laßt ihn laufen und richtet nicht;
Doch dem, der zu euch stoßen will
Von dort, dem schauet ins Gesicht!

*

„Was du nicht willst, das man dir tu',
Das füg' auch keinem andern zu!
Laß die Gesinnung merklich sein,
So ist der halbe Sieg schon dein."
Zu diesem Wort lacht manch ein Schuft,
Der sich auf den Erfolg beruft;
Doch du erlebst, daß er wird wandern,
's trifft eben einen nach dem andern!

*

Halte fest an der Partei, wenn du ein Parteimann bist;
Aber unbewegt verleugne jeden Lügner und Sophist!

*

Betrachtet eurer Gegner Schwächen
Und lernt, am besten euch zu rächen,
Das eigne Unkraut auszustechen!

*

Wenn schlechte Leute zanken, riecht's übel um sie her;
Doch wenn sie sich versöhnen, so stinkt es noch viel mehr!

*

Als Gegner achte, wer es sei!
Strauchdiebe aber sind keine Partei!

Majorität

Der Mehrheit ist nicht auszuweichen,
Mit Helden- wie mit Schwabenstreichen
Macht sie uns ihre Macht bekannt
Auf Weg und Steg im ganzen Land;
So gebt dem Kind den rechten Namen,
Laßt Ehr' und Schuld ihm und sagt Amen!
Und läuft es dann auf schlechten Sohlen,
So wird es schon der Teufel holen!

*

Ist zu Ende nun das Kannegießen,
Lasset euch das Trinken nicht verdrießen;
Braucht die Kannen! Ist erst Wein darin,
Wird zum alten auch das neue Zinn!

Aus ihrem Leben

Dichtung und Wahrheit

1

Den Dichter seht, der immerdar erzählt von Lerchensang,
Wie er nun bald ein Dutzend schon gebratner Lerchen schlang!
Bei Sonnenaufgang, als der Tag in Blau und Gold erglüht,
Da war es, daß sein Morgenlied vom Lob der Lerchen klang;
Und nun bei Sonnenuntergang mit seinem Gabelspieß
Er sehnend in die Liederbrust gebratner Lerchen drang!
Das heiß' ich die Natur verstehn, allseitig, tief und kühn,
Wenn also auf und nieder sich sein Tag mit Lerchen schwang!

2

Kennt ihr den Kleinkinderhimmel,
Wo als Gott der Zuckerbäcker
Waltet süß und hoch und herrlich
In den Augen kleiner Schlecker?

Und zur Weihnachtszeit, wie flimmert,
Duftet es an allen Wänden!
Welchen Schatz von Seligkeiten
Schüttet er aus mächt'gen Händen!

Läßt erblühen Wunderblumen,
Weise streut er die Gewürze;
Schön stehn ihm die hohe, weiße
Zipfelmütze, Wams und Schürze.

Doch wonach die guten Kinder
Schmachtend vor dem Laden stehen,
Muß dem Reichen, Allgewalt'gen
Reizlos durch die Hände gehen.

Einmal kaum im Jahr genießt er
Aus Zerstreuung in dem Handel

Flüchtig ein gefehltes Törtchen
Und verächtlich eine Mandel.

Zipfelmütze, weiße Schürze,
O wie nüchtern glänzet ihr,
Und wie mahnt ihr mich an weißes,
Reinliches Konzeptpapier!

In den Äpfeln

Ich kam zu einem Apfelbaum,
In dessen grünen Ästen
Ein krummer Zwerg den frischen Schaum
Der Äpfel sog, der besten.

Um einen Apfel bat ich ihn,
Da fing er an zu rütteln
Und toll und wild und her und hin
So Frucht wie Laub zu schütteln.

Ich aß wie ein begier'ger Mann
Und ließ es mich gelüsten,
Nicht achtend, wie der Zwerg begann,
Die Krone zu verwüsten.

Da sang ein Vogel: „Iß, du Held!
Du hast den Witz gefunden:
Das Laub, das mit daneben fällt,
Bedeutet deine Stunden!"

Da jagt' ich Kobold Unverstand
Herunter aus den Zweigen
Und unternahm, mit Fuß und Hand
Bedacht hinanzusteigen.

Nun saß ich selber auf dem Baum,
Nach Äpfeln auszuspähen,
Und ich genoß den süßen Schaum,
Die Blätter ließ ich stehen.

Der falsche Hafisjünger

„Ich bet' in aller Frühe
Und jeden Abend wieder,
Damit ich fromm erglühe,
Hafisens süße Lieder.

Ich murmle sie beständig
Im Pharisäermunde;
Denn sie sind nicht lebendig
Auf meiner Seelen Grunde.

Wie einst ich meinem Gotte
Tugend und Treu versprochen
Und täglich ihm zum Spotte
Dennoch das Wort gebrochen,

So brech' ich jetzo wieder
Das angelobte Streben,
Von Lieb' und Wein die Lieder
Auch orthodox zu leben,

Indes ich kalt und nüchtern
Und grämlich mich verbittre,
Indes ich blöd und schüchtern
In meinem Herzen zittre,

Indes ich mit Bülbülen
Und mit Narzissen prahle,
Sorg' einzig ich im stillen,
Wie sich die Zeche zahle.

Verfluchtes Buch, das dreimal
Ich schon veräußert habe!
Stets kehrt zurück das Scheusal
Wie eines Teufels Gabe!

Und wieder mit Geflüster
Bet' ich in dem Breviere
Und hock', wie ein Magister
Bei seinem sauren Biere!

So ist zu jeden Zeiten
Die Heuchelei vom Bösen —
Mög' uns nach allen Seiten
Der Herr davon erlösen!"

Morgenwache

Nun, da diese alten Herrn
Tief im Rausche sanken,
Oben auch von Stern zu Stern
Morgennebel wanken:
Rücken wir zusammen
Unterm Gartentor,
Jetzt in neuen Flammen
Schlägt die Lust empor!

Daß der junge Sonnenball,
Rollt er auf den Hügeln,
Sich im funkelnden Kristall
Klärlich kann bespiegeln,
Halten wir entgegen
Becher ihm und Glas;
Fließe, goldner Regen,
Glühe, dunkles Naß!

Jungfrau! Geh und sieh mir nach
Rings in allen Gärten,
Ob die Rosen schon sind wach,
Bring' die tauverklärten!
Rosen, Rosen bringe!
Rosenduft soll wehn!
Wenn ich trink' und singe,
Muß ich Blumen sehn!

Horch'! der tiefe Amselschlag
Schallet aus den Gründen;
Treue Wächter soll der Tag
Heiter in uns finden.
Wer wird denn vermissen
Eine kurze Nacht,
Wenn sie sangbeflissen
Wacker durchgewacht?

Tief ist unsrer Freude Born,
Tiefer als das Leiden,
Doch es wacht der helle Zorn
Gleich in ihnen beiden.

Darum lasset rinnen
Letztes Glas und Lied!
Zornig uns von hinnen
Nun die Freude zieht!

Und der Lüge schwarzen Molch
Tapfer anzustechen,
Dem gemeinen Höllenstrolch
Kühn das Horn zu brechen:
Ja, die Nas' zu finden,
Die uns nicht gefällt,
Ziehn mit allen Winden
Fort wir in die Welt!

XI. Vermischte Gedichte

Denker und Dichter

1

Wohlan, ihr neunmal Weisen!
Ich fordre euch heraus!
Baut ihr von Stein und Eisen
Ein sturmgesichert Haus:
Bau' ich aus Blütendüften
Und Mondschein mir ein Schloß,
Drin biete ich euch allen Trutz
Und eurem Schülertroß!

Die güldnen Sonnenstrahlen
Sind meine Lanzen scharf,
Die Blumen in den Talen
Sind all mein Schießbedarf;
Die Tannen auf den Bergen
Sind meine Wächtersleut',
Des Himmels Sterne allzumal
Mein glänzend Heer zum Streit.

Auf, meine Siegstandarte,
Die ist das Abendrot!
Auf, meine Feldherrnwarte,
Die ist das Morgenrot!

Mein Tambour ist der Donner,
Der durch die Lüfte rollt,
Trompeter ist der wilde Sturm,
Der auf den Meeren grollt.

Der Oberfeldzeugmeister
Ist meine Phantasie,
Und ihre tapfern Geister
Verließen mich noch nie!
Die unerschöpfte Kasse
Der Quellen Silberschaum,
Mein lustig kühles Lagerzelt
Des Waldes grüner Raum.

Die Wolken sind Trabanten,
Die meine Stimme ruft,
Und meine Adjutanten
Die Adler in der Luft,
Die fliegen und die spähen
Hinaus in alle Welt,
Mein leicht Gemüt ist Feldmarschall,
Das ist ein guter Held!

Ich sende dir entgegen,
O Feind! die Nachtigall,
Die bringt mit ihren Schlägen
Dich alsogleich zu Fall.
Ich lasse auf euch spielen
Mein duftiges Geschütz,
Und euer Eis zerschmelzen muß
An meinem Lanzenblitz!

Gott hat zu seinem Zeugen
Geordnet den Gesang;
Der wird nun nimmer schweigen
Die Ewigkeit entlang.
In seinen Zauberwellen
Versinkt der letzte Spott;
Solange noch ein Dichter lebt,
Lebt auch der alte Gott!

2

Nein! — Zwischen uns soll Friede sein,
Die weiße Fahne steck' ich auf,
Daß in geharnischtem Verein
Wir wallen einen Siegeslauf.
Voran, voran, ihr Bittern
In fegenden Gewittern!
Die Dichter aber schreiten nach
Mit klargestimmten Zithern!

Ihr seid die feuerschwangre Kraft,
Vor der der gift'ge Dunst zergeht,
Sprengt den entlaubten Eichenschaft,
Der starr und dürr im Wege steht;
Doch funkelnd aufgezogen
Sind wir der Regenbogen,
Der von der Erd' zum Himmel lacht,
Wenn das Gelärm verflogen.

Ihr werft die Götzen aus dem Haus
Im Heidentum, im Christentum;
Ihr jätet Dorn und Distel aus
Und pflügt den starren Acker um!
Doch wir auf Lenzesschwingen,
Mit Spielen und mit Singen,
Wir müssen in die Furchen dann
Den neuen Samen bringen.

Ihr brecht die Bahn durch finstre Nacht,
Die Fackel in der sichern Hand;
Ihr seid die Vorhut und die Wacht,
Ihr sengt und brennt in Feindesland;
Vor der Posaune Schallen
Ist Jericho gefallen,
Vor eurer Tuba stürzen selbst
Des Himmels höchste Hallen!

Dann aber folgt der Sänger Schar,
Die einen neuen Himmel baut,
Darinnen man im Lichttalar
Den alten Gott der Liebe schaut!

Voran, voran, ihr Bittern,
In fegenden Gewittern,
Wir ziehen heilend, segnend nach
Mit hellgestimmten Zithern!

Wanderlied

Glück auf! nun will ich wandern
Von früh bis abends spät,
Soweit auf dieser Erde
Die Sonne mit mir geht!

Ich führe nur Stab und Becher,
Mein leichtes Saitengetön;
Ich wundre mich über die Maßen,
Wie's überall so schön!

Oft ist die Ebene schöner
Als meine Berge, so hoch!
Und wo kein blauer Himmel,
Gibt's Purpurwolken doch.

Und wo kein schmachtender Lotos,
Wächst blühendes Heidekraut,
Wo keine gotischen Dome,
Sind jonische Tempel gebaut.

Und bin ich des Griechischen müde,
So lockt mich die Moschee;
Ich kleid' in maurische Schnörkel
Mein abendländisches Weh.

Das Heimweh nach der Wirtin!
Sie find' ich in keinem Haus,
Und nach der einzig einen
Jag' ich Welt ein und aus.

Hei da, du wilder Jäger,
Du Bauer dort im Kraut,
Hast du, verwegner Schiffer,
Die Wirtin nirgends geschaut?

Frau Freiheit heißt die Schönste!
Sie ist von keuschem Blut;
Sie hält sich Wanderschuhe
Und einen Reisehut.

Wo kocht sie jetzt die Rüben?
Wo mahlt sie jetzt ihr Korn?
Wo striegelt sie die Knechte?
Wo reutet sie den Dorn?

Sie ist eine Melusine,
Wer sie hat und nach ihr fragt,
Dem wandert sie aus dem Hause
Frühmorgens, eh es tagt!

Überall

1843

Freiheit mit den schwarzen Augen,
Wachst du auf am Tiberstrande?
Freiheit mit den blauen Augen,
Schläfst du noch im deutschen Lande?
Kühne, trikolore Dirne,
Schürze wieder dich zum Tanze!
Weiße Schweizer-Gletscherfirne,
Röte dich im Morgenglanze!

Und du, schlanke Nereide,
Tauch' aus deinen blauen Wogen!
Hat dich nicht dein falscher Friede,
Arme Hellas, arg betrogen?
Du dann mit dem Todesmute
Und gebrochnem Schwunggefieder:
Weißer Aar im roten Blute,
Rausche wieder, steige wieder!

Hebt den Schild, ihr Schutzpatrone
Aller Völker, auf zum Streite!
Flechtet eine Siegeskrone,
Die sich über alle breite!

Streifet ab die alten Sünden,
Denn geläutert und gereinigt
Sollt ihr euch zum Feste finden,
Das nur Würdige vereinigt!

Die Thronfolger

Hoffnungsblumen, Morgenröten,
Die am dunkeln Himmel blühn!
Und das Volk in seinen Nöten
Schaut erwartungsvoll das Glühn,
Harrt in Demut auf die Sonne,
Die da auferstehen soll,
Und von beßrer Zeiten Wonne
Wird sein leerer Becher voll.

Horch'! was flüstern diese Massen,
Und was reitet vom Palast
Schwarz ein Herold durch die Gassen,
Rufend mit gedämpfter Hast?
Hört! der König ist gestorben,
Tot der alte Eigensinn!
Hat der Sohn das Reich erworben,
Ist auch unsre Not dahin!

Bald verhallt der dumpfe Klang von
Trauerglocken weit herum;
Festdrommeten harren lang schon
Und das treue Publikum:
Heil dem Prinz, der sich gebildet
Lang mit Männern, weis' und alt!
Heil uns selbst, wir sind geschildet
Gegen Willkür und Gewalt!

Morgenjubel ist verklungen,
Wetter hielt sich leidlich gut,
Und die Alten nebst den Jungen
Schlendern heimwärts wohlgemut.
Sieh, da tröpfelt's auf die Nase —
Spute sich, wer laufen mag!
Und dem kurzen Morgenspaße
Folgt ein langer Regentag.

Frau Rösel

Frau Rösel ist eine gute Frau, wie liebt sie ihren König,
Dem König und sein ganzes Haus, und ißt und trinkt so wenig!
Die gute, arme Frau Rösel.

Und als es hieß, der junge Prinz wird seine Braut heimführen,
Da sprach der Vogt: „Auf, gute Frau! Ihr müßt das Haus verzieren!"
Die gute, arme Frau Rösel.

Nun hat Frau Rösel dick zu tun, wie trippelt sie und wie lauft sie!
Ein Dutzend Fähnchen und Goldpapier und junge Birken kauft sie,
Die gute, arme Frau Rösel.

Sie geht zu Wald und sammelt Moos, beim Nachbar bettelt sie Schnüre
Und alte Nägel und derlei Zeug, beim Schuster Kleister und Schmiere,
Die gute, arme Frau Rösel.

Dann schafft und keucht sie den ganzen Tag und sinnt und klopft und klittert,
Bis daß ihr Häuslein um und um behangen ist und beflittert,
Die gute, arme Frau Rösel.

Herr Bunzelmann, der alles kann, hilft ihr studieren und kleben,
Macht Wappen und Kron' und Namenszüg', trinkt zwölf Maß Bier daneben
Der guten, armen Frau Rösel.

Und aus dem letzten Groschen kauft sie Brot und frische Butter
Und sitzt vergnügt vor ihrem Haus und harrt der Landesmutter,
Die gute, arme Frau Rösel.

Doch ist sie müd, sie sitzt und schläft, hört nicht das Schießen und Lärmen,
Und sie entschläft für allezeit, es kann sie nichts mehr härmen,
Die gute, arme Frau Rösel.

Sie sieht nicht, wie vorüberrollt, als von der Luft getragen,
Im Sonnenschein der Freudenzug der königlichen Wagen,
Die gute, stille Frau Rösel.

Denn hinten auf dem hintersten im goldbetreßten Kleide
Ein Jäger stand, der hieß der Tod, und löst sie von dem Leide,
Die gute, arme Frau Rösel.

Heut kommt der Vogt herbeigerannt und kratzt sich an den Ohren:
„Nun hab' die letzte Steuer ich aus eigner Schuld verloren
Am alten Weib, der Rösel!

Was soll ich denn dem toten Weib, dem hinterlist'gen, pfänden?
Es bleibt mir nichts als Flitterkram und welkes Laub in Händen!
Das schlechte Weib, die Rösel!"

Der Künstler auch, Herr Bunzelmann, er kam herbeigehunken:
„Gut ist es, daß mein Honorar ich auf der Stell' getrunken!"
Die gute, arme Frau Rösel.

Der Kürassier

Ich drückte mich nach Hause in kalter Regennacht,
Da stand er düster schimmernd und lautlos auf der Wacht,
Der schlanke, der blanke, der schwere Kürassier.

Er flüstert' leis: „Mich hungert, ein Groschen, Herr, zu Brot!"
Erschrocken blieb ich stehen und wurde für ihn rot,
Den schlanken, den blanken, den schweren Kürassier.

Von Stahl der Helm und Harnisch glänzt' wie ein Spiegel klar;
Im Waffenrock von Scharlach, im höchsten Stiefelpaar,
So stand der schlanke, blanke, der schwere Kürassier.

Das nackte Schwert im Arme glich eines Cherubs Schwert,
Und einen Rapp im Stalle, mit Hafer wohlgenährt,
Hat auch der schlanke, blanke, der schwere Kürassier.

Ei, solch ein Land und Leute, das hab' ich nie gesehn,
Wo so kostbare Bettler an Marmortüren stehn!
Der schlanke, der blanke, der schwere Kürassier.

Ich trau' mir kaum zu geben, und schäme mich zu fliehn!
Doch zögernd wag' ich endlich, das Beutelchen zu ziehn;
O schlanker, o blanker, du schwerer Küraſſier!

Und als ich meinen Bettel will teilen mit ihm drauf,
Da raſſelt die Karoſſe herbei im schnellen Lauf,
Auf, schlanker, du blanker, du schwerer Küraſſier!

Drin saß ein abgeflattert blutlos Agnatenweib;
Der Recke ließ erklirren den starren Rieſenleib,
Der schlanke, der blanke, der schwere Küraſſier.

Verschwunden war der Wagen, ich reckte meine Hand —
Doch wieder klirrt's und glitzert's, wie eine Säule stand
Der schlanke, der blanke, der schwere Küraſſier.

Vier ſeinesgleichen kamen mit Sporenschritt heran,
Parole wird gewechſelt und abgelöſt der Mann,
Der schlanke, der blanke, der schwere Küraſſier.

Er wend't kein Aug' zur Seite und wechſelt ſtill den Ort,
In Nacht und Nebel ſchreitet er mit den andern fort,
Der schlanke, der blanke, der schwere Küraſſier.

„Was mögen das für Dinge, nachtſchattenhafte, ſein?"
Dacht' ich und legt' ein Gröſchlein furchtſam auf einen Stein
Dem schlanken, dem blanken, dem ſchweren Küraſſier.

„Vielleicht ſo kommt er wieder, ich will nach Hauſe gehn!
Es iſt nicht gut den Nachtmahr im fremden Lande ſehn,
Den ſchlanken, den blanken, den Hungerküraſſier!"

Auf der Landſtraße

Zieht eine arme Pilgerin,
Gebückt und ſchwach, am dürren Stab
Zur gnadenreichen Jungfrau hin;
Der Roſenkranz rollt auf und ab,
Obwohl er ſie nicht hindern kann,
Auch ihres Leibes zu gedenken
Und auf den rüſt'gen Wandersmann
Demütig ihren Blick zu lenken.

„Mein junger Herr! erbarmet Euch,
Wie Gott Euch mag barmherzig sein!
Er geb' Euch einst sein Himmelreich
Und seinen Segen obendrein!"
„Ich glaube nicht an deinen Gott,
Für den dort deine Kugeln rollen!
Drum schien' es mir ein arger Spott,
Würd' ich dir eine Gabe zollen."

Doch fort geht ihrer Rede Lauf:
„Gott segne Euer junges Haupt
Und heb' Euch seinen Segen auf,
Bis Ihr allendlich an ihn glaubt!"
Und dankend nimmt sie meinen Sold
Und betet fort auf ihren Wegen;
Ich habe mich davongetrollt
Mit ihrem gut kathol'schen Segen.

Bei allen Göttern dieser Welt
Leg' ich ein kleines Sümmchen an;
Sagt, wann dereinst der Würfel fällt,
Ob es mir wohl noch fehlen kann?
Und leugnen alle einst die Schuld,
Ich weiß gewiß, es steht mein Lieben
Im goldnen Buch der höchsten Huld
Mir zahlbar dann und gut geschrieben!

Ein schrankenloser Leichtsinn soll
In diesem Streit mein Knappe sein,
So leb' ich mut- und freudevoll,
Solang nur Herz und Hände rein!
Ich lieb' es, so mir halb bewußt
Am jähen Abgrund hinzustreifen,
Und über mir lass' ich mit Lust
Das Aug' ins grundlos Blaue greifen!

Die Spinnerin

1

Rinne sanft, du weiche Welle,
Schöner Flachs, durch meine Hände,
Daß ich dich mit stiller Schnelle
Fein zum goldnen Faden wende!

Du Begleiter meiner Tage
Wirst nun bald zum Tuch erhoben,
Dem ich alle Lust und Klage
Singend, betend eingewoben.

Wie so schwer bist du von Tränen,
Schwer von Märchen und von Träumen,
Wie so schwer vom schwülen Sehnen
Nach des Lebens Myrtenbäumen!

Ahnt wohl er, du traute Linne,
Welch geheimnisvolle Dinge,
Welchen Schatz der tiefsten Minne
Ich mit dir ins Haus ihm bringe?

Kühler Balsam seinen Wunden
Sollst du werden, mein Gewebe —
Wohl ihm, daß er mich gefunden
Unter dieses Gartens Rebe!

Wie durchdringt mich das Bewußtsein,
Daß ich ganz sein Glück soll werden
Und das Kleinod seiner Brust sein,
Und sein Himmel auf der Erden!

2

Nur diesen letzten Rocken
Noch spinnt der Mädchenfleiß,
Dann schmiegt euch, meine Locken,
Dem grünen Myrtenreis!
Ich habe lang gesponnen
Und lange mich gefreut;
Zum Bleichen an der Sonnen
Liegt meine Jugendzeit.

Hat er wohl auch das Seine
Mit treuem Mut getan?
Betreten schon die eine,
Des Mannes Ehrenbahn?
Hat innig er begriffen
Die Arbeit seiner Zeit?
Hat er sein Schwert geschliffen,
Zum letzten Kampf bereit?

Weh ihm, wenn er nicht rechten
Für unsre Freiheit will!
Weh ihm, wenn er nicht fechten
Für sein Gewissen will!
Dann mag mein Liebster minnen
Nur auf und ab im Land,
Und dies mein bräutlich Linnen
Wird dann ein Grabgewand!

Am Sarg eines neunzigjährigen Landmannes vom Zürichsee

1846

So bist du eine Leiche!
So ist die alte Eiche
Doch endlich abgedorrt!
Es ist ein lang Stück Leben,
Das wir dem Staube geben,
Ein ausgeklungen Gotteswort.

Da wir vor zwanzig Jahren
Als Kinder um dich waren,
Standst du schon silberweiß:
Und noch ein Jünglingsleben,
Ein zwanzigjähriges eben,
Trankst du begierig, durst'ger Greis!

Des Mittelalters Schwingen
Mit letztem bebendem Klingen
Umfachten die Wiege dir;
Jetzt, voll von Sturmesahnen,
Umrauschen die dunklen Fahnen
Der neuen Welt dein Bahrtuch hier.

Darin wir uns vertieften,
Die aberhundert Schriften,
Was uns erfüllt die Brust:
Das zog dir all vorüber,
Dämmernd heran, hinüber,
Du aber hast es nicht gewußt.

In jenen fernen Tagen —
Ich hör' die Finken schlagen —
Als durch den grünen Wald
Herr Geßner las im Brockes:
Ins Herz des Eichenstockes
Hat deiner Jugend Axt geschallt.

Hast du dem deutschen Sänger,
Dem edlen Schlittschuhgänger
Den Stahlschuh hier gereicht?
Du hast vor fünfzig Jahren
Den See hinauf gefahren
Den fünfzigjährigen Goethe vielleicht.

Vorüber deiner Leiche
Flieht heut der zornesbleiche
Poet den See entlang;
Verschwunden sind die Spuren,
Wo heitere Dichter fuhren,
Und anders tönt des Flüchtlings Sang!

Die Scherben stolzer Kronen,
Zwei Revolutionen,
Die haben dich umklirrt;
Erdbeben und Kometen,
Sturmglocken und Schlachtdrommeten
Sind deiner Stirn vorbeigeschwirrt.

Der unsre Welt gewendet
Wie seine Hand, geendet
Im Meere still und fern,
Mit seinem ehrnen Tritte
Fiel just er in die Mitte
Des Lebens dir, ein irrer Stern.

Du sahst auf deinem Felde
Erstaunt die fremden Zelte,
Die Flucht durch Saatengrün,
Und als sie abgezogen,
Zum alten Sternenbogen
Der Väter Haus in Flammen sprühn.

Doch alles ist in trüben
Gebilden dir fremd geblieben,
Ein Rätsel dir und Traum;
Auch die vorüberjagten,
So wenig nach dir fragten,
Als dort nach deinem Apfelbaum.

Doch in dir hell erglühte
Das Urlicht und erblühte
Ein grünes Urwaldreis;
Oft sah ich dein Auge scheinen,
Als ob's in heiligen Hainen
Noch ruht' auf der Runensteine Kreis.

Du hast den Stier gezwungen,
Du hast das Beil geschwungen,
Daß Birk' und Föhre fiel;
Wer diese harte Erde
Mit eiserner Pflugschar kehrte,
Erlernt' auch leicht des Krieges Spiel.

Es schliefen geheime Sagen
Von grauen Heidentagen
Auf deines Gemütes Grund;
Du sangst noch hin und wieder
Verschollne Schwänk' und Lieder —
Freund Uhland wohl ein guter Fund!

Vom Weltend' die vier Winde
Durch deiner Heimat Gründe
Sahst wallen du und wehn;
Doch jener nahen Firnen,
Die ragen zu den Gestirnen,
Hast selber den Fuß du nie gesehn.

Und dennoch ist's das echte,
Das bleibende Volk das rechte,
Das auf der Scholl' erblaßt,
Auf der es ward geboren!
Das Schifflein geht verloren,
Des Anker diesen Grund nicht faßt.

Propheten, lernt euch neigen!
Nicht auf zu euch soll steigen
Der Kronen kalte Pracht:
Hernieder laßt uns dringen,
Demütigen Herzens bringen
Licht in der engsten Hütte Nacht!

An das Herz

Willst du nicht dich schließen,
Herz, du offnes Haus!
Worin Freund' und Feinde
Gehen ein und aus?

Schau, wie sie verletzen
Dir das Hausrecht stets!
Fühllos auf und nieder,
Polternd, lärmend geht's.

Keiner putzt die Schuhe,
Keiner sieht sich um,
Staubig brechen alle
Dir ins Heiligtum;

Trinken aus den goldnen
Kelchen des Altars,
Schänden Müh' und Segen
Dir des ganzen Jahrs:

Werfen die Penaten
Wild vom Herde dir,
Pflanzen drauf mit Prahlen
Ihr entfärbt Panier.

Und wenn zu verwüsten
Nichts sie finden mehr,
Lassen sie im Scheiden
Dich, mein Herz, so leer!

Nein! und wenn nun alles
Still und tot in dir,
O, noch halt dich offen,
Offen für und für!

Laß die Sonne scheinen
Heiß in dich herein,
Stürme dich durchfahren
Und den Wetterschein!

Wenn durch deine Kammern
So die Windsbraut zieht,
Laß dein Glöcklein stürmen,
Schallen Lied um Lied!

Denn noch kann's geschehen,
Daß auf irrer Flucht
Eine treue Seele
Bei dir Obdach sucht!

Revolution

„Es wird schon gehn!" ruft in den Lüften
Die Lerche, die am frühsten wach;
„Es wird schon gehn!" rollt in den Grüften
Ein unterirdisch Wetter nach.
„Es geht!" rauscht es in allen Bäumen
Und lieblich wie Schalmeienton.
„Es geht schon!" hallt es in den Träumen
Der fieberkranken Nation.

Die Städte werden reg und munter,
„Es geht!" erschallt's von Haus zu Haus;
Schon steigt der Ruhm in sie hinunter
Und wählt sich seine Kinder aus.
Die Morgensonne ruft: „Erwache,
O Volk, und eile auf den Markt!
Bring' auf das Forum deine Sache!
Im Freien nur ein Volk erstarkt!

Trag all dein Lieben und dein Hassen
Und Lust und Leid im Sturmesschritt,
Dein schlagend Herz frei durch die Gassen,
Ja bring' den ganzen Menschen mit!
Laß strömen all dein Sein und Denken
Und kehr' dein Innerstes zu Tag!
Die Kindheit braucht dich nicht zu kränken,
Wenn du ein Kind von gutem Schlag!"

Die Morgensonne ruft: „Erwache!"
Klopft unterm Dach am Fenster an;
„Steh auf und schau' zu unsrer Sache,
Sie geht, sie geht auf guter Bahn!
Ich lege Gold auf deine Zunge!
Ich lege Feuer in dein Wort!
So mach' dich auf, mein lieber Junge,
Und schlag dich zu dem Volke dort!"

Er eilt, und es empfängt die Menge
Ihn hoffend auf dem weiten Plan;
Stolz trägt sein Kind des Volks Gedränge
Zur Rednerbühne hoch hinan.
Nun geht ein Leuchten und Gewittern
Aus seinem Mund durch jedes Herz;
Durch goldne Säle weht ein Zittern —
Es wird schon gehn, schon fließt das Erz.

Wie eine Braut am Hochzeitstage,
So ist ein Volk, das sich erkennt;
Wie rosenrot vom heißen Schlage,
Vom Liebespuls ihr Antlitz brennt!
Zum erstenmal wird sie es inne,
Wie schön sie sei, und fühlt es ganz:
So stehet in der Freiheitsminne
Ein Volk mit seinem Siegeskranz.

Doch wenn es nicht von Güte strahlet
Wie eine hochbeglückte Braut,
So ist sein Lohn ihm ausgezahlet
Und seine Freiheit fährt ins Kraut.
Ein böses Weib, ein gift'ger Drache
Und böses Volk sind all ein Fluch,
Und traurig spinnt die beste Sache
Sich in ihr graues Leichentuch!

Des Friedens Ende

Im Zwielicht ruht das Stoppelfeld, Nachsommerlüfte wehn,
Und fliegend über das falbe Land ein Jüngling ist zu sehn;
Sein Kranz ist wie von Tränen schwer, des Jahres letztem Tau,
Verfolgt und zitternd flieht er hin durch Morgendämmergrau.

In seines Mantels Seidengrün verbirgt und hüllt er scheu
Des Krieges grimmes Schwert, das er gehütet fromm und treu;
Doch dies zu holen hat sich schon die Zwietracht aufgemacht,
Drum über die Stoppelheide floh das Kind die ganze Nacht.

Es sucht des Berges dunkle Schlucht und eilet todesbang
Durch Wurzeln und Gestein hinan den rauschenden Bach entlang,
Und im Geschiebe hört es schon der Göttin wilden Tritt,
Als es wie ein gehetztes Reh schnell in das Wasser glitt.

Schnell in die Flut, wo ihre Wucht sich von den Felsen schwingt,
Da duckt es unter das Wurzelwerk, vom weißen Gischt umringt;
Sie aber teilt's mit straffem Arm, erglühend vorgebeugt:
„Gib mir das Schwert, du weichlich Kind, in falscher Eh' gezeugt!

Des Jahres Frucht ist eingebracht und müßig liegt das Feld,
Gesättigt ruht der Bauer aus, der Makler zählt sein Geld,
In schweren Trauben reift der Wein und reizt zum Übermut,
Bald jagt er mir im Volk empor das eingeschlafne Blut!

Was schaust du mich so flehend an, du süßes Engelherz?
Ich bin das Weh, das mächtiger ist als all dein eitler Schmerz!
Ich bin die Wut und Unvernunft, die wie die Hölle brennt,
Der Dämon, der sich weinend selbst den bösen Willen nennt!

Gib her das Schwert!" und wie der Knauf aus den Gewändern blickt,
Hat blitzesschnell die sehnige Hand der Eris ihn umstrickt;
Sie reißt durch beide Händ' dem Kind den Stahl, der lüstern blinkt,
Daß es mit den zerschnittenen lautlos zusammensinkt.

Nun steht sie auf des Berges Grat und schlägt den roten Schein
Der Morgensonne mit dem Schwert tief in die Welt hinein.
In wilder Schönheit atmet sie, wie Brandung wogt die Brust,
Und in den Tälern wacht es auf mit dumpfer Todeslust!

Nikolai

Unabsehbar auf der Steppe lieget nah und lieget ferne
Ohne Ton die Himmelsglocke, sonder Farbe, sonder Sterne.

Unaufhörlich Schneegestöber niederweht auf Dorn und Steine,
Deckend in den Wagengleisen bleiche polnische Gebeine.

Horch, was sauset im Galoppe wie ein Geisterzug vorüber?
Langgestreckt schwirrt an der Erde eine wilde Jagd hinüber.

Mäntel flattern, Reiter flogen, bärt'ge Reiter windgetragen,
Rings umschwebt von ihren Lanzen ohne Räder glitt ein Wagen.

Leise zittert noch die Heide; doch dann wird es stille wieder,
Nur der Schnee in weißen Flocken fällt mit stummer Last hernieder.

Und ein Rabe sitzt im Dorne, rauscht empor und krächzet heiser
Durch die ausgestorbnen Lüfte: „Russenkaiser! Russenkaiser!"

Wider hallt es in den Höhen, und die grauen Lüfte sprechen,
Wie mich dünkt, mit kaltem Hauche: „Wie ein Rohr wird er zerbrechen!"

Napoleons Adler

Während des Gefallnen Flamme
Im Ozeanos verzischt,
Auf des höchsten Berges Kamme
Sich sein Aar das Aug' erfrischt;
Von dem ew'gen Schnee umschauert,
Den die Gemse nie betrat,
Der zerzauste Adler kauert
Einsam auf beeistem Grat:

„Daß mir Kiel und Federn stoben,
Teufel, dort bei Waterloo!
Wie hab' ich mich schwer erhoben,
Als ich jenen Stümper floh!
Glaubte fast nicht zu erreichen
Hier des alten Berges Bann —
Wieviel Sonnen werden bleichen,
Bis ich wieder steigen kann?"

Und er duckt ins Eis sich nieder,
Wärmt das Haupt im matten Strahl,
Reckt und dehnt das Schwunggefieder
Einmal und das andre Mal,
Schläft dann, bis ein schrilles Pfeifen,
Wohlbekannt, ihn jach erweckt —
Und die großen Flügel greifen
Schon die Luft, lang hingestreckt.

Bald das alte Nest gefunden
Hat er in der Stadt Paris;
Jahre wieder sind verschwunden,
Seit er dort sich niederließ;
Und ein Weib kraut ihm 's Gefieder,
Und es geht dem Vogel gut;
Glatt und glänzend wird er wieder
Von dem Zuckerbrot in Blut.

Wie der Abt im Nonnenkloster
Spielt und treibt er mancherlei;
In der Klau' ein Paternoster,
Kost er wie ein Papagei.
So auf goldner Stange sitzet
Unter Zofen fromm der Aar;
Doch sein funkelnd Auge blitzet
Quer durch aller Schranzen Schar.

Hört! da donnert's tief im Äther,
Wie ein Lockruf dumpf ertönt,
Und aus Schutt und Weh und Zeter
Schwingt er sich, des Flugs gewöhnt;
Rückwärts lassend Staub und Trümmer,
Schwindet er im Abendgold:
Zeus, der Vater, hat für immer
Seinen Adler heimgeholt.

Der Waadtländer Schild

Erinnerung an Ferdinand Flacon[1])

1859

An der Brücke zu Lausanne
Hängt der Wappenschild von Waadt,
Darauf „Vaterland und Freiheit"
Froh das Volk geschrieben hat.
Erzgegossen glänzt das Wappen,
In der Sonne strahlt die Schrift;
Also schrieb man in Helvetien,
Und von Eisen war der Stift!

Sieh! im regen Brückenwandel
Malet sich ein schönes Bild;
Liebend hebt ein kleines Dirnchen
Seinen Bruder vor den Schild,
Lehrt ihn schreiben jene Worte
„Freiheit" und das „Vaterland"!
Und sie führt des Knäbleins Finger
Mit der wenig größern Hand.

Und sie lenkt den zarten Finger
Am Metall hinauf, hinab,
An den sonndurchglühten Zeichen,
Die das große Rom uns gab.
Und wie von der Kinder Locken
Gold in Gold zusammenfließt,
Von der Wangen Freudenröte
Ros' an Rose blühend sprießt.

Aber auf derselben Brücke
Geht ein einsam fremder Mann,
Wandelt mit ergrautem Haare
Still und kühl in Acht und Bann;
Er gewahrt das Spiel der Kleinen,
Rascher fließt sogleich sein Blut,
Doch um schmerzlich nur zu klagen
Um verlornes höchstes Gut:

---

[1]) Französischer Republikaner, 1848 Mitglied der provisorischen Regierung, lebte seit dem Staatsstreich von 1852 im schweizerischen Exil und starb in Lausanne Er war es, der auf der Brücke die zwei Kinder sah.

„Welche Worte seh' ich schreiben
Hier die Unschuld und das Glück!
Wehvoll wenden sie mein Sehnen,
Frankenland! zu dir zurück!
Was mir dort in Blut und Greuel
Im Verrat zusammenbrach,
Lehret hier ein Kind das andre,
Singt der Vogel auf dem Dach!

Ist denn euer Himmel blauer,
Schweizer! goldner euer Korn?
Sind denn lautrer eure Brunnen,
Eure Rosen ohne Dorn?
Glück und Unschuld, ach! sie bauen
Wohl allein der Freiheit Reich!
Ob ihr schuldlos seid — nicht weiß ich's —
Doch gesegnet seh' ich euch!"

Ein Tagewerk

1

Vom Lager stand ich mit dem Frühlicht auf
Und nahm hinaus ins Freie meinen Lauf,
Wo duftiggrau die Morgendämmrung lag,
Umflorend noch den rosenroten Tag;
Mich einmal satt zu gehn in Busch und Feldern
Vom Morgen früh bis in die späte Nacht,
Und auch ein Lied zu holen in den Wäldern,
Hatt' ich zum festen Vorsatz mir gemacht.

Rein war der Himmel, bald zum Tag erhellt,
Der volle Lebenspuls schlug durch die Welt;
Die Lüfte wehten und der Vogel sang,
Die Eichen wuchsen und die Quelle sprang.
Die Blumen blühten und die Früchte reiften,
Ein jeglich Gras tat seinen Atemzug;
Die Berge standen und die Wolken schweiften
In gleicher Luft, die meinen Odem trug.

Ich schlenderte den lieben Tag entlang,
Im Herzen regte sich der Hochgesang;
Es brach sich Bahn der Wachtel heller Schlag,
Jedoch mein Lied — es rang sich nicht zu Tag.
Der Mittag kam, ich lag an Silberflüssen,
Die Sonne sucht' ich in der klaren Flut
Und durfte nicht von Angesicht sie grüßen,
Der ich allein in all dem Drang geruht.

Die Sonne sank und ließ die Welt der Ruh,
Die Abendnebel gingen ab und zu;
Ich lag auf Bergeshöhen matt und müd',
Tief in der Brust das ungesungne Lied.
Da nickten, spottend mein, die schwanken Tannen,
Auch höhnend sah das niedre Moos empor
Mit seinen Würmern, die geschäftig spannen,
Und lachend brach das Firmament hervor.

Vom Osten wehte frisch und voll der Wind:
„Was suchst du hier, du müßig Menschenkind,
Du stumme Pfeife in dem Orgelchor,
Schlemihl, der träumend Raum und Zeit verlor?
Dir ward das Leichteste, das Lied, gegeben,
Das, selbst sich bauend, aus der Kehle bricht;
Du aber legst dein unbeholfen Leben
Wie einen Stein ihm auf den Weg zum Licht!"

Sprach so der Wind? O nein, so sprach der Schmerz,
Der mir wie Ketten hing ums dunkle Herz!
Ein fremder Körper ohne Form und Schall,
So, deuchte mir, lag ich im regen All.
Und Luft und Tannen, Berge, Moos und Sterne,
Sie schlangen lächelnd ihren weiten Kranz;
Wie an der Insel sich das Meer, das ferne,
Brach sich an mir ihr friedlich milder Glanz.

2

Aber ein kleiner goldener Stern
Sang und klang mir in die Ohren:
„Tröste dich nur, dein Lied ist fern,
Fern bei uns und nicht verloren!

Findest du nicht oft einen Klang,
Wie zu früh herübergeklungen?
Also hat sich heut dein Sang
Heimlich zu uns hinübergeschwungen!

Dort, im donnernden Weltgesang,
Wirst du ein leises Lied erkennen,
Das dir, wie fernster Glockenklang,
Diesen Sommertag wird nennen.

Denn die Ewigkeit ist nur
Hin und her ein tönendes Weben;
Vorwärts, rückwärts wird die Spur
Deiner Schritte klingend erbeben,

Deiner Schritte durch das All,
Bis, wie eine singende Schlange,
Einst dein Leben den vollen Schall
Findet im Zusammenhange."

Grillen

Die Phantasie tut wie ein Kind,
Das einsam Kränze windet,
Bald lacht und plaudert mit dem Wind,
Bald einen Schwank erfindet
Und wunderliche Märchen spinnt,
Dann innehält und traurig sinnt.

Als ich vergangne Mitternacht
In düsterm Sinnen schwebte,
Da hab' ich still und bang gedacht:
Wie? wenn ich nicht erlebte
Der nächsten Morgenglocke Schlag?
Wer weiß denn, was geschehen mag!

Da schrieb ich einen langen Brief
An alle, die mich lieben;
Was mir im Herzen wacht' und schlief,
Hab' ich hineingeschrieben,
Damit beim Scheiden aus der Welt
Mein Soll und Haben sei bestellt.

Ich schrieb mein kurzes Leben auf
Mit meinem besten Wissen;
Irrtümer wuchsen mir zu Hauf,
Ich zählte sie beflissen,
Folgt' auch des Guten schönrer Spur,
Doch fast war's eine Nachschrift nur!

Den Lieblingsdichter legt' ich hin,
Daneben aufgeschlagen,
Als wär' das Fehlende darin
Für Freunde zu erfragen;
Und den und jenen guten Spruch
Bezeichnet' ich in manchem Buch.

Darauf verbrannt' ich viel Papier
Und räumte in den Schränken,
Stürzt' um ein kühnes Trinkgeschirr,
Und auf den Fensterbänken,
Wo ein paar magre Sträucher blühn,
Legt' ich gebrochne Knospen hin.

Drin ich in Tagen, rauh und mild,
Bald sang, bald wieder greinte,
Ich schuf mein Zimmer so zum Bild,
Wie ich zu sein vermeinte.
So war ich endlich konterfeit
Nach tief geheimster Eitelkeit.

Mit grauendem Gedankenspiel
Legt' ich mich jetzo nieder;
Doch bald versanken weich im Pfühl,
Schlaftrunken, Haupt und Glieder;
Die Todesphantasie, ein Schaum,
Zerfloß in einen Torentraum.

Und dieser auch floh vor dem Tag,
Und ich erschrak, erwachend,
Als ich da schnell besonnen lag,
Das Leben mich umlachend.
Wie war mir wunderlich und fremd
Im angemaßten Leichenhemd!

Das Zimmer war voll Sonnenschein
Und von der Drossel Schmettern;
Ein Hagel schlug zum Fenster ein
Von weißen Blütenblättern;
Der Frühlingsschimmer überflog
Den Totenkram, den ich erlog.

Und auch der Brief, den ich gemacht,
War glänzend überzogen;
Ich las nun wieder mit Bedacht
Die vollgeschriebnen Bogen;
Am Ende aber, klar und rein,
Stand eine Zeile Sonnenschein:

„Du magst noch fürder unentwegt
In dieser Lenzluft hauchen,
Wie jetzt dein Sein sich hebt und regt,
Ist's drüben nicht zu brauchen.
Es bricht kein Herz so arm und klein,
Es muß dem Tod gewachsen sein!

Doch baue nicht zu lang darauf!
Gott wird uns Tage senden,
Die mit verdoppelt schnellem Lauf
Die schwerste Arbeit enden,
Wo mancher Geist, der sinnt und schweift,
Im Sturm dem Tod entgegenreift!"

Bei einer Kindesleiche

Den niemand kommen hört und kommen sieht,
Er hat geweht, der Wind, den Baum geschwungen,
Des Wurzelwerk die Erde überzieht,
In dessen Kron' ich dieses Lied gesungen;
Das jüngste Knöspiein, gestern dran erblüht,
Hat über Nacht sich leise losgerungen;
Es fiel, und niemand gab wohl weiter acht
Als ich, der mit dem Zufall hielt die Wacht.

So bist erlöscht du, lieblich junges Licht,
Das mir erquickend in das Herz gezündet?
Noch sprach zwei Wörtchen deine Zunge nicht,
Doch hat dein Lallen mir so viel verkündet!

Das Sehnen, das die zartsten Bande flicht,
Es hat tiefinnig mich mit dir verbündet;
Ja, vor viel Großem unter dieser Sonnen
Hab' ich dich kleinen Nachbar wertgewonnen!

Ob ich gen Himmel sah, ins blaue Meer,
Ob in dein Aug', es war das gleiche Schauen;
Es leuchtete aus diesen Sternen her
Ursprünglich helles Licht von schönern Auen.
Wie oft senkt' ich den Blick, von Mühsal schwer,
Ihn frischend, tief in dies verklärte Blauen!
Wie war das Lachen deines Mundes fein!
Wie echt war unsre Freundschaft, still und rein!

Nie hab' an deine Zukunft ich gedacht,
War ja die Gegenwart so klar und heiter!
Du hast wie eine Blume mir gelacht,
Nicht dacht' ich an gereifte Früchte weiter;
Ob einst vielleicht ein Held in dir erwacht',
Ob du am Fuße bliebst der langen Leiter:
Du lieblich Kind warst in dir selbst vollkommen —
Was sollte dir und mir die Sorge frommen?

Zu der du wiederkehrst, grüß' mir die Quelle,
Des Lebens Born, doch besser, grüß' das Meer,
Das eine Meer des Lebens, dessen Welle
Hoch flutet um die dunkle Klippe her,
Darauf er sitzt, der traurige Geselle,
Der Tod, verlassen, einsam, tränenschwer,
Wenn ihm die Seelen, kaum hier eingefangen,
Laut jubelnd wieder in die See gegangen.

Schlafwandel

Im afrikanischen Felsental
Marschiert ein Bataillon,
Sich selber fremd, eine braune Schar
Der Fremdenlegion.
Lang ist ihr wildes Lied verhallt
In Sprachen mancherlei;
Stumm glüht der römische Schutt am Weg,
Schlafend ziehn sie vorbei.

Unter der Trommel vorgebeugt
Der schlafende Tambour geht,
Es nickt der Kommandant zu Roß,
Von webender Glut umweht;
Es schläft die Truppe Haupt für Haupt
Unter der Sonne gesenkt,
Von der Gewohnheit Eisenfaust
In Schritt und Tritt gelenkt.

Und was sonst in der dunklen Nacht
Das Zelt nur sehen mag,
Tritt unterm offnen Himmelsblau
Im Wüstenlicht zu Tag.
Es spielt das schmerzliche Mienenspiel
Unglücklichen Manns, der träumt;
Von Gram und Leid und Bitterkeit
Ist jeglicher Mund umsäumt.

Es zuckt die Lippe, zuckt das Aug',
Auf dürre Wangen quillt
Die unbemeisterte Träne hin,
Vom Sonnenbrand gestillt.
Sie schaun ein reizend Spiegelbild
Vom kühlen Heimatstrand,
Das grüne Kleefeld, rot beblümt,
Den Vater, der einst den Sohn gerühmt,
Verlornes Jugendland!

Ein Schuß — da flattert's weiß heran,
Und schon steht das Karree
Schlagfertig und munter, und keiner sah
Des andern Reu und Weh;
Nur zorniger ist jeder Mann,
Willkommen ihm der Streit,
Doch wie er kam, zerstiebt der Feind,
Wie Traum und Reu so weit!

Klage der Magd

Nun ist der Lenz gekommen,
Nun blühen alle Wiesen,
Nun herrschen Glanz und Freude
Auf Erden weit und breit;

Nur meine böse Herrin,
Sie keift und zetert immer
Noch wie in der betrübten
Und kalten Winterzeit!

Wenn ich am frühen Morgen
Mit aufgewachtem Herzen
Im Garten grab' und singe,
Die Welt mir freundlich blickt,
Wirft sie mir aus dem Fenster
Die ungefügen Worte,
Daß rasch in meiner Kehle
Das kleine Lied erstickt.

Und wenn mein Vielgeliebter
Am Hag vorüberwandelt
Und ein paar warme Blicke
Mir in die Seele warf,
Höhnt sie am Mittagsmahle,
Daß ich am untern Ende
Das Auge nicht erheben
Und mich nicht rühren darf.

Daß hungernd ich, mit Tränen,
Das Essen stehen lassen
Und mich hinweg muß wenden
Voll Scham und voll Verdruß,
Und weinend im verborgnen
Die Rinde harten Brotes
Mit all den harten Reden
Hinunterwürgen muß.

Sogar wenn ich am Sonntag
Will in die Kirche gehen,
Und mir ein armes Bändchen
Am Hals nicht übel steht,
Vergiftet sie mir neidisch
Mit ungerechtem Tadel
Die wochenmüde Seele,
Das tröstliche Gebet.

Mag selber sie nur beten,
Daß ihre eignen Kinder
Nicht einmal dienen müssen,
Wenn ihr das Glück entschwand
Und sie als arme Mutter
Wird um die Häuser schleichen,
Wo jene sind geschlagen
Von böser Herrenhand!

Alte Weisen

1. Mir glänzen die Augen

Mir glänzen die Augen
Wie der Himmel so klar;
Heran und vorüber,
Du schlanker Husar!

Heran und vorüber
Und wieder zurück!
Vielleicht kann's geschehen,
Du findest dein Glück!

Was weidet dein Rapp' mir
Den Reseda dort ab?
Soll das nun der Dank sein
Für die Lieb', so ich gab?

Was richten deine Sporen
Mein Spinngarn zugrund?
Was hängt mir am Hage
Deine Jacke so bunt?

Troll' nur dich von hinnen
Auf deinem groben Tier
Und laß meine freudigen
Sternaugen mir!

2. Die Lor' sitzt im Garten

Die Lor' sitzt im Garten,
Kehrt den Rücken zumal
Und verbirgt mir der Augen
Himmlischen Strahl.

Ihr goldbrauner Haarwuchs
Weht über den Zaun;
Den Rotmund, das Weißkinn
Doch läßt sie nicht schaun.

Sie lässet erklingen
Ihrer Stimme Getön;
O du boshafte Hexe,
Wie klingt es so schön!

3. Du milchjunger Knabe

Du milchjunger Knabe,
Wie siehst du mich an?
Was haben deine Augen
Für eine Frage getan!

Alle Ratsherrn der Stadt
Und alle Weisen der Welt
Bleiben stumm auf die Frage,
Die deine Augen gestellt!

Ein leeres Schneckhäusel,
Schau', liegt dort im Gras;
Da halte dein Ohr dran,
Drin brümmelt dir was!

4. Ich fürcht' nit Gespenster

Ich fürcht' nit Gespenster,
Keine Hexen und Feen,
Und lieb's, in ihre tiefen
Glühaugen zu sehn.

Im Wald in dem grünen
Unheimlichen See,
Da wohnet ein Nachtweib,
Das ist weiß wie der Schnee.

Es haßt meiner Schönheit
Unschuldige Zier;
Wenn ich spät noch vorbeigeh',
So zankt es mit mir.

Jüngst, als ich im Mondschein
Am Waldwasser stand,
Fuhr sie auf ohne Schleier,
Ohne alles Gewand.

Es schwammen ihre Glieder
In der taghellen Nacht;
Der Himmel war trunken
Von der höllischen Pracht.

Aber ich hab' entblößet
Meine lebendige Brust;
Da hat sie mit Schande
Versinken gemußt!

5. Singt mein Schatz wie ein Fink

Singt mein Schatz wie ein Fink,
Sing' ich Nachtigallensang;
Ist mein Liebster ein Luchs,
O so bin ich eine Schlang'!

O ihr Jungfraun im Land,
Vom Gebirg und über See,
Überlaßt mir den Schönsten,
Sonst tut ihr mir weh!

Er soll sich unterwerfen
Zum Ruhm uns und Preis!
Und er soll sich nicht rühren,
Nicht laut und nicht leis!

O ihr teuern Gespielen,
Überlaßt mir den stolzen Mann,
Er soll sehn, wie die Liebe
Ein feurig Schwert werden kann!

6. Tretet ein, hoher Krieger

Tretet ein, hoher Krieger,
Der sein Herz mir ergab!
Legt den purpurnen Mantel
Und die Goldsporen ab.

Spannt das Roß in den Pflug,
Meinem Vater zum Gruß!
Die Schabrack' mit dem Wappen
Gibt 'nen Teppich meinem Fuß!

Euer Schwertgriff muß lassen
Für mich Gold und Stein,
Und die blitzende Klinge
Wird ein Schüreisen sein.

Und die schneeweiße Feder
Auf dem blutroten Hut
Ist zu 'nem kühlenden Wedel
In der Sommerzeit gut.

Und der Marschalk muß lernen,
Wie man Weizenbrot backt,
Wie man Wurst und Gefüllsel
Um die Weihnachtszeit hackt!

Nun befehlt Eure Seele
Dem heiligen Christ!
Euer Leib ist verkauft,
Wo kein Erlösen mehr ist!

7. Röschen biß den Apfel an

Röschen biß den Apfel an,
Und zu ihrem Schrecken
Brach und blieb ein Perlenzahn
In dem Butzen stecken.

Und das gute Kind vergaß
Seine Morgenlieder;
Tränen ohne Unterlaß
Perlten nun hernieder.

8. Wandl' ich in dem Morgentau

Wandl' ich in dem Morgentau
Durch die dufterfüllte Au',
Muß ich schämen mich so sehr
Vor den Blümlein ringsumher!

Täublein auf dem Kirchendach,
Fischlein in dem Mühlenbach
Und das Schlänglein still im Kraut,
Alles fühlt und nennt sich Braut.

Apfelblüt' im lichten Schein
Dünkt sich stolz ein Mütterlein;
Freudig stirbt so früh im Jahr
Schon das Papilionenpaar.

Gott, was hab' ich denn getan,
Daß ich ohne Lenzgespan,
Ohne einen süßen Kuß
Ungeliebet sterben muß?

9. Das Köhlerweib ist trunken

Das Köhlerweib ist trunken
Und singt im Wald,
Hört, wie die Stimme gellend
Im Grünen hallt!

Sie war die schönste Blume,
Berühmt im Land;
Es warben Reich' und Arme
Um ihre Hand.

Sie trat in Gürtelketten
So stolz einher;
Den Bräutigam zu wählen,
Fiel ihr zu schwer.

Da hat sie überlistet
Der rote Wein —
Wie müssen alle Dinge
Vergänglich sein!

Das Köhlerweib ist trunken
Und singt im Wald;
Wie durch die Dämmrung gellend
Ihr Lied erschallt!

10. Das Gärtlein dicht verschlossen

Das Gärtlein dicht verschlossen
Hältst wohl du, frommes Kind,
Da diese Heckensprossen
So eng verwachsen sind?

Doch blüht die Unschuld immer
Darin, soviel ich seh';
Sonst war es Lilienschimmer,
Nun ist es weißer Schnee!

Als hätt' der gnadenreichen
Maria reinste Hand
Im Sonnenschein zum Bleichen
Ihr Hemdlein ausgespannt.

11. Wie glänzt der helle Mond

Wie glänzt der helle Mond so kalt und fern,
Doch ferner schimmert meiner Schönheit Stern!

Wohl rauschet weit von mir des Meeres Strand,
Doch weiterhin liegt meiner Jugend Land!

Ohn' Rad und Deichsel gibt's ein Wägelein,
Drin fahr' ich bald zum Paradies hinein.

Dort sitzt die Mutter Gottes auf dem Thron,
Auf ihren Knieen schläft ihr sel'ger Sohn.

Dort sitzt Gott Vater, der den heil'gen Geist
Aus seiner Hand mit Himmelskörnern speist.

In einem Silberschleier sitz' ich dann
Und schaue meine weißen Finger an.

Sankt Petrus aber gönnt sich keine Ruh,
Hockt vor der Tür und flickt die alten Schuh.

12. Alle meine Weisheit

Alle meine Weisheit hing in meinen Haaren,
Und all mein Wissen lag auf meinem roten Mund;
Alle meine Macht saß auf dem wasserklaren,
Ach, auf meiner Augen blauem, blauem Grund!

Hundert Schüler hingen an meinem weisen Munde
Und ließen sich von meinen klugen Locken fahn,
Hundert Knechte spähten nach meiner Augen Grunde
Und waren ihrem Winken und Blinken untertan.

Nun hängt totenstill das Haar mir armem Weibe,
Wie auf dem Meer ein Segel, wenn keine Luft sich regt,
Und einsam pocht mein Herz in dem verlaßnen Leibe,
Wie eine Kuckucksuhr in leerer Kammer schlägt!

Der Taugenichts

Die ersten Veilchen waren schon
Erwacht im stillen Tal;
Ein Bettelpack stellt' seinen Thron
Ins Feld zum erstenmal.
Der Alte auf dem Rücken lag,
Das Weib, das wusch am See;
Bestaubt und unrein schmolz im Hag
Das letzte Häuflein Schnee.

Der Vollmond warf den Silberschein
Dem Bettler in die Hand,
Bestreut' der Frau mit Edelstein
Die Lumpen, die sie wand;
Ein linder West blies in die Glut
Von einem Dorngeflecht,
Drauf kocht' in Bettelmannes Hut
Ein sündengrauer Hecht.

Da kam der kleine Betteljung',
Vor Hunger schwach und matt,
Doch glühend in Begeisterung
Vom Streifen durch die Stadt,
Hielt eine Hyazinthe dar
In dunkelblauer Luft;
Dicht drängte sich der Kelchlein Schar,
Und selig war der Duft.

Der Vater rief: „Wohl hast du mir
Viel Pfennige gebracht?"
Der Knabe rief: „O sehet hier
Der Blume Zauberpracht!

Ich schlich zum goldnen Gittertor,
So oft ich ging, zurück,
Bedacht nur, aus dem Wunderflor
Zu stehlen mir dies Glück!

O sehet nur, ich werde toll,
Die Glöcklein alle an!
Ihr Duft, so fremd und wundervoll,
Hat mir es angetan!
O schlaget nicht mich armen Wicht,
Laßt Euren Stecken ruhn!
Ich will ja nichts, mich hungert nicht,
Ich will's nicht wieder tun!"

„O wehe mir geschlagnem Tropf!"
Brach nun der Alte aus,
„Mein Kind kommt mit verrücktem Kopf,
Anstatt mit Brot nach Haus!
Du Taugenichts, du Tagedieb
Und deiner Eltern Schmach!"
Und rüstig langt' er Hieb auf Hieb
Dem armen Jungen nach.

Im Zorn fraß er den Hecht, noch eh
Der gargesotten war,
Schmiß weit die Gräte in den See
Und stülpt' den Filz aufs Haar.
Die Mutter schmält' mit sanftem Wort
Den mißgeratnen Sohn,
Der warf die Blume zitternd fort
Und hinkte still davon.

Es perlte seiner Tränen Fluß,
Er legte sich ins Gras
Und zog aus seinem wunden Fuß
Ein Stücklein scharfes Glas.
Der Gott der Taugenichtse rief
Der guten Nachtigall,
Daß sie dem Kind ein Liedchen pfiff
Zum Schlaf mit süßem Schall.

Waldfrevel

Seht den Schuft am Waldessaum
Mit gewandten Sprüngen fliegend,
Einen jungen Eschenbaum
Auf den breiten Schultern wiegend!
Hat die Axt, die er gestohlen,
Vornen in den Stamm geschwungen,
Weit noch hinter seinen Sohlen
Kommt der Wipfel nachgesprungen.
Wie er heimlich lacht und singt,
Daß das Herz im Leibe springt!

Und die Dirne kommt daher
Mit geschnittnen Weidenruten;
Von der Last, die drückend schwer,
Stehn die Wangen ihr in Gluten.
Und der Bursche wirft die schwere
Bürde beider in den Graben,
Beide springen nach, als wäre
Dort ein Nest voll Glück zu haben.

Wo ein kleiner Freudenquell
Tief im Erlengrunde fließet
Und die Silberadern hell
Durch das samtne Moos ergießet,
Wirft der schlanke Dieb sich nieder
Mit der Dirn' im braunen Arm,
Löst ihr hastig Tuch und Mieder,
Und er flüstert liebewarm,
Daß sein brennend Herz erklingt,
Wie die Nuß im Feuer singt:

„Schätzchen, o du kommst mir just,
Daß ich meine Schätze grabe,
Wieder einmal meine Lust
Am verborgnen Reichtum habe!
Zeig' mir der Korallen Schein
An dem frischen roten Munde,
Gib mir schnell mein Elfenbein,
All das fein gedrehte runde!"
Wie der Has im Kohle springt
Ihm das Herz und singt und klingt!

Laß mich wägen all mein Gold,
Deines Haares schwere Güsse!
Laß mich zählen meinen Sold,
Zähle mir ein Hundert Küsse
Blank und bar auf meine Lippen,
Weil uns kein Verräter lauschet!
Laß mich von dem Weine nippen,
Der mich armen Schelm berauschet!

Nun verhüll' die Herrlichkeit
Mit den Lumpen, mit den Fetzen,
Daß kein Auge ungeweiht
Spähen kann nach meinen Schätzen!
Dieses Tuch um deine Haare
Dreimal, viermal sorglich winde,
Daß die goldne Schimmerware
Ja kein Strahl der Sonne finde!"

Gleich ist drauf die Dirn' davon
Durch den dunkeln Wald gesprungen,
Wieder hat der Bursche schon
Seinen Eschenbaum geschwungen;
Wie die Beine rasch ihn tragen
Mit dem langen schwanken Raube!
Einen grünen Siegeswagen,
Schleift die Kron' er nach im Staube.
Wie die Grill' im Grase springt
Ihm das Herz und singt und klingt!

Der alte Bettler

Nun legst du, alte wettermüde Föhre,
Den allerletzten Jahresring dir an,
Da ich im Walde schon rumoren höre
Mit seiner Axt den grauen Zimmermann.
Er wird so wenig deinen Kopf begnaden,
Als jemand über dein Verschwinden klagt;
Dem armen Schelm und einem alten Schaden
Nur wird des Alters Ehrenzoll versagt!

Sei's immerhin! Ich liebe drum nicht minder
Dies alte Land, mein gutes Vaterland,
Und segne seine lebensfrohen Kinder
Mit der verworfnen toten Bettlerhand!
Ich segne euch, o Strom, Gebirg und Auen,
Die ihr im Lichte heiter vor mir schwimmt!
Ein Reichtum ist dies selig klare Schauen,
Den meinem Aug' nicht Vogt noch Richter nimmt!

Als meine Brüder einst vor vierzig Jahren
Das schiefe, morsche Vaterhaus verkauft,
Um nach der fernen neuen Welt zu fahren,
Wo man sich mit der alten Erde rauft,
Da bin ich ganz allein zurückgeblieben,
Bald war ich um mein kleines Erb' geprellt;
Weiß nicht, wie weit sie drüben es getrieben:
Ich wurd' ein Hauptmann in der Bettler Welt!

Denn weder Not noch Mühsal konnten scheiden
Mich von den Marken meines Vaterlands;
Wer will mich zwingen, seinen Schoß zu meiden,
Zu missen seiner Ströme blauen Glanz?
Hier will ich wandeln, wo ich bin geboren,
Und sei's auch in zerrißnen Bettlerschuhn!
Ging drob die Bürgerehre mir verloren,
Ich will und muß bei meinen Vätern ruhn!

Dich sollt' ich fliehen, trautes Netz der Wege,
Daran auch ich mit fleiß'gen Füßen spann,
Und dich, Gebirg, wo ich des Abgrunds Stege
Fast mit verbundnem Aug' beschreiten kann?
Wo ich den Fuchs und seinen Vater kenne
Und jeden Stamm im dunklen Forst gezählt
Und jede Trift bei ihrem Namen nenne —
Den Boden, wo mir nie ein Tritt gefehlt?

O gute Scholle meiner Heimaterde,
Wie kriech' ich gern in deinen warmen Schoß!
Mir ahnet schon, wie sanft ich ruhen werde,
Vom Kaum des Brots und allem Irrsal los!

Wie will ich meine müden Beine strecken,
Wegwerfen meines Elends dürren Stab,
Wie langhin mich von West nach Osten recken,
Als läg' ich stolz in eines Königs Grab!

Doch spinnt sich weiter meiner Seele Leben,
So möge sie im leichten Nebelkleid,
So leicht wie Luft dies laute Volk umschweben,
Noch immer treu in Freude, Zorn und Leid!
Möcht' meine Seligkeit darin bestehen,
Einst seines letzten Bettlers Geist zu sein,
Zufrieden, still und müßig umzugehen
In seines Glückes hellem Sonnenschein!

Der Schöngeist

„O welch ein Duften, Rosalinde!
Im blütenüberfüllten Tal!
Durch das Gewölk, zerstreut vom Winde,
Bricht brennend rot der Abendstrahl;
Wie Feuer fließt der Frühlingsregen,
Wie Feuer rollt es auf den Wegen
Und trieft's von jedem Zweig zumal!

Und siehst du dort die Gruppe ragen
Am Kreuzweg finster in die Glut,
In sich geschart, wie stumme Klagen,
Die malerische Lumpenbrut?
Ein volles Bild ist hier errichtet,
Ein jeder Zug ist wie gedichtet —
Heut sind uns, traun! die Musen gut!

Gib Stift und Mappe, daß die rasche,
Die kecke Dilettantenhand
Die Perle dieses Bildes hasche,
Das ich so unverhofft hier fand!
Zu schöner Stunden heitrem Schauen,
Gemüt und Augen zu erbauen,
Sei es für immer festgebannt.

Siehst du, o teure Rosalinde!
Den bärt'gen Mann mit breitem Hut,
An dem die Mutter mit dem Kinde —
Madonnen-Urbild! — säugend ruht?
Es ragt das dunkle Haupt des Gatten,
In sich gekehrt, im braunen Schatten,
Das ihre schwimmt in Purpurglut.

Jedoch, daß von der ebnen Erde
Das Bild gerundet auf sich schwingt,
Siehst du der Kinder scheue Herde,
Wie sie der Eltern Knie umringt;
Und düster, stumm, wie erzgegossen,
Von Licht und Regen überflossen
Es glänzend in die Augen springt.

Welch einen Adel haucht das Ganze,
Stolz, wie ein ehern Königsgrab!
Wie thront in seines Jammers Glanze
Der Mann mit seinem Wanderstab!
Dank dir, o freundlichste der Musen,
Die ein empfänglich Herz im Busen,
Den Sinn für ewig Schönes gab!"

Da sind, im Tau des Grames schwimmend,
In dem der Abendstrahl sich bricht,
Ein großes Sternbild, dunkel glimmend,
Die Augen jener aufgericht';
Sie starren wundernd nach dem Bogen,
Von dem ihr Konterfei, gezogen
Von weißer Hand, schon deutlich spricht.

Und hoch aus seines Elends Mitte
Hub sich der arme Mann empor,
Und langsam trugen müde Schritte
Die finstere Gestalt hervor;
Es schlossen fest sich seine Zähne,
Im Aug' der Kränkung bittre Träne,
Im Antlitz dunklen Zornes Flor,

Stand er vor den Empfindungsvollen,
Die im verglühnden Abendrot

Erbleichten ob dem dumpfen Grollen
Der furchtbar nahen Menschennot!
„Soll ich das sein? O sprich, du Fratze!
Soll meiner spotten dies Gekratze?"
Und trat das Bild tief in den Kot.

„Verdammt sei eurer Seelen Kälte,
Die mit den Blicken, spitz wie Stahl,
Herschleichend unterm Himmelszelte
Betastet unsre nackte Qual!"
Er schwang der Armut langen Stecken,
Samt Rosalinden floh voll Schrecken
Der Schöngeist aus dem Blütental!

Wanderbilder

1852

1. Am Tegelsee

Es glänzt ein stilles weißes Haus
Aus stillen grünen Kronen;
Auf seinen Warten ruhen aus
Die Winde aller Zonen.

Auf ihrem Hauch ein edler Klang
Hat sich hinausgeschwungen;
Von Meer zu Meer grüßt ihn Gesang,
Gesang in allen Zungen.

Im Hause sind Gemach und Saal
Gefüllt von Glanzgestalten,
Die in vergangner Tage Strahl
Die stumme Wache halten.

Die Marmorlippen scheinen sich
Just aufzutun wie Blüten,
Erhobne Hände feierlich
Ein heilig Gut zu hüten.

Laß hinter dir, was trüb und wild,
Der du dies Haus betreten;
Denn zu der Hoffnung reinem Bild
Darfst du gefaßt hier beten!

Trittst du hinaus, den Föhrensaum
Sieh ernst den See umgeben,
In seinen Wipfeln rauscht der Traum
Vom ferneblauen Leben.

Und auf dem Walde wandeln sacht
Die weißen Wolkenfrauen,
Die in der Flut kristallner Nacht
Ihr klares Bild beschauen.

In leisrem Blau die Sonne schweift,
Ihr eigner Schein ist blasser,
Von feuchter Reiherschwinge träuft
Er perlengleich ins Wasser.

Fühlst nach der Heimat du das Weh,
O Fremdling, dich durchschauern,
Fahr auf dem nord'schen Geistersee,
Hier ist es schön zu trauern!

2. In einem Lustwalde

Ich bin ein Fremder hierzulande,
Wo Krongewalt herrscht allerwärts,
Mich binden nicht die starren Bande,
Doch dieser Hain erfreut mein Herz!

Um dieses grünen Lebens willen,
Um dieser Weiher sanfte Flut,
Um diese ruhgewiegten stillen
Baumwipfel in der Abendglut,

Um diesen milden tiefen Frieden,
Den mir ein braver Toter beut,
Sei ihm ein voller Dank beschieden
Des Herzens, das sein Werk erfreut!

3. Sonntags

Lässig bald und wieder schneller
Greifend in den blauen Himmel
Dreht sich eine graue Mühle
Dort am schweigenden Totenhain.

Drüben glänzt des Königs Kuppel;
Still ist's auch in jener Gegend,
Schmollend läßt er Gras ergrünen
Vor dem riesigen Burgportal.

Aus den Toren summt und brummt es,
Und das Weichbild schwirrt von Geigen;
Fernhin watet in dem Sande
Staubaufregendes Volk Berlins.

Aber auf dem trägen Flusse
Fahren stille Wendenschiffe;
Durch die Wipfel in die Ferne
Golden sonnige Segel ziehn.

4. Berliner Pfingsten.

Heute sah ich ein Gesicht,
Freudevoll zu deuten:
In dem frühen Pfingstenlicht
Und beim Glockenläuten
Schritten Weiber drei einher,
Feierlich im Gange,
Wäscherinnen fest und schwer,
Jede trug 'ne Stange.

Mädchensommerkleider drei
Flaggten von den Stangen,
Schönre Fahnen, stolz und frei,
Als je Krieger schwangen;
Frisch gewaschen und gesteift,
Tadellos gebügelt,
Blau und weiß und rot gestreift,
Wunderbar geflügelt!

Lustig blies der Wind, der Schuft,
Falbeln auf und Büste,
Und mit frischer Morgenluft
Füllten sich die Brüste;

Und ich sang, als ich gesehn
Ferne sie entschweben:
Auf und laßt die Fahnen wehn,
Lustig ist das Leben!

5. Weihnachtsmarkt

Welch lustiger Wald um das hohe Schloß
Hat sich zusammengefunden,
Ein grünes bewegliches Nadelgehölz,
Von keiner Wurzel gebunden!

Anstatt der warmen Sonne scheint
Das Rauschgold durch die Wipfel;
Hier backt man Kuchen, dort brät man Wurst,
Das Räuchlein zieht um die Gipfel.

Es ist ein fröhliches Leben im Wald,
Das Volk erfüllet die Räume;
Die nie mit Tränen ein Reis gepflanzt,
Die fällen am frohsten die Bäume.

Der eine kauft ein bescheidnes Gewächs
Zu überreichen Geschenken,
Der andere einen gewaltigen Strauch,
Drei Nüsse daran zu henken.

Dort feilscht um ein winziges Kieferlein
Ein Weib mit scharfen Waffen;
Der dünne Silberling soll zugleich
Den Baum und die Früchte verschaffen.

Mit rosiger Nase schleppt der Lakai
Die schwere Tanne von hinnen;
Das Zöfchen trägt ein Leiterchen nach,
Zu ersteigen die grünen Zinnen.

Und kommt die Nacht, so singt der Wald
Und wiegt sich im Gaslichtscheine;
Bang führt die ärmste Mutter ihr Kind
Vorüber dem Zauberhaine.

Einst sah ich einen Weihnachtsbaum:
Im düstern Bergesbanne

Stand reifbezuckert auf dem Grat
Die alte Wettertanne.

Und zwischen den Ästen waren schön
Die Sterne aufgegangen;
Am untersten Ast sah man entsetzt
Die alte Wendel hangen.

Hell schien der Mond ihr ins Gesicht,
Das festlich still verkläret;
Weil auf der Welt sie nichts besaß,
Hatt' sie sich selbst bescheret.

6. Polkakirche

Wie nach dem Rezept geschaffen,
Fein und niedlich ist der Tempel,
Angemeßnen jungen Leuten
Ein erbaulich Bauexempel!

Byzantinisch jede Fuge,
Bogen, Bögelchen und Kehlen,
Nur die phantasiegebornen
Alten Fratzenbilder fehlen.

Durch die byzantin'schen Pförtchen
Rauscht es leis in Samt und Seiden;
Drinnen glitzert's fromm und geistreich
Wie zu der Komnenen Zeiten.

Hofhistoriographen lispeln
Mit ergrauten Paladinen;
Nach den Mosaiken blicken
Kammerherrn mit Betermienen.

Und die Kanzel mit dem glatten
Superintendent garnieret —
Ja, den Glaspalast zu London
Hätte dieses Werk gezieret!

7. Biermamsell

Dein Witz geht an, o Schöne mein,
Noch eher, als dein bayrisch Bier!

Jedoch noch besser leuchtet mir
Das Blaue deiner Augen ein!

Und besser als dies Flackerlicht
Noch dünket mich dein schmal Gesicht,
Die runde Schulter, die zierliche Brust
Und deiner Hüften schlanke Lust.

An deiner schwarzen Seidentracht
Ist jedes Fältchen wohlgemacht;
Und immer nobel, witzig nur
Verfolgst du deine dunkle Spur.

Bist nie gemein und schimpfest nicht,
Wenn dir ein Gast die Treue bricht,
Ein Marquis Posa, wie gemalt,
Die sieben Seidel nicht bezahlt.

Du siehst nur interessanter aus,
Kaum zittern leis Manschett' und Krauf';
So edelbleich und schmerzenreich
Siehst du Marien Stuart gleich.

Getrost nur wandle deine Bahn!
Ich kenne manchen ernsten Mann,
Des Seelenstaat und Wortgeschmeid
Mahnt an dein seidnes Rauschekleid.

Er strebt und ringt und peroriert,
Wird edelbleich, wenn er verliert:
Um was sich's handelt, scheint es mir,
Ist mehr nicht als ein Seidel Bier!

In fremden Landen

An des Heimatflusses Borden,
Wo die Linden überhangen,
Bin ich manches Mal gegangen,
Wenn die Erde jung geworden

Und den Frühlingsmantel wob,
Wenn die Wasser voller klangen
Und bis vor die Füße drangen,
Daß der Pfad sich schwellend hob

Wenn die Welle singend flieht,
Ist's, als höre man Geschichten,
Was im Oberland geschieht,
Weit ins Niederland berichten;
Und so man stromaufwärts sieht,
Will es scheinen, daß das ganze
Innre Land im Firnenglanze
Auf der Flut herunterzieht.

Ausgespannte Netze schimmern
Zwischen blütenweißen Bäumen,
Perlend in der Sonne flimmern
Sie von feuchten Wasserschäumen;
Und ein Knäblein schläft im Kahn,
Schaukelnd sich in jungen Träumen;
Ohne Hast und ohne Säumen
Schafft der Vater nebenan.

Ja, mit ruhig festem Schritte
Schreiten dort die Männer hin;
Schlicht bescheiden ist die Sitte,
Ernst bewegt der freie Sinn.
Und in ihrer sichern Mitte
Wuchsen Recht und Freiheit auf;
Das Gesetz schirmt Haus und Hütte,
Jeden Herd ein Büchsenlauf.

Hier, an diesem fremden Strand,
Wachsen Weine stark und süß,
Und es gleicht das üppige Land
Wohl auch einem Paradies;
Aber dumpf und ungewiß
Sind die Herzen und die Blicke,
Und verworrene Geschicke
Walten in der Finsternis.

Die kleine Passion

Der sonnige Duft, Septemberluft,
Sie wehten ein Mücklein mir aufs Buch,
Das suchte sich die Ruhegruft
Und fern vom Wald sein Leichentuch.
Vier Flügelein von Seiden fein
Trug's auf dem Rücken zart,
Drin man im Regenbogenschein
Spielendes Licht gewahrt!
Hellgrün das schlanke Leibchen war,
Hellgrün der Füßchen dreifach Paar,
Und auf dem Köpfchen wundersam
Saß ein Federbüschchen stramm;
Die Äuglein wie ein goldnes Erz
Glänzten mir in das tiefste Herz.
Dies zierliche und manierliche Wesen
Hatt' sich zu Gruft und Leichentuch
Das glänzende Papier erlesen,
Darin ich las, ein dichterliches Buch;
So ließ den Band ich aufgeschlagen
Und sah erstaunt dem Sterben zu,
Wie langsam, langsam ohne Klagen
Das Tierlein kam zu seiner Ruh.
Drei Tage ging es müd' und matt
Umher auf dem Papiere;
Die Flügelein von Seide fein,
Sie glänzten alle viere.
Am vierten Tage stand es still
Gerade auf dem Wörtlein „will!"
Gar tapfer stand's auf selbem Raum,
Hob je ein Füßchen wie im Traum;
Am fünften Tage legt' es sich,
Doch noch am sechsten regt' es sich;
Am siebten endlich siegt' der Tod,
Da war zu Ende seine Not.
Nun ruht im Buch sein leicht Gebein,
Mög' uns sein Frieden eigen sein!

Krötensage

Des Berges alte Wangen sind
Von Maiensonne beschienen;
Sie lächeln unter Quellenglanz,
Die Schilfe, die Farren ergrünen.

Die Kröte springt aus dem Kieselstein,
Ein Hirt hat ihn zerschlagen;
Sie schaut verdrossen die Scherben an
Und sie beginnt zu sagen:

„Viel tausend Jahre bin ich alt
Samt diesem Futterale!
Es schob vom hohen Felsgebirg
Allmählich mit mir zu Tale.

Doch manchmal in der Wasser Sturz
Sind wir gewaltig gesprungen;
Dann hat's um meine dunkle Klausur
Gesungen und geklungen.

Und wie mir ist — ich weiß es nicht,
Noch was ich getrieben indessen;
Ich hab' im mindesten nichts gelernt
Und hatte nicht viel zu vergessen.

Ein warmer Regen, ein grünes Kraut
Nur konnten mir behagen;
Sie liegen mir fort und fort im Sinn
Aus fernen Jugendtagen.

So hab' ich ein langweilig Stück
Unsterblichkeit erworben;
Hätt' ich getrunken lebendige Luft,
Längst wär' ich vernünftig gestorben."

David

Der Ölbaum wuchs in dichten Hainen,
An klaren Bächen wucherte die Rose,
Allwo die Wiege stand des Kleinen,
Gleich einem Taubennest im grünen Moose,

Er spielte noch im bunten Knabenkleide
Und füllte dienend seiner Brüder Krug,
Als er zu seines Stammes Freude
Schon meisterlich die Harfe schlug.

Mit Wein und Brot kam er gegangen,
Sein Auge strahlt' in kindlichem Vergnügen;
Er fand sein Volk mit Spieß und Stangen,
Doch zag und ratlos vor dem Feinde liegen.
Der große Hans Narr warf dort Bein und Arme
Mit tollem Prahlen in die Luft empor,
Daß rasch dem Heldenkind das warme
Zornrosenblut im Herzen gor.

Des Königs Waffenlast verschmähend,
Trat er hervor, mit Gott allein im Bunde,
Und einen weißen Stein erspähend
Aus eines Bächleins hellem Silbergrunde,
Tat er den Wurf, des Riesen Stirne klaffte,
Es war aus blauer Luft des Blitzes Schlag!
Wie lacht' er schön, als der Erschlaffte
Hauptlos zu seinen Füßen lag!

Der Dank, den David hat empfangen,
Steht in den alten Schwarten aufgeschrieben:
Nach seinem Tod ein schwarz Verlangen,
In Not und Irrsal wurd' er umgetrieben.
Das Angesicht zum Herren aufgewendet,
Sang er des Grames Lied ohn' Unterlaß;
Doch hat das Spiel noch gut geendet,
Als auf dem Thron der Feldhirt saß.

Parteigänger

Gefallen sind die Hiebe,
Verflogen Staub und Rauch,
Und süße Bruderliebe
Blüht wieder an jedem Strauch!
Hin ist so mancher Brave,
Und blökend ziehn die Schafe
Zum Pferch nach altem Brauch.

Nun singt in allen Pfannen
Der fette Siegesbrei;
So reit' ich denn von dannen,
Die Straßen sind ja frei!
Und winkt ein Schank an Wegen,
Will ich hinein mich legen
Und sehn, was Ruhen sei!

Ich bin als heißer Zecher
Auf einen Trunk erpicht;
Doch füllen meinen Becher
Wohl Tränen Christi nicht —
Ich trink' nur herbe Reben
Und lass' im Herben leben
Mein Schätzel derb und schlicht!

Ich bin ein wilder Reiter,
Auch beißt und schlägt mein Gaul,
Ich bin ein grober Streiter
Und führ' ein grobes Maul;
Und sind auch allerwegen
Mir rostig Schild und Degen —
Drein schlag' ich drum nicht faul!

Und ist der Streit geendet
Und ist die Tat getan,
Mag ich, wie's auch sich wendet,
Doch keinen Lohn empfahn!
Will nicht im Rate tagen,
Will Ketten nicht und Kragen,
Die stehen mir nicht an.

So sitz' ich in der Schenke
Zur braunen Distel wert,
Weil draußen an der Tränke
Gesattelt steht das Pferd;
Ich lach' der neuen Herren,
Die an der Beute zerren,
Und lockre still mein Schwert.

Im Meer

Der Himmel hängt wie Blei so schwer
Dicht auf dem wildempörten Meer;
Ein englisch Segel, fast die Quer,
Schießt wie ein Pfeil darüber her.

Ein Messer, so das Meer sich schliff,
Da starrt ein starkes Felsenriff
Und schlitzt das Engelländerschiff;
Das Meer tut einen guten Griff.

Viel tausend Bibeln sind die Fracht,
Die sinken in die Wassernacht;
Schon hat in blanker Schuppentracht
Das Seevolk sich herbeigemacht.

Da wimmelt es von Lurch und Fisch,
Sie sitzen am Korallentisch,
Her schießt der Leviathan risch:
Was ist das für ein Flederwisch?

Die Seeschlang' als die Königin
Kommt auch und blättert her und hin,
Sie putzt die Brill' und liest darin
Verkehrt und findet keinen Sinn.

Sie ziehn den Steuermann empor
Und halten ihm die Bibel vor;
Doch der zu schweigen sich verschwor,
Das Meer durchbraust sein taubes Ohr.

Mönchspredigt

Es schlägt der Mönch aufs Kanzelbrett
Und macht gar schlimme Witze;
Sein Hals ist kurz, der Atem fett,
Sein Wort voll roter Hitze.

Er endet just, mit glühndem Hauch
Die Hölle heiß zu schildern;
„Gott selber," schreit er, „wollt' er auch,
Kann jene Qual nicht mildern!

Gott schloß der Hölle schwarz Portal
Und hat den Schlüssel verloren!
Solange Gott lebt, lebt die Qual,
Das ist euch zugeschworen!"

Er rief's; der böse Schwaden steigt
Aus seinen Eingeweiden;
Still rührt der Schlag — der Lästrer schweigt
Und endet ohne Leiden.

Ihr Christenleute, zittert nicht
Ob seinen wilden Scherzen!
Die Qual ist aus, die Hölle bricht,
Sie brach mit seinem Herzen!

Uns ist auf seiner fahlen Stirn
Ein guter Trost erworben:
Der böse Gott in seinem Hirn
Ist still mit ihm verdorben!

Tafelgüter

Herr Stoßenwolf von Gevaudan,
Der Bischof, sitzt bei Tische;
Er bietet seinen Gästen an
Die allerschönsten Fische.

Das Haupt des Ebers stellt sich dar
Untadelig geraten;
Dann aber folgen, Paar auf Paar,
Absonderliche Braten.

Zwei Hasen kommen ohne Kopf
Auf Silber angefahren,
Marmotten sind im güldnen Topf,
Doch schwanzlos zu gewahren.

Dem Birkhuhn fehlt ein Flügel hier,
Ein Schenkel dort dem Hahne;
Mit arg zerzauster Federzier
Schaun traurig die Fasane.

Dem jungen Reh ist das Genick
Verdreht und ganz zerschmissen,
Und wie mit Klaun ein gutes Stück
Vom Ziemer weggerissen.

Doch alles ist mit feiner Kunst
Bereitet nach der Sitte;
Der König Heinrich schlürft den Dunst,
Vom Frankenreich der Dritte.

Er schlürft und ißt sich schweigend satt;
Doch als er nun gegessen,
Ruft er: „Ich glaub', der Teufel hat
Vor uns zu Tisch gesessen!"

Der Bischof lacht: „Vergebung, Sire!
So schlimm ist's nicht beschaffen!
Nur meine Jäger naschen mir
Von allem, was sie raffen!

Die Adler sind's im Bergrevier;
An jenen Felsenkronen
Hängt Horst an Horst, wo dienstbar mir
Die wilden Vögel wohnen.

Bei jedem Nest klebt an der Wand
In Ritzen still ein Bauer,
Mit einem Knüppel in der Hand,
Und hält sich auf der Lauer.

Ist dann das Wildbret eingetan
Vom alten Adlerpaare,
So macht sich jener flugs daran,
Sobald nur fort die Aare.

Er kapert von dem blut'gen Stein
Das Beste mir zuhanden;
Zuweilen fällt ein Bäuerlein
Sich freilich auch zu schanden.

Damit die Brut nicht flügge wird,
Schließt man sie fest am Felsen,
Bis sich ein neu Geschlecht gebiert
Mit nackten Hungerhälsen.

Und rastlos fliegen ab und zu
Die Alten um die Nahrung.
So üben wir in aller Ruh
Des Nutzens kluge Wahrung."

Da schreit der König Sausewind
Und schlägt sich an die Hüften:
„Hie zeigt es sich, was Pfaffen sind!
Wir schinden nur das Menschenkind,
Doch sie den Aar in Lüften!"

Tod und Dichter

Tod:

Deiner bunten Blasen Kinderfreude
Hängt und bricht an meiner Sensenschneide,
Wirf zur Seite nunmehr Rohr und Schaum,
Mache dich auf, aus ist der Traum!

Dichter:

Halte weg die Sense! Lasse steigen
Meiner Irisbälle bunten Tanz!

Tod:

Schon an meinem Schädel platzt der Reigen,
Und ein Ende nimmt der Firlefanz!

Dichter:

Laß! Ich will dich als das Beste preisen,
Trost und Labsal alles Menschentumes!

Tod:

Nicht bedarf ich Schrecklicher des Ruhmes;
Spare deine falschen Schmeichelweisen!

Dichter:

Weh', noch schuld' ich manche schöne Pflichten!

Tod:

Reif genug schon bist du den Gerichten!

Dichter:

Doch die lieblichste der Dichtersünden
Laßt nicht büßen mich, der sie gepflegt:
Süße Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bittre Erde sie nicht hegt!

Tod:

Warum hast du solchen Spaß getrieben,
Schemen zu ersinnen und zu lieben?

Dichter:

Sind sie nicht auf diesem kleinen Sterne,
Blühn sie doch wo in der Weltenferne,
Blut von meinem Blute; zu verderben
Bin ich nicht, eh jene sterben!

Tod:

Ei, da fahr' ich hin, sie wegzumähen,
Und sie müssen gleich mit dir vergehen!

Dichter:

Hui! da fährt er hin ins Unermeßne,
Und ich bin der glückliche Vergeßne,
Spiele weiter in des Lebens Fluten,
Bis er findet jene schönen Guten!

Stilles Abenteuer

In dem Winkel einer Schenke saßen
Einstmals Jäger nach vollbrachtem Jagen.
Sie erzählten sich die feinen Künste,
Wie des Wildes Heimlichkeit zu sehen,
Alle Kreatur sei zu beschleichen.
Als sie nun nicht ihrem Witz alleine,
Sondern auch dem Glück erkenntlich waren,
Griff ein alter Schlingel nach dem Faden
Des Gesprächs und zog ihn an sich, gleich der
Schnur, mit der ein Netz man zuzieht.

Ein erlebtes Jugendabenteuer
Bracht' er vor mit schlauen Blinzeläuglein,
Daß die Köpfe sie zusammensteckten
Und die Pfeifen bald erkalten ließen:

„Wohl, ich saß im hohen Eschenbaume,
In dem Kronenbusche still verborgen;
Unterm Baume lag ein schönes Weibchen
Auf dem sonnbeglänzten Sand im Bade,
Auf dem Rücken lag sie unbeweglich,
Mit dem Köpfchen auf dem warmen Ufer,
Ihre Arme reglos drum geschlungen.
Doch die kleinen Füße, sie verschwanden
In dem blauen Purpur des Gewässers;
Aber sichtbar wurde schon das Leuchten
Ihrer Knie durch das bewegte Wasser,
Und wie Glas auf ihrem weißen Schoße
Unabässig floß die Welle weiter,
Und die Silberfischchen schwammen ruhig
Über ihre Hüften hin, erblinkend,
Wenn sie steuernd ihre Flossen regten.
Auf des Stromes hellbeglänzte Breite
Sah die Schöne mit halboffnen Augen.
Kahl und einsam lag das andre Ufer,
Nicht ein menschlich Wesen zu erspähen.

Doch auf einmal kam ein Schiff gefahren
Mitten auf des Stromes heitrem Glanze;
Und ich sah das Schiff und sah die Schöne.
Sachte, sachte schloß sie beide Augen,
Nicht sich regend, bis das Schiff vorüber.
Und die Schiffer fuhren in die Ferne,
Nur nach ihrem Ziel den Sinn gewendet. –

Triumphierend lächelte die Holde;
Denn das Äußerste zu wagen und ihm
Zu entgehen, lieben oft die Frauen.
Doch sie ahnte nicht, daß ihr zu Häupten
Sie belauscht' ein arger Entenjäger,
Den das Glück auf jenen Baum getrieben;
Und ich mußte mich zusammenfassen,

Nicht wie reife Frucht vom Baum zu fallen,
Während ich in meinem Sinn erdauert',
Was zum Heil der Schönen zu beginnen?
Schweigen, fand ich, ist das Heil für alle;
Wenn ich schweig' von dem, was ich gesehen,
Ist mir wohl und ihr nicht weh geschehen!"

Ehescheidung

(Amerikanisch)

Zum Pfäffel kam ein Pärchen und schrie:
„Geschwind und laßt uns frein!
Wir können keinen einzigen Tag
Mehr ohne einander sein!"

Und aber ein Jährlein kaum verstrich,
Sie liefen herbei und schrien:
„Herr Pfarrer, trennt und scheidet uns,
Laßt keine Stunde fliehn!"

Das Pfäfflein runzelte sich und sprach:
„Macht euch die Scham nicht rot?
Wir haben es alle drei gelobt,
Euch trenne nur der Tod!"

„Rot macht die Scham, doch Reue blaß!
Herr Pfarrer, gebt uns frei!"
Der Mann bot einen Dollar dar,
Die Frau der Dollars zwei.

Da tat das Pfäffel zwischen sie
Ein Kätzlein, heil und ganz;
Der Mann der hielt es bei dem Kopf,
Die Frau hielt es am Schwanz.

Mit seinem Küchenmesser schnitt
Der Pfarr die Katz' entzwei:
„Es trennt, es trennt, es trennt der Tod!"
Da waren sie wieder frei.

Untergehende Liebe

Abend war's, ich stand am Ufer,
Wo die Wellen freudig rauschten
Und, vom Süden her gewaltig
Hergeeilt, am Strand erschäumten.
Violett war ihr Gewand,
Doch sie trugen rote Kronen,
Die von Haupt zu Haupt sie warfen,
Klangvoll ineinanderfließend.
Durch der Wolken wildes Jagen,
Einsam, sah der Abendstern,
Glänzend wie der Schönheit Auge,
Groß erglühend wie die Sehnsucht.

Und ich sagte zu den Wellen:
Noch so laut und fleißig seid ihr?
Doch ich seh' nicht, was ihr schaffet,
Denn kein Segel ist zu finden,
Weil es Nacht wird und die müde
Sorgenvolle Woche hingeht!

Und sie riefen laut erbrausend:
„Feierabend ist's, wir tanzen
Eben noch für uns ein Tänzchen!
Wie der Hirt den Schnitterinnen
Abendlich den Reigen bläset,
Also spielt der wilde Bruder
Uns, der heiße Föhn, zum Tanze,
Und er darf uns alle küssen!
In der Freiheit, in der Freude
Schlagen wir für uns ein Stündchen!

Wollt' ein Schiff uns jetzt befahren,
Müßt' es untergehn und brechen!
Und wir raten dir nicht minder:
Freiheit gib auch du den Wellen
Deines Blutes einmal wieder!
Laß das Schifflein untergehen
Mit dem schweren goldnen Bilde,
Mit der ungeschlachten Schiff'rin,
Die dein wogend Herz befährt

Schon so lang und es bedrückt!
Laß die Furcht und laß die Hoffnung
In empörter Flut versinken
Und erfreue dich der Freiheit!"

Ach! die allzu treuen Wellen
Meines unterjochten Blutes
Wollen es nicht sinken lassen;
Immer taucht empor es wieder,
Triumphierend fährt's empor.
Schiff und Bild, ach, Schiff und Götzin!
Einzig hilft, es rasch entheben
Und es in der Luft erwürgen!
Also tat ich in der Nacht,
Still in einer Frühlingsnacht.
Einen schwachen Seufzer hört' ich,
Deutlich, wie aus weiter Ferne;
Denn von den Betörten endlich
Auch einmal vergessen werden,
Tut den Vielgeliebten weh,
Und sie fühlen's in der Ferne.

Wardeins Brautfahrt

„Hier ist die Brücke, da der Fluß,
Mein Lieb, nun gib die Hand!
Ein freundlich Lächeln sei der Gruß:
Das ist mein Heimatland!

Ein Maßlieb blüht am Markstein hier —
Siehst du das Blümchen gern?
Zum Willkomm pflück' und geb' ich dir
Den hold bescheidnen Stern!

Die duftig blauen Hügel dort,
Schau', werden mählich braun;
Schon siehst du dran nach Gottes Wort
Das Volk die Scholle baun.

So komm! Das Land ist schön und gut,
Die Leute recht und schlecht;
Doch leidet wo unschuldig Blut,
So wird es auch gerächt.

Wer redlich handelt, der gewinnt,
Die Untreu' bringt den Tod!
So komm, bist du nur treu gesinnt,
Und brich mit mir das Brot!

Mit Linnen decke weiß den Tisch!
Frau Ehre kommt als Gast,
Sie teilt einst unter dem Rasen frisch
Zu dritt mit uns die Rast!"

So sprach zum jungen Eheschatz
Der strenge Herr Wardein.
Er ruhte bald am stillen Platz
Im Rasen — doch allein!

Aus einem Romane

Verlornes Recht, verlornes Glück

Recht im Glücke, goldnes Los,
Land und Leute machst du groß!
Glück im Rechte, fröhlich Blut,
Wer dich hat, der treibt es gut!

Recht im Unglück, herrlich Schaun,
Wie das Meer im Wettergraun!
Göttlich grollt's am Klippenrand,
Perlen wirft es auf den Sand!

Einen Seemann, grau von Jahren,
Sah ich auf den Wassern fahren,
War wie ein Meduſenschild
Der erstarrten Unruh Bild.

Und er sang: „Viel tausendmal
Glitt ich in das Wellental,
Fuhr ich auf zur Wogenhöh,
Ruht' ich auf der stillen See!

Und die Woge war mein Knecht,
Denn mein Kleinod war das Recht;
Gestern noch mit ihm ich schlief —
Ach, nun liegt's da unten tief!

In der dunklen Tiefe fern
Schimmert ein gefallner Stern;
Und schon ist's wie tausend Jahr',
Daß das Recht einst meines war.

Wenn die See nun wieder tobt,
Keiner mehr den Meister lobt:
Hab' ich Glück, verdien' ich's nicht,
Glück wie Unglück mich zerbricht!"

2. In der Trauer

I

Klagt mich nicht an, daß ich vor Leid
Mein eigen Bild nur könne sehen!
Ich seh' durch meinen grauen Flor
Fern euere Gestalten gehen.

Und durch den starken Wellenschlag
Der See, die gegen mich verschworen,
Geht mir von euerem Gesang,
Wenn auch gedämpft, kein Ton verloren.

Und wie die müde Danaide wohl,
Das Sieb gesenkt, neugierig um sich blicket,
So schau' ich euch verwundert nach,
Besorgt, wie ihr euch fügt und schicket!

II

Ich kenne dich, o Unglück, ganz und gar
Und sehe jedes Glied an deiner Kette!
Du bist vernünftig, zum Bewundern klar,
Als ob ein Denker dich geordnet hätte!

Nicht mehr noch weniger hat mir gebührt,
Mir ist gerecht die Schale zugemessen;
Und dennoch hab' ich bittrer sie verspürt,
Als niemals ich getrunken noch gegessen.

Jetzt aber bring' ich leichter sie zum Mund,
Als einst die müde Seele noch wird wissen;
Der quellenklare Perltrank ist gesund,
Ich lieb' ihn drum mit dürstendem Gewissen!

III

Ein Meister bin ich worden,
Zu weben Gram und Leid;
Ich webe Tag' und Nächte
Am schweren Trauerkleid.

Ich schlepp' es auf der Straße
Mühselig und bestaubt;
Ich trag' von spitzen Dornen
Ein Kränzlein auf dem Haupt.

Die Sonne steht am Himmel,
Sie sieht es und sie lacht:
Was geht da für ein Zwerglein
In einer Königstracht?

Ich lege Kron' und Mantel
Beschämt am Wege hin
Und muß nun ohne Trauer
Und ohne Freuden ziehn!

Melancholie

Sei mir gegrüßt, Melancholie,
Die mit dem leisen Feeenschritt
Im Garten meiner Phantasie
Zu rechter Zeit ans Herz mir tritt!
Die mir den Mut wie eine junge Weide
Tief an den Rand des Lebens biegt,
Doch dann in meinem bittern Leide
Voll Treue mir zur Seite liegt!

Die mir der Wahrheit Spiegelschild,
Den unbezwungnen, hält empor,
Daß der Erkenntnis Träne schwillt
Und bricht aus dunklem Aug' hervor;
Wie hebst das Haupt du streng und strenger immer,
Wenn ich dich mehr und mehr vergaß
Ob lärmendem Geräusch und Flimmer,
Die doch an meiner Wiege saß!

Wie hängt mein Herz an eitler Lust
Und an der Torheit dieser Welt!
Oft mehr als eines Weibes Brust
Ist es von Außenwerk umstellt,
Und selbst den Trost, daß ich aus eignem Streben,
Was leer und nichtig ist, erkannt,
Nimmst du und hast mein stolz Erheben
Zu Boden alsobald gewandt,

Wenn du mir lächelnd zeigst das Buch
Des Königs, den ich oft verhöhnt,
Aus dem es, wie von Erz ein Fluch,
Daß alles eitel sei! ertönt.
Und nah und ferne hör' ich dann erklingen
Gleich Narrenschellen ein Getön;
O Göttin, laß mich dich umschlingen,
Nur du, nur du bist wahr und schön! —

Noch fühl' ich dich so edel nicht,
Wie Albrecht Dürer dich geschaut:
Ein sinnend Weib, von innerm Licht
Erhellt, des Fleißes schönste Braut,
Umgeben reich von aller Werke Zeichen,
Mit milder Trauer angetan;
Sie sinnt — der Dämon muß entweichen
Vor des Vollbringens reifem Plan!

Ein Berittener

Ein Häuptling ritt geehrt im Land,
Gleich einem der Propheten;
Als er im Feld sich einsam fand,
Hub er den Arm zu beten:

„Mich traf das Übel Schlag auf Schlag,
Es war ein wildes Toben;
Als schuldig ich im Staube lag,
Hab' ich mich selbst erhoben!

Es wußte keiner, daß ich lag,
Als du, o Herr, dort oben!
Und für dein Schweigen diesen Tag
Will ich dich Stillen loben!"

Da hallt' es durch den Äther rein:
„Dein Lob, nicht kann's mir taugen;
Wenn du dich schämst, ein Mensch zu sein,
So reit mir aus den Augen!"

Stutzenbart

Herrlich in der Maienzeit
Blaut des Himmels Kläre,
Halt zum Opferdienst bereit
Nun die blanke Schere!

Durch das offne Fenster ziehn
Schon des Bartes Flocken
Schimmernd weiß; ach: hin ist hin!
Singt die Norn' am Rocken.

Welch ein winterlich Gespinst
Hat sie dir gesponnen!
Und da fliegt der Reingewinst
Deiner Lebenswonnen!

Aber sieh! wie feierlich
In die Höh sie schweben,
All die Flöcklein! Will zu sich
Sie der Äther heben?

Und am Ende sollst du gar
Noch ein Heil'ger werden,
Dessen Bart- und Lockenhaar
Man verehrt auf Erden?

Jetzt mit Blüten untermischt
Tanzen sie im Winde;
Doch was zwitschert, pfeift und zischt
Dort für ein Gesinde?

Fink und Schwalbe, Star und Spatz –
Wie das flirrt und flattert! —
Haben bald den Silberschatz
Deines Haupts ergattert!

Fliegen mit dem teuren Gut
Heim nach allen Seiten,

Für die weich beflaumte Brut
Schnöd das Nest zu breiten.

Und was würdig hat umwallt
Deine weisen Lippen,
Dient dem Haus- und Ehehalt
Leichter Vogelsippen!

Lächle denn durch Blüt' und Blatt,
Schönster Frühlingsmorgen!
Darf ja, wer den Schaden hat,
Für den Spott nicht sorgen!

Poetentod

Der Herbstwind rauscht; der Dichter liegt im Sterben,
Die Blätterschatten fallen an der Wand;
An seinem Lager knien die zarten Erben,
Des Weibes Stirn ruht heiß auf seiner Hand.

Mit dunklem Purpurwein, darin ertrunken
Der letzten Sonne Strahl, netzt er den Mund;
Dann wieder rückwärts auf den Pfühl gesunken,
Tut er den letzten Willen also kund:

„Die ich aus luft'gen Klängen aufgerichtet,
Vorbei ist dieses Hauses Herrlichkeit;
Ich habe ausgelebt und ausgedichtet
Mein Tagewerk und meine Erdenzeit.

Das keck und sicher seine Welt regierte,
Es bricht mein Herz, mit ihm das Königshaus;
Der Hungerschlucker, der die Tafel zierte:
Der Ruhm, er flattert mit den Schwalben aus.

So löschet meines Herdes Weihrauchflamme
Und zündet wieder schlechte Kohlen an,
Wie's Sitte war bei meiner Väter Stamme,
Vor ich den Schritt auf dieses Rund getan!

Und was den Herd bescheidnen Schmuckes kränzte,
Was sich an alter Weisheit um ihn fand,
In Weihgefäßen auf Gesimsen glänzte,
Streut in den Wind, gebt in der Juden Hand!

Daß meines Sinnes unbekannter Erbe
Mit find'ger Hand, vielleicht im Schülerkleid,
Auf offnem Markte ahnungsvoll erwerbe
Die Heilkraft wider der Vernachtung Leid.

Werft jenen Wust verblichner Schrift ins Feuer,
Der Staub der Werkstatt mag zugrunde gehn!
Im Reich der Kunst, wo Raum und Licht so teuer,
Soll nicht der Schutt dem Werk im Wege stehn!

Dann laßt des Gartens Zierde niedermähen,
Weil unfruchtbar; die Lauben brechet ab!
Zwei junge Rosenbäumchen lasset stehen
Für mein und meiner lieben Frauen Grab!

Mein Lied mag auf des Volkes Wegen klingen,
Wo seine Banner von den Türmen wehn;
Doch ungekannt mit mühsalschwerem Ringen
Wird meine Sippschaft dran vorübergehn!"

Noch überläuft sein Angesicht, das reine,
Mit einem Strahl das sinkende Gestirn;
So glühte eben noch im Purpurscheine,
Nun starret kalt und weiß des Berges Firn.

Und wie durch Alpendämmerung das Rauschen
Von eines späten Adlers Schwingen webt,
Ist in der Todesstille zu erlauschen,
Wie eine Geisterschar von hinnen schwebt.

Sie ziehen aus, des Schweigenden Penaten,
In faltige Gewande tief verhüllt;
Sie gehn, die an der Wiege einst beraten,
Was als Geschick sein Leben hat erfüllt!

Voran, gesenkten Blicks, das Leid der Erde,
Verschlungen mit der Freude Traumgestalt,
Die Phantasie und endlich ihr Gefährte,
Der Witz, mit leerem Becher, still und kalt.

An Justinus Kerner

Erwiderung auf sein Lied: „Unter dem Himmel".
Morgenblatt 1845

Laßt mich in Gras und Blumen liegen
Und schaun dem blauen Himmel zu,
Wie goldne Wolken ihn durchfliegen,
In ihm ein Falke kreist in Ruh.

Die blaue Stille stört dort oben
Kein Dampfer und kein Segelschiff,
Nicht Menschentritt, nicht Pferdetoben,
Nicht des Dampfwagens wilder Pfiff.

Laßt satt mich schaun in dieser Klarheit,
In diesem stillen, sel'gen Raum:
Denn bald könnt' werden ja zur Wahrheit
Das Fliegen, der unsel'ge Traum.

Dann flieht der Vogel aus den Lüften,
Wie aus dem Rhein der Salmen schon,
Und wo einst singend Lerchen schifften,
Schifft grämlich stumm Britannias Sohn.

Schau' ich zum Himmel, zu gewahren,
Warum's so plötzlich dunkel sei,
Erblick' ich einen Zug von Waren,
Der an der Sonne schifft vorbei.

Fühl' Regen ich beim Sonnenscheine,
Such' nach dem Regenbogen keck,
Ist es nicht Wasser, wie ich meine,
Wurd' in der Luft ein Ölfaß leck.

Satt laßt mich schaun vom Erdgetümmel
Zum Himmel, eh es ist zu spät,
Wann, wie vom Erdball, so vom Himmel
Die Poesie still trauernd geht.

Verzeiht dies Lied des Dichters Grolle,
Träumt er von solchem Himmelsgraus,
Er, den die Zeit, die dampfestolle,
Schließt von der Erde lieblos aus.

Justinus Kerner.

Dein Lied ist rührend, edler Sänger,
Doch zürne dem Genossen nicht,
Wird ihm darob das Herz nicht bänger,
Das, dir erwidernd, also spricht:

Die Poesie ist angeboren,
Und sie erkennt kein Dort und Hier!
Ja, ging die Seele mir verloren,
Sie führ' zur Hölle selbst mit mir.

Inzwischen sieht's auf dieser Erde
Noch lange nicht so graulich aus,
Und manchmal scheint mir, daß das: Werde!
Ertön' erst recht dem „Dichterhaus".

Schon schafft der Geist sich Sturmesschwingen
Und spannt Eliaswagen an;
Willst träumend du im Grase singen,
Wer hindert dich, Poet, daran?

Ich grüße dich im Schäferkleide,
Herfahrend, — doch mein Feuerdrach'
Trägt mich vorbei, die dunkle Heide
Und deine Geister schaun uns nach.

Was deine alten Pergamente
Von tollem Zauber kund dir tun,
Das seh' ich durch die Elemente
In Geistes Dienst verwirklicht nun.

Ich seh' sie keuchend glühn und sprühen,
Stahlschimmernd bauen Land und Stadt,
Indes das Menschenkind zu blühen
Und singen wieder Muße hat.

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm' hergefahren —
Wer möchte da nicht Fährmann sein?

Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord, von Kränzen schwer,
Und gösse langsam meinen Becher
Hinab in das verlaßne Meer.

Der Kranz

Der Frühling ging durchs reiche Schwabenland
Und mit ihm Ludwig Uhland, an der Hand
Die treue Gattin; denn es kam zu wandern
Der teure Mann von einem Ort zum andern.

Mag's mit dem Recht in Stuttgart nicht gelingen,
Will lehrend er ins Herz der Jugend dringen
Zu Tübingen am alten Musensitz,
Umleuchtet noch von hellem Geisterblitz.

So wallt das Paar still und getrost dahin,
Wo Täler weiß im Schnee der Bäume blühn;
Doch sieh! beim Steine, der die Markung kündet,
Steht eine Schar von Freunden treu verbündet.

Die Kampfgenossen für des Volkes Rechte,
Sie harren sein mit einem Kranzgeflechte
Von dichtem Lorbeer, glänzend frisch und grün,
Den reichen sie dem Sänger hold und kühn.

Ein letzter Kuß! Der letzte Becher blinkt,
Und ferne schon die Hand zum Scheiden winkt;
Dem Meister glänzt das Aug', das lebenswarme,
Und Frau und Kranz führt er am rechten Arme.

Sie wandeln bald in einem lichten Walde
Von großen Eichen an der sanften Halde;
Wie steht so fest und frei der edle Hain,
Und überall blaut noch der Himmel drein!

Hoch oben kreist der Falk im Sonnenlicht,
Das durch das Gitterwerk der Zweige bricht,
Und Uhland, schreitend im geweihten Raume,
Tritt unversehns zum nächsten Eichenbaume.

Rasch hängt er auf den Kranz, und schweigend wendet
Den Schritt er weiter; nur Frau Emma sendet
Traurig den Blick zurück, doch strahlend licht
Wird drauf ihr Aug', sieht sie den Mann so schlicht.

Tief schaut sie dieses reinen Goldes Hort
In seinem Herzen — doch mit keinem Wort

Wird sie benennen ihr beglückend Wissen
Von einem Schatz, den tausend Frauen missen.

Im Waldesdämmer an dem grauen Stamme
Verlassen glimmt des Lorbeers grüne Flamme.
Vorüber zog das Wanderpaar schon lang,
Und laut erschallt im Hain der Vogelsang!

Has von Überlingen

Es war der Has von Überlingen,
Der scheut' den Märzen wie den Tod;
Denn in die Glieder fühlt' er dringen
Mit ihm des Alters leise Not.

Wann nun die Morgenlüfte wehten
Nach letzten Hornungs Mitternacht,
Sah man ihn vor die Türe treten
Wie einen Krieger auf die Wacht.

Den Krebs geschnallt um Brust und Rücken,
Auf grauem Kopf den Eisenhut,
Umschient die Glieder ohne Lücken:
Das schien ihm für den Märzen gut!

Den langen Degen an der Seite,
Die Halmbart' in beschuhter Hand,
Erwartet' er den Feind zum Streite,
Bis sich erhellten See und Land.

„Hei, falscher Mars! willst du es wagen?
Dir sag' ich ab und biete dir,
Auf Hieb und Stoß gerecht zu schlagen
Ums teure Leben, jetzt und hier!

Willst du an Herz und Mark mir greifen,
Du Tückebold, so komm heran!
Ich lehre dich ein Liedlein pfeifen,
Du findest einen Martismann!"

Fuhr dann dem Alten rauh entgegen
Ein Staubgewölk im Sonnenschein,
Ein Schauer auch von Schnee und Regen,
So hieb und stach er mächtig drein.

Denn in dem Dufte sah er drohen
Den Gegner mit gezücktem Speer;
Drum schlug er, bis der Spuk entflohen,
Und blickte siegreich um sich her.

Ein Trunk von goldnem Rebenblute
Erquickt' ihn nach bestandnem Streit,
Und er genoß mit frohem Mute
Des Frühlings neue Herrlichkeit.

So ging es denn nach seinem Willen;
Er schlug den Märzen Jahr um Jahr,
Bis einst am ersten Tag Aprillen
Sein tapfres Herz gebrochen war.

Das Weinjahr

Rüstet die Kelter, die Kufen und Tonnen,
Denn es verglühet ein seltenes Jahr!
Schon naht der Herbst und es glastet die Sonne,
Wie sie geglastet den Sommer entlang!

Hört, im Gebirge, was Zeichen geschehen!
Gletscher, sie ebben wie Meere zurück,
Ihre blaugrünen Gewölbe zerschmelzen,
Grotten und Spalten so tief und so kühl!

Trocken enthüllen sich felsige Gründe,
Die seit Jahrtausenden keiner geschaut,
Und aus der tiefsten und engsten der Klüfte
Leuchten gebleichte Gebeine herauf.

Knochen des riesigen Vorweltsbären
Liegen gebrochen wie sprödes Glas,
Aber dazwischen die Rippen und Röhren
Eines in Waffen verschollenen Manns.

Und die verrostete Panzerschale,
Auch ein zerfressenes spanisches Schwert
Künden den Krieger aus traurigen Tagen
Einer in Leiden zerklüfteten Welt.

Anmerkung. Nach dem heißen Sommer des Jahres 1865 war im rätischen Gebirge ein Gletscher so hinabgeschmelzen, daß man auf dem Grunde Gebein und Waffen fand, welche auf einen Bergübergang ligistischer Truppen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurückgeführt wurden.

Noch mit den sämtlichen Zähnen gezieret
Starren die Kiefer im räumigen Helm,
Gleich einem Spielzeug neben des wilden
Bären gewaltigem Kopfgestell.

Sehet! unbändig schwellen die Trauben —
Rüstet die Kelter und rüstet den Krug! —
Jegliche Beer' eine sonnige Klause,
Drinnen ein Glutelf brauet die Flut!

Zwei friedlose Gesellen, schlafen
Jene in ewigen Frieden entrückt;
Aber die Wut und das Wähnen und Wagen
Hält noch die duldenden Lüfte erfüllt.

Rüstet die Tonnen! Umfanget den starken
Reisigen Wein mit eisernem Band!
Männern zerbricht er den stämmigen Nacken,
Stürzet sie jählings in Jammer und Qual!

Füllet die Krüge, doch trinket den Frieden,
Trinket das Licht, das dem Himmel entstrahlt!
Bindet die Herzen mit eisernem Willen,
Daß ihr entrinnet dem tödlichen Fall!

Aroleid

Im Wallis liegt ein stiller Ort,
Geheißen Aroleid;
Es seufzt ein Gram im Namen fort
Seit lang entschwundner Zeit.

Ein Berghirt hing in Todsgefahr
Am steilen Firnenrand,
Ihn stieß hinunter dort der Aar,
Wo keiner mehr ihn fand.

Auf grüner Matte saß sein Weib;
Das Kind ins Gras gelegt,
Saß sie und schaut' mit starrem Leib
Hinüber, unbewegt,

Hinüber, wo im Dämmerblau
Der Berg zu Tiefe schwand
Und mit des Gipfels Silberau
So still am Himmel stand.

Voll bittrer Sehnsucht sprang sie auf
Und ging im Mattengrün
Mit schwankem Schritt und irrem Lauf
Und heißem Augenglühn.

Da schreit ein Kind, ein Flügel saust
Wohl über ihrem Haupt —
Mit ihrem Kind zur Höhe braust
Der Aar, der es geraubt!

Noch sieht das Wickelband sie wehn
In der kristallnen Luft,
Dann sieht sie's wie ein Pünktlein stehn
Im ferneblauen Duft,

Dann nichts mehr, nie, solang sie lebt! —
Sie nahm kein Trauerkleid;
Doch von dem Leid, das dort noch webt,
Der Ort heißt Aroleid.

Der Narr des Grafen von Zimmern

Was rollt so zierlich, klingt so lieb
Treppauf und -ab im Schloß?
Das ist des Grafen Zeitvertreib
Und stündlicher Genoß:
Sein Narr, annoch ein halbes Kind
Und rosiges Gesellchen,
So leicht und luftig wie der Wind,
Und trägt den Kopf voll Schellchen.

Noch ohne Arg, wie ohne Bart,
An Possen reich genug,
Ist doch der Fant von guter Art
Und in der Torheit klug;

Und was vergecken und verdrehn
Die zappeligen Hände,
Gerät ihm oft wie aus Versehn
Zuletzt zum guten Ende.

Der Graf mit seinem Hofgesind
Weilt in der Burgkapell',
Da ist, wie schon das Amt beginnt,
Kein Ministrant zur Stell'.
Rasch nimmt der Pfaff den Narrn beim Ohr
Und zieht ihn zum Altare;
Der Knabe sieht sich fleißig vor,
Daß er nach Bräuchen fahre.

Und gut, als wär' er's längst gewohnt,
Bedient er den Kaplan;
Doch wann's die Müh am besten lohnt,
Bricht oft der Unstern an;
Denn als die heil'ge Hostia
Vom Priester wird erhoben,
O Schreck! so ist kein Glöcklein da,
Den süßen Gott zu loben!

Ein Weilchen bleibt es totenstill,
Erbleichend lauscht der Graf,
Der gleich ein Unheil ahnen will,
Das ihn vom Himmel traf.
Doch schon hat sich der Narr bedacht,
Den Handel zu versöhnen;
Die Kappe schüttelt er mit Macht,
Daß alle Glöcklein tönen!

Da strahlt von dem Ciborium
Ein goldnes Leuchten aus;
Es glänzt und duftet um und um
Im kleinen Gotteshaus,
Wie wenn des Himmels Majestät
In frischen Veilchen läge:
Der Herr, der durch die Wandlung geht, —
Er lächelt auf dem Wege!

Die Winzerin

Am sonnig weißen Gartenhaus,
Da reifet Traub' an Traube,
Die sanfte Schöne tritt heraus
Und prüft die schwere Laube;
Dem blauen Blick des Weibes gleicht
Der Beeren dunkle Menge;
Wohin ihr freundlich Auge reicht,
Lacht freundliches Gedränge.

Rings lockt das noch gefangne Blut
Zu Häupten und zu Füßen,
Und sie beginnt mit stillem Mut
Zu schneiden all die süßen.
Und wie sie mit der lieben Hand
Die grünen Blätter teilet,
Hin schweifet über See und Land
Im Flug der Blick und weilet.

Gleich einer reifen Beere glänzt
Ihr feuchtes Aug' hinüber,
Wo's blaut und leuchtet unbegrenzt,
So fern, so fern herüber.
Sie lässet still und ahnungsvoll
Die vollen Trauben sinken,
Bis es in Körben reizend schwoll
Mit tausendfachem Blinken.

Und auf der Laube Marmeltisch
Zu keltern sie beginnet,
Daß aus der Kelter duftig frisch
Das Blut der Traube rinnet.
Wie muß der weißen Arme Zier
Mit holder Kraft sich mühen!
Sie keltert, bis die Wangen ihr
Gleich jungen Rosen blühen.

Sie keltert, daß der Busen fliegt
Und woget ungemessen;
Umsonst, was ihr im Sinne liegt,
Das kann sie nicht vergessen!

Umsonst — wie oft die Krüge sie
Mit starkem Moste füllet,
Sie selber hat den Durst noch nie
Das Sehnen nie gestillet.

Sie läßt den heißen Rebensaft
Mit treuer Sorge gären,
In kühler Nacht zu milder Kraft,
Zum seltnen Wein sich klären.
Den trägt sie zu den Hütten hin
Auf Höhen und im Tale;
Sie reicht der armen Wöchnerin,
Dem kranken Greis die Schale.

So keltert sie den Edelwein
Im Herbste schon seit Jahren.
Ein Segel kommt im goldnen Schein
Des Abends fern gefahren;
Im Hafen legt das Schiff sich an,
Sie hört die Schiffer singen,
Und einen hochgemuten Mann
Sieht sie ans Ufer springen.

Sie kennt ihn und sie kennt ihn nicht,
Sie starrt hinaus ins Weite,
Als es mit trauter Stimme spricht
Und grüßt schon ihr zur Seite.
Die frohen Klänge mischen sich,
Das Wort hier, dort die Lieder:
„Ratlos verließ der Knabe dich,
Nun kehrt ein Mann dir wieder!

O schau, wie leuchtet's weit und breit,
Wie klar der Tag, die Stunde!
Und reif die schönste Lebenszeit
Küßt mich von deinem Munde!"
Da ist in seine Arme hin
Sie wonnevoll gesunken,
Und weinend hat die Winzerin
Zum erstenmal getrunken.

Geistergruß

Ich sah ein holdes Weib im Traum
Auf rotem Laube sitzen
Wohl unter einem bereiften Baum,
Der tät' wie Silber blitzen.

Er blitzte wie Silber und Kristall
In lieblicher Wintersonne;
Leis rauscht' der Wind, wie Demantenfall
Perlt's von des Baumes Krone.

Und auch der Schönen wallendes Haar
Sah weiß wie Schnee ich prangen;
Denn ach, wie manches liebe Jahr
Ist schon ins Land gegangen!

Doch blühte noch ihr Antlitz fein
Gleich weißen Rosenauen,
Im Aug' der alte Sternenschein
Und rot der Mund zu schauen.

„Wo kommst du her, wo gehst du hin?"
Sprach ich mit sanftem Beben;
„Bist selig? Bist du Büßerin?
Wo lebst du nun dein Leben?"

Sie lächelte mild am selben Ort,
Auch hab' ich sie nicken sehen;
Sie sprach ein halb gehauchtes Wort,
Das konnt' ich nicht verstehen.

Des Reifes Flocken fing sie dann,
Die fallenden, unverdrossen
Und bot mir die Juwelen an,
Die auf der Hand zerflossen.

Drauf stieg der Nebel aus dem Tal,
Empor aus Fluß und Weihern,
Verhängend rasch des Waldes Saal
Mit seinen dichten Schleiern.

Ich sah sie zwischen die Bäume hinein
Tief in den Schatten gehen
Und ihres Haares Silberschein
In Düsternis verwehen.

Noch hat es hier, noch hat es dort
Wie Augenglanz gefunkelt;
Zuletzt war die Erscheinung fort
Und auch der Traum verdunkelt.

Jung gewohnt, alt getan

Die Schenke dröhnt, und an dem langen Tisch
Ragt Kopf an Kopf verkommener Gesellen;
Man pfeift, man lacht; Geschrei, Fluch und Gezisch
Ertönte an des Trankes trüben Wellen.

In dieser Wüste glänzt' ein weißes Brot,
Sah man es an, so ward dem Herzen besser;
Sie drehten eifrig draus ein schwarzes Schrot
Und wischten dran die blinden Schenkemesser.

Doch einem, der da mit den andern schrie,
Fiel untern Tisch des Brots ein kleiner Bissen;
Schnell fuhr er nieder, wo sich Knie an Knie
Gebogen drängte in den Finsternissen.

Dort sucht' er selbstvergessen nach dem Brot,
Doch da begann's rings um ihn zu rumoren,
Sie brachten mit den Füßen ihn in Not
Und schrien erbost: „Was, Kerl! hast du verloren?"

Errötend taucht' er aus dem dunklen Graus
Und barg es in des Tuches grauen Falten.
Er sann und sah sein ehrlich Vaterhaus
Und einer treuen Mutter häuslich Walten.

Nach Jahren aber saß derselbe Mann
Bei Herrn und Damen an der Tafelrunde,
Wo Sonnenlicht das Silber überspann
Und in gewählten Reden floh die Stunde.

Auch hier lag Brot, weiß wie der Wirtin Hand,
Wohlschmeckend in dem Dufte guter Sitten;
Er selber hielt's nun fest und mit Verstand,
Doch einem Fräulein war ein Stück entglitten.

„O lassen Sie es liegen!" sagt sie schnell;
Zu spät, schon ist er untern Tisch gefahren
Und späht und sucht, der närrische Gesell,
Wo kleine seidne Füßchen stehn zu Paaren.

Die Herren lächeln und die Damen ziehn
Die Sessel scheu zurück vor dem Beginnen;
Er taucht empor und legt das Brötchen hin,
Errötend hin auf das damastne Linnen.

„Zu artig, Herr!" dankt' ihm das schöne Kind
Indem sie spöttisch lächelnd sich verneigte;
Er aber sagte höflich und gelind,
Indem er sich gar sittsam tief verbeugte:

„Wohl einer Frau galt meine Artigkeit,
Doch Ihnen diesmal nicht, verehrte Dame!
Es galt der Mutter, die vor langer Zeit
Entschlafen ist in Leid und bittrem Grame."

Am Ufer des Stromes

Graulockig ein Mann und ein blonder Kam'rad
Spazieren an fließenden Wassers Gestad;
Der Ältere kehrt sich zum Jungen und spricht:
„Was schneidest du für ein betrübtes Gesicht?"

„Lieb fand ich ein Mädchen und hab' ihm's gesagt.
Sie flüstert' ein Nein, kaum daß ich gefragt,
Und alles im Nu — nun beklemmt's mir die Brust,
Daß Herz ich und Mund nicht zu halten gewußt!"

Und jener erwidert: „Des Fährmanns Magd
Siehst du, die über dem Strome ragt
Gering und arm und der Zierde bar,
Und siehst auch mein ergrauendes Haar?

Befiel' mich ein Fünklein Lieb' zu ihr,
Laut rief' ich es von der Stelle hier,
Rief's laut in der Wellen rauschenden Gang,
Mich dünkt' es der allerschönste Gesang!

Leicht schlug mir in meiner Jugend das Herz,
Und müßig schweifte der Blick allwärts;
Rasch hab' ich so manches Geständnis gemacht,
Die ein' hat geweint und die andre gelacht.

Bei einer nur hab' ich das Wörtchen verschluckt,
Wie sehr es auch sterbend im Busen gezuckt;
Ich glaube, sie ahnt' es und lächelte fein,
Doch wußt' ich nicht, sang's in ihr Ja oder Nein

Der Sommer war warm und der Winter kalt,
Die Zeit verging und wir wurden alt;
Als ich zum letztenmal sie sah,
Lag sie im Leichenschmucke da.

Fest waren die Augen zugetan,
Sie schauten nicht mich, noch die Welt mehr an;
Doch auf dem Munde bleich und tot,
Da lächelt's noch leise wie ein Spott.

Mir lispelt's im Ohre: ‚O träger Mann,
Der so mit Worten geizen kann!
Du hattest den Schlüssel zum seligen Haus,
Wo fliegen die Engel hinein und hinaus!

Du hattest den Schlüssel zum goldenen Schrein
Für alle zwei beide, nun lieg' ich allein!'
Da donnert die Orgel, da psaltert der Chor,
Und sie trugen hinaus, was ich elend verlor!"

Ein Schwurgericht

Da liegt ein Blatt, von meiner Hand beschrieben
In Tagen, die nun lang dahingeschwunden,
So lang, daß halb verblich die flücht'ge Schrift.
Doch wie ich lese, wird ein Unterfangen,

Ein wunderliches, wieder mir lebendig,
Das mich befiel in wunderlicher Zeit,
Als schnödes Abenteuer mächtig herrschte
Und frech die Welt zum Abenteuer schuf.

Was während eines Mondes kurzer Dauer
Von tollem Spuk und schrecklichem Geschehen,
Merkwürd'gem Wagnis und ruchloser Tat
Die Zeitung brachte, von versunknen Schiffen,
Mit schwerem Gold und brüllendem Volk beladen,
Von drehnden Tischen, dran die Torheit saß,
Von Schlachtenlärm und diebischen Marschällen,
Von falschem Gift, durch weiße Hand gemischt:
Das dacht' ich rhythmisch wogend zu verflechten
In einen wild rhapsodischen Gesang,
Gleich einem Wandrer, der bestäubt und keuchend
Dem tobenden Gewühl mit Not entrann
Und seinen Fiebertraum voll Hast erzählt.

So schrieb ich mir auf Blätter jede Kunde,
Und nicht im Stich fürwahr ließ mich die Zeitung,
Jedoch die Lust, die mir gemach verging.
Dies gelbe Blatt nur hat sich noch erhalten.
Ein Lächeln will beim Anblick mich beschleichen,
Das wandelt aber sich sogleich in Ernst.

Es steht ein Richterspruch darauf verzeichnet
Und eine Tat so dunkel traur'ger Art,
Daß wie von selbst die Hand zum Stifte greift,
Das blut'ge Rätsel doch noch festzubannen.

In Franken war's, an stillem Sommertage,
Daß eine Frau ihr kleines liebes Bübchen
Mit Korb und Vesperbrot zum Vater sandte,
Der im Gehölze, mäßig weit, im Schweiße
Des Angesichts an seiner Arbeit stand.
Sie wußte, daß er heut ein hartes Lohnwerk
Vollbringen wollte bis zur Dunkelzeit.
Ein mütterlicher kleiner Übermut
Verlockte sie, das Wagnis zu versuchen
Und mit dem Bötlein ihren Eh'kumpan
Zu überraschen dieses erste Mal;

Denn Sonntag war es morgen und im Hause
Blieb ihr zu schaffen übrig noch genug.

Das Knäblein aber sträubte sich zu gehen,
Gewohnt, nur an der Mutter stets zu hangen
Und sie um tausend Dinge zu befragen
Mit Schmeichelwörtchen, lind im Singeton.
„Geh nur," sprach sie, „die Mundharmonika
Geb' ich dir mit, mein Söhnchen, und drauf spielen
Wirst du gar herrlich auf dem ganzen Wege;
Der Vater ruft: ‚Was hör' ich für Musik?
Gewiß marschiert ein Regiment Soldaten!'
Wie lacht er aber, wenn sein Hänschen kommt!"
Und da sie aus dem Schrank das Instrumentchen,
Das dort zur Schonung sorglich aufgehoben,
Hervorholt, faßt es gleich der frohe Kleine
Und schreitet wacker, seinen Korb am Arm,
Ins helle Sommerland, die wen'gen Stimmchen
An seinen Lippen unverweilt erprobend
Und stets aufs neue reihend Ton an Ton.
Schon weit ist er; doch über Korn und Klee
Tönt weich und sanft, wie all der blaue Himmel,
Sein einfach Lied nun aus dem Feld herüber;
Der Kinderpuls, ein Lufthauch und die Ferne,
Sie schaffen eine rührend zarte Weise,
Die, fast verwehend jetzt, dann leise schwillt.
Und weil die Mutter hier noch steht und horcht
Und denkt, nun hat er wohl den Forst betreten,
Vernimmt der Vater drüben schon die Töne
Und kennt sein Vögelchen an dem Gesang.
Er lauscht erfreut — auf einmal bricht es ab,
Und stumm bleibt ewig dieser Kindermund!
Kein Knäblein kommt zum Vater, keines kehrt
Zur Mutter abends mit dem Müden wieder.

Nach dreien Tagen erst zog man das Kind
Mit eingeschlagnem Haupt aus einem Wasser,
Das tückisch hehlend, dunkel, unbeweglich,
Abseits vom Pfad im Waldesschatten lag.
Der Mörder auch ward bald darauf ergriffen;
Es war ein starker Bursch von achtzehn Jahren,

Fast unbekannt, der, lungernd in der Stadt,
Mißtrauisch schielend auf dem Orglein blies,
Das ihn verriet. Dann vor dem Richter stehend,
Von dessen Kunst bedrängt, erzählt er mürrisch,
Wie er das Kind im Holze angetroffen
Und es gebeten, ihm das Ding zu leihen
Für einen Augenblick, sich dran zu laben;
Denn eine unbezwinglich starke Lust
Hab' ihn schon lang gequält, auf solchem Werklein
Ein einzig Mal sich blasend zu vergnügen.
Kopfschüttelnd hab' das Knäblein fortgespielt,
Er aber es mit einem Stein erschlagen.

Und weiter ward die Kunde beigebracht,
Wie daß vor Jahren schon in seiner Heimat
Der Unhold von der zarten Kinderwelt
Als Spielzeugräuber sei gefürchtet worden;
Die trauten Plätze, Flure, Hofgebreiten,
Wo sich das kleine Volk zur Lust versammelt:
Der große Range habe finster lauernd
Beschlichen sie und von dem bunten Werkzeug
Der Jugend sich gewaltsam angeeignet,
Was ihm gefiel, dann in entlegnen Winkeln
Einsam, mit ungeschickter Hand gespielt.

Der Wahrspruch fiel, die Sühne ward bemessen;
Doch aus der Untat wurde keiner klug.

Zeitlandschaft

Schimmernd liegt die Bahn im tiefen Tale,
Über Tal und Schienen geht die Brücke
Hoch hinweg, ein Turm ist jeder Pfeiler,
Kunstgekrönet in die Lüfte ragend,
Zu den Wolken weite Bogen tragend.

Wie ein Römerwerk, doch neu und glänzend,
Bindet wald'ge Berge sie zusammen;
Auf der Brücke fahren keine Wagen,
Denn kristallnes Wasser geht dort oben,
Dessen fromme Flut die Schiffer loben.

Unten auf des Tales Eisensohle
Schnurrt hindurch der Wagen lange Reihe,
Hundert unruhvolle Herzen tragend,
Straff von Nord nach Süd mit Vogels Schnelle.
Drüber streicht das Fischlein durch die Welle.

Langsam, wie ein Schwan, mit weißem Segel,
Herrlich auf des Himmels blauem Grunde
Oben fährt ein Schiff von Ost nach Westen; —
Ruhvoll lehnt der Schiffer an dem Steuer:
Ist das nicht ein schönes Abenteuer?

Das große Schillerfest

1859

Schnee und Regen floß hernieder
Auf novemberbraunen Bergen,
Trostlos rangen alle Wipfel
Mit den schweren grauen Wolken.

Von den Büschen troff es klagend,
Jeder Dorn war eine Traufe,
Die hinab von Dorn zu Dornen
Unaufhörlich floß und weinte.

Aus den dunklen Forsten wankte
Irren Schritts ein Weib hervor,
Zart gebaut, in dünnem Kleide,
Aber fruchtbeschwerten Leibes.

Zitternd und mit starren Fingern
Las sie nasses Laub und Reisig;
Mühsam sich zur Erde bückend,
Raffte sie ein zaghaft Büschel.

Und der Brombeer' wirre Schlingen
Hingen sich an ihre Füße,
Daß sie strauchelt', und das Weinen
Hing an ihren Augenwimpern.

Kam ein zweites Weib gegangen,
Groß und stark und guter Hoffnung;

Schwere Hölzer auf dem Haupte,
Schritt sie aufrecht her und trotzig.

Und sie rief mit lautem Lachen:
„Ei, Gevatt'rin! wie zu sehen,
Sind wir beide gleich gesegnet?
Nun wahrhaftig muß ich lachen!"

Doch die andre fing urplötzlich
Bitterlich laut an zu weinen,
Und die regenschwere Schürze
Drückt' sie schluchzend an die Augen.

„Wieder soll ich nun gebären!"
Sprach sie, kummerschwer sich fassend,
„Und ich habe nicht, wovon ich
Mir ein warmes Süppchen koche!

Meinen Gatten und Ernährer
Hab' ich traurig jüngst verloren,
Als er einen Stamm geschlagen,
Der ihn fallend wieder schlug.

Und ich weiß nicht, wie das endet;
Leben soll zu Leben kommen,
Und das drängt sich und das mehrt sich,
Und das Herz ist krank zum Tode!

Wie ein Tier auf wilder Heide
Schein' ich mir, das ohne Gott,
Ohne Gott und ohne Sterne
Hungernd irrt und sich vermehrt."

„Hei, was ficht dich an, du Blöde?"
Rief die andre, heller lachend;
„Lustig baun wir unsre Wölbung
In das weite Reich hinaus!

Fäuste geb' ich meinen Kindern
Und gesunde weiße Zähne!
Sieh, das jüngste hat mir neulich
Hier den Ohrlapp durchgebissen!

Meinen Mann hab' ich vertrieben,
Weil er faul war und den Kindern

Alles Brot, das ich erworben,
Vor den Mäulern wegstibitzte!"

„Du bist stark und du bist frech!"
Sagte wiederum die andre;
„Ich bin zag, und das Gewissen
Liegt mir leider in der Art!"

Also standen beide Weiber
Hohen Leibs sich gegenüber,
Und je lauter jene lachte,
Desto traur'ger wurde diese.

Und es kam der Nordlandswind
Mächtig rauschend über die Berge,
Und die Tränen der Bedrängten
Trocknete sein scharfes Wehen.

In der Höhe schwamm im Blauen
Einesmals die Spätherbstsonne,
Daß in hellem Golde flammten
Wie ein Morgenrot die Wälder.

In der Tiefe trieben wogend
Aufgejagt die zerrissenen Nebel,
Vor dem wehenden Riesenhauche
Stürmten sie verscheucht davon.

Doch ein prächtiges Festgeläute
Überklang das mächt'ge Rauschen,
Und im Glanze der blitzenden Sonne
Lag im Tal eine strahlende Stadt.

Lang hinwallende Bürgerzüge
Sah man schimmernd sich drin bewegen,
Ihnen wehte die fliegende Seide
Reich gebildeter Banner voran.

Herrlich wogte der Wind aus Norden,
Und die Glocken erschollen mit Macht;
Da ertönten auch starke Posaunen,
Helle Trompeten mit schwellender Pracht.

Und die singende Menschenstimme
Deutlich man dazwischen vernahm,

Seltsam, neu und herzerschütternd
Wie der seliggewordene Gram.

„Freude, schöner Götterfunken!"
Hallte herüber der klingende Sturm,
War kein Kirchenlied und kein Kriegslied,
Doch die Glocken schallten vom Turm.

Horchend standen die armen Frauen,
Und die Lacherin wurde still.
Und sie sprach: „Wer doch nur wüßte,
Was das alles bedeuten will?

Einer rief, den zu Tale laufen
Ich mit hastigen Schritten sah,
Daß die schönere und die größere,
Ja die bessere Zeit sei nah!

Aber komm, du zage Klagende,
Was es immer bedeuten mag,
Feiern wir in meiner Hütte
Diesen unbekannten Tag!

Bringe die weinenden, deine Kleinen
Zu den meinigen schnell zur Stell';
Wir entfachen ein lustiges Feuer,
Schaffen die Welt uns warm und hell!

Neuen Most hab' ich im Hause,
Nüsse für die junge Brut;
Und beim frohen Mütterschmause
Fassen wir einen guten Mut!"

So genossen sie unwissend
Jenes Tages Silberblick;
Mit am warmen Feuer ruhte
Still ein künftiges Geschick.

Seine unsichtbaren Hüter
Lehnten am Standartenschaft
In den goldnen Wappenröcken:
Das Gewissen und die Kraft.

XII. Der Apotheker von Chamounix

Ein Buch Romanzen

Vorliegende Dichtung stammt aus den achtzehnhundertfünfziger Jahren und verdankt ihr Entstehen unmittelbar dem Erscheinen von Heines Romanzero. Die mit gesteigerter Energie verbundene Geisteswillkür, welche das denkwürdige Buch samt seinem Nachwort abermals beherrschte, reizte zu einer Gegenübung, zu der die eben umlaufende tragikomische Geschichte von einem verunglückten Liebhaber und Apotheker in Chamounix die Einkleidung lieh. Diese Geschichte war ohne Zweifel eine Zeitungsente; um so besser schien sie der luftigen Komödie zum Vehikel zu dienen, einer Kundgebung, die übrigens mehr dem literarischen Gewissen und der Selbstbefreiung als einem sterbenden Dichter galt, dem sie wohl eher ein Lächeln abgewonnen, als ihn betrübt hätte. Die Veröffentlichung unterblieb damals aus zufälligen Ursachen. Wenn sie jetzt dennoch stattfindet, so geschieht es, weil das „Zuspät", wenigstens bei Anlaß eines Sammelbuches, ja auch wieder verjährt ist.

[1883]

Erster Teil

1

In dem Tal von Chamounix
Lebten zwei gefreite Liebste,
Die sich liebten, wie die Sünde
Liebt und wieder wird geliebet.

Und sie hießen die gefreiten,
Weil sie taten, was sie wollten,
Nur der Leidenschaft ergeben
Und das Ende schlecht bedenkend.

Lachend sprachen sie zusammen:
„Weil wir uns schon beide haben,
Brauchen wir uns nicht zu nehmen,
Bis es uns vielleicht gefällt!

Frei sind wir und auch so stürmisch,
Wie des weiten Himmels Lüfte;
Doch ein Faden leichter Seide
Bindet uns wie starke Ketten!"

Sie, die schöne Rosalore,
Fern am Mittelmeer geboren,
Handelte mit Putz und Handschuhn
Für die fremden Nationen.

Er, der hübsche schlanke Titus,
Hielt ein kleines Apothekleín;
Die Essenzen und Latwergen
Braut' ein Zwerg im Hinterhäuschen.

Titus war zugleich ein Jäger,
Drum erfreut' ihn die Erfindung
Jener schlauen Schießbaumwolle,
Die der Zwerg bereiten mußte.

Wenn er nicht der Wache pflag
Nächtlich in der Apotheke,
Wo ein ungebornes Menschlein
In der Weingeistflasche saß,

Stand er unter hohen Arven,
Wo der Mond den Schnee beglänzte,
Im Gewehr die weiße Ladung;
Weiß auch stieg der Berg zum Himmel.

Tat er aber keins von beiden,
Lag er, wo's noch weißer war,
An dem Busen, der im Dunkeln
Magisch wie ein Mondlicht leuchtet!

Dort vergaß er Schnee und Hasen,
Bären und die Balsambüchsen;
Denn dies alles, Glanz und Balsam,
Fabelei und hohe Jagd

Fand er dreimal schöner wieder
An der Seite der Geliebten;
Die Mysterien und Wunder,
Fährlichkeiten, Abenteuer,

Leidenschaften und Gebärden
Waren unerschöpflich neu
In den stählern fest verschränkten
Weichen Armen Rosalorens.

Wenn er nicht mehr ihres Wesens
Wilde Macht ermessen konnte
Und berauscht es ihr gestand,
Schloß zufrieden sie die Augen,

Legt' ihr Kinn auf seine Achsel,
Lächelt' neben seiner Wange
Still in seine krausen Locken,
Was er freilich nicht bemerkte.

Einstmals aber lag sein Kinn
Gleicherzeit auf ihrer Schulter;
Während Rosalore traulich
In die Tituslocken lächelt',

Flüstert' er in das Gewirre
Ihrer sammetschwarzen Flechten
Dicht an einem Rosenöhrchen
Träumend: „O du süße Klara!"

Weit auf sperrte sie die Augen,
Horchte lautlos noch ein Weilchen,
Ließ die Arme mählich locker,
Fast unmerklich, um den Armsten,

Der, ob seinem Wort erschrocken,
Doch zu spät, nun mäuschenstill war.
Still blieb es den Rest der Nacht,
Daß kein Atem war zu hören.

2

Eine Klara lebte wirklich,
Eine süße, junge, feine,
Und bescheiden wie ein Veilchen,
Still in einem Seitentälchen.

Dort auf einem Blumenhügel
Lag das Häuschen ihres Vaters,

Mild umwandelt von der Sonne
Und umflogen von den Bienen.

Denn ein wackrer Immenkönig
War der Vater, doch das Mägdlein
Sein getreuer Stellvertreter
Und ein Mütterchen der Bienen.

Viele lange Sommertage
Samt den Nächten weilte jener
In des Berges höchster Wildnis
Als ein vielbewährter Führer.

Und gelockt vom Gold der Fremden,
Wagt' er hundertmal das Leben,
Um den Einsatz zu gewinnen
Und ein kleines Gut zu sparen.

Blank geprägt in einem Beutel,
Erb' und Mahlschatz seines Kindes,
Barg' er, mit und ohne Kön'ge,
Die französische Geschichte

Von den letzten siebzig Jahren.
Und die neusten Stücke zeigten
Wieder eines Kaisers Bildnis,
Freilich nun mit einem Spitzbart.

Aber hinten stand geschrieben
Noch das Wörtchen Republik,
Wie ein putziger Bedienter
Hinten auf dem Wagen steht.

Und der Bienenvater sagte,
Wenn er seine Füchse zählte:
„Gold, du bist ein starker Knecht,
Kannst auf beiden Achseln tragen!

Wirst gewiß mein leichtes Kind,
Das nicht schwerer als ein Lämmchen,
Wirst gewiß mein Klärchen tragen,
Daß ein Weibchen es mag werden!"

Eines Tages aber führt' er
Eine ruhelose Britin

Auf den Berg und fiel zu Tode,
Weil sie jeden Rat verschmähte.

Sie, das Unkraut, kam davon;
Und mit ihren langen Beinen
Läuft sie heut noch im Gebirge,
Eine grause Gletscherspinne.

Doch dem Kind des toten Führers
Gab sie eine Rolle Goldes
Oder zwei. Das holde Mädchen
Blieb allein nun mit den Bienen.

3

Golden strahlt die Morgensonne
Auf den Raum vor Klaras Hütte
Und auf ihre kleinen Hände,
Welche Honigwaben halten.

Friedlich hält sie eine Wabe
Überm Kruge, leicht zur Seite
Neiget sie das stille Antlitz,
Bild der Einsamkeit und Unschuld.

Wie Kristall so hell entfließet
All den Zellen reine Süße;
Funkelnd in der Sonne Glanz
Trieft der holde Tau hernieder.

Friedlich summen auch die Bienen,
Nur das Hündlein bellt gewaltig,
All die Stille unterbrechend;
Denn es kommt ein Mann gegangen.

Titus ist's, der Apotheker,
Der seit Jahren dieses Weges
Nicht gekommen und die schöne
Unschuld voll Erstaunen sieht.

Wie ein Baum, der hier gewachsen,
Bleibt er stehen bei dem Anblick;
Wie die Luft im Laube flüstert,
Fängt er langsam an zu reden.

Fast mit blödem Ungeschicke
Grüßt er sie, als wär's ein Engel,
Und sie schaut den schlanken Jäger
Arglos mit den Veilchenaugen.

Schüchtern fragt er, ob der Honig
Feil, und wünscht sogleich zu kosten,
Und sie eilt, ein silbern Löfflein
Aus der Truhe schnell zu holen.

Freundlich reicht sie jetzt ein Pröbchen,
Und das offne Mündchen atmet,
Und am Löfflein hängt ihr Auge,
Ob der Handel auch gelinge?

Und wie sie den Mann betrachtet,
Schießt das Blut ihr in die Wangen,
Denn sie sieht die Blumenwürze
Ihres Honigs ihn versüßen,

Daß die Augen ihm erglänzen
Und der Mund im Zauber lächelt,
Während ungewohnte Rosen
Auf den braunen Wangen stehen.

Ja, der lange Mensch errötet;
Angeglüht wird auch das Mädchen
Von dem Widerschein der eignen,
Unbewußten Lieblichkeit.

Aber schnell besinnt sich Titus,
Und er kauft die Honigernte
Gütig, ohne nur zu feilschen,
Und er geht mit Schmeichelworten.

Selben Tags mit einem Ef'lein
Kommt der Zwerg, das Gut zu holen;
Ei! sagt er, jetzt will ich glauben,
Daß mein braver Herr verliebt ist!

Bänglich pocht ihr Herz im Leibe,
Als er, auf dem Tiere sitzend
Und den großen Krug im Arme,
In dem blauen Duft verschwindet.

Liegt sie dann in Schlummerträumen
Süß verloren, weckt das Herz
Sorglich sie mit leisem Pochen
Alle Stunden in der Nacht.

Doch am andern Morgen trägt sie
Ihren Mahlschatz zu der Quelle,
Wäscht ihn eifrig, und die goldnen
Münzen legt sie an die Sonne.

Wieder bellt das Hündchen, eilig
Wirft sie auf das Gold ein Tuch;
Denn schon kommt der Apotheker,
Um den Honig ihr zu zahlen.

Diesmal bleibt er eine Stunde,
Sittig und bescheiden plaudernd;
Fast der Sitte nicht mehr kundig,
Mißgerät ihm manches Wörtlein.

Angstlich sucht er es zu heilen;
Doch versteht die Unschuld wenig,
Was gefehlt und was verbessert;
Daß er nicht mißfallen möchte,

Dieses nur versteht sie wohl,
Und es rührt das junge Herz. —
Still verschwiegen zieht er fürhin,
Wenn er jagt, desselben Weges.

4

Als nun jenes Wort gefallen,
Klaras unbekannter Name
Dicht an Rosalorens Ohr,
Harrte diese bleich und schweigend.

Harrte, bis Herr Titus wieder
Ins Gebirg ging, wie er sagte;
Alsdann in die Apotheke
Schlich behend sie zu dem Diener,

Zu dem Zwerge, der im Zwielicht
Seiner Laborantenküche
Hauste, fast so breit als hoch
Und mit einem Kropf behangen.

Gruselnd kraut' sie ihm die Borsten:
„Sag' mir, Thomas, wer ist Klara?
Kennst du solch ein Frauenzimmer?"
Sinnend senkt' er seinen Kopf.

Dann begann er fein zu grinsen:
„Frau, ich glaub', ich kenn' ein solches,
Und ich kann's sogar Euch zeigen,
Denn es ist nicht weit von hier!

Ist ein Herlein oder Geistlein,
Ist vielleicht wohl gar ein Teuflein;
Denn es sitzt in einer Flasche,
Folgt mir, wollet Ihr es schauen!"

Zornig rümpft sie drauf die Nase
Und besieht den eklen Spötter;
Aber ernsthaft geht er, und sie
Folgt ihm in die Apotheke.

Dorten hängt das Embryönchen,
Spannelang und ganz verhutzelt,
In dem trüben Spiritus,
In dem staubbedeckten Glase.

Und er weist ihr das Persönchen,
Das sie niemals noch gesehen;
Titus hat es jüngst erworben
Neben einem alten Bandwurm.

Als ein alter Arzt gestorben,
Kauft' er diese schönen Sachen,
Um sein kleines Apothekleín
Mit Gelehrsamkeit zu zieren.

Rosalore steht erschrocken;
Aber Thomas reckt und streckt sich
Auf den Zehen, und er flüstert:
„Seht Ihr sie? Das ist sie, glaub' ich!

Wißt! in einer Vollmondnacht
Wacht' ich auf an einem Husten,
Und ich hörte lachen, singen,
Kosen von gedämpften Stimmen.

Schlich hieher, besorgt zu wachen,
Guckt' umher und durch das Fenster;
Noch vernahm ich jene Stimmen,
Doch kein Wesen konnt' ich sehen.

Und mir graute; mich zu stärken,
Sucht' ich hinter diesen Gläsern
Mir ein Tröpflein kräft'gen Geistes
Von der Wurzel Enzian.

Wie ich das geschliffne Zäpfchen
Drehte, daß es leise Piep macht',
Sah ich ungewollten Blickes
Nach der Flasche mit dem Hexlein.

Aber nichts war mehr darin
Als das trübliche Gewässer;
Halb verwundert gafft' umher ich, —
Himmel! was geschah mir da?

Dort am Fenster glitt ein weißes
Großes Frauenbild vorüber
Und im selben Augenblicke
In die Türe, und zerfloß!

Als ich dürftig mich erholt
Mit dem Schlücklein, auf den Schrecken,
Saß das Ding hier, dieses gelbe,
Wie vorher an seinem Ort.

Doch was meint Ihr, schönste Dame?
Bald darauf am hellen Mittag,
Als ich hier Rhabarber siebte,
Sah ich draußen auf der Wiese

Meinen Herren sanft spazieren,
Auf und ab im Sonnenscheine,
Mit der allerschönsten Frauen,
Deren Antlitz mir bekannt war!

Eilig schielt' ich nach der Flasche.
Sie war leer! Jetzt nach der Wiese
Schaut' ich wieder, wo der Meister
Eben noch die Hexe küßte.

Einen Hut mit Schleier trug sie;
Und mit tiefen Komplimenten
Grüßt' er sie, bis sie verschwand
Hinter jenen Lärchenbäumen.

Aber hier im Weingeistglase
Saß das Ding an seinem Ort,
Auf den miserablen Beinchen
Hockend wie ein alter Schneider!"

So belog der Schalk die Schöne;
Und voll Eifersucht, Entsetzen,
Und mit aufgesträubten Haaren
Lief sie aus der Apotheke.

5

Ruhig sprach sie andern Tages,
Da er harmlos sie besuchte:
„Lieber Titus, sei so gütig,
Bring' ein Pfund mir deines Pulvers,

Deiner weißen Feuerwolle,
Wo du mit die Tiere schießest;
Mein Herr Vetter in San Remo
Wünscht davon zur Vogeljagd,

Mein Herr Vetter, der Curato;
Denn ich hab' sie ihm gerühmt,
Und ich soll ihm mit der Post
Wohlverpackt ein Pröbchen senden."

„Wie, ein Pfund?" versetzte Titus,
„Einen ganzen Sack voll gäb' es!
Dieses wäre zu gefährlich,
Und ein Viertelpfund genügt!"

„Nein! zum mindesten ein halbes
Muß es sein!“ rief Rosalore;
„Mein Herr Vetter will auch andern
Guten Freunden davon schenken!“

Also trug der kleine Thomas
Bald ein Kistlein mit dem Zeuge,
Gut verschlossen und vernagelt,
Auf dem Kopfe keuchend her.

Doch mitnichten sandte sie
Diese Fracht dem Herrn Curato
In San Remo; sondern sachte
Schob sie unters Bett das Kästlein.

Warm und lang ein Strümpfepaar,
Über Kniees höhe reichend,
Von der dicksten roten Wolle
Strickte sie nun für den Jäger.

Als die Strümpfe fertig waren,
Nahm sie feinste bunte Wolle,
Strickte prächtig siebenfarbig
Einen Hals- und Nasenwärmer.

Künstlich ließ zu Schlangenringen
Sie die Maschen sich gestalten,
Und die schwarzen Fischbeinstäbchen
Tanzten eifrig in den Nächten,

Wo der Liebste, wie er sagte,
Jagend auf den Anstand ging.
Als die schöne Schärpe fertig,
Holte sie die Schießbaumwolle,

Weiß und zart und lind und mollig,
Füllt' und stopft' damit die Binde,
Daß sie rund und wohlgenährt
Schimmerte gleich einer Boa.

Eines herbstlich kühlen Morgens
Zog er an die roten Strümpfe,
Und sie wickelte die Boa
Kosend zweimal um den Hals ihm.

Und die bunten Zipfel fielen
Stattlich nieder bis zum Gürtel,
Daß er aussah wie ein Brite,
Der den Montblanc will besteigen.

Freute sich des warmen Schmuckes
Für die Jagd an Wintertagen;
Männiglich hat ihn im Tale
Angestaunt, wo er einherging.

Die Besorgnis jener Nacht
Schwand nun ganz aus seinem Herzen;
Sonntag war es, und am Abend
Spielte Klara mit der Binde.

6

Traurig saß das Embryönchen
Im Gewölb' der Apotheke;
Traurig war der Apotheker,
Und er wußte nicht warum.

Denn daß wegen ihrer Sünden
Ihnen unbehaglich wäre,
Fällt den schnöden Männern leider
Selten oder niemals ein.

Zwischen zwei geliebten Frauen,
Ruhlos wie ein Weberschiffchen,
Flog sein Herzblut hin und wider,
Daß er irr' und dämlich wurde.

Und im Überfluß beschlich ihn
Das Gefühl der nackten Armut;
Heimatlos war seine Seele,
Und kein Ende konnt' er sehen.

Aber Rosalore sah es,
Wußte, daß die Todesschlange
Lauernd ihm am Halse liege
Und des Funkens ruhig harre.

Selber glich sie dieser Schlange,
Ringelnd sich mit allen Reizen,
Titus wärmend mit den Gluten
Der in Haß verklärten Liebe.

Leidend ließ er es geschehen;
Aber all das tolle Treiben,
Die gespenstigen Manieren,
Sitten des verlornen Volkes

Trug er auf den Blumenhügel,
In der Klara stilles Häuschen,
Klaras mit den unschuldvollen
Blauen Genzianenaugen.

Und in ihre quellenklare
Wissensloſe Mädchenliebe
Streut' er böse Leidenschaften
Der Verwildrung und Verderbnis.

Aber ihre Lebensgeister
Flohen schaudernd vor dem Unheil,
Stritten keineswegs tapfer
Mit dem unbekannten Feinde.

Als der Frühling neu geworden,
War die Flucht auch schon beendigt,
Und der letzte Hauch verließ
Scheidend einen jungen Busen.

7

In die schönste Alpenflora
Wird man Klaras Leib begraben;
Ihre Seele aber wandert
Unaufhaltsam in die Gletscher.

Hoch am Montblanc ragt ein Zacken
Lautern Eises in die tiefe
Dunkelblaue Himmelsdecke;
Dies ist ihre Büßerwohnung.

In dem frostigen Gehäuse,
Das im Früh- und Spätlicht schimmert,
Wird gebannt sie einsam sitzen,
Etwas seitwärts von den andern.

Dort verbüßt sie die Manieren
Der Verzweiflung und der Sünde,
Die mit unschuldvollem Herzen
Sie getragen hat im Leben.

Denn die Schlimmen, die mit frommen
Worten einst die Welt betrogen,
Mit Gebarung der Gerechten,
Braten ewig in der Hölle.

Doch die Guten, die in schlimme
Sitten einst sich eingewickelt,
Müssen sich von diesen rein'gen,
Bis sie weiß sind wie der Montblanc.

Nicht der Wolf im Lämmleinspelze
Ist allein ein schlechter Tartüff:
Auch das Lamm im Tigerfelle
Macht sich arger Sünde schuldig.

Und mit solchen armen Seelen
Ist der ganze Berg bevölkert,
Die für böse Teufel galten
Und im Herzen Englein waren.

An den himmelhohen Wänden
Auf den wolkigen Gesimsen
Stehn sie längs in Eis gereihet,
Gleich des Apothekers Büchsen.

Also wandert Klaras Seele
Traurig einsam ihres Weges;
Nur die treuen Bienen folgen,
Leise summend, langen Zuges.

Immer höher führt die Straße,
Durch Gehölz und über Felsen,
Wo am Berghang in der Sonne
Sitzt ein Hirt auf einem Steine,

Sitzt ein junger Ziegenhirt,
Schön wie Milch und Blut ein Knabe;
Ruhig weiden seine Tiere,
Doch er sieht die arme Seele.

Weil er ein Quatemberkind,
Sieht er und erkennt die Klara
An dem breiten Binsenhute
Und den blauen Blumenaugen.

Als sie nun herangekommen,
Bleibt sie vor dem Hirten stehen;
Alle Bienen hängen schwebend
Über ihr im Sonnenscheine.

Traurig, aber mild und lieblich,
Schaut sie an den Jungen, welcher
Freudig überrascht sie grüßet
Und ihr blöd die Hand will reichen.

„Lange weiß ich," spricht sie lächelnd,
„Daß du mir bist gut gewesen!
Habe Dank, du lieber Knabe,
Aber gib mir nicht die Hand!

Denn in diesem Augenblicke
Bin ich eben erst gestorben,
Und nun geh' ich, wo du weißt,
Daß wir der Erlösung harren.

Wisse, meine kleine Habe,
Die jetzt herrenlos geworden,
Hab' ich dir verschreiben lassen;
Geh jetzt hin und nimm mein Häuschen!

Pflege meine armen Bienen!
Unter ihrem Hüttendache
Liegt ein Häuflein Golds verborgen;
Nimm ein gutes Weib und hause!"

Blaß mit überströmten Augen
Auf den Knieen lag der Knabe,
Streckte nach ihr aus die Arme,
Aber schon war sie verschwunden.

Sehnend eilt er, sie zu suchen,
Und erreicht ein Meer des Eises.
An dem Rand der stundenweiten
Wüste schwirrten Klaras Bienen.

Endlich ließen sie sich nieder,
Hier auf Steine, dort auf Gräser,
Manche krochen auf dem Eise
Traurig mit erstarrten Füßchen.

Knieend betete das Hirtlein
Für die Seele der Geschiednen;
Dann erhoben sich die Bienen.
Eine Wolke, lieblich klingend,

Fuhren sie durch Lenzeslüfte
Sonnig heimwärts und zerstreuten
Mählich sich zu den Geschäften
Und den Mühen aller Tage.

8

Wieder war der Herbst gekommen
Und noch immer wandelt' Titus
In den Schlingen Rosalorens,
In dem schnöden Bann des Todes.

Und er ahnte nicht, warum sie,
Wenn er kaum das Haus betrat,
Sorglich ihm die Binde löste
Und sie weit vom Feuer legte.

Statt des tückischen Gestrickes
Schlang sie dann die weichen Arme
Wieder um des Jägers Schultern,
Um den Hals des Apothekers.

Nicht verzieh sie ihm die dunkle
Untreu, sein verstocktes Schweigen;
Und mit Furcht und Haß erfüllt' ihn
Gleicher Zeit ihr eignes Schweigen.

Klaras frühes Sterben dünkt' ihm
Eine bittere Kritik
Ohne Worte; deren Stachel
Pflanzt' er weiter ohne Worte.

Und sie kos'ten falsch und glühend,
Und sie spielten grimmig lüstern
Mit den Leibern, wie mit Puppen,
Während sich die Seelen haßten.

Und sie tranken süße Küsse
Ohne Dank und ohne Güte,
Wie zwei nächtliche Lemuren
Aus dem gleichen Kruge naschen. —

Eines Tages lief die Kunde
Hundertstimmig durch die Täler,
Daß ein alter und gewalt'ger
Steinbock in den Bergen hause;

Von der Herde, die der König
Ehrenmann am Monte Rosa
Sich zur Jagd herangezogen,
Habe sich das Tier verlaufen.

Einsam springe jetzt der Steinbock
Auf den höchsten Felsengräten,
Wie seit Menschenaltern keiner
Jemals sei gesehen worden.

Und die Jäger sprangen, gierig
Wie die Teufel, von den Sitzen;
Jach das edle Tier zu fällen,
Griffen sie zu ihren Büchsen.

Titus auch entriß sich stürmisch
Seiner Feindin glatten Armen;
Täglich stieg er früh vor Tage
Jagend ins Granitgebirge.

Klettert' hin und klettert' wider,
Auf und nieder durch die Gletscher,
Wild erregt durch edle Fährten;
Kühn und listig floh das Tier.

Manchmal sah er's oben stehen
In des Herbstes Rosensonne,
Wie ein Traum von hohen Zinnen
Sah es lauschend in die Tiefen.

Doch sobald die Büchse blitzte,
Schwand es, eh' der Knall erfolgte,
In die Wolken, in den Bergduft,
Und die Kugel schlug auf Felsen.

So geschah es, daß der Jäger
Finster auf den Firnen irrte,
Und das schöne Wild, es äffte
Seine tolle Leidenschaft.

Rosaloren packt' indessen
Bange Neubegier und Unruh;
Mit dem Wirbel der Gefühle
Wandelt' sich in ihr die Seele.

Ahnend, daß ein Ende nahe,
Faßt' sie Grausen, Furcht und Reue,
Und es trieb sie wie mit Peitschen,
Seinen Spuren nachzugehen.

Aufwärts in die steile Bergwelt
Jagt' die Angst sie, immer höher,
Daß die Schuhe bald in Fetzen
An den zarten Füßen hingen.

Und die Hände, nur gewöhnt an
Leichtes Tun und leichte Spiele,
Bluteten vom rauhen Steine,
Aber wahllos drang sie aufwärts.

Grau getürmte Wände hüllten
Ihren Pfad in kalte Schatten;
Drüben sah sie auf dem Rasen
Friedliche Marmotten spielen.

In der Sonne vor dem Hause
Saß die Murmelfrau und säugte
Ihre Buben, die zu naschen
Ab und zu vom Spiele kamen.

Doch der Mann, der scharfbewehrte,
Rüstig mäht' er Gras und Kräuter;
Kundig wie ein Pharmazeute
Wählt' er nur, was fein und würzig.

Ausgebreitet lag die Ernte,
Trocknend in dem warmen Scheine,
Und die Kinder schlugen fröhlich
Purzelbäume auf den Mahden.

Doch der alte Schwiegervater
Legt' sich jetzo auf den Rücken,
Der schon lange kahl gescheuert,
Und er streckt' empor die Beine.

Und mit Heu, das herrlich duftet,
Wird er emsig hoch beladen,
Daß ein Fuder zierlich schwillt,
Fast von eines Zwergleins Höhe.

Und am Schwänzel mit den Zähnen
Wird das Fuhrwerk jetzt gezogen;
Stattlich schwankt es nach der Tenne,
Nach der klug gebauten Hofstatt.

Lust und Freude rings umhüpft es,
Nur die Murmelmutter sorgt sich;
Denn hoch oben auf dem Heuberg
Sitzt ein Bübchen, macht sein Männchen.

Wird es nicht den Kopf sich stoßen
An des Tores niederm Bogen?
Aber sieh den Schelm, er duckt sich,
Jubelnd fährt er mit hinunter!

Und sie sprangen und sie sangen,
Tranken aus den klaren Quellen.
Und der Alte kroch zutage,
Putzte lachend sich den Pelz.

Rosalore sieht den Frieden
Dieser guten Murmelleute,
Und mit kummervollem Neide
Schaut sie das bescheidne Glück.

Aber ruhlos aufwärts trieb die
Seele sie durch eine Wolke
Schweren Nebels, der die Locken
Ihr von Feuchte triefen machte.

Dunkel ward es vor den Augen;
Suchend streckte sie die Hände,
Wo sie mit den Füßen vortrat,
Gähnte rings ein düstres Nichts.

Denn sie stand auf schmaler Platte
Eines schwarzen Felsenturmes,
Dran die Nebel niedertauten,
Die sein Haupt in Dunkel hüllten.

Doch auf einer Nachbarkuppe,
Die im hellen Scheine glänzte,
Ragte Titus, welcher spähend
Ausschaut' nach dem seltnen Wilde.

Da der Morgen kalt gewesen,
Trug er noch die lange Binde,
Jene schlimme Bajadere,
Zweimal um den Hals gewickelt,

Doch gelockert, um den Kolben
Des Gewehrs hindurchzuschieben
An die Wange, und so starrt' er
Mordbegierig in die Wüste.

Und auf einmal steht der Steinbock
Wie gemalt auf dunkler Klippe
Gegenüber; zierlich steht er,
Alle Füße nah beisammen.

Ahnend nicht, daß nur die Spieglung
Lichtdurchwirkter Nebelzüge
Ihn betrogen, zielte Titus,
Drückte, und die Kugel flog.

Und von jener schwarzen Säule
Scholl ein lauter Menschenschrei,
Widerhallend in den Bergen
Durch die Einsamkeit der Wildnis.

Taumelnd dreht sich dort ein Weib
Durch den Nebel; rücklings stürzend
Aus der Wolke in den Abgrund,
Ging es kurzen Wegs verloren,

Während in des Jägers Rücken,
Ungesehn von ihm, der wahre
Steinbock floh in weiten Sätzen
Von der nächsten Felsenkuppe.

Titus stand, der Apotheker,
Ein- bis zweimal zehn Sekunden,
Als ein Räuchlein von verbrannter
Wolle stieg in seine Nase.

Und er merkt', daß Rosalorens
Schöne Binde leise schwelte:
Achtlos will den kleinen Schaden
Mit der Hand er schnell verwischen.

„Diese schlechten Zünderhütchen,"
Brummt er, „wollen nicht mehr taugen;
Funken speien sie zur Seite!
Oder mag der Hahn nicht schließen?"

Doch da fährt die Feuerschlange
Zischend erst, dann laut erbrüllend
In die Lüfte; hoch im Bogen
Fliegt der Kopf des armen Titus.

Zwiefach geht er so zugrunde,
Doppelt geht er so zu Grabe;
Oben zuckt sein Herz verblutend,
In der Tiefe stirbt das Haupt ihm!

9

Schon die nächste Mitternacht
Gehn sie mit dem Totenvolke,
Das in ungeheurem Zuge
Hoch von Grat zu Grat muß wandern.

Fernher von der Rhone höchsten
Quellen zu Liguriens Gipfeln
Über Schluchten, Alpentriften
Unaufhaltsam kommt's gegangen.

Hunderttausendweise trappelt's
Her wie dunkle Wolkenbänder,
An den Wänden, auf den Kämmen
Steigt's die jähen Pfade nieder.

Taucht dann hinter einem Sattel
Hell empor des Mondes Scheibe,
Sieht man sie vorüberwallen
An dem Glanze, Mann für Mann.

Schaut zerstreut man, in Gedanken,
Hört man deutlich einen Marsch,
Trommelschlag und helle Pfeifen,
Fernhin eine alte Weise.

Einfach, doch unsäglich traurig,
Herzbewegend tönt die Weise.
Horcht man aber wachen Sinnes,
So verschallt's, und niemals wieder

Kann man sich des Tons entsinnen.
Aber endlos kommt's gezogen,
Breit zu sechsen und zu zwölfen
Bis zum Morgen-Vesperläuten,

Bis noch wenige zerstreut,
Säumig auf dem Heerweg folgen
Und zuletzt das blasse Paar
Jener beiden Toten wandert.

Stolpernd schleppt er an der Hand
Eine blutgetränkte Schärpe,
Während hinter ihm das Weib
Seinen Kopf trägt in der Schürze.

Zweiter Teil

1

Im gebenedeiten Jahre
Achtzehnhunderteinundfünfzig
Füllte Deutschland ein durchdringend
Starker Duft von Patschuli,

Als die Gräfin Ida Hahn-Hahn
Mit Geräusch katholisch wurde;
Was dies heißen will, weiß jeder,
Der im Traum pferdlos geritten!

Hochgestellte Theologen
Nun turnierten mit der Gräfin,
Und das alte Luthertum
Stritt mit einer neuen Nonne.

Zwar sie ließ sich nicht verschüchtern;
Am Spinettlein sang sie zierlich
Und mit leicht belegter Stimme:
„Ach, das Kreuz hat seine Reize!“[1])

Und desselben Jahres wallte
Eine Wolke Rosenduftes
Auf gen Himmel, und dazwischen
Roch's nach jungem Most von Chios.

Denn nach vielen glaubenslosen
Und verpönten Heidentagen
Dachte sich mit großem Pompe
Heinrich Heine zu bekehren.

Kunstreich baut' er einen Hügel
Aus antiken Tempeltrümmern,
Den behing er mit Tapeten,
Ganz mit Bilderwerk durchwoben.

Weiße Nymphen, schwarze Nonnen,
Goldne Ritter, dunkle Mönche
Wandelten auf grünem Rasen
Unter blühenden Granaten.

[1]) Vers aus einem Gedichte der Gräfin.

Diademe, Schmuck und Waffen,
Kreuze, Kämme, Sonnenstrahlen
Und das Licht der blonden Haare
Waren echt in Gold gewirket.

Und in brennend roter Seide
Glänzten all die schönen Lippen;
Nur das Fleisch in blasser Seide
Mahnte an Pariser Trikot.

Doch die Tropfen roten Blutes,
Welche mancher Brust entquollen,
Waren köstliche Rubinen
Und die Tränen gute Perlen.

Ebenso als Tau der Blumen
Spielten blitzende Brillanten;
Jeder Wuchrer nähm' die Sachen
Unbedenklich als Versatz.

Freilich hingen die Tapeten
Etwas locker auf dem Marmor,
Mancher Herr und manche Dame
Hing in Falten schnöd gebrochen.

Ein Rabbiner trug am Rücken
Wie ein Dromedar zwei Höcker;
Dieses waren zwei verborgne
Wackre Karyatidenbrüste.

Einem schmalen Schmachtetasso
Ragte lächerlich ein Hängbauch,
Weil er über eines Satyrs
Dickes Steingefäß gespannt.

Also war der Berg beschaffen,
Und der Dichter rief dem Volke;
Ein gewähltes Publikum
Sammelte sich auf der Fläche:

Ritterschaft der alten Schmecker
Mit dem Tellertuch am Halse
Und dem Stocher in den Zähnen;
Auch das Heer der Schulpennäler.

Als die Völker so versammelt,
Da bestieg er, einen Strauß
Frischer Blumen in den Händen,
Feierlich den hübschen Berg,

Lächelt' lieblich von der Höhe,
Warf den Blumenstrauß herunter,
Nahm die schön geschweifte Lyra;
Unten herrschte große Stille.

Und er griff mit hagrer Hand
In die schön geschweifte Lyra,
Rührte rasch die neuen Saiten,
Daß sie blitzten im Ertönen,

Gleich dem sonnigen Geflimmer
Eines Quells auf Frühlingsbergen.
Schön ist's, wenn die junge Sonne
Spielet auf den Wassersaiten.

Diese Weise kennt er wohl,
Und sie wird ihm nachgesungen
Von des Rheines Quellgebirgen
Zu der Nordsee Wolkengürtel,

Und der Studio im Grünen
Singt sie, wenn die Lust ihn rühret.
Jetzo aber spielte Heinrich
Hastig ein Präludium,

Riß den Finger durch die Saiten,
Und im gleichen Zug mit Grazie
Schwenkt' die Hand er in die Lüfte,
Schlug ein Schnippchen, rümpft' die Nase,

Und indem der Ton verklungen
Und die Nase sich verzogen,
Rief er aus den Namen Gottes,
Proklamiert' das höchste Wesen. —

Seit der Advokat von Arras
Sich die Kompetenz gewährte,
Feierlich mit roter Hand
Eine Gottheit zu verfassen,

Hatte niemand das Vergnügen
Sich gestattet. Angenehmer
Schauer fuhr in die Gebeine
Der Blasierten, die da unten

Sehnlich auf den Witz geharret.
Aufgehoben ward zum Spaße,
Fast gerührt, der exklusive
Kammer-Atheismus; lustig

Gärt's und brodelt's in den Häuptern,
Und goutiert ward die Begehung
Mythologischer Urzustände,
Welche Götter einst gebaren.

Tausendfach entstanden Götter,
Die sich in den Haaren lagen;
So viel Köpfe, so viel Sinne,
Keiner kann aus seiner Haut.

Keiner kann aus seinem Felle;
Aber unverschämt ist jeder,
Jeder tanzt auf seinem Seile
Seine kurze Spanne Zeit.

Jeder schnappet nach dem andern,
Schreit und ruft: „Ich tanze besser!"
Schreit und fällt und — hält den Schnabel
Gleich in alle Ewigkeit.

Denn des Schweigens hohe Schule
Ist das Grab, und Christ wie Heide,
Pfaff und Hanswurst, alle Schreier
Lernen schweigen in der Erde.

2

Aber nun, im Ernst zu reden,
War der Held mit Pein geschlagen;
In dem unheilbaren Leiden
Liegend auf dem Lorbeerbette,

Fiel er heim dem altgewohnten
Menschlichen Gedankengange
Der Gebrechlichen und Kranken,
Wie noch manchem wird geschehen.

Wer da stirbt, der wünscht zu leben,
Wer da hungert, wünscht sich Brot;
Aber macht der Wunsch ihn satt,
Und ist keiner noch verhungert?

Sind die grünen Bäume klüger
Oder jene, welche dorren?
Pfeift der Vogel, der den Pips hat,
Schöner, als wenn er gesund ist?

Heinrich Heine hat den Pips,
Und der Tod ist ihm verschrieben;
Ohne nun sich stark zu zieren,
Wendet er sich gleich zu Gott.

Und er hebt sich mitternächtig
Schwankend von dem Schmerzenslager,
Hüllt sich in ein frisches Hemde,
Zieht ein langes Lorbeerreis

Aus dem Kissen seines Ruhmes,
Schlingt es um den blassen Scheitel,
Um den Gipfel seines Daseins;
Auch das Büchlein Romanzero,

Fromm in schwarzen Samt gebunden
Und mit feierlichem Goldschnitt,
Nimmt er zwischen beide Hände,
Und er macht sich auf zu Gott.

3

Mitternächtig wandelt Heinrich
Wacker auf dem schmalen Pfade
Und spazieret gravitätisch
Aus der guten Welt hinaus.

Wo die letzten Lebensbäume
Säuselnd an dem Wege stehen
Und die letzten Silberwölkchen
Durch die dunklen Wipfel streifen,

Sitzt die Nachtigall und flötet
Im bewegten Laub verborgen,
Hüpft von einem Ast zum andern,
Und sie singt mit süßem Tone:

„Tio tio tio tiüüh!
Heinrich Heine will verduften,
In den Himmel will er ziehen,
Und ist doch die Welt so schön!"

Zornig nimmt er einen Stein,
Wirft ihn nach des Baumes Krone;
Doch die Nachtigall erhob sich,
Welteinwärts entfloh sie lachend.

Und ein Stücklein Weges weiter
In dem letzten Wassertümpel,
Drin das letzte Sternchen schimmert,
Sitzt ein lautvergnügter Frosch.

„Kroax, kroax," ruft er fröhlich,
„Zweimal ist im Jahr nicht Kirmes!
Besser ein lebend'ger Hund,
Wahrlich, als ein toter Löwe!

Lieber ein lebend'ger Frosch,
Als ein totes Menschenherz!
Heinrich Heine will nicht sterben —
Kroax, kroax, lacht ihn aus!"

Heinrich trampelt in den Tümpel,
Um das Fröschlein plattzutreten;
Doch das tauchet gurgelnd unter
Und wirft Blasen in die Höhe,

Die noch leis des Armen spotten.
Jetzo ist er ganz am Rande,
Wo auf allerletztem Schöllchen
Nächtlich schwarz ein Heimchen zirpet:

„Zirpe, zirpe, zirpe, zirp!
Dichterherz und Grillenleben
Brechen, wenn sie ausgezirpet!
Heinrich Heine, wo hinaus?“

Heftig spuckt er nach dem Heimchen;
Doch es springt ihm auf den Scheitel;
Um es dorten zu vertreiben,
Schlägt er einen Purzelbaum

Wütend zweimal oder dreimal
In das leere Nichts hinaus;
Als er wieder aufgerichtet,
Glänzt' vor ihm die Himmelspforte.

4

Ragend in der dunklen Nacht
Stand das kolossale Tor;
Seine ehrnen Flügel glänzten
Wie von fernem Abendrot.

Matt und kühl erglänzten sie,
Wie benetzt von Silbertau;
Dieses war der Niederschlag
All der ungezählten Seelen,

Die hineinzudringen strebten
Und am kalten Erz zerflossen,
Seelen, die in ihrem Leben —
Weder Meister noch Gesellen —

Nichts gekonnt und nichts ersonnen
Und hier in kristallnen Tropfen,
Schuldlos, wie ein Frühlingsregen,
Und bewußtlos niederflossen.

Doch als unser Wandrer kecklich
Mit dem Buche Romanzero
Dreimal an das Tor geschlagen,
Tat es lautlos weit sich auf.

Er betrat die Dämmerhalle
Sterblicher Unsterblichkeit,
Wo die Lust des Selbstbewußtseins
Bittersüß den Geist beseligt.

Denn was einer einst geschaffen,
Schwindet hier in nichts zusammen
Gegen das, was nun er einsieht
Und was dort er unterlassen.

Schweigsam und beinahe mürrisch
Gehn die Meister auf und nieder;
Jeder spinnet in Gedanken
Eifrig seine Welt nun fertig.

Wie in ird'schen Nebelnächten
Da und dort Laternenträger,
Gingen die berühmten Herren
Jeder still im eignen Scheine.

Doch als Heinrich nun erschien,
Rochen sie sein rotes Blut
Und den Flachs von seiner Leinwand
Und den Lorbeer seines Hauptes.

Gleich am Eingang wacht' ein Schatten
Witternd auf aus stillem Brüten,
Und es war der edle Platen,
Tönend hub er an zu singen:

„Lorbeer wächst auf meinem Grabe,
Und das Grab liegt an dem Meere,
Das da blaut so tief und himmlisch
Und wie Gottes Seele leuchtet!

Ehr- und Freiheitsliebe trank ich
Aus demselben klaren Brunnen;
Denn mein Herz vertrug nicht beides:
Sänger und ein Hund zu sein!

Manch ein rein und silberklingend
Lied gelang mir in den Tagen,
Und ich walle leicht und glänzend
Jenes deutsche Volk entlang!"

Horchend stand Herr Heinrich Heine,
Stutzend schaut' er den Poeten,
Und er rief im hellen Ärger:
„Also rühmst du dich noch immer?"

Doch mit transparenten Händen
Winkte jener ihm zur Ruhe
Und skandierte traurig weiter:
„Schmäher! wohl erkenn' ich dich!

Aber laß, o Tor, dir sagen:
Nichts auf Erden noch im Himmel
Wird durch Worte je erzwungen,
Was er ist, das gilt ein jeder!

Gilt ein jeder doch am Ende
Und kein Jota mehr noch minder!
Keine Witze und kein Selbstlob
Können einen Mann erhöhen

Oder fremden Wert vermindern,
Und kein Eifern hilft, kein Schmähen,
Auch kein Rühmen und kein Lügen:
Was er ist, das gilt ein jeder!

Hier in dieser kühlen Luft
Wird nicht Narrenwerk getrieben,
Jeder weiß, woran er ist,
Und die Willkür hat ein Ende!"

Diese himmlische Moral,
Ach, so einfach und begreiflich,
Nicht verstand sie Heinrich Heine,
Denn er war noch nicht gestorben!

Schnöd erwidert' er dem Schatten:
„Das verlangt' ich nicht zu hören!
Sag' mir lieber, wo ist er,
Unser aller Herr und Meister,

Der die Welt samt allen Meistern
Hat erfunden und geschaffen?
Unwohl bin ich und ich möchte
Drum zum rechten Doktor gehen!"

Doch mit duft'gen Geisterhänden
Winkt' der Junker ihm von hinnen;
Sich in einen Nebel hüllend,
Schüttelt' er das Haupt und schwieg.

5

Murrend zog der Kranke weiter
Viele kurze Menschenschritte,
Bis er stieß auf eine starke,
Lieblich heitre Säule Lichtes,

Die in allen Farben strahlte
Und von tausend Bildern lebte;
Felsgebirg und goldne Auen,
Festes Land und weite Meere,

Land und Leute, Meer und Schiffe,
Liebe Weiber, kecke Männer,
Hohe Türme, weiße Wolken
Und die zahllos schlanken Tiere:

Ei, das zog und flog so fleißig,
Rasch und fleißig, unabläßig!
Doch wer schafft und webt das alles?
Zwei weitoffne Sonnenaugen

Webten, webten unermüdlich,
Wie zwei goldne Schwesterspinnen;
In der Mitte dieses Lebens
Glühte solch ein Doppelstern.

Und es webt sich und es dreht sich —
Plötzlich aber steht es still,
Und der ganze Spuk verschwindet
Bis auf jene Zauberaugen,

Angehörig einem alten,
Feierlichen schönen Manne;
Ruhig steht er da und heiter,
Und er sagt: „Hier riecht's nach Erde!"

Heine grüßet: „Dieses Duften
Kommt von mir, o Herr und Goethe!
Doch entschuld'ge, daß so kräftig
Ich nach Arzeneien dufte!"

Jener drauf: „Sie riechen herrlich!
Und ich seh' die vielgeliebten
Pflanzen all der Höhn und Tiefen
Mit den duftig feinen Ölen,

Mit den heilsam edeln Salzen;
Feines Harz in lautern Tropfen
Seh' ich in der Sonne blinken,
Sehet jenen weißen Tropfen!

Wie Kristall hängt er am Baume,
Gelbes Licht durchblitzt ihn fröhlich
Und es wird azurnes Blau,
Froh und lehrreich war die Erde! —"

Er versank in tiefes Sinnen,
Und dann sprach er, leicht erseufzend:
„Eines nur bereu' ich dennoch,
Wenn ich überhaupt bereue!

Wo ein Herz ist, wie das meine,
Da versammeln sich die Raben
Mit den schönen Zuckeraugen
Und den anspruchsvollen Schnäbeln.

Schwarze Raben, weiße Raben!
Und ich habe mich vertändelt;
Ach, am Ende war ich König,
Aber ohne Königin!"

„Allzu warm ist auch nicht gut,
Golden ist die Mittelstraße!"
Rief ein andrer hoher Schatten,
Der sich aus dem Dämmer nahte.

„Feurig wußt' ich auch zu singen,
Aber ohne mich zu brennen;
Mäßig war mein Liebeskummer,
Niemals raubt' er mir den Schlaf!

Zeitig baut' ich meinen Herd,
Saß dabei und schürt' und schaffte,
Und zunächst am hellen Feuer
Weilte mir ein holdes Weib.

So verlor ich keine Zeit,
Und das Herz war mir beruhigt;
Nötig war mir diese Weise,
Denn mein Leben war zu kurz.

Wohl, die Hälfte meiner Bahn
Ist mit hellem Licht beschienen;
Doch die andre blieb im Dunkel;
Klag' und tanz' mit mir, o Freund!"

Und vereint begannen beide,
Sich in einem Kreis zu drehen,
Und sie wirkten ein Gewebe
Mit den großen Weberschiffen,

Daß Gestalten auf Gestalten
Leuchtend sich vorüberjagten
Und die beiden guten Helden
Dicht in ihren Reigen hüllten.

Mit im Tanze ging Mephisto,
Sprühend wie ein heißes Eisen,
Eine weißerglühte Klinge,
Eben aus der Ess' gezogen.

Und so grimmig war der Teufel,
Heinrich wäre fast gestorben,
Er, der selber prahlrisch glaubte,
Weidlich schlimm und bös zu sein!

Solcherlei Gedankenstärke
Wollt' ihm nimmermehr behagen;
„Hier ist nicht zum Wort zu kommen!"
Brummt' er und begab sich fürbaß.

6

Als er lange Zeit gegangen,
Kam einher ein schlichter Waller,
Freudlos, doch auch kummerlos,
Seines Weges fest geschritten.

Und er summte diese Worte:
„Was ich wert bin, weiß die Welt;
Was sie wert ist, hab' ich redlich
Zu ergründen mich beflissen.

Vom Bedürfnis müd getrieben,
Sehnte sich mein Sinn nach Golde;
Dem Geschick verzeih' ich's nimmer,
Ohne Groll mag ich es sagen.

Denn Verzeihn und nicht Verzeihen,
Keines rühret mehr mein Herz;
Ruhig wandl' ich vor der Helle,
Die der Morgenstern verkündet."

„Guter Freund! Könnt Ihr mir sagen,
Ist der liebe Gott zu finden
In der Gegend, wo Ihr herkommt?"
Also fragt ihn Meister Heine.

Jener drauf erwidert freundlich:
„Wer ein Mann ist, hilft sich selber!
Suchet, wessen Ihr bedürfet
Und was will sich finden lassen!

Doch ich rat' Euch, tut die Kräuter
Dort vorerst von Euerm Kopfe!
Denn er ist ein großer Herr,
Der sich nicht läßt imponieren.

Ferner stellt Euch stramm und fest
Und vernichtet Euer Siechtum;
Denn wer einem Gott will nahen,
Muß den Menschen erst verwinden.

Könnt Ihr nicht, so geht und sterbt erst,
Und das weitre wird sich finden —
Gebt indessen mir das Buch dort,
Neugier quälet mich darnach!

Ist's ein geistlich Buch?" „Gewiß!
Lest es nur," sprach Heinrich foppend;
Denn weil jener kindlich blickte,
Hielt er ihn für einen Kindskopf.

Also gab er ihm die Lieder,
Für sich selber aber grollt' er:
„Lies, du Prahlhans, und bewundre,
Was wir heutzutage schaffen!

Schaffen auf dem Bett des Todes,
Abgewelkt vor Schmerz die Glieder,
Wie die Echo ohne Körper
Widerhallte laut von Liedern!

Schau' die lust'ge Geistesflamme,
Die aus einem traurig tönern'
Lampenscherben leuchtend züngelt,
Und dann nenn' mich einen Schwächling!

Suchen muß ich aber dennoch,
Wie ich einen Trost gewinne;
Unter diesen Selbstvergnügten,
Freilich, hauset kaum ein Gott!"

7

Suchend ging er wieder vorwärts,
Als ein seltsam kühles Wehen
Und ein schneidend Windesbrausen
Ihm das blasse Antlitz fegte.

Und sein weißes Linnenhemdchen
Flattert' wie ein Blatt im Sturme,
Aus dem Sturme rief ein Wesen:
„Folge mir, so wirst du finden!"

„Endlich, endlich," sagte Heinrich,
„Scheint sich etwas zu ereignen!
Fröstelnd schlottert mir die Seele,
Und doch bin ich guten Mutes!"

Unverdrossen und begierig
Schwankt' er mit dem Wirbelwinde,
Hielt sich mühsam kämpfend aufrecht,
Ohr und Nase wurden eisig,

Spröde seine Nasenspitze,
Daß er an der dicken Finstre
Fast sie abgebrochen hätte,
Denn es ward erbärmlich dunkel;

Und der Wind mit rauhen Händen
Rieb so gröblich seine Ohren,
Wie kein ird'scher Schultyrann
Seiner Buben Köpfe walket.

Taumelnd, schwindelnd ächzte Heinrich:
„Ach was sind das für Manieren?
Geht es also zu im Himmel,
Möcht' ich erst die Hölle sehen!"

Doch jetzt legte sich das Wetter;
Es begann ein feines Tönen,
Und ein lieblich rotes Glänzen
Brach gemächlich durch das Dunkel.

Diesem Glanze folgt' er eifrig,
Näher kam er ihm und näher,
Bis er selbst in rotem Scheine
Glühte wie bengalisch Feuer.

Und dem Herde dieses Feuers
Stand er endlich gegenüber:
Ein Altar war aufgerichtet,
Und darauf von rotem Glase

Lag ein mächtig großer Teller,
Auf dem Teller eine Glocke
Von demselben roten Glase,
Unter dieser glüht' der Lichtquell.

Aus der Glocke tönte jetzo
Gar melodisch eine Stimme:
„Hebe diesen Deckel auf
Und du wirst das Leben schauen!"

„Ländlich, sittlich!“ sagte Heinrich,
„Die skurrile Form, sie soll mich
Nie und nimmermehr verhindern,
Einen guten Kern zu suchen!“

Und er griff die Glock' am Knopfe
Keck und kühn mit beiden Händen;
Wer nicht wich und wankte, war das
Gläserne Mysterium.

Wie er zerrte und sich stemmte,
Daß ihm bald die Arme schmerzten,
Haftet' unverrückt die Glocke;
Dennoch unversehens wich sie,

Und so plötzlich: auf dem Boden
Saß er von dem starken Rucke,
Keine Glocke in den Händen,
Kein Altar war mehr zu sehen,

Sondern dicht ihm gegenüber
Saß sein Erdfeind Ludwig Börne,
Der ihn so gehänselt hatte,
Lachend jetzo wie ein Dämon!

8

Schleunig endete das Lachen,
Als ihm Heinrich ins Gesicht spie;
Und erbost, gleich wilden Katzen,
Prusteten die zwei sich an,

Schneuzten, daß es weithin zischte!
Lessings Schatten, angelocket,
Kam herbei und sah dem Streite
Menschlich liebenswürdig zu.

Doch es wollt' ihm nicht gefallen,
Schüttelte den dicken Haarzopf,
Und er packte unvermutet
Den Lebend'gen und den Toten,

Beide mit der einen Faust,
Hielt am Kragen in die Luft sie,
Wie ein Jägersmann zwei Hasen
Fröhlich den Gefährten zeigt.

„Wollt ihr Ruhe geben!" rief er,
„Wahrlich, wärt ihr nicht die Meister
Neuer Künste, die uns Alten
Noch verborgen sind gewesen,

Beide schmiß ich in die Tinte!
Seht hier!" und mit wenig Schritten
Trug er sie zu einem Pförtchen,
Einer Art von Hintertüre,

Stieß sie auf und stellt' die armen
Sünder flugs auf ihre Beine.
„Seht, das ist die andre Seite
Unsers wohl besorgten Himmels!"

Und sie sahn in fahlem Lichte
Weißlichgrau ein Feld sich dehnen,
Das sich hie und da bewegte,
Ohne daß man sah wovon.

Denn es war die Schimmeldecke
Über einem Tintenmeere;
Manchmal hob sie sich und zuckte,
Wie vom Kampf der Abgrundstiere.

Einen langen Schifferhaken
Nun ergriff der tapfre Lessing,
Riß damit ein tüchtig Loch
In den weißlichgrauen Schimmel,

Daß die gallig bittre Flut
Schwarz aufquellend überfloß
Und auch stracks ein paar Skandäler
Pfauchend aus der Tiefe stiegen,

Abgebrühte Ungeheuer,
Abenteuerliche Würme,
So die triefend schwarzen Häupter
Grinsend aus den Wellen hoben.

Und dazwischen schwammen traurig
Abgebißne Bein' und Arme,
Abgeschnittne Menschenehren
Und zerfreßne gute Namen.

Wieder grollt' der tapfre Lessing:
„Nehmet wahr die Willkürbestien,
Wie sie bittre Tinte saufen,
Alle, die nicht rechttun mochten!

Dankt dem Schöpfer, ihr zwei Lümmel,
Daß er euch Talent verliehen!
Sicher würdet sonst ihr patschen
Unter diesem Dunkelvolke!"

Ja, sie patschten und sie plumpten
Gar zu grauslich in der Schwarzflut;
Manchmal kamen ganze Klumpen,
Rattenkönige, zum Vorschein,

Manchmal jagten sie zu Scharen
Hinter einem einz'gen fetten
Rundgeschwollnen Tintenmolche,
Oder zausten einen magern.

Jezuweilen schlug der gute
Lessing seinen Eisenhaken,
Wie im Traum vergangner Tage,
Einem Seehund auf die Schnauze,

Oder stört' ein breites Haimaul
Aus der Tiefe, dem die schwarzen
Schnüre aus den Ecken flossen,
Als es grimmig klaffend auffuhr.

Immer liegt ein solcher Kraken
Grämlich lauernd auf dem Grunde;
Aber kommt ein neuer Tintrich,
Wird er fürchterlich rumoren.

An dem Fischteich stand Herr Heinrich,
Und es ward ihm bang zu Mute;
Er beschaute seine Hände
Gleich der bangen Lady Macbeth.

Schaut' und rief mit schlauem Lächeln:
„Rein ist meine Hand von Tinte,
Denn schon lang schrieb ich mit Bleistift
Meine allerschlimmsten Sachen!"

Da erhielt er einen Stoß
Hinterrücks von Ludwig Börne,
Daß er köpflings untertauchte
In die dunkle bittre Nacht.

Und mit schreckgelähmter Seele
Fuhr er trostlos in die Tiefe,
Die so unerforschlich dunkelt',
Wie der Satz im Schreibekübel

Eines federsiechen Schmierers;
Aber mählich ward es lichter,
Und am Ende schaut' er um sich
In der hellsten Morgensonne.

Freundlich schien sie auf sein Lager
In der alten Stadt Paris,
Und er lag in seinen Kissen
Wohlgepflegt und ziemlich munter.

Manch ein Eckermännchen harrte
Aufmerksam an seinem Bette,
Schreibbereit mit seinem Griffel,
Den es still im Ärmel barg.

Jetzt besann er sich und sagte:
„Liebe Herrn und edle Freunde,
Nur Geduld noch! und dann bitt' ich,
Unterschiebt mir keine Witze!

Denn soeben träumt' ich seltsam,
Und ich werd' im Himmel froh sein,
Wenn ich nicht noch fremde Späße
Einst auf dem Gewissen habe!

Ja, mir schwanen böse Dinge!
Wenn die Säue wieder grasen
Und die tollen Tische tanzen,
Wird man mein Gespenst beschwören.

Spuken läßt man mich an Orten,
Wo das dümmste Holz wird klopfen,
Und Sottisen muß ich sagen
Aus dem Hirne alter Weiber."

9

Viele Tage lag der Dichter
Witzig lächelnd noch am Sterben;
Veilchen blühten und verwelkten,
Endlich aber brach sein Herz.

Und er starb unwiderruflich.
Seine Sterne blieben stehen,
Wie ein Uhrwerk stille steht;
Doch ihr Glanz wird rosig flimmern,

Bis all unsre Stern' erbleichen
Und in andrer Tage Sonnen
Eine Sage werden sein;
Denn vergänglich sind wir Armsten!

Unterdessen aber zogen
Schwarze Rößlein seine Leiche
Durchs Gewühl der großen Babel
In die stille Totenstadt.

Auf den Höhen ist gelagert
Dort ein Meer von Marmorblöcken,
Von Zypressen, Sykomoren,
Trauerweiden überwachsen

Und von Rosen, die das Jahr durch
Einen Wald von Dornen bilden
Und nur wenig Sommerwochen
Blumen tragen und erröten.

Welch ein Heervolk liegt hier oben!
Leicht und welk wie Waldesblätter,
Die der Wind des rauhen Herbstes
Auf den Boden hat geblasen!

Wohl bedarf's der Marmorlasten,
Solch ein Heervolk zu beschweren;
Denn ein Lufthauch jagte sonst
All das Flatterzeug von dannen!

Angeschürft wird das Planetchen
Nun um eines Menschen Länge
Und ein Bettlein aufgelockert
In der duftig weichen Erde.

Ja, die alte braune Mutter
Duftet freundlich in die Nase,
Und sie frißt die toten Kinder
Selber wieder gleich den Katzen.

Auch der Dichter, kaum versenket,
Wird von ihr mit Hast umarmt,
Und wie Goethe einst auf weißem
Nacken hat zu Rom skandiert,

So skandiert sie dichterlich
Jetzt mit Schollen auf dem Sarge;
Auch ein Schädel poltert hurtig
Auf dem Deckel zwei Trochä'n.

Aber endlich wird es still,
Da der Hügel ist errichtet,
Und der Gute liegt beruhigt;
Unsichtbar ist er geworden

Allen, die noch Salz genießen.
Gleich von hinnen fährt der Fuhrmann
Mit dem dunklen Totenwagen
Und den schwarzumhüllten Gäulen.

Rittlings hockt er auf dem einen,
Läßt die Peitsche lustig knallen,
Fährt im Trab den Berg hinunter,
Daß die schwarzen Tücher fliegen.

Rötlich blühet seine Nase,
Lebensfroh und luftgebadet;
An der ersten Schenke hält er,
Einen feur'gen Schluck zu nehmen.

Freunde kommen, und er schwingt
Seinen mächt'gen, florbehangnen
Trauerdreispitz voller Freuden;
Schnell das zweite Gläschen nimmt er.

Eine Flasche wird gestochen
Und ein Dutzend Schelmenliedchen
An den Schwänzen eingefangen,
Am Refrain, den alle kennen.

Und sie trinken und sie singen,
Bis die Sonne niedergehet;
Ihre braunen Pfeifchen glühen
Heiß gleich ihren braunen Äuglein.

Aber oben auf dem Berge
Rötet sich das weiße Steinmeer,
Und die Wipfel rauschen leise
Über einem neuen Grabe.

10

Unabsehbar in der Runde
Schwimmt Paris im Abendgolde,
Das den Rauch und Dunst durchflimmert,
Draus die hundert Türme ragen.

Da und dort erblinkt die Seine,
Diese Magd, die ewig wandert,
Aber nie den Herrn entrinnet,
Die ihr an der Schürze hangen.

Dort erstrecket Malepartus
Grauverschleiert seine Zinnen,
Wo der große Rattenfänger
Seine pfiff'ge Pfeife bläst.

Seht die Künste, die er treibt!
Wie ein Storch auf einem Beine
Steht er, mit dem Fuß des andern
Reibt behaglich er die Wade.

Jetzo dreht er das Gesicht
Ins Genick und bläst nach hinten,
Greulich anzusehn, nach vorne
Nickt er mit dem Hinterkopfe.

Wirft das Flötchen in die Lüfte,
Fängt es auf mit seiner Nase;
Von der Spitze bis zur Wurzel
Muß es auf und nieder tanzen.

Wetter! welch vertrackte Nase!
An ihr hängt die ganze Welt,
Wie der tote Haf' am Nagel.
Stehn wir wirklich auf zwei Augen?

Wieder liegt die Pfeif' am Munde;
Doch er bläst nicht — Todesstille
Herrschet ringsher, seine Augen
Glühn wie die der Klapperschlange.

Lässig spielt er mit den Fingern;
Doch es tönt nicht, stechend blickt er.
Und mit aufgerißnem Munde
Gafft Europa wie ein Maulaff!

Plötzlich gellt ein schriller Triller,
Gleich darauf wird's wieder stille,
Und Europas Millionen
Flüstern: „Hört, es hat gepfiffen!"

Wenig ist's, womit er wirket,
Fast zum Lachen schlicht und einfach,
Denn er kennet seine Leute
Und die Dummheit schlechten Volkes!

Und die seiner Pfeife lauschen,
Die ihm in die Augen starren,
Alle wird der Teufel holen,
Wird sie holen und mit Recht!

Kinder, Kinder sind sie alle,
Aber leider ohne Unschuld!
Und mit Recht erwürgt er alle,
Die nach seiner Pfeife tanzen!

Auf zwei Augen steht die Welt!
Doch ich habe stets vernommen,
Daß die Mähre schlechter sei
Als der Reiter, der sie reitet. —

Aber hinter Malepartus,
Weiterhin im fernen Süden
Raget in dem roten Dunste
Glühend eine runde Kuppel.

Pantheon hat sie geheißen
In den Tagen, die verschwunden;
Mächtig ragt sie gleich der leeren
Hirnschal' eines toten Riesen.

11

Westlich sank die rote Sonne:
Doch im Osten, wo der Rhein geht
Und die deutschen Wälder schlafen,
Steht der Mond am blauen Himmel.

Leise kommt der weise Wandler,
Traurig kommt der traute Träumer
Aus den Eichen, aus den Linden,
Mit dem treuen kalten Antlitz.

Als des Nachtgerichtes Wärtel
Kommt er hier die Schau zu halten,
Schließt mit seinem Silberschlüssel
Lautlos auf die stillen Gräber.

Öffnet reich' und arme Mäler,
Und es steigt die schlummertrunkne
Wohnerschaft aus ihren Betten,
Nachbar und die Nachbarin.

Nachbarsleut' aus Nord und Süden,
Fern vom Osten und vom Westen,
Unruhvoller Kirmesrödel,
Der im Tanze hingesunken.

Sieh, das Haar der Trauerweide,
Bis zur Erde niederhängend,
Öffnet sich, aus seinem Schatten
Tritt die Tänzrin von Sevilla,

Schlägt zurück den dichten Schleier
Ihrer schwarzen Sammethaare,
Daß aus seinem tiefen Schatten
Arm und Busen silbern leuchten.

Horch, sie rührt die Kastagnetten
Mit vier weißen Totenbeinchen,
Feinen Knöchlein eines Kindes,
Welche hell und lieblich klingen.

Aus dem Schatten der Zypresse,
Schlank und dunkel, wie sie selber,
Löset sich des Tibro Tochter,
Die den Saltarello tanzet.

Kaum gesellt sie sich zu jener
Mit geschwungnem Tamburine,
Dessen Reif der Mond durchleuchtet,
So erbraust die Sykomore,

Denn aus ihren Wurzeln windet
Heftig sich die Bajadere,
Und sie schwingt sich auf die Zehen,
Die am Ganges einst gewirbelt.

Mit den zimmetfarbnen Armen
Wetzt und schlägt sie goldne Zimbeln,
Hält sie weithin auseinander,
Zeigt sie lächelnd wie zwei Monde.

Bald liegt ihr Gewand am Boden,
Doch kein Aug' sieht ihre Reize,
Einen blassen Lichtstreif einzig
Läßt der Wirbeltanz erscheinen.

Von dem wilden Schall der Becken
Zittert eine hohe Tanne,
Deren Äste, schwarz und düster,
Einen Rasen tief beschatten.

Aus dem Rasen steigt die Böhmin,
Steigt die böhm'sche Musikantin
Mit den böhm'schen Diamanten
Um den Hals und an den Armen.

An den weißen Handgelenken
Funkelt es mit sieben Farben,
Wenn sie auf der Geige spielet,
Die sie an die Achsel drückt,

An die Achsel rund und blendend,
Wie sie quillt aus grünem Sammet;
Und im Schatten starker Brauen
Glühn die Augen süß und dunkel.

Also zieht sie mit dem Bogen
Klagend, singend lange Töne,
Welche bebend, immer stärker,
Sich in einen Walzer schlingen.

Manch gediegnes Muttersöhnchen
Hat sie mit dem Fiedelbogen,
Mit dem Glühn der dunkeln Augen
Wortlos und behend verführt.

Jetzo rauscht es in der Fichte
Und es knacken ihre Äste;
Aus der schwanken Krone springet
Hohen Sprungs die Amazone,

Springt die schöne Reiterpolin,
Die getanzt auf der Schabracke
Manchesmal, daß die Pariser
Außer sich vor Freuden klatschten.

Tadellos am ganzen Leibe,
War kein Zoll, den sie nicht tollkühn
In der Luft zu wenden wußte
Über dem gejagten Pferde.

Übern Handschuh, durch das Reifchen,
Vor- und rückwärts, eine Schlange,
Und das Unterste zu oberst
Stob und flog sie um sich selber.

Alles das genügt' ihr nicht.
Einen Großen zu gewinnen,
Der im Zirkus mächtig prunkte,
Wagte sie das Unerhörte.

„Fort jetzt mit der alten Leier!
Fort jetzt mit dem Nacheinander!"
Rief sie; „jetzt das Nebeneinander
Gilt's mit einem Blitz zu zeigen!"

Und schon schwebt sie in den Lüften,
Unbeschreiblich in der Lage —
Doch den Gaul erreicht sie nimmer
Und im Sand brach sie den Hals.

Aber lachend springt die Polin
Nun auf Heinrichs neuen Hügel,
Tanzt darauf, als wär' es eines
Zirkusschimmels breiter Rücken.

Aber seht! Ein Grabmal öffnet
Seine erzgegoßne Türe,
Und in starrer schwarzer Seide
Rauscht hervor die falsche Gräfin.

Rauscht die reizende Lorette,
In Lutetia geboren,
Welche ihre lange Grabschrift
Leider selber nicht kann lesen.

Manche Million gewonnen
Hat sie in den Blütetagen
Dieses Kaiserreichs des Friedens,
Spielend im Champagnerrausche.

Da entging ein Mann ihr nimmer,
Stattlich mit Manschett' und Degen;
Und nach Kirchen und Spitälern
Fuhr sie fürhin mit zwei Füchsen.

Doch die allzu strenge Tugend
Knickte vor der Zeit ihr Leben;
Der Gemahl ließ sie bestatten,
Wie es einer Gräfin ziemte.

Aber jetzt erwachen wieder
Ihre vielgeliebten Nücken
Von dem Ball der großen Oper,
Aus den Sommergartennächten.

Plötzlich schüttelt sie die Locken,
Ihre braunen Seidenlocken,
Wiegt die schön gewölbten Schultern,
Und sie schürzt das Kleid zum Tanze.

Schneller dreht sie schon die Hüften,
Und sie wirft den fein beschuhten
Fuß empor zum keuschen Monde,
Dreimal wohl in der Sekunde.

Jetzo rauschen alle Bäume
Von dem mitternächt'gen Winde,
Welcher kalt die Luft durchwehet
Und die köstlichen Gewänder.

Enger schließen die Gespenster
Sich zusammen und sie geben
Sich die weichen weißen Hände,
Die nur Zuckerbrot gebrochen.

Ihre krausen Tänze mischen
Sich zu einem runden Reigen
Um das Grab des toten Dichters,
Es umkreisend bittren Ernstes.

Wundersam gestaltet sich
Nun das Spiel, und schmerzlich zucken
Jetzt die Lippen und die Wangen,
Und sie singen, stöhnend, klagend:

„Moder sind wir, Staub und Moder!
Klagt, ihr Armen! Klaget, Schwestern!
In den zierbegabten Brüsten
Hat uns nie ein Herz geschlagen!

Moder sind wir, Staub und Moder!
Hätten wir ein Herz besessen,
O wie hätten wir's gezeigt,
Wie ein Kindlein süß gepflegt.

Moder sind wir, Staub und Asche!
Herzlos, ungelehrt und kindisch
Lebten wir ein sündig Leben,
Wie wir's besser nicht verstanden.

Moder sind wir, Staub und Asche!
Doch wir schienen, was wir waren;
Ohne Herz und ohne Wissen
Gaben wir uns, wie wir waren!

Und der Aff' hier, dieser Dichter,
Der ein wohlgebildet Herz,
Das getaucht in edle Rheinflut,
In der reichen Brust getragen:

Kindisch hielt er es verborgen,
Mühte sich mit Staubgebärden,
Uns zu gleichen und den reichen
Schatz beharrlich zu verleugnen!

Moder sind wir, Staub und Asche,
Aber unverfälschter Moder!
Schwestern! Duldet keinen Heuchler,
Der ein Herz ins Grab geschmuggelt!

Er, der sich mit Prahlen rühmte,
Tigerkrallen zu besitzen
(Mäuse fing er mit den Krallen
Grausam freilich wie ein Kätzchen),

Dieser große Herzverleugner
Sei von uns heraufbeschworen,
Daß er büße sein Vergehen,
Eh er sich des Schlafs erfreut!

Rege dich und steig herauf
An das kluge Licht des Mondes!
Mancher narrt die goldne Sonne,
Doch der Mond, er sieht die Herzen!

Manches glaubt die goldne Sonne,
Denn sie funkelt selbstzufrieden;
Das bescheidne Mondesviertel
Zwinkert still durch Menschenrippen."

12

Leise regen sich die Schollen
Und entlassen Heinrichs Schatten,
Leicht und luftig schon die Füße,
Doch noch erdenschwer die Stirne.

Wie ein Kind, aus erstem Schlafe
Aufgeschreckt, die Augen reibet,
Unwirsch klagt und nicht erkennt,
Weder sich, noch wo es ist,

Drückt er die gerungnen Hände
An die schwer umflorten Augen,
Und er seufzet tief und schüttelt
Schwach das Haupt zum Protestieren.

Doch wie eine Windsbraut wirbelt
Sich empor mit ihm der Reigen;
In die Luft wie eine Lerche
Jählings schießt die blasse Schar,

Und nach Süden geht der Zug;
Über monderhellten Wolken
Und vorbei den blanken Sternen
Schwebt der neue Frauenlob.

Sechs enthüllte Schultern tragen,
Zwölf verschränkte Arme wiegen
Ihn durch die azurnen Höhen,
Und schon lacht der Dichter wieder.

Doch er sieht nichts von den Sternen;
Denn die wehnden Rabenhaare
Seiner Trägerinnen decken
Wie ein Schleier ihm die Augen.

Unter ihm erglänzen silbern
Zwölf beflügelt leichte Füße,
Gleich den Schwingen weißer Tauben
Schimmern weithin ihre Sohlen.

Alles flattert, weht und leuchtet,
Haar, Gewänder, Knie und Füße;
Einem aufgeflognen Grabmal
Gleicht es, von verwegnem Stile.

Könnt' er ewig also schweben,
Fahren durch den weichen Äther,
Ach, dem Schelmen wohl gefiel' es,
Und er würde nicht sich rühren!

Doch ein minder gutes Ziel
Ist ihm ja schon längst beschieden;
Nach Südosten unaufhaltsam
Durch die Lüfte fährt die Sippschaft.

In der Tiefe dunkelt Frankreich,
Rechtshin blinket die Loire,
Und schon bellen auch die Füchse
In den Wäldern der Côte d'or.

Auf der Saone grünen Weiden
Schlafen träumend Tier' und Hirten,
Doch schon dunkeln auch die Tannen
Schwarz empor am Juraberg.

Schaut dort vor dem großen Spiegel
Ihres Sees die edle Genf —
Wahrlich ein Grisettenhäubchen
Trägt sie traurig auf dem Ohr,

Während ihre alte Krone,
Ihre goldne Mauerkrone
Auf dem grünen Tisch verschleudert
Dort ein Tor und alter Schächer!

Weiter! Laut erbraust die Arve,
Schäumend durch Gestein und Klüfte,
Wände ragen über Wolken,
Ein Lawinenchor erdröhnt.

Jetzt aus ihren Riesenschleiern
Endlich blitzt die nackte Wüste,
Und mit allen seinen Schrecken
Tritt hervor der weiße Berg.

Flattert dort, vom Sturm verschlagen,
Eine Handvoll Schmetterlinge
An dem ew'gen Eis der Firnen,
Auf dem tausendjähr'gen Schnee?

Nein, es sind die Totenmädchen
Von Paris mit unserm Dichter,
Dem sie eine Kammer suchen
Für sein Purgatorium.

13

Von Gestein, schwarz und verwittert,
Zieht sich weit ein Berggesimse,
Wunderliche Eisgebilde
Stehen längs darauf gereiht.

Auf dem schmalen Gletscherstiege
Wandeln jetzt die Tänzerinnen,
Und sie tragen unverdrossen
Ihre leichte Schattenbürde.

Aus dem Berge tritt ein Männchen
Ihnen weiß und starr entgegen;
Von dem Scheitel bis zur Zehe
Klirrt von Eis ihm Haar und Bart.

Und ein Büschel seines Bartes
Hält es hoch wie eine Rute
Von bereiftem Birkenreisig;
Glashell glänzen seine Augen.

Freundlich schwingt der Zwerg die Rute,
Und er ruft mit guter Laune:
„Kommt ihr, meine Schar zu mehren,
Meine Herde, die ich hüte?

Meine Schäflein, meine Kühlein,
Meine Bosheitsdilettanten,
Die wir hier im kühlen Eise
Für den Himmel temperieren?

Seht, sie sitzen wohl geordnet
Mir im Block, in Zack' und Nadel,
Und das böse Höllenmütchen
Kühlt sich langsam, aber sicher!"

Alle Mädchen rufen lachend:
„Freilich! diesen tollen Burschen
Bringen wir, mit Höllenkünsten
Hat die Schwachen er geärgert!

Hinter einer Satyrmaske
Hielt er störrisch sich verborgen,
Und durch ihre leeren Augen
Schabte Rübchen er den Leuten.

Wie ein volles Veilchentöpfchen
War sein Herz, das aufgegangen
Just am schönsten Frühlingsmorgen,
Alle Kelche schwabblig voll

Von dem klarsten Taugeflunker;
Aber greuliche Gesichter
Schnitt er, als ob er im Busen
Schnöd ein Nest von Disteln trüge."

„Her mit ihm! Ich kenn' die Sorte!"
Rief das weiße Männchen munter,
„Folgt mir nur! Wie an den Augen
Ich erkenne, ist's ein Deutscher!

Seht den Schalk! Die Sündermaske
Will um keinen Preis er lassen!
Wart' nur, in Kristall geprägt
Wollen wir sie aufbewahren!

Haben eine schöne Sammlung
Solcher abgelegten Larven,
Welche unsre Burg verzieren,
Während ihre alten Eigner

Lange schon im Paradiese
Harmlos wie die Zicklein spielen.
Vorwärts mit dem guten Kauze,
Daß wir sein Quartier besorgen!"

Und er führt den Zug der Geister
Hurtig fort durch das Gefrorne,
Drin gar schnurrig, wunderbarlich
Allerlei Gestalten sitzen.

Manche fletschen noch die Zähne,
Manche strecken noch die Zunge,
Andre sitzen still gekauert,
Wie das Kind im Mutterleibe,

Und beginnen, in den Urstand
Ihrer Unschuld rückzukehren,
Und sie werden klug und weislich
Mit sich selber wieder einig.

Jetzo ragt ein hoher schmaler
Zinken mächtig in die Lüfte,
Gleich dem Speere eines Kriegers
Spießt er eine Wolkenflocke.

„Halt! hier ist ein leerer Zacken!"
Schreien unverweilt die Weiber;
„Prächtig kann da unser Wildfang
In die höchste Spitze fahren!"

Doch der Alte ruft: „Mit nichten!
Dieser schöne lange Zapfen
Muß noch stets zur Höhe wachsen
Für den längsten aller Sünder!

Denn es wird ihn einst bewohnen
Jener lange Karl, der Heinzen,
Der seit manchen langen Jahren
Theoretisch Köpfe schneidet,

Aber friedevollen Herzens
Noch kein Tröpflein Bluts vergossen,
Während lautlos die Tyrannen
Schlachten, daß die Erde raucht.

Aber hier ist, was wir suchen!
Ein verführtes Mädchen sitzt mir,
Schön geläutert, hier im Eise;
Lassen wir das Täubchen fliegen!

Und den ungezognen Dichter
Sperren wir an seiner Stelle
In den kühlen Mädchenzwinger,
Ins kristallne Kämmerlein."

Also sprach der kleine Hüter;
Mit dem Trüppchen armer Seelen
Hielt er an vor einer Säule,
Die mit klaren Silberkanten,

Wie mit Filigran gefaßt,
Und mit spiegelnden Facetten
In der Bergnacht tiefes Schwarzblau
Sich erhob und lieblich glänzte.

Alle standen vor dem Türmchen;
Heinrich auch ward aufgestellt,
Und sie sahn ein schönes Wunder
Mit verblüfften Totenaugen.

Hinter dem erhellten Eise
Stand der Morgenstern am Himmel,
Groß und glänzend, und sein Licht
Strahlte durch die klare Wohnung.

Einen zarten Frauenumriß
Zeichnete der Glanz des Sternes
Freundlich in das reine Prisma
Der gefeiten Himmelswasser;

Ohne deren Lauterkeit
Nur um einen Hauch zu trüben,
Schwebt' darin das Lichtgebilde
Gleich dem Umriß eines Engels,

Den ein Meister in das Trinkglas
Seiner Liebsten leis gegraben.
Doch in dunkelblauem Feuer
Blühten zwei gar süße Augen,

Glühten ruhig gleich zwei Sternen,
Die im fernen Osten leuchten;
Alles andre war so lauter
Wie das Wasser junger Quellen.

Nun erschloß das Hütergreischen
Leis und sanft die lichte Zelle,
Klatschte freundlich in die Hände —
Und das schöne Bild entfloh.

Lächelnd schwebt' es auf zum Himmel,
Wo die großen Sterne flammten.
Dieses war das holde Klärchen
Aus dem Tal von Chamounix.

„Schnell jetzt, eh das Nest erkaltet,
Schnell hinein den Versedrechsler!
Einen wackern Harfenengel
Will ich aus dem Sünder machen!"

Also rief das weiße Männlein;
Und sie schoben ihn zur Stelle.
Aber siehe da! mein Heinrich
Ward auf einmal wild und munter,

Sperrte sich mit Händ' und Füßen,
Strampelte mit beiden Beinen,
Schlug umher und rief gewaltig:
„Macht mir keine schlechten Witze!

Ihr erträumtes, schnöd erfundnes
Lumpenpack der Phantasie
Eines schnöden Nachgebornen!
Was! ihr wollt mich malträtieren?

Laßt mich, daß aus meinem toten
Armen Hirn ich schnell euch solche
Höhnisch grimm'ge Spottgeburten
Auf den magern Buckel jage,

Daß ihr heulend mir davonstäubt,
Froh, wenn in des Toren Schädel,
Dem ihr unbedacht entsprungen,
Wieder könnt zurückekriechen!"

„Ruhig, ruhig!" sprach der Alte,
„Schicke dich! Du hast gesprochen!
Nun durchaus mußt du erdulden
Auch der andern Spruch und Rede!

Kein Atom von deinem Werte
Wird man dir herunterkratzen,
Wie du bist, wirst du bestehen!
Einlogiert nun ohne Zaudern!"

Und den Störrischen berührte
Er mit seiner Silberrute;
Sieh, da huscht' er still und willig
In die funkelnde Behausung.

Schon erglänzten von Kristallen
Leichenhemd und Kranz und Locken,
Und der Alte schloß die Wohnung
Mit dem Hauche seines Mundes,

Mit dem Hauche starr und eisig.
Aus der Tiefe rief das Schneehuhn
Durch die stillen Alpentriften
Seinen ersten Morgengruß.

Plötzlich schwanden jene Nymphen
Aufgeschreckt in alle Lüfte,
Schneller, als ein Flug von Spatzen
Einem Flintenschuß entflattert.

Doch der Alte, still und einsam,
Reinigte mit seinem Barte
Wohlgefällig noch die hellen
Spiegelscheiben an dem Eise,

Welches schon der Frühschein streifte,
Daß es anfing zu erglühen
Zwischen silbergrauem Äther
Und der dunkelblauen Tiefe.

Und die weißbereiften Haare
Knisternd auf dem Felsen schleppend,
Ging das kleine Geistermännchen
Endlich in den Berg hinein. —

Zierlich ist das winz'ge Mücklein,
Das im goldnen Bernstein sitzet;
In der fernen Ostseesonne
Schimmert es am Hals der Frauen.

Und erhaben ist der Mammut,
Der, im Eisberg eingeschlossen,
Von dem Nordlicht falb erhellet,
Auf dem dunklen Meere schwimmt.

Myriaden wohl von Jahren
Künden beide, Mück' und Mammut;
Doch das Maß für ihre Größe
Reichet über meinen Sinn.

Manchmal scheint das Rüsseltier
Winzig mir wie eine Mücke;
Manchmal wieder schwillt die Mücke
Mir zum Elefanten auf!

Aber mein in Eis gesetzter
Trauter Herr und Zeitgenosse
Tritt mir immer menschlich sittlich
Und belehrend freundlich nah.

Nachwort

Ausgaben: Lieder eines Autodidakten (Gottfried Keller von Glattfelden bei Zürich) „Deutsches Taschenbuch". Erster Jahrgang. Zürich und Winterthur, Verlag des literarischen Comptoirs, 1845. S. 167—236. — „Einundzwanzig Liebeslieder von Gottfried Keller" und „Feueridylle, eine Allegorie von Gottfried Keller" = ebda. Zweiter Jahrgang. Zürich, Julius Fröbel & Comp., 1846. S. 75 bis 123 und S. 125—141. — Gedichte von Gottfried Keller. Heidelberg, Akademische Verlagshandlung von C. F. Winter, 1846. — Neuere Gedichte von Gottfried Keller. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn, 1851. — Zweite (Schein-) Auflage 1854: mit neuem Titelblatt und Inhaltsverzeichnis, Ersatz der Seiten 55—68 durch Kartons („Aus Berlin"), des Blattes 169/70 („Aus der Brieftasche"), des Gedichts auf S. 187 durch ein anderes („Weise nicht von dir") und Hinzufügung der Seiten 209—241 („Romanzen"). — Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besserschе Buchhandlung), 1883. — In den Gesammelten Werken von 1889, Bd. IX und X, sind noch die zwei Kantaten zur Landesausstellung und zur Zürcher Hochschulfeier (1883) hinzugefügt. — Einzeldrucke und Abdrücke in Zeitschriften werden hier nicht verzeichnet. Sie sind in der Bibliographie Baechtolds und in Brunners Buch aufgezählt. —

Ein Teil der Gedichte ruht noch unveröffentlicht im Nachlaß; andere sind gelegentlich gedruckt. Man findet sie gesammelt oder im Text mitgeteilt bei Baechtold (Anhänge zu Bd. I—III, außerdem I^4, 83, 93, 402; II, 3f., 67f., 191f.), Liste bei Brunner, S. 397f., doch hat die 4. Auflage von Baechtold noch 3 Gedichte mehr als Br. verzeichnet, bei Ermatinger (Bd. I, 58, 63, 113ff., 129f., 136, 210, 217f., 234f. usw.), in Freys Ausgabe der Frühlyrik, Leipzig 1909, bei Brunner, S. 395—436, im zweiten Anhang zu Baldenspergers Buch, S. 503f. (vgl. Baechtold II, 322f.). Das Gedicht „Mein Lied an das deutsche Volk" ist im 2. Maiheft 1910 von „Nord und Süd" abgedruckt; die Festnummer der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 19. Juli 1919 enthält ein „Hochzeitscarmen". — Die ursprüngliche Fassung des Apotheker von Chamounix oder des kleinen Romanzero hat Baechtold im 1. Ergänzungsheft zum Euphorion 1895, S. 138—189, veröffentlicht. — Eine chronologische Ordnung der „Gesammelten Gedichte"

und der übrigen lyrischen Erzeugnisse Kellers findet man bei Müller-Gschwend S. 143ff.

Literatur: Baechtold I⁴, S. 226—247, 252—58; II, S. 29 bis 32, 89, 325ff., 331; III², S. 277—282. — Ermatinger I, S. 112—152, 253—260, 610—631. — Köster 21ff. — Steiner 67ff. — Frey, Schweizer Dichter, 89ff. — Stoeßl 19ff. — Dünnebier, Gottfried Keller und Ludwig Feuerbach, an vielen Stellen. — Briefwechsel zwischen Keller und Storm, an vielen Stellen. — Brunner, Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik. Zürich o. J. [1906], dazu als Ergänzung: Fischer, Zum Werdegang des Lyrikers Keller („Euphorion" Bd. 17, 1910, S. 152ff.). Spiero, Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius („Aus Natur und Geisteswelt" 254). Leipzig 1909. — Philipp Witkop, Die neuere deutsche Lyrik. Zweiter Band: Novalis bis Liliencron. Leipzig 1913 (Keller: S. 283—307). — Emil Ermatinger, Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart. Zweiter Teil. Vom Ausgang der Romantik bis zur Gegenwart. Leipzig 1921. (Keller: S. 132—146). — Gustav Müller-Gschwend, Gottfried Keller als lyrischer Dichter („Acta germanica" VII, 2). Berlin 1910. — Otto Ernst, Gottfried Kellers Verse. Mit nachdenklichen Betrachtungen über moderne Literatur und einer angehängten Apologie („Blühender Lorbeer". Plaudereien und Andachten über deutsche Dichter. Leipzig o. J., S. 75—121). — Ernst Lissauer, Über die Lyrik Gottfried Kellers („Die Rheinlande", hg. v. Schäfer. 10. Jahrgang [1910], 1. Heft). — Erich Petzet, Ungedruckte Briefe von Gottfried Keller an Christian Schad und Ignaz Hub. („Deutsche Revue", 44. Jhgg. [1919], Juliheft.) — Karl Rick, Gottfried Kellers alte Weisen („Festschrift für Berthold Litzmann". Bonn 1920, S. 413ff.). — Adolf Stern, Gottfried Keller. („Studien zur Literatur der Gegenwart. Dresden 1898, S. 146.) — Karl Strecker, Gottfried Keller als Selbstkritiker. („Tägliche Rundschau", Unt.-Beil. 18 u. 19. Juli 1919.) — Emil Sulger-Gebing, Gottfried Keller als Lyriker („Der Schwabenspiegel", Wochenschrift der Württemberger Zeitung. Stuttgart, 26. April 1910). — Eduard Korrodi, Gottfried Keller („Deutsche Lyriker" IX, Hesses Volksbücherei 626—27, Leipzig o. J. [1911]). — P. Schaffner, Die ossianisch-nordische Stimmungslandschaft in Kellers Frühlyrik („Die Schweiz" 1918, Heft 4, S. 195ff.). — Carl Albrecht Bernoulli, Gottfried Keller als Lyriker („Schweizerland". Juni-Juliheft 1919, Seite 439ff.).

Über einzelne Gedichte handeln außer Rick (vgl. oben), der die „Alten Weisen" mit dem „Grünen Heinrich" in engen Zusammenhang bringt, u. a. Cauer (Aus Beruf und Leben. Heimgebrachtes. Berlin 1912: „Landwein"), Cornicelius (Romanische Einflüsse

in G. Kellers Dichtung. Festschrift für A. Tobler, Berlin 1905: „Panard und Galet"). Darnbacher (Das motorische Moment in der Phantasie. Lit. Echo vom 15. April 1919: „Winternacht"), Kalbeck (P. Heyse und G. Keller im Briefwechsel. Braunschweig 1919, S. 134ff.: „Melancholie"), Vögtlin (Gottfried Keller-anekdoten. Berlin 1914: „Rosenglaube"), Bernoulli (Schweizerland vgl. oben: „Winternacht" und „Nire im Grundquell"), Müller-Gschwend (Keller als lyrischer Dichter, vgl. oben S. 57: „Der Narr des Grafen von Zimmern", S. 84: „Jung gewohnt, alt getan" u. a.), natürlich Ermatinger und Baechtold an vielen Stellen, die hier nicht einzeln aufgezählt werden können. Auch die nachstehend mitgeteilten Briefstellen geben manchen Aufschluß.

Bedeutungsvolle Besprechungen der Gesammelten Gedichte (1883): Brahm (D. Rundsch., Bd. 37), Schlenther (D. Lit.-Zeitg. vom 15. Dez. 83), Ilse Frapan (Magazin f. d. Lit. d. In- u. Auslands, 15. Dez. 83), Proelß (Frkf. Zeitg., 23. Dez. 83).

Trotz des Dichters Groll über die „unberufenen Trüffelhunde" wird eine Ausgabe der Gedichte, die allen Ansprüchen auch in bezug auf den Kommentar genügen will, sich auf die Züricher Quellen zu stützen haben. — Unsere Ausgabe hat sich unter dem Zwang der Verhältnisse sehr wider den Willen des Herausgebers an den von Keller selbst aufgestellten Kanon von 1883 bzw. 1889 zu halten; sie muß leider auch auf einen Kommentar verzichten, der trotz aller Bemühungen nur fragmentarischen Charakter tragen könnte. Deshalb sind im folgenden bloß die Äußerungen des Poeten über seine Lyrik wiedergegeben, darauf folgt eine Zusammenstellung einiger Quellen für die Balladen und für die beiden Zyklen „Feueridylle" und „Lebendig begraben", sowie einige Bemerkungen zum Apotheker, deren Notwendigkeit sich aus der Erfahrung bei Gelegenheit von Besprechungen des Werkes ergeben hat.

Bei einer Vertiefung in die Gedichte leistet der Paralleldruck der alten und neuen Fassungen bei Brunner ausgezeichnete Dienste. So manches Gedicht wird einem in der endgültigen Gestalt erst dann vertraut, wenn man seine ursprüngliche (oft unvollkommene) Form, die noch im konkreten Erlebnisgrund wurzelt, kennen gelernt hat. Und dazu bietet Brunner dem Gelegenheit, der die alten seltenen Gedichtbände von 1846 und 1851/84 nicht besitzt.

Selbstzeugnisse zum Werdegang des Lyrikers

1. Aus der Selbstbiographie (1889):

Während er hier [Ende 1842 in Zürich nach der Rückkehr aus München] seine Bestrebung im Komponieren großer Phantasielandschaften von neuem aufzunehmen glaubte, geriet er hinter seinen Staffeleien unversehens auf ein eifriges Reimen und Dichten, so

daß ziemlich rasch eine nicht eben bescheidene Menge von lyrischen Skripturen vorhanden war.

2. Aus dem Aufsatz Autobiographisches (1876):

Als jedoch ein Dutzend Seiten [an einer Erstlingsnovelle, 1843] geschrieben waren, gab es unversehens eine klangvolle Störung. Wie früher die Erzeugnisse der letztvergangenen Literatur, las ich jetzt diejenigen der zeitgenössischen. Eines Morgens, da ich im Bette lag, schlug ich den ersten Band der Gedichte Herweghs auf und las. Der neue Klang ergriff mich wie ein Trompetenstoß, der plötzlich ein weites Lager von Heervölkern aufweckt. In den gleichen Tagen fiel mir das Buch „Schutt" von Anastasius Grün in die Hände, und nun begann es in allen Fibern rhythmisch zu leben, so daß ich genug zu tun hatte, die Masse ungebildeter Verse, welche ich täglich und stündlich hervorwälzte, mit rascher Aneignung einiger Poetik zu bewältigen und in Ordnung zu bringen. Es war gerade die Zeit der ersten Sonderbundskämpfe in der Schweiz; das Pathos der Parteileidenschaft war eine Hauptader meiner Dichterei, und das Herz klopfte mir wirklich, wenn ich die zornigen Verse skandierte. Das erste Produkt, welches in einer Zeitung gedruckt wurde, war ein Jesuitenlied, dem es aber schlecht erging; denn eine konservative Nachbarin, die in unserer Stube saß, als das Blatt zum Erstaunen der Frauen gebracht wurde, spuckte beim Vorlesen der gräulichen Verse darauf und lief davon. Andere Dinge dieser Art folgten, Siegesgesänge über gewonnene Wahlschlachten, Klagen über ungünstige Ereignisse, Aufrufe zu Volksversammlungen, Invektiven wider gegnerische Parteiführer usw., und es kann leider nicht geleugnet werden, daß lediglich diese grobe Seite meiner Produktionen mir schnell Freunde, Gönner und ein gewisses kleines Ansehen erwarb.

Dennoch beklage ich heute noch nicht, daß der Ruf der lebendigen Zeit es war, der mich weckte und meine Lebensrichtung entschied.

Ein Band Gedichte, zu früh gesammelt, erschien im Jahre 1846; er enthielt nichts als etwas Naturstimmung, etwas Freiheits- und etwas Liebeslyrik, entsprechend dem beschränkten Bildungsfelde, auf dem er gewachsen. Ein freundlicher Kreis, in welchem ich aufgetaucht war, schlug, wie es zu gehen pflegt, weitere Wellen und Wellchen und fütterte mich mit den schönsten Hoffnungen. Kurz, ich lebte in gedrängtester Zeitfrist alle Phasen eines erhitzten und gehätschelten jungen Lyrikers durch und blieb wohl nur wenige von den Torheiten und Ungezogenheiten schuldig, die einem solchen anhaften.

3. Aus dem Tagebuch 1843:

11. Juli. Ich habe nun einmal großen Drang zum Dichten; warum sollte ich nicht probieren, was an der Sache ist? Lieber es

wissen, als mich vielleicht heimlich immer für ein gewaltiges Genie halten und darüber alles andere vernachlässigen.

14. Juli. Endlich habe ich etwas von Anastasius Grün bekommen: „Schutt, Dichtungen". Schüchterne und furchtsame Bemerkungen, daß die Zeit der Balladen, niedlichen Romanzen und wenigsagenden Tändeleien in elegantem Stil vorbei sein dürfte, und daß der Dichter mit tiefen Gedanken, großer, nobler Phantasie und schlagender, überquellender Sprache auftreten muß, mehr als je. Er muß, so glaube ich nun bemerkt zu haben, gleich im Anfang Klänge ertönen lassen, welche sich dem besten schon Vorhandenen vergleichen lassen können, wenn er Aufmerksamkeit erregen will. Artige und gute Gedichte fliegen einem jetzt in allen Blättern vor den Augen herum, ohne daß man sich oft nur die Mühe nimmt, nach dem Verfasser zu sehen.

Besonders aber muß sich nun der Dichter mit den großen Weltfort- und -rückschritten beschäftigen, mit den ernsten Lebensfragen, die die Menschheit bewegen. Welch eine poetische Blütenfülle diese aus dem geweihten Dichter hervorzurufen vermögen, beweist Anastasius Grün. Solange die Sache der Menschheit, die Freiheit, solche Sänger hat, darf man die Hoffnung nicht verlieren.

15. Juli. Das gestern über Anastasius Grün Geschriebene überlesen und gefunden, daß ich die Balladen und Romanzen unabsichtlich mit den niedlichen Tändeleien zusammengestellt habe; denn obgleich das Balladendichten in strenger Form aus der Mode gekommen zu sein scheint, so möchte es doch schwerer sein, eine Ballade, wie Schiller und Goethe sie gemacht haben, hervorzubringen, als das schönste Gedicht, wo der Dichter nur innere Zustände und Gefühle ausspricht. Denn hier braucht er nicht aus sich herauszugehen und darf nur den Schnabel auftun, um die Melodien herausströmen und überschwellen zu lassen, wie sie wollen, während er dort sich mit dem Stoff, Kostüm und Sitten abarbeiten muß. Eine Hauptsache aber ist der alte Zwang, Neues zu leisten; und in Balladen ist es bekanntlich schwer, noch etwas Neues zu bringen. Auch sind uns die schönsten Balladen, die wir haben, gleichgültig geworden durch das ekelhafte Drehorgeln und Deklamieren von sentimentalen Buchbindergesellen und empfindsamen Kammermädchen, welche vielleicht gerne die „Glocken dumpf zusammenhallen" hören würden, wenn sie sagen könnten: „Seine Küsse, wie sie hoch auflodern!" oder: „Schönheit war die Falle meiner Tugend!" [Zitat aus Schillers Kindesmörderin.]

4. An Julius Fröbel, 17. August 43:

Sie werden mich gewiß nicht abweisen, wenn ich in einer Angelegenheit, die mir viel Unruhe macht, und in welcher ich mich in meiner Isoliertheit an niemanden wenden kann, als gerade an einen Mann, der durch sein Wirken und seinen Ruf mir alle Aufmunterung

dazu gibt, [mich] zutrauensvoll an Sie wende, und mich um Ihren gütigen Rat bewerbe!

Ich habe mich nämlich, von der Zeit heftig angeregt, diesen Sommer mit anliegenden Dichtungsversuchen beschäftigt. — Da nun aber einerseits meine Verhältnisse mir nicht gestatten, mich mit absichts- und zwecklosen Tändeleien herumzutreiben, andrerseits ich aber über die Tauglichkeit dieser Versuche und überhaupt über meine Fähigkeit dazu in einem trostlosen Dunkel bin: so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen, verehrtester Herr! einen Teil dieser Gedichte zu übersenden, mit der etwas unbescheidenen Bitte, dieselben, so weit es Ihre Zeit erlauben dürfte, gelegentlich durchzusehen, und mir dann, wenn ich Ihnen so viel Mühe machen darf, durch ein paar Worte zu berichten, ob und wann ich die Lieder mit Ihrem Urteile bei Ihnen abholen dürfe?

In dem Falle, daß Sie mir nichts Tröstliches darüber sagen können, werden Sie es gewiß nicht übel nehmen, wenn ich Sie innigst ersuche, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen?

5. An die Redaktion des Morgenblattes, 23. Juni 45:

Soeben sehe ich im Morgenblatt, daß aus einer Reihenfolge von Gedichten: 21 Liebeslieder von Unterzeichnetem eingesandt durch Hrn. M. Eßlinger in Zürich, einzelne, aus ihrem Zusammenhang gerissene Nummern erschienen sind. Da ich nun aber diese Sachen durchaus füreinander berechnet habe und hauptsächlich nicht ohne die zwei ersten einleitenden Gedichte erscheinen lassen wollte, so sehe ich mich genötigt, den ganzen Zyklus anderswo drucken zu lassen, und ersuche daher die verehrliche Redaktion des Morgenblattes: unmittelbar nach Empfang dieses Briefes das Manuskript zurückzusenden[1]).

6. An Rudolf Leemann, 16. Sept. 45:

Mich und meine Umsattlung anbetreffend, ist die Geschichte kürzlich folgende: Als ich vor nun bald drei Jahren in Zürich ankam, hoffte ich soviel Geld auftreiben zu können, als nötig sei, um wieder nach München zurückzukehren und meine Studien mit besserem Erfolge fortzusetzen. Aber alle Kräfte waren erschöpft. Ich vegetierte den Winter hindurch ziemlich langweilig und elend. Im Frühling 1843 wachte mein Schöpfungstrieb wieder auf; da ich aber im Malen keinen Trost und Erfolg empfand, verfiel ich unwillkürlich und unbewußt aufs Versmachen und entdeckte höchst verwundert, daß ich reimen könne! Ich machte Gedichte die schwere Menge und faßte den Entschluß, sie herauszugeben, damals nur, um eine Summe zu erschwingen, um nach München zu kehren, wohin alle meine Gedanken noch gerichtet waren. Es war aber dummes

[1]) Das Morgenblatt hatte in den Nr. 136, 139, 146 und 150 acht der 21 Liebeslieder veröffentlicht und zwar das 5., 9., 11., 13., 14., 16., 17. und 18. der Reihe, wodurch natürlich der innere Zusammenhang zerrissen wurde.

und schlechtes Zeug, das ich machte, das längst beiseite geworfen ist. Einzelnes davon verschaffte mir aber Aufmunterung, bis ich zuletzt eine Sammlung besserer Sachen beisammen hatte, welche ich kompetenten und einflußreichen Personen mitteilte. Sie wurde hin und her beguckt und geworfen; endlich hieß es, ich sei ein „Dichter", und von da an kam ich in ausgezeichnete ehrenvolle Gesellschaft, und begann literarische Studien. Das Malen ist nun an den Nagel gehängt, wenigstens als Beruf. Was von mir gedruckt wurde, erschien nur als Beitrag in Zeitschriften und Taschenbüchern, und die Hauptexpedition, die Herausgabe eines Buches, wird erst nächsten Frühling stattfinden. Daneben habe ich dramatische und andere Spukereien die Menge im Kopf, und, falls es nicht ein Strohfeuer gewesen ist, eine schöne Zukunft. Diese wird auch teilweise von der Gestaltung der politischen Dinge abhängen, denn Du mußt wissen, daß ich ein erzradikaler Poet bin, und Freud' und Leid mit meiner Partei und meiner Zeit teile.

7. An Johann Salomon Hegi, 28. Sept. 45:

Mich betreffend bin ich immer noch im alten Wogen und Treiben und Vegetieren und mein einziges Trachten ist, meinen ersten Band Gedichte zusammenzubringen, was mit einem Schlage alle meine Verhältnisse ändern wird. Alles Bisherige war nur sicher vorbereitend und ich werde mit jedem Tage strenger und einsichtiger gegen mich selbst, um nichts zu übereilen; denn es ist heutzutage notwendig, wenn man sich über den Kot erheben will ...

Ich erhalte soeben den Probebogen aus dem diesjährigen „Deutschen Taschenbuch", der meinen Beitrag enthält. Ich übersende ihn Dir als freundlichen Gruß und Probe und bitte Dich, ihn heften zu lassen, da es mir wegen Deiner Pressiererei nicht mehr möglich ist. Beim zweiten Gedichte, „Feueridylle", ist der Nebentitel „Allegorie" durch Mißverständnis hinzugekommen; es ist also ein Gedicht, wie jedes andere, und nichts beliebig auszulegen oder zu deuten daran, als was in die Augen fällt. Du wirst diese Berichtigung notwendig finden.

8. An denselben, 10. Mai 46:

Daß meine Liebeslieder Dir gefallen, freut mich sehr; sie haben auch anderwärts so ziemlich gefallen und das beweist mir, daß ich eine gute Phantasie habe, denn es ist das meiste erdichtet, also wenig Wahres daran. Zwar als ich sie machte, glaubte ich selbst, sie wären so ziemlich erlebt; denn diese Jugendliebe oder erste Liebe usw. war allerdings vorhanden; es ist aber eine ferne, unbestimmte und verblaßte Geschichte, ein verblichenes Bild, dessen Farblosigkeit ich erst bemerkte, als ich mich, nicht lange nach Beendigung der Lieder, wirklich mit aller Macht verliebte und einsah, daß ich eine Menge Gefühle vorher nie gekannt habe. Das war nun freilich eine

andere und hitzigere Affäre ..., unterdessen aber muß ich Dir noch kurz anzeigen, damit Du keine falschen Vorstellungen fassest, daß es dabei zu keinerlei Verhältnis gekommen ist, und der Verlauf einzig, soviel mir bewußt, einzig auf meiner Seite, im verborgensten Innern, stattfand. Ich lege Dir den ersten Bogen meiner Gedichte bei, welche jetzt gedruckt werden; er liegt zufällig auf meinem Tische; nimm ihn als flüchtigen, aber herzlichen Gruß.

9. An Ferdinand Freiligrath, 5. Febr. 47:

Nach Dir habe ich oft das Heimweh, und es ist mir überhaupt seit einiger Zeit kurios zumute. Ich suche oft mit großer Ängstlichkeit ein besseres und feineres Glas Wein als gewöhnlich und trinke es unter wunderlichen und fremden Gedanken. Ich bin auch unter den Leuten fremd. Da die Poeten nichts anderes sind, als eigentliche Menschen und folglich letztere alle auch Poeten sind, so sehen sie doch einen sogenannten Dichter scheu von der Seite und mißtrauisch an, wie einen Verräter, welcher aus der Schule schwatzt und die kleinen Geheimnisse der Menschheit und Menschlichkeit ausplaudert. In einigen Wochen lasse ich etwa vierzig Gedichte drucken.

10. An Ferdinand Freiligrath, 22. Sept. 50:

Um so mehr freue ich mich auf ein forsches lebensfrohes Schaffen, das nun beginnen soll, nachdem es allmählich in mir reif geworden ist. Das subjektive und eitle Geblümsel und Unsterblichkeitswesen, das pfuscherhafte Glücklichseinwollen und das impotente Poetenfieber haben mich lange genug befangen. Ich lobe nur mein Phlegma, welches mich nicht noch mehr Dummheiten begehen ließ, als ich schon begangen habe zum Gaudium der andern Esel. Vieweg will nun aus freien Stücken doch noch meine Gedichte drucken, und ich bin deshalb in Verlegenheit; wenn ich nicht das Geld brauchte, so gäbe ich sie ihm nicht, da sie zum Teil auch noch stümperhaft sind. Es ist mit der Lyrik eine eigene Sache; sie duldet nur selten eine rivalisierende Tätigkeit neben sich und erfordert ein ganzes und ungeteiltes Leben, um aus dessen edelstem Blute als unvergängliche Blüte hervorgehen zu können. Jedes gute Lied kostet einen schrecklichen Aufwand an konsumierten Viktualien, Nervenverbrauch und manchmal Tränen, vom Lachen oder vom Weinen, gleichviel: und dann wird es einem bogenweise berechnet! Und die sechs Strophen füllen nicht einmal zwei Seiten — da geh' einer hin und werde Lyriker! An genugsamer Aufregung und Bewegung fehlt es mir zwar nicht, aber ich habe bei meiner wunderlichen Lebensart erst angefangen, kräftig und wahr zu empfinden, nachdem die erste und reichste Singlust schon verpufft und verkünstelt war. Ich muß erst jetzt lachen, wenn ich daran denke, wie sehr die guten Schulze, Eßlinger usf. jene gemachten und wässerlichen Liebeslieder protegierten und für bare Münze nahmen. Entweder verstanden sie sich nicht

auf die Poesie, oder nicht auf die Liebe, und beides ist in diesem Falle gleich schauerlich; doch will ich annehmen, und das zu ihrem Ruhme, das erstere sei der Fall. Doch hatte ich den Schaden davon, indem ich auf den mir unbefugterweise erteilten Lorbohnen ausruhte, anstatt zu machen, daß ich etwas Ordentliches erlebte. Doch ich will weder undankbar noch lümmelhaft sein und entflamme deshalb in diesem Augenblicke die Friedenspfeife in gutem türkischem Tabak und rauche sie allen guten Freunden zu.

11. An Wilhelm Baumgartner, Sept. 51:

Ich lege einige Fetzen der Gedichte bei, die gerade bei der Hand sind. Doch wie gesagt, es sind alte Sachen, und ich bin mit vielen Schmerzen ein ganz anderer Mensch und Literat geworden, als dort ersichtlich. Ich mußte die frühere Gedankenlosigkeit und Faulheit büßen, besonders die Zeit, die ich in Zürich verlümmelt habe. Doch war auch meine Isolierung viel schuld, denn es galt in Zürich nicht für guten Ton, literarische und poetische Bestrebungen gründlich und wohlwollend zu durchsprechen ... Die Freunde aber, wie Follen, Schulz, Eßlinger usw. waren doch eigentlich nicht au fait unserer jetzigen Bedürfnisse; wenigstens erinnere ich mich nicht eines eingreifenden und fruchtbaren literarischen Gespräches, das auf mich einen Eindruck gemacht hätte. Freilich absorbierte die verfluchte Kannegießerei dazumal alles.

12. An Varnhagen von Ense, 18. Dez. 51:

Vor fünf Jahren ist Ihnen, hochverehrter Herr! durch die Geschäftigkeit meines früheren Verlegers ein Bändchen Gedichte zugestellt worden, welches glücklicherweise sich einer freundlicheren Aufnahme erfreute, als es verdiente; denn mir ward darauf die frohe Überraschung und Ehre eines wohlwollenden Schreibens von Ihrer Hand zuteil, dessen freundlich beifällige Hälfte den besseren Produkten jenes Bändchens in meinen Augen nun wirklich einen gewissen Wert gab, dessen kritischer Bestandteil aber mich fast augenblicklich erkennen ließ, daß ich es hier noch mit einer guten Schule besserer Tage zu tun hätte. In der Tat gestand ich mir bald die Wahrheit Ihrer gütigen Bemerkungen ein und mußte auch Arnold Rugen recht geben, welcher die kleine Sammlung irgendwo eine voreilige nannte.

Wenn ich mir nun die Freiheit nehme, die Voraussetzung Ihrer gütigen Erinnerung benutzend, Ihnen vorliegendes Bündelchen neuerer Sachen zu überreichen, so muß ich leider mit Beschämung zum voraus ankündigen, daß selbige mit der oben angerühmten Selbsterkennung nicht Schritt gehalten und in anderer Weise wieder nicht ein gutes Ding zu nennen sind. Schon seit zwei Jahren ins Reine geschrieben und seit fast einem Jahre gedruckt auf dem Lager des Verlegers liegend, sind sie mit wenigen Ausnahmen die äußerlichen konventionellen Produkte einer Stimmung und Zeit, welche mehr

nach stofflicher und kompakterer Tätigkeit hindrängte, während doch kein Ergebnis hinter mir lag, welches mich das innere Bedürfnis und den Wert wahrer Lyrik hätte empfinden und schätzen lassen können. Denn nach dem ersten Rausche der Jugend kann meiner Meinung nach nur das intensive Lebensgefühl des Mannes, der in stillen Momenten ausruht, etwas wirklich Gutes in der Lyrik zustande bringen.

13. An Wilhelm Baumgartner, Juli 52:

Meine Gedichte sind sehr dünn und pauvre und ein verunglücktes Ding, wie es überhaupt mit meiner ganzen Lyrik gegangen ist, was ich genug habe büßen müssen durch dadurch entstandenes lotteriges Wesen, bis ich mich selbst wieder zurechtgefunden. Ich bin aber froh, daß ich in allem auf eigene Erfahrung zurückgeführt werde und gemachten Zuständen und Zufällen nichts zu verdanken habe. Jedoch bin ich gerade mit dem fremden Tadel nicht ganz einverstanden. „Von Weibern"[1]) halte ich für ganz erträglich; es sollen gerade keine Schilderungen der Leidenschaft, sondern bloß weiblicher Marotten und Schicksale sein, und auch dies nicht ausdrücklich, sondern leichte, wunderliche Klänge, von denen ich selbst nicht recht weiß, wie sie entstanden. Was Herwegh betrifft, so dürfte er am wenigsten imstande sein, wahre Leidenschaft zu bezeichnen, da er nie welche gefühlt hat. Die Unsterblichkeitsfrage ist, abgesehen von meinen Reimereien, so poetisch wie jede andere, sobald sie mit einem wahren Gefühlsverlaufe verbunden ist.

14. An denselben, Juli 52:

Es tut mir leid, daß der Text meines Helvetialiedes, das Deine Studenten wahrscheinlich singen, ein bißchen einfältiglich und kindlich ist.

15. An Hermann Hettner, 16. Juli 53:

Die Heine-Romanzero-Geschichte[2]) werde ich der zweiten Auflage meiner Gedichte einverleiben, welche Vieweg auf Michaelis veranstalten will.

16. An Hermann Hettner, 15. Okt. 53:

Ich kann jetzt endlich sagen, daß ich in ein kontinuierliches und ergiebiges Arbeiten hineingekommen bin und denke mich binnen einem Vierteljahre herauszufressen. Das Romanzerogedicht werde ich auf Weihnachten nun doch allein herausgeben, da es in dem Gedicht-

[1]) Das sind die „Alten Weisen", Teil X, S. 57 ff., die in dem Gedichtband von 1851 sechzehn Stücke umfaßten, deren jedes mit einem Frauennamen versehen war. 1883 sind vier gestrichen worden. Der Erlebnishintergrund mag die Liebe Kellers zu Marie Melos gewesen sein.

[2]) Der Apotheker von Chamounix.

bändchen nicht mehr Platz hatte, „weil die vorrätigen gepreßten und vergoldeten Pappdeckel zu eng seien". Das kommt von unserer Buchbinderpoesie. Man wird nächstens leere Einbände kaufen mit schönen Titeln. Vieweg hat vor zwei Jahren die starke Zahl von 1500 gedruckt mit der Bedingung, daß er nach einiger Zeit den Rest, der nicht verkauft sei, als zweite Auflage mit Vermehrung, die ich unentgeltlich liefern muß, versende. Die Auflagen der Geibel usw. sind nur 500 stark; Vieweg hat mir also drei Auflagen mit einer abgezwackt. Doch muß er mir nun den Romanzero erklecklich bezahlen.

17. An Ludmilla Assing, 12. Aug. 56:

Auch werde ich nächstens sonst als ein großer Sünder vor Ihnen erscheinen. Ich hatte nämlich schon beim Erscheinen des „Romanzero" ein trochäisches Gedicht angefangen gegen die literarisch-poetische Willkür Heines und seiner formellen Nachbeter, hatte die Sache aber liegen lassen. Da aber auch nach seinem Tode jene Weise fortgesetzt wird, welche durchaus nur einer Persönlichkeit allein angemessen ist und nachgesehen werden kann, so habe ich das Ding wieder hervorgezogen und fertig gemacht, bedenkend, daß vielleicht durch die Poesie allein das rechte Wort gesagt werden könne, ohne Philisterei, und daß der dichterisch ausgesprochene Tadel seinen Gegenstand erhebt, wie ihn die Prosa herabdrückt. Sie werden mich also bald im Lager derjenigen sehen, welche Ihren Unwillen auf sich zu ziehen pflegen; doch wird es nicht so gefährlich ablaufen. Das Dings wird heißen: „Der Apotheker von Chamounix oder der kleine Romanzero".

18. An Lina Duncker, 8. Sept. 1856:

Jüngst habe ich mich wieder gründlich gesund gemacht, indem ich mich unter fast viertausend bewaffnete Jüngelchens oder Kadetten stürzte, die wir in Zürich aus der halben Schweiz zusammengetrieben hatten, um ihnen ein viertägiges Fest zu geben[1]). Ich habe noch nie eine solche Freude gesehen, oder selbst gehabt, und habe mir alle Grillen aus dem Kopf geschlagen. Es war ein eigentliches Kindermeer, worunter übrigens schon ziemlich große und kräftige Bursche, aber auch ganze Bataillons ganz kleiner Stöcke von 10—12 Jahren, die ihre 50 Patronen aber so gut und regelrecht verschossen wie die Größeren. Diese kleine Armee mit ihren vielen Fahnen sah aus wie ein wandelnder Blumengarten, und eine unendliche Menge der Alten, Mann und Weib, reich und arm umkoste

[1]) Das ostschweizerische Kadettenfest fand vom 1. bis 4. September 1856 statt. Keller hatte ein ernsteres Weihelied „Waffensegen" beigesteuert (Brunner, S. 430) und ein fröhliches Tischlied (Teil IX, S. 125), welch letzteres nach der Melodie von Methfessel am dritten Tage beim Abendtrunk in der Festhalle gesungen wurde.

und umdrängte die Tage über die bimmelnden, trommelnden, trompetenden und singenden Kleinode der Zukunft, und man sah bei dieser Gelegenheit, wieviel Liebe und rechtes Gefühl doch noch in der Welt ist, denn viele Leute hatten öfter Tränen in den Augen, sogar ich selbst gegen das Ende, nachdem ich die andern ausgelacht. Als sie einmarschierten, wurden einige Hundert von Leuten gestohlen, die sich für die auf den Quartierbilletts Bezeichneten ausgaben, so daß die eingeschriebenen Quartiergeber wie brüllende Löwen umherliefen, die ihre Jungen suchten. Item: es war hübsch. Ich hatte zwei Lieder zum Singen machen müssen, ein ernsthaftes und ein lustiges. Letzteres nahmen die jungen Herren sehr gnädig auf, so daß sie es überall sangen. Beim Festessen, nach dem Hauptmanöver, wo die ganze Klerisei in einer unabsehbaren Halle an 175 Tischen untergebracht war, wurde es von allen zusammen gesungen. Vier Taktschläger an hochragenden Punkten verteilt, und zwei Musikchöre hielten die Masse zusammen, so daß mein Opuskulum aus den Tausenden von Knabenkehlen und im größten Jubel erklang. Ich hatte auch einen Tisch unter mir und war eben beschäftigt, aufzupassen, daß die kleinen Teufel genug Brot bekämen und nicht zu schnell tränken, als es anfing, mit Gläsern um mich her zu drängen und zu rufen: Herr Keller lebe hoch! Denn man hatte ihnen gesagt, ich habe das Lied gemacht und sie sollten mit mir anstoßen gehen; so kam die ganze Nachbarschaft herbei und ich war von den Burschen umringt, die mir ihre Gläser emporhielten und schrien wie besessen! Meine eigene Tischfamilie war sehr erstaunt, zu sehen, welch einen Vorsteher sie hatte und tat sich was darauf zugut! Sie sehen also, daß Sie mit Ihrem einzelnen Säugling nicht aufkommen können gegen meine nationalen Vaterfreuden von 3500 Säuglingen, die dazu noch alle Flintchen und Bajonetts tragen! Adolf Stahr und Fanny Lewald haben alles mitgemacht und schwimmen im Entzücken darüber, sowie sie überhaupt gut auf unser Land zu sprechen sind. Dies hat mich ganz versöhnt mit dem wunderlichen Paar, denn wer mein Land lobt und rühmt, dem kann ich nicht bös sein!

19. An Hermann Hettner, 18. Okt. 56:

Ich habe mich nämlich bis jetzt noch mit jener Romanzenparodie auf Heine herumgetragen und das Ding fast fertig gemacht. Darin kommen auch ein Dutzend sehr maliziöser Strophen auf Gutzkow vor, worin er geschildert wird, ohne genannt zu werden[1]). Erst heute früh habe ich mich endlich entschlossen, die ganze Geschichte wegzuwerfen, und mich von dergleichen Dingen fernzuhalten, lieber meine positiven Produkte fördernd. Hauptsächlich dachte ich, wenn Gutzkow

[1]) Dieser Angriff auf Gutzkow als den Vertreter des neidgepeitschten Literaturstrebertums ist bei der Umarbeitung des Gedichts getilgt worden; vgl. Brunner, S. 386.

ein Esel ist, so wolle ich nicht auch einer sein und ihn seinem eigenen dialektischen Prozesse überlassen.

20. An Ludmilla Assing, 27. Febr. 57:

Es tut mir wahrhaftig leid, daß ich Ihnen einen solchen blinden Schreck verursacht habe, wegen meines Attentates auf Heine. Wie Sie bemerkt haben werden, ist dasselbe unterblieben, aber nicht wegen Ihrer Ermahnungen (denn bei aller Ehrerbietung müssen wir uns unsere Unabhängigkeit wahren!), sondern weil mich plötzlich ein Widerwillen gegen solche polemische Produkte befiel. Indessen wäre der tote Heine[1]) ganz gut gefahren dabei, wie ich glaube, und es wäre mehr eine plastisch-poetische Charakteristik seines Wesens geworden (z. B. am Schluß ein Pariser Totentanz à la Holbein auf dem Kirchhof Montmartre[2]) nebst eindringlichen Ermahnungen an die Lebenden, daß jetzt des Guten genug sei und wir uns endlich konsequent und aufrichtig vom Witz, Unwitz und Willkürtum der letzten Romantik lossagen und wieder zur ehrlichen und naiven Auffassung halten müßten. A. Meißners Buch[3]), so sehr es mich unterhalten hat, ist mir im ganzen eine widerliche Erscheinung gewesen, da es mir hauptsächlich geschrieben scheint, um seinen Autor zu produzieren, und zwar mit den wohlfeilen Mitteln unmittelbarer Fortsetzung Heineschen Wesens. So z. B. das Durchhecheln komischer Gestalten usf. Die Schilderung der Freunde Börnes unter anderm ist sehr gewandt und pikant, und doch wertlos, weil eine nackte Nachahmung der Manier des Meisters. Auch fürchte ich, der gute Meißner wollte sich mit diesem Buche als „gefährlich" auskünden, gewissermaßen als der Nachfolger und Erbe Heinrich Heines, was jedenfalls nur entgegengesetzt wirken würde.

21. An Christian Schad, 30. April 57:

Da Sie mir gar so freundlich und höflich-galant schreiben, so muß ich endlich meine Lässigkeit gegen Sie einigermaßen bezwingen und meine Gesinnung mehr zur Geltung kommen lassen, obgleich leider mehr in Worten als mit Taten. Warum ich Ihnen für den „Musenalmanach", dessen Fortgang ich seither mit Vergnügen und Interesse verfolgt habe, nichts mehr gesandt, geschah aus dem allereinfachsten Grunde, weil ich nichts gemacht habe. Ich bin durch die leidige Buchschriftstellerei, die ich handwerklich nicht beherrsche, aus aller Lyrik herausgekommen; denn das jugendliche Bedürfnis häufiger momentaner Stimmungsergüsse ist halt vorbei, und zu einer erneuten reiferen und künstlerischen Periode absichtlichen lyrischen Hervorbringens gehört eine fast gänzliche Tabula rasa von allen be-

[1]) Heine war 1856 gestorben.
[2]) Teil X, S. 163.
[3]) Heinrich Heine, Erinnerungen (1856).

schwerenden Abhaltungen, ein glückliches Vierteljahr gänzlicher Freiheit. Seit ich wieder in meiner Heimat bin, spekuliere ich darauf, da ich eigentlich etwas unzweifelhaft Gutes in Liedersachen erst noch zu leisten habe, wenigstens in einem charakteristischen Ensemble. Ich wollte Ihnen nichts mehr schicken, bis ich etwas derart hätte, will nun aber doch für diesen Jahrgang wenigstens einige Späne zusammensuchen, damit ich nicht ganz in Vergessenheit gerate. Diese werde ich Ihnen bis Anfang Juni zustellen oder, wenn es sich länger hinausziehen sollte, nach Ihrem Wunsche das Gehörige anzeigen[1]).

22. An Gottfried Kinkel, 29. Sept. 57:

Es war mir sehr wunderlich aber auch angenehm, von einem Manne, wie Sie, meiner von aller Welt vergessenen Gedichte so freundlich erwähnt zu sehen[2]), und es erhält mir die Hoffnung, daß ich vielleicht doch noch einige sonnige lyrische Jahre kriegen werde, wo ich jene mehr zufälligen Anfänge zu einem besseren Liederbuch gestalten kann, und zwar ohne dem Schematismus zu verfallen. Dazu gehört vor allem Freiheit, Ganzheit und Unbefangenheit des Lebens; und nachdem die Jugend vorüber, kann ich mir jene nur durch eine Zeit anhaltender künstlerischer Arbeit wieder herbeiführen. Es läßt sich jetzt nichts Besseres tun, als diese Zeit der Nichtswürdigkeit und der Verwirrung mit getroster Arbeit zu verbringen. Indes wird gewiß der Tag wieder kommen, wo ein freies Lied von selbst entsteht und die steifen Finger wieder leicht werden und zu skandieren anfangen; denn es skandiert sich am Schwertgriffe der Freiheit mindestens so leicht als auf dem Nacken einer Römerfrau[3]).

23. An den Stadtsängerverein Zürich, 25. Okt. 58:

Die patriotische oder nationale Lyrik leidet gegenwärtig fast allerorten an einer gewissen Verschwommenheit und Gedankenarmut. Und zwar je mehr eine massenhafte Produktion erzwungen werden will, desto wässeriger fällt die Sache aus.

Dadurch aber, daß die Sänger den Dichtern Gelegenheit geben, sich in dem wirklich zu singenden Liede zu üben, werden diese bei einigem Nachdenken wohl darauf kommen, größere Bestimmtheit sowohl, als auch Mannigfaltigkeit der Motive anzustreben.

Hauptsächlich gilt es, statt der ewigen Verwendung des „donnernden Lawinenfalles" u. dgl. eine Reihe von sittlichen Ideen und historischen Charakterzügen, welche speziell unser vaterländisches Leben

[1]) Erich Petzet hat im Juliheft 1919 der „Deutschen Revue" die Briefe Kellers an Schad veröffentlicht, die sich alle auf seine Mitarbeit an dem „Deutschen Musenalmanach" beziehen. Wir müssen uns hier mit einem Hinweis begnügen.

[2]) Wohl in dem Brief, mit dem Kinkel die Übersendung seines Dramas Nimrod begleitet hatte.

[3]) Vgl. Goethes 5. römische Elegie.

bedingen, in plastische Gestalt zu bringen, so daß der Sänger, indem er singt, von einer lebendigen Überzeugung durchdrungen und sein Gesang etwas Selbsterlebtes wird, ein Stück seines eignen gegenwärtigsten Lebens darstellt.

An solchen Bestrebungen mich mit zu beteiligen, dazu haben Sie mich durch Ihre Ernennung aufs neue ermuntert!

24. An Ferdinand Freiligrath, März/April 60:

Dieser Tage werde ich endlich ein Gedicht wegschicken, das mir seit sieben Jahren herumliegt. Es ist in ungereimten Trochäen etwa acht bis neun Bogen lang und hat den Titel: „Der Apotheker von Chamounix oder der kleine Romanzero." Es ist eine Art Grabgesang für die Heinesche Willkür und Polissonnerie, indem bei dergleichen, mit Sentimentalität gespickt, für uns Deutsche nichts herauskomme, welche klar, wahr und naiv sein sollen, ohne deswegen Esel zu sein.

Es ist nun aber keine metrische Rezension, sondern eine wirkliche Romanze, allenthalben plastisch. Dennoch bin ich tragisch gestellt, indem ich die Verspätung und Unzeitgemäßheit wohl fühle, aber zu bettelhaft bin, um fertige Manuskripte ungedruckt liegen lassen zu können! O Tugend der Entsagung und der Selbstentäußerung, wo bist du hingegangen? Wäre es erlaubt, die Gläubiger zu prügeln, anstatt zu bezahlen, so würde ich das verfluchte Gedicht mit tausend Freuden verbrennen. So aber muß ich es mit sehenden Augen ins Unglück senden, ich weiß nicht einmal, ob das Ganze nicht eine Trivialität und Dummheit ist!

25. An Franz Duncker, 24. April 60:

Beifolgendes Manuskript[1]) liegt schon seit Neujahr in meinem Schranke in Ungewißheit, ob es noch soll gedruckt werden, oder muß. Das letztere wurde endlich beschlossen und eh ich das Ding weiterschicke, will ich es Ihnen höflicherweise erst zum Verlage vorlegen.

Meine Bedingungen wären dreihundert Taler Honorar bei zweitausend Auflagen und fünfundzwanzig Freiexemplare. Sodann sofortige Herausgabe, im Ablehnungsfall beschleunigte Rücksendung des Manuskripts. Auch bitte ich Sie, dasselbe nicht weiter herumzuzeigen.

26. An Orell Füßli & Co., 19. August 61:

Sie haben mir neulich während meiner Abwesenheit eine Zitation zukommen lassen[2]). Da ich durch Herrn Kempin, der mich vor-

[1]) Apotheker.

[2]) Die Restauflage von Kellers Gedichten von 1846 war in den Besitz der Firma Orell Füßli und Co. in Zürich übergegangen, die eine neue Ausgabe mit Angabe der neuen Firma auf dem Titelblatt und Beifügung von Kellers Porträt zu veranstalten wünschte.

gestern in den Laden hereinrief, erfuhr, es handle sich um eine neue Ausstattung oder Ausgabe der Gedichte, welche Sie aus dem C. F. Winterschen Verlage in Leipzig und Heidelberg an sich gebracht haben, so genügt es wohl, wenn ich Ihnen schriftlich mitteile, oder Sie nur darauf aufmerksam mache, daß an den noch vorhandenen Exemplaren, von allfälliger Buchbinderarbeit abgesehen, nichts abgeändert werden darf. Am wenigsten könnte ich dulden, daß etwa ein neuer Titel mit einer späteren Jahrzahl gedruckt würde, da ich diese Gedichte jetzt aus kritischen Gründen nicht mehr so herausgeben würde und nicht mehr anerkennen darf, was ich vor fünfzehn Jahren ohne genugsame Kritik drucken ließ.

Außerdem erlaube ich mir, darauf hinzuweisen, daß der Druck, also die ganze typographische Ausstattung des Büchleins, meine Sache war und der Verleger nur die fertige Auflage (das Heften sogar inbegriffen) abkaufte und per Exemplar bezahlte. Es kann also von irgend typographischen Änderungen nicht die Rede sein, was mir bereits hochgestellte Juristen bestätigt haben.

27. An Ludmilla Assing, 8. Juni 70:

In neuerer Zeit lebe ich endlich wieder einmal mehr für meine Person, lese viel und schreibe allmählich wieder. Ich durchgehe alte Manuskripte, mache sogar Verse, kurz, ich übe mich vorsichtiglich, aber behaglich ein, heut oder morgen wieder ein freier Schriftbeflissener zu werden, da mich die Jahre doch zu dauern anfangen, die so dahingehen.

28. An Emil Kuh, 10. Sept. 71:

Sie sind leider auch hinter meine Gedichte geraten. Auch hier muß ich neu anfangen und gehe damit um, eine purifizierte und mit Neuem vermehrte Sammlung anzulegen. Inzwischen wünsche ich, daß die alten Bändchen so wenig als möglich vermerkt werden. Man ist in der Jugend immer selbst schuld, wenn man mit dergleichen nicht durchdringt, sei es aus Leichtsinn, sei es wegen schlechten Beratenseins.

29. An Ferdinand Weibert, 31. Mai 72:

Was Sie von meinen Gedichten schreiben, bringt mich auf eine Angelegenheit, welche mich in der Zukunft noch mehrfach beschäftigen wird. Leider sind dieselben (vor sechsundzwanzig Jahren erschienen) ohne mein Wissen schon vor manchen Jahren in die Hand von Orell Füßli & Co. übergegangen, nachdem der frühere Inhaber der C. F. Winterschen Handlung gestorben war. Hätte ich eine Ahnung gehabt, so hätte ich den Rest der Auflage für den geringen Preis, der dafür gezahlt worden sein wird, natürlich selbst an mich gezogen.

Ein Bändchen „Neuere Gedichte" kam in den fünfziger Jahren

bei Vieweg heraus. Bei einer Gelegenheit, als ein bei demselben Herrn Verleger erschienener Roman von mir in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren speziell in Zürich zu 5 Franken (statt 26 Franken) verkauft wurde, bat ich Herrn Vieweg, es mir doch zu sagen, wenn er etwa die „Neueren Gedichte" auch antiquarisch zu verkaufen gedächte. Es wurde mir hierauf nichts eröffnet. Seit einem halben Jahr aber stehen diese Gedichte an einem Schaufenster einer Zürcher Sortimentshandlung zu stark ermäßigten Preise ausgestellt.

Dieser Sachlage gegenüber existiert nun mein Wunsch und Projekt, in etwa zwei Jahren, nachdem die erforderliche Arbeit getan sein wird, „Gesammelte Werke" herauszugeben, bestehend aus den purifizierten beiden, viel Unreifes enthaltenden Erstlingsbändchen und einem starken Zuwachs noch ungedruckter lyrischer Sachen. Die beiden früheren Bändchen werde ich in keinem Fall in der jetzigen Gestalt wieder abdrucken lassen. Die Frage wird nun sein, wie ich freie Hand bekommen kann für eine anständige und gereifte Gesamtausgabe der Gedichte. Am besten wird sein, die Sache im stillen abzuwarten, bis ich fertig bin; vielleicht haben bis dahin die Herren jene armen Jugendbändchen glücklich vertrödelt. Mit den Viewegschen ist es in diesem Falle dann überall aus. Mit Orell Füßli & Co. läßt sich vielleicht, wenn ich bestimmt erkläre, daß ich sein Bändchen, wie es ist, durchaus nicht mehr erneuern lasse, vielleicht auch ein Abkommen treffen, obgleich diese Firma nicht ohne Absicht das Büchlein so hinter meinem Rücken akquiriert haben wird.

Für den Fall aber, daß ich wirklich mit ein und zwei Bänden „Gesammelter Gedichte" frei werde absegeln können, denke ich mir jetzt schon gerne Ihren Verlag als einen besonders geeigneten und glückverheißenden und habe in diesem Sinne diese vorläufige Meldung von meinen lyrischen Schicksalen machen wollen, schon um Ihre Äußerungen nicht unerwidert zu lassen.

30. An Emil Kuh, 28. Juli 72:

Daß Sie meine Gedichte nicht lieben, ist ganz in der Ordnung; ich tue es auch nicht. Dennoch muß ich diese ungeratenen Jugendkinder noch spät zu striegeln und harmonischer anzukleiden suchen, da sie einmal da sind. Mit einem besonnen durchgearbeiteten und sachlich vermehrten Gesamtbande hoffe ich jene unfertigen Zufrühbändchen verschwinden zu machen.

31. An Jacob Baechtold, 30. Juli 77:

Die Zimmernsche Chronik ist ja wie der Hexenbesen. Es sind mir noch zwei eben so dicke Bände, wie Sie mir geschickt, nachgesandt worden. Ich habe mir übrigens drei Gedichtstoffe daraus notiert:

1. Den Has von Überlingen, der jedes Frühjahr im Harnisch und

mit der Halbarte vor die Haustüre tritt, um den Märzen, den er fürchtet, herauszufordern, sich mit ihm zu schlagen[1]).

2. Den Narren des Herrn von Zimmern, der in der Kirche zu Meßkirch in Ermanglung eines Chorknaben bei der Messe zudient und bei der Elevation, weil kein Glöcklein zur Hand ist, die Schellen an seiner Narrenkappe schüttelt, und zwar naiv, nicht um einen Spaß zu machen[2]).

3. Den Auszug der öffentlichen Dirnen aus dem Frauenhause zu Meßkirch, welche sich wegen allgemeiner Sittenlosigkeit der Weiber nicht mehr ernähren können. Sie binden ein Schnupftuch an einen Stecken und ziehen so mit der Frau Mutter aus dem Tore![3])

Sollte Ihnen bekannt sein, daß eine dieser Schnurren schon beversetzt ist, was etwa von Schwab, Pfizer usw., die mir nicht zur Hand sind, geschehen sein könnte, so teilen Sie mir es gütigst mit, damit ich nicht gedroschenes Stroh dresche.

32. An Jacob Baechtold, 31. Juli 77:

Ungedrucktes habe ich in diesem Augenblicke nichts von der Art, wie es für fraglichen Zweck wünschbar ist[4]). Ich kann mich als alter Karpfen nicht mit Nichtssagendem beteiligen und durchschlagend Gutes ist nicht da; meine nachsommerliche lyrische Schlußperiode harrt noch immer vor der Tür und ich darf sie nicht hereinlassen, bis ich anderes gesichert habe.

33. An Julius Rodenberg, 18. Februar 78:

Was ich Ihnen, verehrter Freund, zu schreiben habe, könnte zwar ungeschrieben bleiben, da ich mir mit einigem Verstand die Antwort selbst geben kann; dennoch ist eine Bestätigung des Selbstverständlichen zuweilen von wohltätigem Einfluß. Ich denke nämlich jetzt, da die Frühlingstage und -nächte kommen, an die Zusammenstellung und teilweise Neufassung jenes Büschels Lyrika für die „Rundschau", von dem wir beiläufig gesprochen haben. Abgesehen von der gänzlichen Freiheit, die Ihnen bezüglich der Aufnahme im ganzen und einzelnen bleibt, wünschte ich einige kleine Wegleitung hinsichtlich allenfallsiger Störungen Ihrer Redaktionsinteressen resp. der Taktfrage gegenüber Ihrem Leserkreise zu erhalten, damit ich kein überzähliges Manuskript anzufertigen brauche und nicht Unpassendes zu versenden riskiere. Statt des weiteren gleich ein Beispiel. Es sind ein paar Liedchen mit dem Titel „Rheinisches" da, oder „Vom Rhein"[5]) usw. im leicht gemütlichen Ton; würde es Sie nun

[1]) Vgl. Teil X, S. 100 und unten Nr. 39.
[2]) Vgl. Teil X, S. 103.
[3]) Das Gedicht ist nicht ausgeführt worden
[4]) Für eine von Baechtold geplante Anthologie.
[5]) „Rheinbilder". Teil IX, S. 111 f.

genieren, wenn eine Nummer dabei wäre, die auf den Kulturkampf anspielte, in der Weise, daß die „Pfaffengasse" figürlich dargestellt wäre, durch welche der altdeutsche reisige Herr „Pfaffenhaß" schreitet oder reitet, gemütlich und sinnend, aber immerhin unheimlich genug für die hinter den Fenstern Gaffenden usw. Ich kann mir wohl denken, daß dergleichen direkte Adressen in Versen die Katholischen nicht in die erwünschte Laune gegen Ihre Unternehmung setzen könnten. Ferner: Ich habe eine Art ethisches Zorngedicht in Arbeit, welches die Verleumdung in öffentlichen Sachen, wie sie namentlich in der Gegenwart (nicht der Paul Lindauschen) in Presse und politischer Literatur grassiert und bei Euch wie bei uns geübt wird, zum Gegenstand hat und etwa den Titel: „Calumniator publicus"[1]) führen wird. Hier kann ich mir nun denken, daß Ihnen das zu schwerfällig oder zu grämlich oder sonst was wäre, vielleicht zu absonderlich im Stoff usw.

Daher die Frage: Ist es Ihnen vielleicht lieber, wenn dergleichen ins aktuelle Politische hinüberspielende Sujets überhaupt aus besagtem Bukett wegbleiben? Wenn Sie unverhohlen ja sagen, so lege ich dieselben einfach zu anderer Verwendung zurück und befasse mich zunächst mit dem übrigen.

34. An Julius Rodenberg, 18. März 78:

Da Sie behaupten, teuerster Mann, meine Episteln machen Ihnen keinen Verdruß, so will ich wieder eine solche abschießen; sie unterbricht mich gerade in der Bearbeitung der bewußten Gedichte und sowie sie fertig ist, wird das Reimen fortgesetzt. Ich werde noch ein förmlicher Gottschall werden. Ihre Idee wegen des Maiheftes hat mich angeregt, und so denke ich Ihnen jedenfalls mit Ende des laufenden Monats (März) für acht bis zwölf Seiten Gereimtes zu übersenden, nach meiner ungefähren Schätzung, womit wir es für einstweilen dann wollen bewenden lassen[2]).

35. An Julius Rodenberg, 8. April 78:

Hier, verehrter Freund, ist eine Hälfte des lyrischen Reisigbündelchens, der Rest wollte sich noch nicht glücklich gestalten und muß verschoben werden. Wenn Sie für ein künftiges Heft noch eine Sendung wünschen sollten, so dürfen Sie nur disponieren.

Aber auch mit dem Vorliegenden haben Sie sich, wie gesagt, nicht zu genieren, wenn es Ihnen zu bedenklich scheint. Wenn das Büschel auch für eine isolierte und hervorragende Stelle nicht wetterfest genug befunden wird, so kann ich es für meinen mediokren Sammeltrog, genannt „Gesammelte Gedichte", später doch brauchen.

---

[1]) Die öffentlichen Verleumder, Teil IX, S. 185.
[2]) Die Gedichte erschienen erst im Juniheft.

36. An Julius Rodenberg, 31. Mai 78:

Ich habe das verhängnisvolle Juniheft empfangen, in welchem ich alter Unglücksmensch mich mit leichtsinnigen Versen produziere. Ehe die Strafe auf dem Fuße folgt, will ich die Zeit noch benützen, Ihnen für die freundliche und wohlmeinende Aufnahme zu danken, wie selbige sich in Ihrem letzten Briefe manifestiert hat.

37. An Paul Heyse, 9. Juni 78:

Der Versespektakel in der „Rundschau" wird sich leider noch einmal wiederholen, obgleich Du, wie mir Rodenberg schreibt, mit wohltönenden Sonetten dazwischenfahren wirst. Ich muß eben noch einiges der Art fortsündigen, damit ich eine Notausgabe meiner „sämtlichen Gedichte" zuwegbringe.

38. An Julius Rodenberg, 24. Juni 78:

Hier ist nun, verehrter Freund, der lyrische Nachtrupp. Ich fürchte aber, ich komme mit meinen Versen überhaupt jetzt in keine günstige Zeit, da die Welt von andern Sorgen bewegt wird, wie von den Velleitäten eines alten Zitherschlägers.

39. An Wilhelm Petersen, 25. Juni 78:

Wegen meiner Altersgedichte war ich besorgt, daß man mich für einen alten Velleitäteneselhalten könnte. Nun ist es soweit noch gnädig abgelaufen; dennoch habe ich mit bösem Gewissen gestern noch einen Schub abgeschickt. Der „Has von Überlingen" scheint, wie ich mir halb und halb gedacht habe, nicht deutlich und notwendig genug zu sein. Der Stoff ist, wie der „Narr", aus der großen sogenannten Zimmernschen Chronik, die erst vor einiger Zeit vom literarischen Verein in Stuttgart publiziert wurde. Der Bürgersmann Has existierte wirklich und suchte, wie es scheint, den Tod, welcher alte Leute und Kranke gern mit den Temperaturveränderungen des Märzmonates heimsucht, durch eine echt germanische symbolische Handlung abzuwehren, nach altertümlicher Weise. Meine Meinung war nun, die poetische Nutzanwendung zu ziehen, daß Tapferkeit des Gemütes den Menschen am längsten aufrecht hält, freilich ohne daß er dadurch vor der endgültigen schließlichen Niederlage geschützt ist usw. Daß Has seinen letzten Märzen auch noch überlebte, dann aber gleich am ersten April starb, steht auch in der Chronik und schien mir ein charakteristischer hübscher Zug zu sein. Aber wie gesagt, das Ding ist nicht prägnant und opportun genug.

Dagegen muß ich „Venus von Milo", wenn es der Mühe wert ist, von dieser Kleinigkeit viel zu reden, etwas verteidigen[1]). Ich brauche schon aus formalen Gründen das dunkle und gemeine Gerümpel des Einganges, um den Gegensatz des Schlusses recht wirken

[1]) Gegen den Einwand, daß das Material der ersten beiden Strophen weniger vulgär gewählt sein möchte, vgl. Teil X, S. 20.

zu lassen. Die innere Bedeutung soll sodann die sein: Ich habe beobachtet, wie überall von Philistern und Unberufenen jetzt mit Vorliebe die arme Frau von Milo aufgepflanzt wird, um Bildung und Schönheitssinn zu beurkunden, weil sie hören und sehen, daß die Figur so hochgehalten wird. Zugleich verschaffen sie sich dadurch ungestraft eine fortwährende banale Augenweide; denn jenen Zweck könnten sie auch durch Anschaffung der Juno Ludovisi, des Zeus von Otricoli oder einer andern schönen Antike erreichen. Aber das wissen sie eben nicht. „Die Meyers haben die Venus, so müssen se die Itzigs auch haben" usw. Biskuit (mattes Porzellan) und Zinn sollen die schlechten Gußmaterialien bezeichnen, mit welchen die edle Gestalt geschändet wird. Kurz, die Göttin soll aus einer obskuren und unwürdigen Umgebung heraus, den Glanz des Mittelmeeres und ihres ehemaligen Marmortempels sehen u. dgl. Doch genug davon!

Übrigens danke ich Ihnen gar schön für die wohlwollende Aufnahme der Gedichte. Ich muß eben sehen, wie ich mein Heu noch unter Dach bringe, da der „Andere" schon am Rande der Wiese seine Sense wetzt.

40. An Theodor Storm, 25. Juni 78:

Ich geriet dann über dem Blättern in Ihren hübschen Bänden aufgeregt plötzlich an meine eigenen alten Gedichte, die zu gelegentlichem Durchsehen auf dem Tisch liegen, und hantierte mit dem Bleistift bis gegen zwei Uhr morgens darin herum, fand bessere Schlußzeilen, strich Strophen, wo es mich freute, ganze Lieder ohne Besinnen, machte andere Überschriften, kurz ich kam in den paar Stunden weiter, als sonst in einem halben Jahre, und das danke ich dem bloßen Kontakte mit dem Mann am fernen Nordmeer. Hier habe ich trotz der großen Bildungsanstalten keine Seele, mit der ich in dieser Beziehung verkehren kann. Schriftsteller und Literarmenschen zu Dutzenden, Leute, die sogar über mich schreiben, aber keinem ist in concreto ein Wort aus dem Stockfischmaule zu locken. Freilich versuch' ich es auch nicht.

Da ich gerade dran bin, so will ich gleich noch was betteln. Ich habe neulich in der „Rundschau" ein paar Gedichte abdrucken lassen auf Rodenbergs Anregung. Wenn Sie dieselben gelesen haben, so sagen Sie mir, ob ich mit dergleichen Spätlingsgelüsten fortfahren soll, oder ob ich besser aufhöre? Diese Verübungen kosten mich, sofern es Neuentstehungen sind (welch schöne Worte!), so unbillig viel Zeit, daß ich das Wasserwerklein gern abstelle, wenn es nur Schaden anrichtet. Und dennoch empfinde ich einen gewissen Reiz dabei, indem man nämlich immer etwas zu spielen und zu tun hat, ohne daß man an dem verfluchten Manuskript sitzen muß, wie ein Leineweber.

41. An Theodor Storm, 13. Aug. 78:

Auch die wohltätigen kritischen Bemerkungen wegen der Gedichte werde ich mir zunutze machen; insbesondere die blinde Stelle mit der taubbekernten Nuß (im „Narren")[1] hatte ich schon vorher auf dem Korn, und ich habe mich nun überzeugt, daß zwei Halbstrophen weg müssen ...

Meine Dichterei, die noch einen Rückfall erlebt[2], werde ich zunächst wieder eine Zeitlang schlafen lassen. Es war mehr ein Versuch, die Handgelenke zu probieren, ob noch die Kraft da sei, das Alte zu sammeln und zusammenzubinden mit einem Notreifen zum letzten Gange oder Gewatschel. Ich hoffe, diese Arbeit nächstes Frühjahr vornehmen zu können, und muß eben dann etwas geübt sein, da und dort im Fluge ein Neues oder Ergänzendes aufzuhaschen, wenn die Laune der früheren Tage wach ist und die Weisheit des Alters, oder deren berühmtes Gegenteil wenigstens, dabei steht. Inzwischen danke ich geziementlich für die genossene Aufmunterung' und werde sie nur mäßig mißbrauchen.

42. Keller an Heyse, 25. Jan. 79:

Mit meinen Gedichten sieht es kritisch aus; in Unbildung und Mißleitung angefangen, müssen sie sehen, durch das Alter noch etwas zugestutzt zu werden; was dabei herauskommt, ist nicht schwer zu denken, und doch kann ich meinerseits die Sache nicht liegen lassen, um wenigstens den Wiederabdruck des ganz Schlechten zu hindern.

43. An Wilhelm Petersen, 11. Nov. 79:

Was meine neuerlichen Gedichte in der „Rundschau" betrifft, so erquickte mich Ihre und Storms Freude über das Abendliedchen ganz herrlich[3]; so habe ich doch wieder eine unbedenkliche Seite für die Sammlung, an die ich nächstes Frühjahr endlich zu gehen hoffe.

44. An Wilhelm Petersen, 27. Jan. 79:

Ich habe mancherlei Gedichte gemacht oder entworfen, um das Sichtungsmaterial für die bevorstehende lyrische Testamentsbestel-

---

[1]) Storms Einwände in seinem Brief vom 15. Juli 78. Briefwechsel Storm-Keller, S. 39 f. Die erste Hälfte der 4. Strophe lautete in der „Deutschen Rundschau":

Und gut, als hätt' ers lang gelernt,
Bedient er den Kaplan;
Doch manche Nuß ist taub bekernt
Und sieht sich köstlich an

Überdies hat Keller die beiden Halbstrophen nicht entfernt, sondern nur verändert.

[2]) Er meint die Gedichte in der „Deutschen Rundschau", Juni- und Augustheft 1878.

[3]) Vgl. „Deutsche Rundschau", 20. Bd., S. 451 und die Stelle aus Petersens Brief Ermatinger III, S. 289, wo erzählt wird, daß Storm das Gedicht Kellers immer wieder vorgelesen habe und vor Entzücken über das köstliche Werk außer sich gewesen sei.

lung etwas reichlicher zu gestalten. Es gibt eine gewisse Zahl Gegenstände, die einem jungen Poeten nicht einfallen können, sonst würde ich diese Nachernte mir nicht erlauben. Tröstlich ist wenigstens bei all diesen Verspätungen, daß ich bis an mein Ende zu tun und mich zu wehren habe und meine kleine Herrlichkeit nicht um Dezennien zu überleben brauche et après nous le déluge!

45. An Theodor Storm, 20. Dez. 79:

Die Aufnahme meines kleinen Abendliedes bei Ihnen hatte mich schon in einem Berichte unsers Freundes Petersen vergnüglich angesprochen und mich, wie die menschlichen Dinge sind, um so mehr gefreut, je müheloser und aus sich selbst die paar Strophchen entstanden sind. Wir können nun aber nicht, wie Sie kritisch verlangen, mit fünf oder sechs dergleichen Lufttönen allein durchs Leben kommen, sondern brauchen noch etwas Ballast dazu, sonst verfliegen und verwehen uns jene sofort. Ich muß daher bei allem Danke für Ihre freundlichen Winke noch etwas von dem übrigen zu retten suchen. Die Schwurgerichtsgeschichte[1]) soll keinen kriminalwissenschaftlichen Fall darstellen; es handelt sich nur um den erbärmlichen Tod des friedlichen Jüngelchens, das musizierend durch den Wald ging; dies schien mir poetisch, und soll's darüber hinaus noch eine Pointe geben, so ist's der unbefriedigt gebliebene Spieltrieb eines finstern Bengels, der so unbedenklich zum Morde greift, wie ein Macbeth usw., denen es um Thron und Krone zu tun ist.

Das Machwerklein mit dem Tod[2]) ist eine harmlose Neckerei gegen das schöne Geschlecht, ein kleines Vexierzeug. Der Dichter schickt den Tod einfach in die Erdbeeren, wie man hier sagt, nämlich dahin, wo man weiß, daß das Gesuchte nicht zu finden ist. Wollen wir solche Scherze zergliedern, so hört der Spaß natürlich auf. Was den Tod als Richter betrifft, so wird er in dem Passus ja absichtlich pluraliter angeredet, also mit und in ihm die Mächte, die hinter oder über ihm stehen. — Der Bartstutzer[3]) ist mißraten, weil ich das ursprüngliche Motiv im Stiche ließ. Es sollte nämlich der Gute, indem er die weißen Bartflocken (nicht etwa Rasierschmutz!) dem Winde gibt, sich seufzend gestehen und geloben, nun sei es mit aller Lieb' und Buhlschaft vorbei, worauf die Vögel kommen, und das fliegende Bartwesen zum Nestbau holen. Ich fürchtete aber, man könnte mir diese Wendung als eine subjektive törichte Empfindung auslegen, und ließ sie fahren. Warum soll aber das Ding unappetitlich sein? Ist denn der Nesterbau der lieben Vöglein nicht hundertfach Gegenstand zierlicher Idyllen und Liedlein? Oder denkt man denn gleich an beschmutzte Wäsche, wenn

[1]) Ein Schwurgericht, Teil X, S. 110: vgl. Baechtold II, 77.
[2]) Tod und Dichter, Teil X, S. 84; vgl. Briefwechsel Storm-Keller, S. 66, 79, 81.
[3]) Spitzenbart, Teil X, S. 94.

man das weiße Linnen eines Brautschatzes besingt? Da sehen Sie nun! Hätten Sie nicht Ihre Kritik mit einer logischen Daumschraube abgeschlossen, so würde ich mich jetzt nicht so lächerlich geschwätzig aufführen! Aber ich hoffe, Sie fahren ein andermal fort! Hier habe ich gar niemand, der mir was sagen kann.

46. An Friedrich Theodor Vischer, 28. Juli 81:

Jetzt bin ich an einer andern Reparaturarbeit, die mir auch noch im Wege lag. Ich soll meine lyrische Dichterei, da sie einmal da ist, sammeln und zurechtstutzen, und da treten bittersüße Reminiszenzen und Gewissensfragen gleich zu halben Dutzenden auf.

47. An Adolf Frey, 29. Juli 81:

Was mich betrifft, so bin ich jetzt an der Redaktion meiner lyrischen Übeltaten, die ein ganz anderes Ansehen bekommen müssen, wenn ich es nicht besser unterlassen soll ... Die Gedichteangelegenheit freilich ist ein Problem, das man nur in sich selber verwinden kann.

48. An Theodor Storm, 12. Aug. 81:

Gleichzeitig bin ich daran, meine Verse zu sammeln respektive gewissermaßen zum zweitenmal zu gebären; denn es handelt sich um einen ganzen Rattenkönig von Gewissensfragen, die ich mit mir abmachen muß.

49. An P. Heyse, 30. Januar 82:

Mit der Durcharbeit meiner Verskünste, nach denen Du fragst, gedenke ich bis Ende Sommers fertig zu sein. Es ist ein bedenkliches Experiment, und kaum wird es eine Gedichtsammlung geben, die auf diese Weise zustandegekommen ist. Die Nemesis wird wohl auch nicht ausbleiben.

50. An Paul Heyse, 18. März 82:

Wegen der Apotheker-Trochäen habe ich keineswegs ein gutes Gewissen. Das erschienene Stück ist zudem eine Art Rosine aus dem ganzen Schmarren, den ich übrigens wohl in die Gedichtsversammlung aufnehmen werde. Ich bin zum Hergeben des Bruchstücks veranlaßt worden, weil ich nichts anderes zum Bilde hatte.

51. An Julius Rodenberg, 28. März 82:

Im letzten Hefte von „Nord und Süd" werden Sie einige Seiten voll Bummeltrochäen[1]) (wie Paul Heyse sie nennt) von mir bemerkt, aber nicht als eine Felonie an der „Rundschau" angesehen haben. Ich wurde dazu durch das wie man sagt mißlungene Bild veranlaßt, wegen dessen Lindau mich seit ein paar Jahren beunruhigt hat, und die „Rundschau" bringt ja ohnehin keine Verse mehr, woran sie wohltut.

[1]) Aus dem Apotheker von Chamounix.

52. An Paul Heyse, 1. Juni 82:

Indessen bin ich jetzt mitten in meinem lyrischen Fegefeuer sitzend, nach dem Du fragst, oder vielmehr herumgehend und viel Zigarren konsumierend. Manchmal passieren 5 bis 6 Stück in einem Tag, manchmal habe ich zwei Tage an einem einzigen, bis es entweder etwas ziemlich anderes geworden ist oder kassiert wird. Dazwischen entsteht hie und da im Gedränge etwas Neues, kurz, Theodor Storm, der behauptet, es gebe, Goethe inbegriffen, höchstens 6 oder 7 wirkliche gute lyrische Gedichte in der deutschen Literatur, würde sich entsetzen, wenn er diese posteriorkritische Reproduziererei ansähe, von allen Göttern der momentanen Eingebung und Empfindung verlassen, was die Leutchen so nennen. Und doch gibt es gewiß auch im Lyrischen, sobald einmal vom psychischen Vorgang die Rede ist, etwas Perennierendes oder vielmehr Zeitloses. Womit ich übrigens meine Flickerei nicht beschönigen will; sie ist eben eine gebotene Sache. Ob auf Weihnachten gedruckt werden kann, ist sehr zweifelhaft, auch nicht nötig: wozu mit dem Heidenzeug immer hinter dem Christkindchen herlaufen, dem armen Wurm?

53. An Theodor Storm, 5. Juni 82:

Übrigens bin ich momentan ebenfalls an meiner Gedichtausgabe beschäftigt, schreibe ab, rezensiere während des Schreibens und mache neue Strophen, zuweilen ganze Gedichtchen. Es ist eine nicht unlustige Arbeit und kostet viel Zigarren, da man dabei immer im Zimmer herumläuft und durch Garten und Wiesen.

54. An Julius Rodenberg, 22. Juli 82:

Ich bin jetzt mitten in der Redaktion meiner lyrischen Sünden und metrischen Untaten begriffen und hoffe, bis anfangs Herbst damit fertig zu werden; es gibt entweder einen dicken oder zwei dünnere Bände, eine triviale Wahrheit, wie ich eben gewahre. Einige lyrische Zitate in Brahms Aufsatz sind aus dem Quellenschatz schon lang verschwunden, so daß im Falle mir eine kleine Unsterblichkeit beschieden ist, ein philologischer Nachfolger schon aus diesem Umstand mit Brahm wird rechnen und seinen Spuren nachgehen müssen, und schon seh' ich vor mir liegen eine Dissertation von 1901: Über die Lyrik Gottfried Kellers und die Brahmschen Quellen.

55. An Heyse, 18. August 82:

Als ich den Brief von Hertz empfing, habe ich gleich gerufen: Das ist Tells Geschoß! Vestigia leonis! ex unguento leonem sagt der Apotheker. Und es ist auch ein wohltätiges Sälblein, das eine entschiedene Wendung zur Genesung vom Zögerwahne herbeiführen wird. Ich habe keinen Grund zu refusieren, und sende Dir als Viatikum meinen Dank und Gruß, welchen letzteren Du freundlich teilen magst!

Inzwischen ist es jetzt Winter, und sind die Tage so kurz gewor-

den, daß das Reischen ins Wasser gefallen ist, zumal das Manuskript auch noch seiner völligen Dicke ermangelt. So will ich denn die Ratlosigkeit, die meinen lyrischen Stern von Anbeginn umwölkte, bis zu Ende tragen, so gern ich Dir den metrischen Heuschober gezeigt hätte. Übrigens soll Dir der Verleger seinerzeit die Aushängebogen zusenden.

56. An Theodor Storm, 22. Sept. 82:

Mein nebliges Gedicht[1]), dessen Sie erwähnen, ist nicht so persönlich gemeint, wie Sie es auffassen. Die Worte „ein wenig Freiheit, wenig Liebe, und um das Wie der arme Streit" beziehen sich auf die öffentlichen Zustände, die Staatsgesellschaften und den ewigen Krieg um die Formalien bei möglichst wenig gutem Willen, bei Euch, wie bei uns, soweit es die an der Oberfläche Treibenden betrifft; sowie um die Grundlage der verdüsterten Arbeit. Hu hu! werden Sie sagen! ... Der Verleger versteht jedenfalls den Handel und betreibt ihn auch gehörig. Er wird auch die Gedichte drucken. Ich hatte nämlich Heyse gesagt, ich wüßte noch nicht, wem ich sie anbieten solle, worauf Meister Paolo sofort Herrn Hertz aufstachelte, an mich zu schreiben, was er auch ganz zuvorkommend tat. (An diesem „tat" bemerken Sie, daß ich bereits in der neuen Orthographie schwimme!) Leider muß ich jetzt mein armes Manuskript auf Wochen hinaus sistieren, da der Wohnungswechsel vor der Türe steht und schwerfällig genug ausfallen wird für uns zwei alte Leutchen.

57. An Wilhelm Hertz, 6. Nov. 82:

Durch den Wohnungswechsel habe ich etwa sechs Wochen verloren, so daß das Jahr wohl seinem Ende nahen wird, bis ich Ihnen das bewußte Manuskript vorlegen kann. Denn es ist leider nicht zu verhehlen, daß es ein etwas beleibter Band werden wird.

58. An Wilhelm Petersen, 21. Nov. 82:

Meine Gedichte sind schon zu einem ansehnlichen Manuskript angewachsen, dessen Wachstum aber durch den Wohnungswechsel unterbrochen worden. Sie werden im Frühjahr, wahrscheinlich in Berlin, an den Tag kommen. Wenn Sie indessen etwas Schöneres lesen wollen, so lassen Sie sich die Gedichte meines Landsmannes Conrad Ferdinand Meyer (Leipzig bei Hässel) kommen; es ist seit Jahren nichts so Gutes in Lyrischem erschienen.

59. An Marie Melos, 30. Dez. 82:

Auf das Frühjahr kommen meine sogenannten „Gesammelten Gedichte" heraus, womit ich jetzt beschäftigt bin; das wird ein schönes

[1]) Land im Herbst, Teil IX, S. 46; vgl. Briefw. S. 148: Storm hatte die Verse im „Züricher Dichterkränzchen" 1882 gelesen. Sie waren aber schon 1880 in „Kunst und Leben". Stuttgart, Bd. 3, S. 146 gedruckt worden.

Ragout abgeben, obgleich ich vieles beseitigt und anderes ausgeflickt habe.

60. An Paul Heyse, 1. Juni 83:

Der Druck der Gedichte geht endlich dem Schlusse zu. Zu meinem Schrecken fällt mir altem Kamel erst jetzt auf, wie überwiegend das Buch von Säure und Ranzigkeit durchtränkt sein wird, in einem Zeitalter, wo, wie man sagt, nur die Frauensleute noch Verse lesen. Die vielen Wiederholungen kann ich eher verwinden, da sie eine fanatische Verstärkung der verkündeten Heilswahrheiten sind und auch in der Bibel und im Homer vorkommen. Es will sich indessen schon ein Depot milderer Alterspoesie ansetzen zu einem gelegentlichen Nachtragswesen, welches vielleicht versüßend rückwirkt auf den Essigkrug, wie die Sachsen Zucker auf den Salat streuen.

61. An Wilhelm Petersen, 1. Juli 83:

Die Gedichte, deren Redaktion ich bis zuletzt fortbetrieb und weiterspann, sind demnächst endlich fertig gedruckt; es gibt etwa dreißig Bogen, aber ziemlich kompreß gedruckt. Ich erwarte keine hochzeitlichen Freuden davon; allein es mußte noch geschehen, um den Spaß den unberufenen Nachlaß-Trüffelhunden vorweg zu nehmen.

62. An Theodor Storm, 21. Sept. 83:

Die Gedichte sind nun glaub' ich auf dem Wege der Versendung, wenigstens ist das Zirkular des Verlegers versandt. Ihr Exemplar wird Hertz Ihnen wohl demnächst schicken; es sind zweiunddreißig kompresse Bogen geworden, die keineswegs ein Kompendium der Logik enthalten, was ich absichtlich so gelassen habe, da das Leben mir so gewesen ist. Dafür sind's Verse! Aber was für welche, das ist die Frage; ich mache mir keine Illusionen über die nächste Aufnahme.

63. An Ernst v. Wildenbruch, 26. Sept. 83:

Meinerseits habe ich einen dicken Band von Gedichten zusammengerafft, wie sie ein vierundsechzigjähriges Leben mit sich gebracht. Wenn Ihnen der Verleger demnächst ein Exemplar zustellt, so haben Sie die Güte, die Widersprüche des Buches, Wahrheit und Irrtum, Form und Unform mit derjenigen Nachsicht zu betrachten, welche wir allen menschlichen Gebrechen angedeihen lassen. Wenn Sie mich fragen, warum ich denn ein solches Buch noch herausgebe, so ist die Antwort: Um den bekannten Nachlaßmardern zuvorzukommen, die mit noch weniger Kritik den Handel besorgen würden!

64. An Marie Melos, 7. Okt. 83:

Die Landesausstellung in Zürich, von der Sie schreiben, hat allerdings fünf Monate hindurch viel Geräusch gemacht. Wohl die Hälfte des Volkes in der Schweiz, $1^1/_2$ Million Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Städter und Bauern, kamen herbei und glaubten, es sei jetzt

eine bessere Zeit zu hoffen! Zu der Eröffnungsfeier mußte ich eine Kantate machen[1]), welche die Leute so zu befriedigen schien, daß sie gegen den Schluß hin wiederholt wurde und bei einem eigenen Bankettlein der Komponist mit einem Gemälde, ich mit einem hübschen goldenen Chronometer beschenkt wurde. Später geschah noch eine fünfzigste Stiftungsfeier der Universität, wozu ich wieder einen Gesang[2]) lieferte, der im Großmünster mit vollem Orchester und Orgel so stattlich tönte, als ob was dahinter wäre. Ich lege Ihnen das Textlein bei; das fromme Lied auf der letzten Seite[3]) existiert schon lange und wurde ohne mein Wissen eingeschaltet. Das Ganze erschien dann auch in der Berliner protestantischen Kirchenzeitung mit Belobigung, so daß ich nun dafür sorgen muß, daß ich nicht am Ende noch in einen kirchlichen Geruch komme. Am Feste kamen die Theologen schon, mir die Hand zu drücken; da ich in der andern aber ein Glas Rheinwein hielt, so ließ ich es hingehen, um jenen nicht zu verschütten.

Von der Ausstellungskantate habe ich leider keinen Text mehr zur Hand.

65. An Josef Viktor Widmann, 7. November 83:

Ihr Brief in Versen[4]), mein lieber verehrter Freund, ist zwar ein starker Tabak und fast geeignet, in ironischem Sinne aufgefaßt und verwendet zu werden; da er aber unter uns bleibt und ich zu wissen glaube, wie Sie es meinen, so darf ich meinen Dank für die Mitteilung nicht zurückhalten, zumal ich durch die Feuerwolke hindurch doch erkennen kann, daß mein dickes Gedichtbuch jedenfalls bei Ihnen nicht durchgefallen ist, worüber ich froh bin. Denn es ist immer eine bedenkliche Sache um die Frage: Ist das nun eigentlich Poesie oder nicht?

66. An Conrad Ferdinand Meyer, 22. Nov. 83:

Was meinen Gedichten mangelt, weiß ich wohl; es ließ sich eben nicht mehr besser machen, da die Sache seit vierzig Jahren angefangen war, und ignorieren konnte ich sie auch nicht, wegen der Nachlaßmarder, denen ich sie soweit möglich aus den Händen nehmen mußte. So ist das Buch gewissermaßen von selbst am Wege gewachsen, wie eine ungefüge dicke Distel. Aber sie ist am Ende wenigstens geworden.

67. An Julius Rodenberg, 9. Jan. 84:

Ich danke auch für die rapide Besprechung der Gedichte und deren

---

[1]) Kantate zur Eröffnung usw.; vgl. Teil IX, S. 176 ff.
[2]) Vgl. Teil IX, S. 178 f.
[3]) Das berühmte Vaterlandslied.
[4]) Abgedruckt in der Festnummer der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 19. Juli 1919.

Abdruck[1]) und bitte, Herrn Brahm recht biedermännisch von mir zu grüßen. Über den schmeichelhaften Tenor des Aufsatzes will ich mich diesmal nicht unnütz machen, sonst schlägt er gelegentlich ins Gegenteil um, und das würde mich dann doch wieder verblüffen als verwöhnten alten Esel. Ein solcher wird am Ende auch fähig, alle Münchhausiaden zu glauben, die man über ihn sagt. Ihre eigenen warmen Worte haben mich nicht minder gefreut und dankbar gestimmt als die eines wirklichen Mitlebenden, obgleich ich mit Bezug auf das Buch das Gefühl nicht loswerde, daß es kein lyrisch melodiöses und vielfach zu prosaisch und rauh sei. Daß Sie mit Brahm den „Apotheker" nicht veraltet und wässrig finden, hat mich jedoch tatsächlich erquickt, da dies Stück seinerzeit ganz con amore entstanden ist und ich doch fürchtete, es werde nicht goutiert werden.

68. An Marie v. Frisch, 15. Febr. 84:

Es gibt Leute, die einen gar nichts angehen und sich förmliche Korrespondenzen erzwingen wollen. Das Schönste war vor Weihnachten eine Anzahl Exemplare meiner eigenen Gedichte, die mir zukamen, um je eine Dedikation hineinzuschreiben für die Frau, den Mann, den Onkel usw. Das mußte ich dann wieder verpacken und auf die Post befördern. Einer schickte ein extra schön gebundenes Buch, das ich seiner Frau freundlich widmen sollte, die ich so wenig kannte als ihn selbst. Ich war auf dem Punkte, es Ihnen zu schicken, es war sehr hübsch aussehend, schrieb aber doch eine undeutliche Redensart hinein. Ein anderer hatte die Sache selbst besorgt und mit meinem Namen versehen, es als meine Handschrift ausgebend. Nachher bekam er Furcht, es möchte auskommen und der Friede gestört werden. Er kaufte ein neues Exemplar und ein Dritter mußte es mir senden und mir den Kasus anvertrauen, damit ich die Sache gut machte[2]).

Ihre und des Bruders Exemplare liegen längst bereit, und Sie wissen jetzt, warum mir das Packen verleidet war. Ihr habt aber

---

[1]) Deutsche Rundschau, Bd. 37, S. 469 f.

[2]) Ein Berliner schenkte seiner jungen Frau zu Weihnachten G. Kellers „Gesammelte Gedichte" und schrieb scherzweise mit verstellter Hand die Dedikation in das Exemplar: „Einer norddeutschen Verehrerin der Verfasser". Die Frau war außer sich vor Freude; der Mann wagte nicht mehr, seine Lüge einzugestehen. Da machte Fritz Mauthner einen rettenden Vorschlag. Er sandte dem Dichter ein sauberes Exemplar und bat ihn, die Lüge nachträglich zur Wahrheit zu machen. G. Keller trug folgende Verse ein:

„Ich weiß' ein Geschenk, Das mir nicht gehört Und doch ist mein eigen; Ich send' es der Dame, Die nie ich gesehn Noch nennen je hörte; So schreib ich ins Blaue Zu Ehren der Schönen Die widmenden Worte Mit luftigem Gruß.

Zürich, Julzeit 1883/84. G. Keller"

Vgl. Deutschland, Wochenschrift für und Kunst Literatur, von Fr. Mauthner, 1890, Nr. 44, S. 728.

nicht viel verloren, da es unmöglich ist, in dem monotonen Zeug lang hintereinander zu lesen. Wenn ich wieder auf die Welt komme, will ich es besser machen, wie ich auch normalere Ohrläppchen mitbringen werde.

69. An Paul Heyse, 19. Febr. 84:

Die Aufnahme, die Du meinem Reimbande gewährst, hat mich einigermaßen beruhigt, obgleich ich kein Gehör mehr für dies mit mir altgewordene Wesen habe, das mir gar nicht mehr klingen will[1]). Es ist mir immer noch leid, daß ich durch den Purzelbaum von der Bücherleiter bei meinem Wohnungswechsel verhindert wurde, im Herbst 1882 mit der Handschrift nach München zu kommen, resp. daß dieselbe in jenem Herbst dadurch gar nicht mehr fertig wurde. Daß ich aber Dir nachher das monströse Manuskript von gegen 600 Seiten einfach als zuzumutendes Arbeitspensum zuschickte, konntest Du mir wohl nicht retour zumuten! So bedürftig ich des Rates, namentlich für eine Menge Dinge war, die man selbst zu sehen nicht imstande ist, bis einen plötzlich der Star sticht! Aber es wäre mir sehr lieb, wenn Du jetzt noch mir die Stücke bezeichnen wolltest, welche Du weggelassen hättest; Du brauchtest die Gründe nicht ausführlich zu sagen, da ich schon vielleicht merken würde, warum, und ohne Zweifel für die Zukunft die Streichung vornehmen würde, da ein Abdruck ja jedenfalls in der Ausgabe letzter Hand nochmals stattfinden wird.

Mit der Aufnahme durch die sogenannte Kritik habe ich alle Ursache, unendlich zufrieden zu sein, wo nicht ängstlich wegen mancher erfahrenen Übertreibung.

Sehr angenehm ist es mir, daß der Apotheker bei Dir leidlich geborgen ist. Die Gefahr liegt nahe, daß er als eine jener rügenden Parodien betrachtet wird, welche schließlich als eine con amore verübte Nachahmung des Gerügten erscheinen, die kein eigenes Blut im Leibe hat. Das war nun nicht so gemeint.

70. An Ludwig Geiger, 11. März 84:

Ihr Goethe-Jahrbuch zu kennen, habe ich gewiß vom Beginn an die Ehre und die Freude. Ebenso vermuten Sie ganz richtig, wenn Sie annehmen, daß die paar Ausfälle in meinen Gedichten auf Goethephilister und Pedanten sich nicht auf dasselbe beziehen können. Diese Kleinigkeiten, die, wie ich nun sehe, der Mißdeutung wegen

[1]) Heyse, 27. Dez. 83: „Gerade dies Corpus lyricum, das all dein Menschliches umfaßt, kann ich nur einfach zu den übrigen Lebensbedürfnissen rechnen, davon ich mich nie mehr entwöhnen werde". — Später:

Die hohe zünftige Kritik präsentiert das Gewehr und ruft die Wache heraus, weil ein Generalfeldmarschall vorbeigeht. (Brahm, Ilse Frapan). Er rühmt noch den „trefflichen Apotheker", der ihm wie eine Zuckerfrucht auf der Zunge geschmolzen ist.

besser unterdrückt worden wären, beziehen sich überhaupt nicht auf irgendwie in der Goetheliteratur tätige Männer, auch nicht auf solche, deren Tätigkeit mich nicht just begeistert; sondern sie sind veranlaßt durch gewisse soziale Erscheinungen in der bloß rezeptiven Schichte.

Das Sonett „Goethe-Pedanten" ist in vormärzlicher Zeit entstanden und gehört lediglich zu den Protesten gegen die damalige Flucht stabiler Kreise, die doch nicht für geistlos gelten wollten, vor dem Wehen der Zeit und hinter den Namen Goethes. Ich habe das Sonett nur noch als historisches Denkmälchen aufgenommen. Es rangiert zu anderen Stimmungen und Symptomen damaliger Zeit, welche in noch roherer Form aufgetreten sind.

Das Epigramm „Goethe-Philister" beruht auf Beobachtungen, die man jetzt noch macht. Es existiert eine Art Muckertum im Goethekultus, das nicht von Produzierenden, sondern von wirklichen Philistern vulgo Laien betrieben wird. Jedes Gespräch wird durch den geweihten Namen beherrscht, jede neue Publikation über Goethe beklatscht — er selbst aber nicht mehr gelesen, weshalb man auch die Werke nicht mehr kennt, die Kenntnis nicht mehr fortbildet. Dies Wesen zerfließt dann einesteils in blöde Dummheit, andernteils wird es wie die religiöse Muckerei als Deckmantel zur Verhüllung von allerlei Menschlichem benutzt, das man nicht merken soll. Zu alledem dient eben die große Universalität des Namens[1]).

Für den nächsten Jahrgang des Jahrbuches werde ich Ihrer wohlwollenden Einladung nicht folgen können. Ein Gedicht wird auf äußern Anstoß hin kaum in glücklicher Weise entstehen, was im vorliegenden Fall doppelt bedenklich ist; und zu einem Aufsatz oder dgl. finde ich dermalen nicht die gehörige Muße.

71. An Wilhelm Petersen, 22. März 84:

Für Ihre günstig gestimmte Aufnahme der Gedichte und deren eingehende Erwähnung habe ich Ihnen ebenfalls meine dankbare Gesinnung darzulegen, was nicht hindert, daß ich der Sache neuerdings nicht recht traue; denn das Buch fängt leider an, mir selbst prosaisch vorzukommen oder wie ich es nennen will. Was mich einigermaßen beruhigt, sind die großen Widersprüche, die sich in der öffentlichen Beurteilung zeigen; was der eine tadelt, lobt der andere und umgekehrt, und dem übertriebensten Anpreisen steht der Ausspruch gegenüber, das Ganze wäre am besten ungedruckt geblieben. So hat das Ärgernis, wenn es eines ist, doch eine gewisse Energie, und das ist immer etwas.

72. An Theodor Storm, 26. März 84:

Was meine eigene gereimte oder geverste Dichterei betrifft, so hat dieselbe unerwarteterweise ein ziemliches Geräusch gemacht und in

[1]) Vgl. Teil IX, S. 76 und X, S. 22.

der Beurteilung fast noch mehr Widersprüche erfahren, als sie selbst enthält, so daß das böse Gewissen, das mich plagte, gerade hiedurch einigermaßen beruhigt wurde. Das Richtigste, ohne es zu wollen, sagte einer am Schlusse seiner Kritik in der „Konservativen Monatsschrift“[1]). Die Meinung, das Buch sei zu dick, d. h. ohne Auswahl zusammengestellt, sei nicht haltbar; denn es sei alles so gleichmäßig schlecht, daß entweder alles oder nichts habe gedruckt werden müssen.

Hingegen sagt neulich ein Berliner Gymnasiarch[2]), ich hätte zu vieles beseitigt, was hoffentlich sowieso wieder aufgebracht werden würde. Letzteres Diktum hat mich mehr geärgert, als das erstere.

73. An Paul Nerrlich, 27. März 84:

Sie verpflichten mich durch Ihre neue günstig geneigte Besprechung einer meiner problematischen Publikationen zur erneuerten Dankbarkeit, welche sich besonders auch auf die Ehrlichkeit erstreckt, mit welcher Sie auch den Tadel nicht zurückhielten und dadurch das große Lob wenigstens zum Teil plausibel machen wollen.

Ebenso aufrichtig will ich mit ein paar antikritischen Bemerkungen nicht zurückhalten, die sich sowohl auf das freundliche Lob als auf den ebenso freundlichen Tadel beziehen. Da möchte ich in jener Hinsicht mich verwahren, daß die unterdrückten Sachen der früheren Ausgaben gelegentlich wieder aufzunehmen seien; und wenn ich nichts anderes dagegen tun kann, so werde ich zum mindesten für die Zeit meines Ablebens eine Verfluchung unbefugter Hände von abfälligen Nachlaßmardern abfassen und feierlich niederlegen! Es ist traurig genug, daß einmal Gedrucktes nicht mehr vernichtet werden kann; so wird die Welt um so mehr noch lernen müssen, es da liegen zu lassen, wo die pflichtgemäße Selbstkritik der Autoren es hat liegen lassen, und diese Zeit wird sicherlich noch kommen.

Aber, verehrter Freund! wer zum Teufel hat Ihnen denn gesagt, daß im „Modernsten Faust“[3]) auch nur mit einem einzigen Worte an Heine gedacht worden sei? Paßt denn irgendwie das Wesen der dort gemeinten Bummelpoeten einer jetzt ausgestorbenen Gattung auf Heine im plumpsten Sinne? Wie können Sie so trocken hinwerfen, er sei ohne Zweifel Gegenstand des Gedichtes, das ich weggelassen habe, weil es wirklich nicht mehr verstanden werden kann, ohne daß man Namen nennt, was man eben nicht mehr tun will.

Dies grobe Mißverständnis macht mir auch Ihre Auffassung des „Apothekers von Chamounix“ klarer, worin Sie eine peinliche Verhöhnung des Kranken und Sterbenden sehen. Man wird doch bei

[1]) O. K. in der Allg. kons. Monatsschrift, 41. Jahrg., S. 369 f. Scharfe Ablehnung; nur drei Gedichte werden gelobt.

[2]) Paul Nerrlich in den Akad. Blättern 1884, S. 173 ff.

[3]) Gedichte 1846, S. 319. Abgedruckt bei Brunner, S. 424 f.

Gott noch Spaß verstehen, auch wenn er keck ist, und wenn er allerdings etwas Wein oder selbst Branntwein ins Rosenwasser gießt! Die Sache dreht sich einfach um die Fiktion, daß Heine (oder vielmehr der Heinianismus) sich schlimmer stelle, als er sei, darin einzig besteht der Scherz, und dieser wird provoziert durch die Bekehrung auf dem Krankenbette zum Theismus mittelst eines Buches, wie der „Romanzero", das kein weinerlicher Geist machen konnte; dazu lebte er ja noch mehrere Jahre. Den Schlußpassus: „Keller dürfte" usw. verstehe ich vollends gar nicht.

Mein Apothekerpoem ist gewiß keine klassische Satire, aber noch weniger eine giftige oder feindselige; einigen Inhalt aber wird sie selbstverständlich haben müssen, sonst wäre der Spaß nicht weit her.

74. An Paul Heyse, 7. Sept. 84:

Es gibt eine Menge schöner und nicht zu missender Poesien der alten und neueren Welt, die nach dem Oberlehrer-Schema weder lyrisch noch episch sind und sich doch erlauben, dazusein. Dieser billige Standpunkt hindert nicht mein eigenes böses Gewissen, hinsichtlich meiner vorjährigen Übeltat, die mir erst jetzt im Magen zu liegen angefangen hat. Allein da handelt es sich um etwas ganz anderes.

75. An Adolf Exner, 16. Jan. 85:

Ihre Mitteilungen über die in Berlin gehörten Gespräche über mein corpus lyricum haben mich sehr interessiert[1]); ich denke zum Teil um kein Haar besser von dem Backstein von Band, zum Teil erkenne ich aber auch die notorische Erscheinung, daß dort seit 1866 viel Leute zusammengelaufen sind, die nicht mehr recht Hochdeutsch verstehen und alles für fehlerhaft halten, was nicht neusächsisch oder plattdeutsch anklingt. Es gibt jetzt bereits Verfasser von poetischen Lehrbüchern, welche durch ihre Demonstrationen unbewußt dartun, daß sie die richtige Akzentuierung verloren haben und des Sprachschatzes nicht einmal mehr mächtig sind. Es geht mir mit dem Buche übrigens, wie dem Bauer und seinem Sohne mit dem Esel; aus demselben Berlin haben mir zwei Gelehrte geschrieben, daß die von mir unterdrückten Gedichte, deren eine gute Zahl ist, durchaus wieder heraus müßten, und der jüngere davon wollte sie sogar auf eigene Faust redigieren und herausgeben.

[1]) A. Exner an G. Keller, 20. Juli 1884: „In einer Gesellschaft [in Berlin, wo Exner im Frühling war] traf es sich, daß drei ehemalige Zürcher Professoren nebeneinander saßen, Dernburg, Mommsen und ich. Dadurch kam das Gespräch auf die alte Stadt und schließlich auf Ihre Gedichte. ‚Der Apotheker' wurde bestaunt und bewundert, an dem übrigen aber hinsichtlich der Verskunst herumgemäkelt. Mommsen sagte sogar in seiner scharfen Weise: ‚Ein Dichter, der keine Verse machen kann, das ist eben schlimm!' Mag sein, antwortete ich ihm, aber dafür kann er eine Prosa schreiben, die kein Lebender ihm nachmacht. Worauf der alte Mommsen ganz brav und ernst sagte: ‚Das muß ich bestätigen!'"

76. An Wilhelm Hertz, 10. März 89:

Daß die Gedichte an der bezeichneten Stelle als Band IX und X[1]) getrennt werden, wird nicht wohl zu umgehen sein, obgleich Band X mit den Rüge- oder Schimpfgedichten nicht lieblich anhebt. Nur ist mir unklar, ob die beiden Abteilungen die alte fortlaufende Paginatur beibehalten, dabei aber jeder seine Hälfte des Registers erhalten solle.

Quellen und Anregungen

Lebendig begraben. Baechtold berichtet nach Kellers Erzählung (I, 228): „Spitalpfleger Leonhard Ziegler zum ‚Egli' (1762—1854), eine in Zürich wohlbekannte Persönlichkeit, besaß nebst einem guten Tokaier eine unüberwindliche Angst vor dem lebendig Begrabenwerden. Er bot dem Dichter eines Tages hundert Flaschen seines edlen Weines an, wenn ihm jener ein allgemein nützliches Gedicht über das Thema verfertige. Keller machte sich ans Werk, wobei freilich etwas ganz anderes herauskam, als der Besteller gewollt hatte." Ermatinger (I, 132) weist noch darauf hin, daß sich der Dichter im März 1844 die Verse Uhlands ins Tagebuch notiert habe:

Lebendig sein begraben,
Es ist ein schlimmer Stern;
Doch kann man Unglück haben,
Das jenem nicht zu fern:
Wenn man, bei heißem Herzen
Und innern Lebens voll,
Vor Kümmernis und Schmerzen
Frühzeitig altern soll.

Feueridylle. Entstanden im Mai 1845. Eine große Feuersbrunst hatte am 27. April 1844, morgens 4 Uhr, im sog. Vogelsang in Oberstraß Wohnhaus und Scheune des Gemeindeammanns zerstört. Der Zusatz im „Deutschen Taschenbuch" von 1846: „Eine Allegorie" rührt von Arnold Ruge her und erregte des Dichters lebhaften Ärger. — Treffend erläutert Ermatinger I, 147 f. den Zyklus: „Die Reihe von Momentbildern aus der Feuersbrunst gibt eine wohlgeschlossene Gesamtschilderung des Ereignisses, die an sinnlicher Fülle und realistischer Charakteristik über die Liebesgedichte emporragt. Und zugleich sind diese Bilder tief lyrisch. Die Seele des Dichters atmet in der wundervollen Symbolik, die den Zyklus beseelt, indem sie die einzelne sinnlich wahrgenommene Erscheinung in einen größeren, geistig empfundenen Zusammenhang einreiht. Der Brand, der berechtigt und notwendig erscheint, wird zum Bilde des Revo-

[1]) In den Gesammelten Werken 1889.

lutionsbrandes der vierziger Jahre, der die Armen rächt (II), alles dunkle Gelichter vertreibt (III) und den geknechteten Geist befreit (V). Wohl wird auch unschuldiges Leben zerstört, das der Hauch des Feuers ergriffen (VI), aber unentwegt und ewig neu strömt der Quell des Lebens weiter, indem seine Formen wechseln (VIII). So wird dem Zeitgenossen der großen Revolutionen die nächtliche Feuersbrunst zum Bilde einer großen Läuterung, und freudig begrüßt das Schlußgedicht den anbrechenden Morgen."

Panard und Galet. Cornicelius, Romanische Einflüsse in Gottfried Kellers Dichtungen („Festschrift Adolf Tobler zum 70. Geburtstag dargebracht" 1905, S. 133): Den verlockenden anekdotischen Stoff zu den drei Trinkromanzen von Panard und Galet bot Grimms Notiz über Panard in der „Correspondance littéraire" (Januar 1766) und, größtenteils, Marmontels Mémoires (Barrère, S. 221 ff.) oder die Artikel über Galet und Panard in Michauds „Biographie universelle", die ihrerseits auf Marmontel fußen. Panard hat seine literarische Bedeutung als Vorgänger Bérangers in der Gaudriole. Er und der Gewürzkrämer Galet aus der Rue des Lombards (plus aisidu au théâtre de la Foire qu'à sa boutique) waren in der Tat unzertrennliche Freunde, qui n'étaient jamais si bien en verre que sous la treille de la guinguette. Zu Marmontel, der sie gut gekannt hat, äußerte Panard auch seinen untröstlichen Schmerz über das wässerige Grab seines Freundes: Ah! monsieur, ils me l'ont mis sous une gouttière, lui qui, depuis l'âge de raison, n'avait pas bu un verre d'eau! Wie Grimm, erzählt auch Marmontel von dem Neujahrsgedicht Galets, das nur bis zu sechs statt zwölf Strophen gediehen war (Collé, nicht Panard aber war der Beschenkte); er zitiert auch die letzte Strophe:

De ces couplets soyez content.
Je vous en ferais bien autant
Et plus qu'on ne compte d'apôtres;
Mais, cher Collé, voici l'instant
Où certain fossoyeur m'attend,
Accompagné de plusieurs autres.

Keller ist hier Grimm gefolgt, der nur den Inhalt des Couplets angibt und Panard als Empfänger nennt. Auch zu Kellers erstem Gedicht hat Grimm den Stoff geliefert: Un jour, c'était le vendredi-saint sortant tous ivres d'un cabaret, l'un d'eux dit: „Mes amis, c'est aujourd'hui ce jour terrible; toute la nature est affligée, la terre chancelle sous nos pas, il ne fait pas bon dans les rues." Ils entrèrent dans la taverne, et n'en sortirent que le jour de Pâques.

Ein Festzug in Zürich. Ermatinger I, 383: „Im April 1856 hatte in Zürich ein Frühlingsfest, das Sechseläuten, stattgefunden.

Der Züricher Metzgermeister Heinrich Cramer (1812—71), zugleich gemütlicher humorvoller Gelegenheitsdichter und tüchtiger Zeichner, hatte den Festzug entworfen, in dem alle Nationen der Erde in charakteristischen Typen vertreten waren. Der Festzug wurde zu Ehren der Eröffnungsfeier der Zürich-Bodenseebahn am 26. Juni 1856 wiederholt. Idee: Ein Völkerkongreß, den die Eisenbahn ermöglicht. Ein nächtliches Bankett unter den alten Bäumen des Lindenhofs sollte den freudigen Tag beschließen. Da brach zwischen 9 und 10 Uhr in dem gegenüberliegenden Gasthause zum „Limmathof" Feuer aus. Das hohe winkelige Gebäude war mit Gästen von oben bis unten gefüllt. Drei Personen, Großmutter, Mutter und Kind, blieben in den Flammen des Hinterhauses. Die Löschmannschaft, die, größtenteils noch kostümiert, der Brandstätte zueilte, verrichtete wahre Wunder. Oberst Heinrich von Moralt, der Chef des Steigerkorps, und der Messerschmied Fritz Waser retteten mittelst Schläuchen zwei vornehme Tiroler Beamte, Anton Ritter von Strele und Graf Leopold v. Künigl, die man schon für verloren gegeben. — Kellers Gedicht, das auf diesem Vorfall beruht, ist ein selbstbewußtes Denkmal bürgerlicher Kraft und Tüchtigkeit, die Festesjubel und mutige Hilfsbereitschaft zu vereinen weiß."

Bei einer Kindesleiche. Entstanden November 1845. Die Nachbarsleute Dietrich brachten ihr krankes Kind, das um diese Zeit starb, oft zur Mutter. Dann lag es still auf dem Tisch und schaute den Dichter, der sich mit ihm zu schaffen machte, wenn es niemand sah, mit seinen großen Augen gar „barmherzig" an (Baechtold I, 228). Interessant ist der Vergleich mit C. F. Meyers Gedicht „Über einem Grabe" (Gedichte S. 11) und Mörikes „An eine Aeolsharfe" (Werke, hg. v. Fischer, Bd. I, S. 30).

Tafelgüter. Den Stoff fand Keller in der Selbstbiographie des Präsidenten Jacob August von Thou (Thuanus), abgedruckt in Prof. Seybolds Selbstbiographien berühmter Männer, I. Band, Winterthur 1796. Auf einer Gesandtschaftsreise im Jahre 1589 gelangt Thuanus zu dem Bischof von Mende in den Cevennen, Adam Heurtreloup oder Hurteloup, Comte von Gevaudan („Stoßenwolf"). „Dieser Prälat war in allem, was sein Amt betraf, sehr genau, übrigens von unverletzlicher Treue gegen den König und alle diejenigen, die dem Könige anhingen. Bei der ersten Mahlzeit bemerkte man gleich mit Erstaunen, daß jedem Geflügel oder Wildbret, das aufgetragen wurde, entweder der Kopf, oder ein Flügel, oder ein Schenkel, oder sonst ein Teil fehlte. Der Bischof sagte daher scherzend: man müsse seinem Lieferanten diese Leckerei verzeihen. Immer koste er zuerst von dem, was er ihm liefere. Als nun die Gäste ihn fragten, wer denn sein Lieferant seie, so antwortete er: ‚In diesen gebirgigen Ländern, die wegen ihrer Fruchtbarkeit die reichsten des Reichs sind, haben die Adler die Gewohnheit, ihr Nest in der Off-

nung eines unzugänglichen Felsen zu machen, wo man sie kaum mit Leitern oder Klammern erreichen kann. Sobald es die Schäfer bemerken, bauen sie an dem Fuße des Felsen eine kleine Hütte, die sie gegen die Wut dieser gefährlichen Vögel schützt, wenn sie ihren Jungen die Beute bringen. Das Männchen verläßt sie drei Monate lang nicht, und das Weibchen geht nicht aus dem Neste, so lange ihr Junges nicht die Kräfte hat, es auch zu verlassen. Ebensowenig sucht sie das Männchen. In dieser Zeit nun gehen beide auf den kleinen Krieg aus im Lande umher und rauben Kapaunen, Hennen, Enten und alles, was sie in den Höfen finden, zuweilen sogar Lämmer, Ziegen, ja gar Milchschweine, die sie ihren Jungen bringen. Ihre beste Jagd aber machen sie auf dem Felde, wo sie Fasanen, Rebhühner, wilde Enten, Hasen, Rehe u. dgl. rauben. Sobald nun die Hirten bemerken, daß beide aus dem Neste geflogen sind, steigen sie eilends den Felsen hinan, holen, was die Adler ihren Jungen gebracht haben, und lassen statt dessen die Eingeweide einiger Tiere zurück. Weil sie aber nicht so geschwinde hinaufklettern können, daß nicht die Alten oder das Junge schon einen Teil ihrer Beute verzehrt hätten, so ist dieses die Ursache, daß Sie das Wildbret so verstümmelt sehen. Dafür aber ist's schmackhafter als alles andere, das man auf dem Markte kauft. Wird endlich,' setzte der Prälat hinzu, ‚der junge Adler stark genug, fortzufliegen, das erst später geschieht, weil man ihm seine Nahrung raubt, so binden ihn die Hirten, damit die Alten fortfahren, ihm Speise zu bringen, bis sie endlich, wenn sie sich aufs neue paaren, der Vater zuerst und dann die Mutter, das Junge gänzlich vergessen. Dann lassen die Schäfer entweder den jungen Adler da oder nehmen ihn aus Mitleiden mit sich.'"

Der Kranz. Vgl. Ludwig Uhlands Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe. Stuttgart 1874, S. 230 f. Es wird von Uhlands Übersiedelung von Stuttgart nach Tübingen erzählt: „Als er an dem Reisetag an das Ende der Stuttgarter Gemarkung kam, fand er seine Stuttgarter Freunde und manchen Kampfgenossen aus der Ständeversammlung, die ihm Glück auf die Reise wünschten und einen Lorbeerkranz übergaben. Er nahm herzlichen Abschied von den Freunden, aber den Lorbeerkranz hing er im nächsten Wald an eine Eiche auf, mit der Bemerkung gegen seine Frau: ‚Ich kann doch nicht mit einem Lorbeerkranz in Tübingen ankommen!' und mit dem Scherze: ‚Wie wird der nächste Wanderer sich wundern, daß diese Eiche Lorbeerblätter trägt.'"

Has von Überlingen. Die Quelle ist wie beim „Narren" die Zimmersche Chronik Bd. 2, S. 536: „Es ist auch bei wenig jaren ain burger zu Überlingen gewesen, hieß der Has, der besorgt sich auch so übel vor dem Merzen, derhalben unterließ er nicht, sondern ging den ersten tag Marcii gewapnet in ruck und kreps mit ainer hellenparten

für sein hausthür: do sagt er dem Merzen ab und erbott sich, mit ihm zu schlagen. Es ist ihm auch gerathen, daß er sein letzten Merzen überlept hat. Wie er sterben söllen, hat er verschafft, daß ainer sollte der baar vorgeen und schreien: „Hie fert der Has.' Wenig jar vor seinem absterben hat er ainsmals den sterbendt zu Uberlingen gejagt und auch domals verjagt, darvon noch viel zu Uberlingen gesagt wurt." — Vgl. oben die Briefstellen: an Baechtold, 30. Juli 77, und an Petersen, 25. Juni 78.

Der Narr des Grafen von Zimmern. Aus der Zimmerschen Chronik, hg. v. Barack (Stuttg. Lit. Verein), Bd. 2, 1869, S. 585. Dort wird von Michele, dem Narren des Grafen Johannes Werner von Zimmern, folgende Anekdote erzählt: „Er hat uf ain zeit, als er aim priester zue Mößkirch zu altar gedienet, kein glögklin gehapt, damit er ad elevationem klinglen kinden (können); damit nun an seinem fleiß nichts erwunde (mangle), hat er, wie man eleviert und er hinder dem priester geknuet, mit baiden henden an die rollen, so er an seinen oren gehapt, zugleich, als ob er klingelt, geschlagen; ist sein gelacht worden. Er hat wol zu dem priester gefüegt, der inter elevandum eucharistiam die mit der ainen handt ufgehept und mit der andern handt geschellt. Ußer disem allem leichtlichen hat megen abgenommen werden, daß er sich kainer thorhait ußer schalkhait angenommen, sonder ain lauters kindt gewesen."

Der Apotheker von Chamounix. Die erste Gestalt des Werkes aus den Jahren 1852/53, die Keller zur Aufnahme in die Scheinauflage der „Neueren Gedichte" (1854) nach Braunschweig geschickt hatte, ist nicht bekannt. — Die Umarbeitung von 1860 mit interessanten Randbemerkungen des Dichters, die den Gedankengang andeuten, hat Baechtold im ersten Ergänzungsheft zum Euphorion (1845) veröffentlicht. Bei Brunner findet man eine Gegenüberstellung der Abweichungen beider Fassungen (S. 357 ff.), bei Ermatinger I, 400 ff. eine literarhistorische Orientierung. Eine feine Bemerkung bei Frey, Frühlyrik (S. 52 f.). Vgl. auch Baechtold II, 325 ff.

Die oben abgedruckten Briefstellen Nr. 15, 16, 17, 19, 20, 24, 25 geben über die Entstehung der Satire, die mehrfachen Verhinderungen des Erscheinens (ein undehnbarer Buchdeckel, Hettners fürsorglicher Rat, Ludmillas ängstliche Beschwörung, allerhand minderwertige Zeitsatire, eines Verlegers Unentschlossenheit) und über des Dichters Absichten Auskunft.

Die Zeitungsente, von der Keller in der Vorbemerkung erzählt, besagt, daß einem Apotheker dadurch von seiner eifersüchtigen Geliebten ein höchst lächerlicher Tod bereitet worden sei, daß sie ihm eine gestrickte Halsbinde mit Schießbaumwolle gefüllt habe.

Die Veranlassung zur Schilderung von Heines Tod und Apotheose

und zur Charakteristik seiner Art hat das Erscheinen des Romanzero (1851) gegeben.

Die Verbindung der novellistischen Fabel und der Literatursatire scheint durch den Zufall des gleichzeitigen Bekanntwerdens der ihnen zugrunde liegenden Tatsachen oder angeblichen Tatsachen herbeigeführt worden zu sein. Tatsächlich hergestellt wird sie durch die abkühlende Bußzelle im Eise des Montblanc, die sowohl für Clara als für H. Heine zum Aufenthaltsort bestimmt ist, und weiter dadurch, daß die Apothekergeschichte sehr wohl als „ein Beispiel für die geistreich-spielende und gemütskalte Arabeskenkunst Heines" gelten könnte, deren besondere und höchst unbehagliche Art in der Romanze „Spanische Atriden" ausgedrückt erschien (Baechtold II, 325) und die nun mit ihren eigenen Waffen angegriffen wird (Ermatinger I, 405).

Charakteristisch für Kellers kompositorische Neigungen ist es, daß der Apotheker zuerst als Rahmenerzählung gestaltet worden war. In die Geschichte des Apothekers Bertram und seiner Geliebten Laura mitsamt dem Bericht von der unglücklichen Clara, die in einem Eiszacken des Montblanc ihr Purgatorium findet, war die Literatursatire, in deren Mittelpunkt Heine steht, derart eingebettet, daß sie nach Claras Tod und Versetzung in das Kristallhaus begann und daß die versehentliche Erschießung der Geliebten durch den Apotheker auf der Steinbockjagd erst nach der Einlieferung Heines in die Läuterungsstätte am Montblanc erzählt wurde, worauf dann noch außer dem „Hace fabula docet" ein „Abgesang" folgte.

Bei der Umarbeitung für die Gedichtsammlung von 1883 hat Keller zunächst eine Änderung der Komposition vorgenommen, außerdem ist einerseits eine wesentliche Erweiterung eingetreten und anderseits haben starke Kürzungen stattgefunden:

Rahmengeschichte und Literatursatire sind auseinander gelegt und als erster und zweiter Teil hintereinander gestellt worden. Vielleicht hat Hettner die Anregung dazu gegeben (Baechtold II, 327, Anm.). Sicher ist dadurch der Eindruck der Einheitlichkeit und Zusammengehörigkeit abgeschwächt.

Sodann hat der Dichter den „Abgesang" weggenommen und hat ihn unter der Überschrift „Das große Schillerfest 1859" unter Hinzufügung mehrerer Strophen (Brunner S. 355 f.) als selbständiges Stück dem Gedichtband eingefügt (Teil X, S. 114 ff.). — Vom ursprünglichen Gesang VI wurde leider der Eingang gestrichen mit der Schilderung des Kleinlebens in dem Alpenrosenwäldchen auf Claras Grab und der liebenswürdigen Geschichte von dem Gnömchen, das zu Ehren unserer Lieben Frau vom Bärtlein ein Legendchen mit gemalten goldenen Initialen schreibt (es ist um die Legendenzeit in Kellers Schaffen!), und ebenso mußte der Schluß wegfallen wegen der Änderung im Aufbau des Ganzen. Getilgt sind endlich an vielen Stellen einzelne Strophen und Strophengruppen, die dem Dichter

entweder zu scharf erscheinen mochten oder die seinen Geschmacksansprüchen nicht mehr genügten, weiter der böse Ausfall auf Karl Gutzkow, den Keller grimmig haßte (Brunner S. 386) und schließlich die Schlußbetrachtung dieses „Liedes der Willkür" (Brunner S. 393 f.).

In der ursprünglichen Rahmengeschichte, die nunmehr mit einem Zuge zu Ende erzählt wird, haben sich Bertram und Laura in Titus und Rosalore verwandelt, die Gestalt Claras aber, die vorher ein bloßer Schemen war, ist liebevoll erweiternd und begründend verdeutlicht und damit dem Ganzen sein Schönstes und Bestes gegeben worden, die Figur des Apothekerzwerges Thomas und seine groteske Rolle in der Liebesgeschichte hat der Dichter ebenso hinzuerfunden wie die Wanderung von Claras Seele nach ihrer Büßerzelle am Eisberg und die liebenswürdigen Szenen mit dem Hirtenbüblein und den Bienen, die ihrer Herrin folgen, für welch erstere eine Walliser Sage Anregung geboten hat. Die Explosion der Schießbaumwolle wird mit ein paar Strophen besser begründet (Str. 164, 165, 171—75; Brunner S. 373 f.), und schließlich ist noch der Zug des Totenvolks über die Berggrate, dem sich das Paar aus dem Chamounirtale anschließen muß, wiederum auf Grund einer sagenhaften Überlieferung hinzugefügt.

Ein paar Einzelheiten. S. 134: Wer ist der König Ehrenmann am Monte Rosa? — S. 135: Den Stoff zu der in der Niederschrift von 1860 durch das Stichwort „Fremdes Glück" als Kontrast zu Rosalorens Seelenstimmung gekennzeichneten Murmeltierepisode hat Keller als Achtzehnjähriger im Pfennigmagazin von 1834 gefunden. — S. 140: Die Gräfin Ida Hahn-Hahn (1805—1880), ursprünglich eine emanzipationssüchtige jungdeutsche Schriftstellerin, hatte durch ihren Übertritt zur katholischen Kirche viel Geräusch gemacht. Ihr Buch „Von Babylon nach Jerusalem" (1851) veranlaßte eine scharfe Gegenschrift Abekens „Babylon und Jerusalem". Eine ihrer Gedichtsammlungen heißt „Die Liebhaber des Kreuzes", Mainz 1852. Die Teil X, S. 140 zitierte Stelle stammt aus einem ihrer Gedichte. — Über Heinrich Heines Bekehrung muß man das Nachwort zum Romanzero, die Geständnisse (Vermischte Schriften 1854) und die Biographien nachlesen. Einzelne der von Keller zur Charakteristik der Gedichtsammlung verwendeten Ausdrücke und Situationen findet man im Romanzero. — S. 141: „Ritterschaft der alten Schmecker" 1860 hieß es „Ritterschaft der Gourmandise", was zwar unschön aber deutlicher ist. — S. 142: Anspielung auf allbekannte Lieder Heines (Lorelei). — Der Advokat von Arras ist Robespierre. — S. 143: Vgl. das Nachwort zum Romanzero. — S. 147: Das Verhältnis zu Platen (1796 bis 1835, Syrakus) ergibt sich aus den so witzigen wie unverschämten „Bädern von Lucca" (Reisebilder, III. Teil) in jeder Heineausgabe.

gabe. Ausführliches in Schlössers dicken Platenbüchern. — S. 149 f.: Ermatinger (I, 407) findet mit Recht die ältere Fassung der Goethestelle klarer. Auf S. 150 hieß es nach Str. 5: Die Geschichte mit den Weibern / Ließ ich mir zu Herzen gehen / Und von Anfang bis zum Ende / War mein Blut zu ernst und ehrlich. / Wo ein Herz ist wie das meine, / Da versammeln sich die Raben, / Raben mit den schönen Augen / Und den anspruchsvollen Schnäbeln. / Und ich ward um mich betrogen / Von den Kleinen, von den Großen / Und am Ende war ich König / Aber ohne Königin. Es klingt wie eine poetische Paraphrase von Goethes Maxime: „Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen, so werden sie gleichsam abgesponnen wie die Wocken." Ermatinger wird wohl recht haben: Das mit den Weibern klang dem alternden Junggesellen Keller in Erinnerung an Johanna und Betty zu persönlich. — S. 150 f.: Schillers Worte gipfelten ursprünglich wirkungsvoller: Wohl die Hälfte meiner Bahn ist mit Sternenlicht bezeichnet: Doch das End', das mir entrissen, bleibt ein diamantnes Rätsel. Die Charakteristik der beiden großen Dichter ist ungemein schlagend, ebenso die von Lessings männlicher Art (S. 152). — S. 154 f.: Ob in die „skurrile Form" der abzuhebenden Glasglocke irgend etwas Symbolisches hineingeheimnißt ist? Keller 1860 am Rand: „Ein höchstes Mysterium scheint sich zu zeigen." Am Ende ist's romantische Spielerei oder vielmehr Spott darüber. — S. 155: Über das Verhältnis der beiden Gegner vgl. außer dem gemeinen Angriff Heines auf den toten Feind („Heinrich Heine über Ludwig Börne" 1840) das Buch von August Boden (1841) und Holzmanns Börnebiographie (Berlin 1888). S. 156: Der „tapfere" Lessing deutet auf die Stimmung der Galateanovellen hin. Er übt sich „unversehens in allen Praktiken" an den beiden Streitern. Ein Hinweis auf Nathan, Spinoza und Moses Mendelssohn, der weder für Heine noch Börne schmeichelhaft erscheint, ist 1883 getilgt. — S. 157: Statt der vorletzten und drittletzten Strophe stand 1860 ein elfstrophiger scharfer Angriff auf den Tintendrachen Gutzkow, der seit 25 Jahren durch Deutschland wurmisiert, diesen „Mann aus zweiter Hand", der immer noch denkt wie ein Junge, sich alltäglich auf der literarischen Gasse taktlos herumbalgt, der kein Gewicht im Herzen und keine Weihe auf dem Haupte trägt und der deshalb nie ein Herz treffen wird, ob er gleich 100 Jahre ziele. Selbst wenn er brav sein will, zeigt er Eselsohren und, um obenauf zu bleiben, macht er die tollsten Kapriolen. Endlich aber wird man ihn in das grause Tintenmeer stecken, wo er als abgebrühtestes aller Ungeheuer die übrigen gräulichen Tintenmolche beherrschen mag. — S. 158: Das Eckermännchen ist offenbar Alfred Meißner, über dessen Heinebuch (1856) sich Keller schwer geärgert hatte, vgl. oben an Ludmilla Assing, Nr. 20. Im Manuskript von 1860 steht am Rand die Strophe: „Kein Deutscher ist

so schlimm daran, er hat noch seinen Eckermann. Und wo ein Faust zum Teufel fährt, fühlt sich das Wagnertum verklärt." — S. 159: 1860 war als Spukort Berlin genannt, dessen abergläubische Konventikel Keller ja genugsam kennen gelernt hat. Vgl. Baechtold II, 328, wonach der Dichter 1882 das Motiv bedeutend erweitern wollte, ehe er sich mit der bloßen allgemein gehaltenen Andeutung begnügte. — S. 160: Anspielung das die 5. „Römische Elegie", vgl. oben den Brief Nr. 122, S. 161: Napoleon III. wurde von Keller mit besonderem Nachdruck gehaßt. — S. 164 ff.: Die sechs Tänzerinnen vertreten die sechs Nationen: Spanier, Italiener, Indier, Böhmen, Polen und Franzosen. Ist die falsche Gräfin aus den ersten Jahren des zweiten Kaiserreichs eine bestimmte historische Persönlichkeit? — S. 170: Der alte Schächer ist der vielumstrittene Genfer Staatsmann James Fazy (1794—1878), dessen Privatleben höchst anfechtbar gewesen sein soll (Spielleidenschaft). — S. 173: Der lange Karl Heinzen, der Parteigänger Ruges, ist einer der „Ichel" Follenschen Angedenkens aus der ersten Dichter- und Weltanschauungskampfzeit Gottfried Kellers. Vgl. Ermatinger I, 157 ff.

Heyse an Keller, 10. März 1882 nach der Veröffentlichung des Bruchstücks (16.—18. Gesang der älteren Fassung. Euphorion 1. Ergänzungsheft 1895, S. 165—180) in Lindaus Zeitschrift „Nord und Süd" 1882: Ich will Dir nur sagen, liebster Freund, daß mich Deine spät gebeichtete Jugendsünde ... höchlich erbaut hat, daß Dir aber die Indulgenza plenaria nur erteilt wird, wenn Du alle Falten und Fältchen Deiner schwarzen Seele geschüttelt und die sämtliche wilde Jagd Heinescher Gespenster ans Licht gebracht hast. Es ist mir nämlich, da heutzutage in diesen Bummel-Trochäen so billig als schlecht fort und fort gedichtet wird, eine wahre Genugtuung, den jungen Leuten, die ihr Pfenniglichtchen so munter auf den (J. V. von) Scheffel stellen, an diesem Exempel nachweisen zu können, wie ein wirklicher Poet er selbst bleibt, auch wenn er einmal in die abgestreifte Schlangenhaut eines anderen sich vermummt. In diesem Spuk funkelt und sprüht es von deinen allerschönsten und eigensten Raketen, und ich wollte nur, das Konterfei vor dem Heft sähe Dir so ähnlich wie die Verse.

[Gemeint ist das Bild von Frank Buchser, 1873 gemalt, das 1919 in farbiger Nachbildung als offizielle Kellerpostkarte wieder verbreitet worden ist.] — Wie ratlos andere Zeitgenossen des Dichters dem Apotheker gegenüberstanden, zeigt deutlich Ilse Frapans sonst so feine Besprechung des Kellerschen Gedichtbandes im „Magazin für Literatur".

Conrad Höfer.

Alphabetisches Verzeichnis

der Überschriften und der Anfänge der Gedichte

Die Überschriften sind mit * bezeichnet. Wo Überschrift und Versanfang gleichlauten, wurde jene nicht besonders aufgeführt

Der erste Band (= Teil 9 der Gesamtausgabe!) trägt keine besondere Beziferung, der zweite (= Teil 10 der Gesamtausgabe!) ist mit 2 bezeichnet

*Abend auf Golgatha 28.
Abend war's, ich stand 2, 88.
*Abendlied 29.
*Abendlied an die Natur 27.
*Abendregen 26.
Aber auch den Föhrenwald 36.
Aber ein kleiner goldener Stern 2, 50.
*Abschiedslied 124.
Alle meine Weisheit 2, 62.
Aller Sonnenschein 105.
*Alles oder nichts 74.
Als einst die Luft 149.
Als endlich sie den Sarg 86.
Als Gegner achte 2, 23.
Als ich, ein Kind, am Strome 1, 57.
*Alte Weisen 2, 57.
*Am Brunnen 24.
*Am fließenden Wasser 38.
*Am Himmelfahrtstage 1846 10.
Am Hügel wohnt 2, 17.
*Am Sarg eines neunzigjährigen Landmannes 2, 39.
Am sonnig weißen Gartenhaus 2, 105.
*Am Tegelsee 2, 70.
*Am Ufer des Stromes 2, 109.
*Am Vorderrhein 100.
*An A. A. L. Follen 77.
*An das Herz 2, 42.
*An das Vaterland 121.
An der Brücke zu Lausanne 2, 48.
An des Heimatflusses Borden 2, 75.
*An eine junge Simplizitas 2, 21.
*An Frau Ida Freiligrath 103.
*An Justinus Kerner 2, 97.
Ans Fenster schlägt 67.
Angetan mit rost'gen Waffen 189.
*Antipanegyrisches 179.
*Apostatenmarsch 180.
Arm in Arm 36.
*Aroleid 2, 102.
*Auf das Schützenfest 1872 136.
Auf der hölzern' Trommel 188.
*Auf der Landstraße 2, 36.
Auf Lüneburger Heide 104.
*Auf die Motten 75.
*Auf Maler Distelis Tod 182.
Auf seinem Bette liegt 2, 13.
Augen, meine lieben 29.
Aus den braunen Schollen 23.
Aus der schwarzen Riesenrüstung 188.
*Aus einem Romane 2, 90.
*Aus ihrem Leben: Dichtung u. Wahrheit 2, 24.
Ausgestorben scheint die Stadt 10.
*Becherlied 133.
*Bei einer Kindesleiche 2, 53.
*Beim Rheinwein 105.
Berge dein Haupt 2, 11.
*Bergfrühling 33.
Berghinan vom kühlen 32.
*Berliner Pfingsten 2, 72.
Betrachtet eurer Gegner 2, 23.
*Biermamsell 2, 74.
Bleich beglänzte Wolkenscharen 186.
*Buch der Natur 9.
Bum! Bum! 180.
*Clemens Brentano, Kerner und Genossen 77.
Da hab' ich gar die Rose 87.
Da ist ein Buch 95.
Da lieg' ich denn 84.
Da liegt ein Blatt 2, 110.
Da liegt vor mir 67.
Da rauscht das grüne 101.
*Dankbares Leben 80.
Das Gärtlein dicht 2, 62.
*Das große Schillerfest 1859 2, 114.
Das ist die üppige 35.
Das Köhlerweib ist trunken 2, 61.
*Das neue glückhafte Schiff 128.
*Das Tal 111.
Das Urmaß aller Dinge 178.
*Das Weinjahr 2, 101.

Daß ich nicht ein jedes Atom 2, 14.
*David 2, 78.
Dein Lied ist rührend 2, 97.
Dein schlechtes Fühlen 2, 22.
Dein Witz geht an 2, 74.
Deiner bunten Blasen 2, 84.
*Dem Kopf- und Herz-Dogmatiker 2, 22.
Den Dichter seht 2, 24.
Den Linden ist zu Füßen 48.
Den mit trocknen Erbsen 2, 22.
Den niemand kommen hört 2, 53.
*Den Zweifellosen 79.
*Denker und Dichter 2, 28.
*Der alte Bettler 2, 66.
*Der Apotheker von Chamounix 2, 118.
Der erste Tannenbaum 89.
*Der falsche Hafisjünger 2, 26.
Der Frühling ging 2, 99.
*Der Gemsjäger 110.
Der Herbstwind rauscht 2, 95.
Der Herr gab dir 2, 9.
Der Himmel hängt 2, 81.
*Der Kirchenbesuch 59.
*Der Kranz 2, 99.
*Der Kürassier 2, 35.
Der Lenz ist da 33.
Der Lenzwind tanzt 33.
Der Mehrheit ist nicht 2, 23.
*Der Nachtschwärmer 52.
*Der Narr des Grafen von Zimmern 2, 103.
Der Ölbaum wuchs 2, 78.
*Der Scheingelehrte 2, 21.
*Der Schöngeist 2, 68.
Der schönste Tannenbaum 91.
*Der Schulgenoß 66.
Der sonnige Duft 2, 77.
Der Sturm erwacht 20.
*Der Taugenichts 2, 63.
Der Traube Saft 133.
*Der Waadtländer Schild 2, 48.
Des Berges alte 2, 78.
*Des Friedens Ende 2, 44.
Dich zieret dein Glauben 114.
Die Abendsonne lag 71.
Die alte Heimat seh' ich 46.
*Die Aufgeregten 2, 16.
*Die Begegnung 61.
*Die Entschwundene 63.
Die ersten Veilchen 2, 63.
Die Flamm' ist tot 99.
Die Freundschaft fuhr 128.
*Die Goethe-Pedanten 76.
*Die Gräber 115.
*Die Hehler 76.
*Die Johannisnacht. 161.
*Die Landesversammlung 1852 123.
*Die kleine Passion 2, 77.
Die Lor' sitzt 2, 57.
*Die Mitgift 53.
*Die öffentlichen Verleumder 185.
Die Phantasie tut 2, 51.
Die Ratzenburg 2, 20.
Die Schenke dröhnt 2, 108.
*Die Schifferin auf dem Neckar 107.
Die Schifflein ruhn 176.
Die Sonne fährt 55.
*Die Spinnerin 2, 37.
*Die Tellenschüsse 75.
*Die Thronfolger 2, 33.
*Die Winzerin 2, 105.
Die Zeit geht nicht 113.
Doch was will sich hier 187.
*Doppelgleichnis 2, 15.
Dort gegen Westen 97.
Drei Ellen gute Bannerseide 122.
*Drei Ständchen 15.
Du bist ein Schreier 78.
Du, der so lang 66.
Du milchjunger Knabe 2, 58.
Du tapfres Volk 82.
Du willst dich freventlich 60.
Durch Bäume dringt 111.
*Dynamit 2, 22.

Eben die dornige Krone 28.
*Ehescheidung 2, 87.
*Eidgenossenschaft 74.
Ein Apfelbaum 97.
Ein armer Teufel 183.
*Ein Berittener 2, 93.
Ein Feldzug in Zürich 149.
Ein Fischlein steht 39.
*Ein früh Geschiedener 68.
*Ein Goethe-Philister 2, 22.
Ein Häuptling ritt 2, 93.
Ein Meister bin ich worden 2, 92.
*Ein schuldlos Unwahrer 2, 22.
*Ein Schwurgericht 2, 110.
*Ein Tagewerk 2, 49.
Ein Ungeziefer ruht 185.
*Einem Tendenzriecher 2, 21.
Einer flötet 2, 21.
*Einer Verlassenen 15.
*Eitles Leben 81.
*Epigrammatisches 2, 20.
Er kam, ein alter 110.
Er war geschaffen 68.
*Erkenntnis 80.
Ermattet von des Tages Not 17.
*Eröffnungslied 127.
*Erster Schnee 48.
*Erstes Lieben 51.
Es dämmert 27.
Es deckt der weiche Buchenschlag 35.
Es donnert über der Pfaffengass' 112.
Es glänzt ein stilles weißes Haus 2, 70.
Es ist ein stiller Regentag 44.
Es ist nicht Selbstsucht 79.
Es klagt Panard 2, 13.
Es lässet sich mit aller Kraft 43.
Es ringen die Ströme 108.
Es schlägt der Mönch 2, 81.
Es schneit und eist 61.

Es wallt das Korn 18.
Es wandert eine schöne Sage 31.
Es war der Has von Überlingen 2, 100.
Es war ein heitres 63.
Es wiegt die Nacht 17.
Es wird schon gehn 2, 43.

Fahre herauf, du kristallener 22.
*Fahrende Schüler 119.
*Fahrewohl 48.
Fällt einer ab 2, 23.
*Feldbeichte 43.
*Festlieder und Gelegentliches 121.
*Feuer-Idylle 92.
Flackre, ew'ges Licht 120.
Fliehe nicht 119.
Fliehendes Jahr 45.
Frau Rösel 2, 34.
Freiheit mit den schwarzen Augen 2, 32.
*Frühgesicht 112.
*Frühling des Armen 33.
*Frühlingsbotschaft 30.
*Frühlingsglaube 31.
*Für ein Gesangfest im Frühling 148.

*Gasel 42.
*Gaselen 2, 9.
*Gedächtnis an W. Baumgartner 134.
Gefächelt von der Lüfte Schwingen 2, 15.
Gefallen sind die Hiebe 2, 79.
*Gegenüber 101.
Geh auf, o Sonn' 81.
Geh, gewinn mir Geld 131.
*Geistergruß 2, 107.
*Geübtes Herz 2, 14.
*Gewitter im Mai 34.
*Gewitterabend 27.
Glück auf! nun will 2, 31.
Graulockig ein Mann 2, 109.
*Grillen 2, 51.
*Gruß der Sonne 23.
Ha! was ist das? 84.
Halb sorg- halb lustbewegt 144.
Halte fest an der Partei 2, 23.
Haltet, Freunde 134.
*Has von Überlingen 2, 100.
Heißt ein Haus 126.
Hell im Silberlichte 38.
*Herbstlied 45.
*Herbstnacht 42.
Herbstnächtliche Wolken 42.
Herr Stoßenwolf 2, 82.
Herrlich in der Maienzeit 2, 94.
*Herwegh 78.
Heute sah ich ein Gesicht 2, 72.
Hier ist die Brücke 2, 89.
Hier unter diesem 130.
*Himmelsleiter 56.
*Historiograph 2, 21.
Hoffnungsblumen 2, 33.
Holzgeschnitzte Bilder 189.
Horch — endlich zittert es 87.
Horch! Stimmen 85.
Hüll' ein mich 27.
Hussa! Hussa! 184.

Ich bet' 2, 26.
Ich bin ein Fremder 2, 71.
Ich bin rot 2, 19.
Ich drückte mich nach Hause 2, 35.
Ich fürcht' nit Gespenster 2, 58.
Ich ging am grünen 53.
Ich hab' in kalten 112.
Ich halte dich 2, 10.
Ich kam zu einem 2, 25.
Ich kenne dich, o Unglück 2, 91.
Ich liege beschaulich 38.
Ich sah ein holdes Weib 2, 107.
Ich sah jüngst 72.
Ich sehe dich 67.
Ich weiß ein Haus 72.
Ich will spiegeln mich 51.
Ihr nennt uns Träumer 76.
Im afrikanischen Felsental 2, 54.
Im Bauch der Pyramide 70.
Im Frührot stand 9.
Im Glase blüht 28.
Im Herbst verblichen 41.
Im Herbst, wenn sich 43.
Im Laube weht 136.
*Im Meer 2, 81.
*Im Schnee 49.
Im Wallis liegt 2, 102.
Im Zwielicht ruht 2, 44.
In Blüten schwamm 34.
In dem Tal 2, 118.
In dem Winkel 2, 85.
*In den Äpfeln 2, 25.
*In der Stadt 69.
*In der Trauer 2, 91.
*In Duft und Reif 41.
*In einem Lustwalde 2, 71.
*In fremden Landen 2, 75.
In Gold und Purpur 25.
In heißem Glanz 116.
In Mittagsglut 68.
Ist zu Ende nun 2, 24.

Ja, das ist 64.
Ja, du bist frei 74.
Ja, hätt' ich ein verlaßnes 88.
*Jeder Schein trügt 72.
*Jesuitenzug 184.
Jetzt ist des Winters 148.
Johannisfeuer glimmt 161.
*Jugendgedenken 51.
*Jung gewohnt, alt getan 2, 108.

*Kantate bei Eröffnung einer Landesausstellung in Zürich 176.
*Kantate zum Jubiläum der Hochschule Zürich 178.
Kennt ihr 2, 24.
*Klage der Magd 2, 55.
Klagt mich nicht an 2, 91.
*Kriege der Unfreien 82.
*Krötensage 2, 78.

*Lacrimae Christi 2, 16.
Läg' ich 85.
*Land im Herbste 46.
*Landwein 2, 17.
Langsam und schimmernd 26.
Lässig bald 2, 71.
Laßt mich in Gras 2, 97.
Laßt rot vor Scham 82.
Laßt uns auf alle Berge gehen 45.
Launig erlog die Natur 2, 22.
Laut stürmt der Schall 92.
*Lebendig begraben 83.
*Liebchen am Morgen 55.
*Lied vom Schuft 183.

*Majorität 2, 23.
Man merkte 71.
Man sagt, daß in der Völkerschlacht 147.
*Marschlied 125.
*Meergedanken 179.
*Melancholie 2, 92.
Mich tadelt 2, 11.
Mir glänzen 2, 57.
Mit dem grauen Felsensaal 111.
*Mit einer Reißkohle 2, 15.
*Mönchspredigt 2, 81.
*Morgen 22.
*Morgenwache 2, 27.
Müde saß ich 56.

*Nach dem Siege 82.
Nachdem wir nun begraben 138.
*Nachhall 65.
*Nacht im Zeughaus 186.
*Nachtfahrer 17.
*Nachtfalter 17.
*Napoleons Adler 2, 46.
Nasser Staub 40.
*Nationalität 73.
Nein! — Zwischen uns 2, 30.
Nicht ein Flügelschlag 50.
*Nikolai 2, 46.
Nimm diese Lieder 77.
*Nixe im Grundquell 58.
Nun bin ich untreu worden 13.
Nun, da diese alte Herrn 2, 27.
Nun in dieser Frühlingszeit 58.
Nun ist der Lenz 2, 55.
Nun legst du 2, 66.
Nun schmücke mir 2, 10.
Nur diesen letzten 2, 38.
Nur Ordnung 76.

O ein Glöcklein klingelt 2, 15.
O Erde, du gedrängtes 62.
O heiliger Augustin 2, 9.
O mein Heimatland 121.
O wär' mein Herz 179.
O welch ein Duften 2, 68.
Ob sie geschehn? 75.

*Panard und Galet 2, 12.
*Pandora 179.
*Parteigänger 2, 79.
*Parteileben 2, 22.
Perlen der Weisheit 2, 10.
*Poetentod 2, 95.
*Polkakirche 2, 74.
*Prolog zu Beethovens 100. Geburtstag in Zürich 1870 147.
*Prolog zu einer Theatereröffnung in Zürich 1864 144.
*Prolog zur Schillerfeier in Bern 1859 138.

*Ratzenburg 2, 20.
Recht im Glücke 2, 90.
*Reformation 70.
*Regen-Sommer 40.
*Revolution 2, 43.
*Rhein- und Nachbarlieder 100.
*Rheinbilder 111.
*Rhetorische Histrionen 2, 21.
Rinne sanft 2, 37.
Röschen biß 2, 60.
*Rosenglaube 114.
*Rosenwacht 28.
*Rote Lehre 2, 19.
Rüstet die Kelter 2, 101.

Sah ich eine junge Welle 39.
Schämig versagst du 2, 21.
Schäum' brausend auf! 78.
*Scheiden und Meiden 64.
*Schein u. Wirklichkeit 68.
*Schifferliedchen 16.
Schimmernd liegt 2, 113.
*Schlafwandel 2, 54.
*Schlechte Jahreszeit 182.
Schließt auf den Ring 137.
*Schlußgesang am Volkstage 1873 137.
Schnee und Regen 2, 114.
Schneebleich lag 73.
Schon hat die Nacht 16.
Schon war die letzte 61.
Schöne Bürgerin 15.
*Schütz im Stichfieber 131.
*Schweizerdegen 126.
Seht da den Vogel 81.
Seht den Schuft 2, 65.
Seht die dürre 190.
Sei mir gegrüßt 2, 92.
Seid mir gesegnet 81.
Seit ihr die Berge 2, 22.
Sie haben Ruh 182.
Sie kamen 2, 12.
Sieh den Abendstern 65.
Siehst du den Stern 114.
Singt mein Schatz 2, 59.
So beginnt es rings 190.
So bist du eine Leiche 2, 39.
So ist es doch betrübt 103.
So manchmal werd' ich irre 69.
So oft die Sonne aufersteht 22.
*Sommernacht 18.
*Sonette 66.
*Sonnenaufgang 22.
*Sonnenuntergang 25.
*Sonntags 2, 71.
*Sonntagsjäger 43.
*Sonnwende und Entsagen 112.
*Spielmannslied 9.

Stadt der Freude 106.
*Stein- u. Holz-Reden 104.
*Stille der Nacht 12.
*Stilleben 111.
*Stiller Augenblick 45.
*Stilles Abenteuer 2, 85.
*Stutzenbart 2, 94

*Tafelgüter 2, 82.
*Tagelied 60.
*Tod und Dichter 2, 84.
Trau' keinem 2, 22.
*Trauerweide 61.
Tretet ein 2, 59.
*Trinklaube 2, 9.
*Trost der Kreatur 19.
*Trübes Wetter 44.

*Überall 2, 32.
*Ufenau 1858 130.
Unabsehbar 2, 46.
Und als die Schöpfung 20.
Und einer kommt 96.
Und wieder grünt 102.
Und wieder schlägt's 92.
*Ungemischt 2, 14.
*Unruhe der Nacht 13.
Unser ist das Los 2, 9.
*Unter Sternen 14.
*Untergehende Liebe 2, 88.

*Venus von Milo 2, 20.
Verbogen und zerkniffen 2, 11.
*Verlornes Recht, verlornes Glück 2, 90.
*Vermischte Gedichte 2, 28.
Verschlossen u. dunkel 49.
*Via mala 101.
*Vier Jahreszeiten 102.
*Vier Jugendfreunde 66.
Volkstum u. Sprache 73.
Vom Lager stand ich 2, 49.
Von alter Zeit her 94.
Von Berg u. grünen 124.
Von heißer Lebenslust 52.
Von Holz und Reisig 94.
*Von Kindern 71.
*Vor einem Luftschlosse 15.

Während des Gefallnen 2, 46.
*Waldfrevel 2, 65.
*Waldlieder 36.
*Wanderbilder 2, 70.
*Wanderlied 2, 31.
Wandl' ich 2, 60.
*Wardeins Brautfahrt 2, 58.
Was du nicht willst 2, 23.
Was eilt zu Tal 125.
Was ist das für ein Schrein 70.
Was rollt so zierlich 2, 103.
Was sind das für possierliche 77.
*Wegelied 122.
*Weihnachtsmarkt 2, 73.
Weil in Tendenzen 2, 21.
Weise nicht von dir 2, 14.
Weisheitsvoll 2, 21.
Welch lieblich Wunder 98.
Welch lustiger Wald 2, 73.
Welche tief bewegten 2, 16.
Wende dich 14.
Wenn schlanke Lilien 2, 10.
Wenn schlechte Leute 2, 23.
Wer ohne Leid 79.
Wer über den Parteien 2, 22.
*Wetternacht 20.
Wie ahnungsvoll 100.
Wie des Rauches 2, 16.
Wie ein Fischlein 59.
Wie einst die Medizäerin 2, 20.
Wie einst die Tochter 101.
Wie glänzt der helle 2, 62.
Wie herrlich wär's 88.
Wie ist denn einst 74.
Wie nach dem Rezept 2, 74.
Wie naht das 49.
Wie nun alles stirbt 48.
Wie poltert es 83.
Wie schlafend 19.
Wie schön, wie schön 80.
Wie strahlet ihr 24.
*Wieder vorwärts! 32.
*Wien 1848 106.
Willkommen, klare Sommernacht 12.
Willst du, o Herz 80.
Willst du nicht dich schließen 2, 42.
*Winterabend 73.
*Winternacht 50.
*Winterspiel 49.
Wir haben deinen tiefen Gram 15.
Wir haben hoch im Bergrevier 127.
Wir standen an rauschender 107.
Wir wähnten lange 114.
Wissende sagten es lange 2, 21.
Wo ist der schöne Blumenflor 182.
Wo ist ein Volk, so frei 75.
Wo sich drei Gassen kreuzen 69.
*Wochenpredigt 116.
Wohin hat dich dein guter Stern 66.
Wohl dehnen endlos Steppen 123.
Wohlan, ihr neunmal Weisen 2, 28.

*Zeitlandschaft 2, 113.
Zieht eine arme Pilgerin 2, 36.
Zu loben ist der Männer 99.
Zum Gerichte rief der Frühling 30.
Zum Pfäffel kam ein Pärchen 2, 87.
*Zur Erntezeit 35.
*Zur Verständigung 78.
Zwei Gräber 115.
Zwölf hat's geschlagen 88.

Druck und Einband von Hesse & Becker in Leipzig.

34447

Keller, Gottfried

Sämtliche Werke.

PT
2374
.A1
1921
v.3

4 71

DATE	ISSUED TO

34447

PT
2374
.A1
1921
v.3